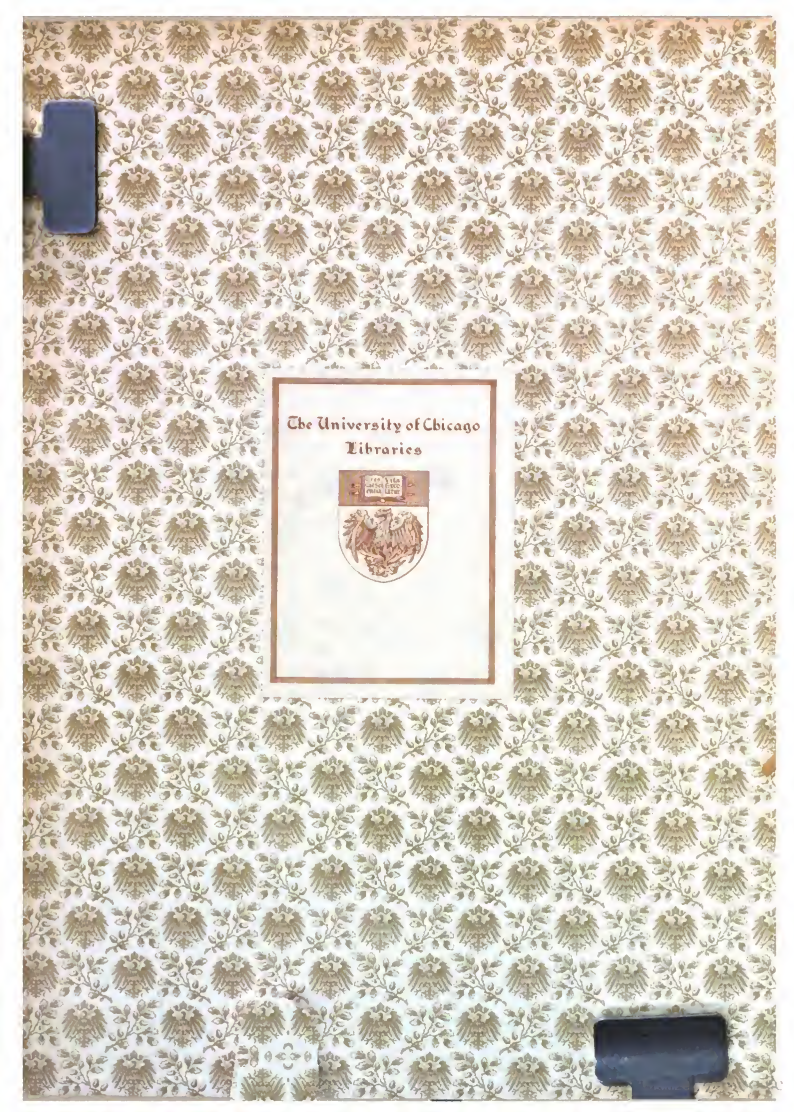
DAS BAYERLAND: ILLUSTRIERTE HALB-MONATSCHRIFT FÜR BAYERNS LAND UND VOLK ...




The University of Chicago
Libraries

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift

für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von Heinrich Leher.

Achtzehnter Jahrgang.



München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1907.

Inhaltsverzeichnis.

Novellen und Erzählungen.

Die Seitenzahlen der Illustrationen decken sich mit den Seitenzahlen der Textfortsetzungen.

Verschiedene Aufsätze.

Illustrierte Sagen.

Die Seitenzahlen der Illustrationen und Vignetten decken sich mit den Seitenzahlen des Textes.

Bayerisches Münzkabinett.

Kleine Mitteilungen.

Illustrationen.



Ingolstadt.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Schwedenkriege. Von J. Baumann. Illustriert von A. Hoffmann.

Seit zwölf Jahren wütete der Krieg in den verschiedenen deutschen Ländern. Im Juli 1631 war Gustav Adolf, König von Schweden, im Norden des Reiches gelandet, hatte es aber nicht verhindern können, daß Tilly, der Liga Feldherr, Magdeburg wegnahm. Noch im gleichen Jahre schlug Gustav Adolf den bisher unbesiegten Tilly vollkommen aufs Haupt. Die Schweden zogen nun ungehindert nach Franken, wo sie sich in den reichen Stiftern gütlich taten. Noch ehe aber das Frühjahr 1632 gekommen war, flogen die schwedischen Fahnen nach kurzer Winterrast wieder in alle Richtungen zu neuen Unternehmungen. Dann brach auch der König auf. Zu Aschaffenburg musterte er 20000 Mann zu Fuß und Roß. Dazu stießen seine Feldherren Horn, Baner und der Herzog von Weimar mit ungefähr ebensovielem Kriegsvolke. Nun wendete er sich südwärts nach Bayern. Mit festlichem Jubel empfing ihn das befreundete Nürnberg. Tilly, der im Bambergischen gegen Horn günstige Erfolge gehabt hatte, war dem Könige nicht gewachsen und zog sich auf die Donau zurück. Der Kurfürst von Bayern und sein Feldherr schickten Eilboten nach Wien und zu Wallenstein und baten um schleunige Hilfe; denn nur so könnte Bayern, die Vormauer von Österreich, gerettet werden. Diese Boten trafen den Friedländer inmitten eines unermeßlichen Heergetümmels; denn sein neugeworbenes Heer war schon schlagfertig und marschbereit. Gegen Erwarten zeigte sich Wallenstein den Boten gegenüber entgegenkommend und versicherte, daß er schleunigst eine Anzahl Regimenter abschicken wollte; diesen würden unverzüglich andere folgen. Maximilian war hocherfreut über diese Willigkeit des Friedländers und pries dessen treumeinenden, löblichen Eifer. Er ahnte nicht die entsetzliche Rachgier des in seinem Ehrgeize gekränkten Menschen, der ein Herz hatte hart wie Kieselstein. Mit satanischem Lustgefühle schlürfte der Friedländer Tropfen für Tropfen den Kelch der Rache bis zur Neige und demütigte auf eine unerhörte Weise den Kurfürsten und selbst seinen Kaiser.

Schon waren die Schweden in Donauwörth, das sie am 6. April weggenommen hatten. Beinahe täglich gelangten nun immer neue Notschreie aus Bayern zu Wallenstein um unverzügliche, schleunige Hilfe. Wallenstein schrieb: „Längst sind meine Befehle an die Feldherren Maradas und Gallas ergangen und 5000 Reiter unterwegs; sie können stündlich eintreffen." In Wirklichkeit hatte aber nicht ein Mann Marschbefehl erhalten. Wallensteins Antwort war niederer Hohn.

Tilly kam aus der Oberpfalz nach Ingolstadt und marschierte von da am 5. April an der Donau entlang über Neuburg an des Landes Grenze, um den Schweden den Eintritt in das Bayernland zu verwehren. Hoffend blickte er noch immer nach Osten, wo die versprochenen Reiter erscheinen sollten.

Zwischen Neuburg und Donauwörth mündet bei Rain der Lech, ein reißender Gebirgsfluß, in die Donau. Infolge des vielen Schneewassers ging er hoch und bildete darum für die Schweden ein beträchtliches Hindernis. Von der Lechmündung bis zu dem 12 Wegstunden flußaufwärts gelegenen Augsburg waren alle Brücken abgebrochen. Am rechten Lechufer, zwischen Rain und Thierhaupten, schlugen die Bayern ihr Lager auf. Sie zählten 20000 Mann, denn der Kurfürst hatte alle verfügbaren Kräfte herangezogen. Diese waren

aber meist nur Landwehr, nämlich blutjunge, bartlose Bauernjungen, die man von den Feldern weggenommen, Leute ohne Erfahrung, an keine Strapazen gewöhnt und noch ungewandt im Waffengebrauche. Das Lager bezog man auf einer bewaldeten Höhe; von da senkte sich das Gelände hinunter zum Flusse. Wo unten der Baumwuchs aufhörte, befand sich ein ebener, aber ziemlich morastiger und nur in der Nähe des Wassers etwas besser gangbarer Streifen Landes. Dort wurden Schanzen und Gräben aufgeworfen und die Geschütze aufgestellt. Der Lech bildete hier einen großen Bogen, so daß das Ufer beinahe einer Halbinsel glich. Man konnte es eine gute Verteidigungsstellung nennen, denn Wasser, Sümpfe, Wald und Verhaue schützten das Lager. Um sich nach Möglichkeit den Erfolg zu sichern, hatte Tilly nichts versäumt, und seit einer Woche arbeitete man ununterbrochen daran, die Stellung zu befestigen.

Es ging auf den Abend. Der Feldherr, der in Rain sein Quartier aufgeschlagen hatte, war seit Stunden im Lager, beschaute die aufgeworfenen Gräben, die vorspringenden Winkel und Schulterwehren und die für die Geschütze errichteten Schanzbauten. Er lobte und ermunterte überall die Arbeiter und erteilte da und dort den Offizieren neue Anordnungen und Befehle zu Verbesserungen und zur Vervollständigung des befestigten Lagers. Da die junge Mannschaft einen kleinlauten und durch die Arbeit erschöpften Eindruck machte, sprach er wohlwollend mit den Soldaten, um den Mut und die Ausdauer zu stärken. Dann lobte er aber auch die Veteranen, von denen ihm viele dem Namen nach bekannt waren. Leutselig redete er namentlich mit den Offizieren und gab ihnen noch mancherlei Winke und Anweisungen. Da nun die Hauptarbeit geschehen war, ließ er noch das vorliegende Buschwerk lichten und dann durch den bewaldeten Abhang Bahnen brechen, um dem Fußvolke nötigenfalls die Bewegungen zu erleichtern und Stämme für die Verhaue zu gewinnen, welche dem Lager noch einen weiteren Schutz gewähren sollten. Die jungen Fähnlein mußten mit den Waffen, der Muskete und der Pike, üben, um von der Wehr einen besseren Gebrauch machen zu können. Auch mit einigen Posten sprach er, die am Lechufer standen, und mit den Reitern, welche abritten, um die in größerer Entfernung aufgestellten Vedetten abzulösen. Letztere meldeten, daß diesen Nachmittag auf der anderen Lechseite vereinzelte Reiter gesehen worden seien, und daß in Nordhausen, das etwa zwei Stunden entfernt an der Donauwörth-Ingolstädter Straße liegt, bereits größere Haufen eingetroffen seien.

Tilly war müde geworden. Er verabschiedete die Generäle und Obersten, die ihn bisher begleitet hatten, und ritt auf eine Höhe, welche zwischen der Stellung und dem Städtchen Rain lag. Sein Pferd übergab er einem Reitknechte. An seiner Seite war nur ein junger Offizier namens Stalhart geblieben. Dieser hatte schon bei Magdeburg in Tillys Stab gute Dienste geleistet und sich später bei Breitenfeld hervorgetan; erst vor kurzem war er durch Tilly, der ihm wohlwollte, zum Offizier befördert worden. Tilly verwendete den intelligenten, unermüdlichen und treuen Reiter in seiner Umgebung, und Stalhart setzte alle seine Kräfte ein, um den Anforderungen der neuen und ehrenvollen Stellung gewachsen zu sein.

An einer Stelle, die eine weite Umschau gestattete, setzte sich der greise Feldherr auf einen Eichenstumpf, welcher zur Ruhe einlud. Gedankenvoll schaute er nach Westen, wo die Sonne eben zur Rüste ging und sich nochmals in den Fluten des Bergflusses spiegelte. Rufe, laute Befehle und das Summen vieler Stimmen hörte man vom Lager herüber, wo sie an den Feuern die Abendkost bereiteten. Unten im Grunde rauschte der Lech; auf der rechten Seite aber sah man die blitzende Donau.

Sorgenvoll dachte Tilly an die nächsten Tage, die wohl eine Entscheidung bringen mußten. Er hatte wenig Hoffnung; der nordische König mit seinem geschulten Heere, das so viele deutsche Fürsten unterstützten und zu dessen Erhaltung das Ausland Tonnen Geldes schickte, war ihm weit überlegen. Spärlich floß ihm seit Jahren nur das Nötigste zu. Die Augen wurden ihm naß, als er daran dachte, daß er jetzt an seinem Lebensabende nochmals gezwungen werden sollte, seinen in fünfzig Kriegsjahren gewonnenen Ruhm zu verlieren und das Lorbeerreis einem fremden, ehrgeizigen Eroberer zu überlassen. Er blickte über den Lech dahin, wo der Rivale erscheinen mußte. Sein immer noch gutes Auge gewahrte einzelne Punkte, Reiter; dann auch größere Haufen: der Schweden Vorhut war im Anzuge. Es überkam ihn eine Ahnung, daß er dem nordischen Löwen erliegen würde. Wie im Traume zog ihm sein langes, der Pflicht und der Ehre geweihtes Leben vorüber. Er gedachte der sonnigen Jugend im heimatlichen Schlosse, das in Belgien stand, und wie er unter dem Prinzen Parma die Pike getragen. Dann hatte er in Frankreich und Lothringen eine Schwadron kommandiert und später in Ungarn und Siebenbürgen im Solde des Kaisers gegen den Halbmond, gegen Türken und Tataren, gekämpft. Als der Kaiser das Heer abgedankt, war er in des Bayern-Herzogs Dienste getreten und hatte nun, seit der große Krieg begonnen, dessen Heer bis zur Stunde geführt, von Lager zu Lager, von Land zu Land, von Sieg zu Sieg, — bis zu dem unseligen Tage von Leipzig, wo er die ungleiche Kraft zum ersten Male mit dem Schweden gemessen.

„Hätten mir doch die Fürsten und des Reiches Stände nur den zehnten Teil von dem zu des Heeres Verstärkung und Unterhalt beigesteuert, was ihnen jetzt der Fremde mit Gewalt genommen; dann brauchte ich nicht, das Schwert in der Hand, vor des Landes Türe zu sitzen, um dem Eindringling den Eingang zu verwehren."

Wieder erhob er das greise Haupt und blickte nach Westen. Er glaubte nun auf der Straße, welche von Donauwörth nach Rain heranzog, Kolonnen wahrzunehmen, Kolonnen mit Roß und Wagen. Die Dämmerung erlaubte es aber nicht mehr, deutlich zu sehen. Nebel stiegen vom Leche auf, und die Kühle durchschauerte ihn. Stalhart stand seitwärts und ehrte das Schweigen seines Herrn, den er, wie er es ja oftmals gesehen, im Gebete versunken glaubte. Nun holte er vom Reitknechte den alten Feldmantel und hing ihn über die Schulter des Dasitzenden. Der blickte wie erwachend auf.

„Danke, Max! Wir haben hier schon lange geweilt. Sahst Du auch die Schweden?"

Stalhart erwiderte: „Im Dämmernebel regte es sich da und dort; aber sicher konnte ich nicht mehr unterscheiden. Doch jetzt röten sich gerade vor uns die Wolken, — auch dort drüben zur Linken, — und im Hintergrunde. Sind es Wachtfeuer oder haben sie Häuser angezündet?"

„Sie kommen, Max, und erleuchten ihren Weg. — Was denkst du? Werden wir ihren Anlauf hemmen?"

„Hier oder nie! Der wilde Fluß trägt keine Brücken von Augsburg bis Rain. Der König soll es nur probieren, über die starke Strömung eine Brücke zu schlagen. Unsere Kanonen stehen hinter den Erdwerken bereit, um ihn und seine Waghälse mit einem Eisenhagel zu überschütten. In den Gräben und hinter unseren starken Schanzen wartet das Fußvolk, und Reiter stehen auf den Flügeln, um auf die ersten einzuhauen, welche es tollkühn wagen sollten, den Lech zu durchschwimmen und den Fuß auf unser Ufer zu setzen. Vor unseren Augen müßte der König den Übergang probieren, und die Gelegenheit ist schlecht."

„Er ist verwegener wie andere und er wird's versuchen. Die Seinen sind ihm blind ergeben. Wenn er es ernstlich will, so ist's ihm schwer zu verwehren. — Mich hat eben erst ein seltsames Ahnen überkommen. Im Fluge durchstreifte ich nochmals mein Soldatenleben. Mir ist's, als sollte es sich hier enden."

Stalhart wollte erwidern; da hörte man vom Lager her die Töne des bekannten Reiterliedes:

„Kein schön'rer Tod ist auf der Welt
Als wie vorm Feind erschlagen — —"

Beide lauschten den fernen Tönen, die durch den Abendfrieden drangen. Und als der Schluß kam:

„Hier findet er Gesellschaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien — —",

da nickte Tilly wehmütig, und eine Träne perlte in seinem Auge: „Ja, wie die Kräuter im Maien," fuhr er fort; „wie es Gott will."

Und nachdem er wieder länger geschwiegen, sprach er weiter, aber leise, als wollte er nur zu sich selber sprechen:

„Der Fall Donauwörths übte auf die Unsrigen einen schlimmen Einfluß aus. Der Schwede hat nun den Schlüssel in seinen Händen. Gewinnt er auch noch Augsburg, so hat er den ganzen Lechfluß; das arme Bayernland steht ihm offen und damit Tirol, Österreich und der Elsaß: Osten und Westen; kein Weg ist ihm dann fürder versperrt. Drum habe ich die Besatzung in Augsburg belassen und nicht hierher gezogen, so notwendig sie uns hier wäre. Aber auch dort ist die Bürgerschaft kleinmütig, obwohl ich ihre Brücke abbrennen, die Wälle ausbessern und mit Geschützen armieren ließ."

„Wenn nur die Wallensteinschen Regimenter kämen!" meinte Stalhart.

„Ich begreife es nicht, daß sie nicht kommen," erwiderte Tilly. „Heute sind es eben vier Wochen, daß der Friedländer geschrieben, er habe bereits Marschbefehl gegeben. Ich ließ mich des demütigenden Bittens und Flehens wahrlich nicht verdrießen und habe neuerdings nochmals einen Obersten an den Kaiser geschickt. Jetzt handelt es sich nicht mehr um Bayern, schrieb ich, sondern um das ganze Römische Reich. Wenn nicht unverzüglich Hilfe kommt, ist alles unwiederbringlich verloren." (Fortsetzung folgt.)



An einer Stelle, die eine weite Umschau gestattete . . .

Schloß Schleißheim.

Von Hans Steinberger, München.

In schärfstem Kontraste zu der großartigen, alpinen Schönheit des tiefeingerissenen Isartales oberhalb Münchens steht die ausgedehnte, in stundenweiter Ferne von den blauen Höhenzügen des Ampertales begrenzte Ebene, nördlich von München. Ausgedehnte Waldkomplexe beherrschen hier das Gelände, zwischen weiten Moorwiesen mit üppiger, farbenreicher Vegetation, silberschimmernden Birkengehölzen und schwarzbraunen Torfflächen breiten sich fruchtbare Ländereien mit wogenden Getreidefeldern aus, und erst im Laufe der letzten Jahrzehnte ist die ehedem spärliche Besiedelung eine dichtere geworden.

Der einzige Reiz scheint hier in dem Fernblicke auf das türmereiche Stadtbild von München und auf die in blauem Dufte der Ferne am Horizonte aufsteigende Alpenkette zu bestehen, und doch bietet die vielen so eintönig und reizlos erscheinende Heidelandschaft eine Fülle entzückender Landschaftsmotive in wechselvollen Stimmungen. Sagte nicht Jean Paul: Romantisch ist eine grenzenlose grüne Ebene wie ein fernes Gebirge, hier erschaut das Auge beides. Daß es gleichwohl nicht das Gefallen an der Landschaft war, welches der Entstehung des Schlosses Schleißheim inmitten der flachen Ebene zugrunde lag, ist leicht erklärlich. Zu jener Zeit bildete bei Anlage eines Lustschlosses, das zumeist als Absteigquartier des Hofes bei Jagden diente, die Möglichkeit ausgiebigster, durch Terrainschwierigkeiten ungehinderter Ausdehnung der Gartenanlagen die Hauptbedingung; in unseren Tagen, da die Macht der Renaissance wieder umgehendster Aufmerksamkeit sich erfreut, ist auch das Verständnis für die Wahl des Platzes zu dem riesigen Schloßbau wieder erwacht.

Es liegt eine eigenartig, anmutende Stimmung über dem vereinsamten Fürstensitze; die wundersame Weihe der Geschichte waltet über dem Schlosse und entrollt farbenbunte, reichbewegte Bilder aus vergangenen Jahrhunderten. An stolzer Pracht mag sich ja Schloß Schleißheim nicht mit der glanzvollsten Schöpfung der Neuzeit, dem Königsschlosse Herrenchiemsee, zu messen. Dafür aber umwebt Schloß Schleißheim der ganze Zauber längst entschwundener, selbst mitgeschauter Rokokoherrlichkeit; hier in Schleißheim ist es das Leben eines heldenhaften bayerischen Fürsten, das aus den Bildern der Prunksäle herniedergrüßt; ein gutes Stück bayerischer Geschichte in einer ihrer bewegtesten Epochen spielt in diesen Mauern, und mit leisen Schwingen trägt ein Gang durch das Schloß in das glanzvolle, festlich bewegte Hofleben zur Zeit des pracht- und prunkliebenden Kurfürsten Max Emanuel zurück.

Welch friedliche Stille umgibt hier den Wanderer; würziger Waldesodem, gemengt mit Blumenduft, umschmeichelt die Sinne, und vor dem Auge steht der wunderbar symmetrisch gestaltete Schloßbau, umspielt von gleißendem Sonnenglanze; als ein echtes Dornröschenschloß in schweigendes Sinnen und Sehnen nach einstigen Tagen voll Festesglanz versunken.

Es ist uralter Kulturboden, auf dem hier der Besucher steht; vom Beginne bayerischer Geschichte an ist der Name Schleißheim enge mit dem Bistum Freising verknüpft.

Herzog Wilhelm V. der Fromme von Bayern, erwarb die einsam, nördlich von München gelegenen Einödhöfe (Schwaigen) von Schleißheim, welche sich im Eigentum des Domstiftes Freising und der Klöster Bernried und Indersdorf befanden; erst nach jahrelangen Unterhandlungen sah sich der Herzog im März 1597 im Besitze eines wohlarrondierten Areals, dessen Umfang „fast drey Meilen wegs“ betrug.

Die alten Holzbauten der Schwaigen machten einer fürstlichen Sommerresidenz Platz, an welche sich die weitläufigen Ökonomiegebäude anschlossen. Der Herrenbau selbst enthielt 44 Gemächer, von denen der Herzog zu seinem eigenen Gebrauche nur zwei Gelasse sich vorbehielt; mit klösterlicher Einfachheit waren dieselben, das „Zimmer“ in Grün und die „Schlafkammer“ in Schwarz ausgestattet. Im Oratorium der dem hl. Wilhelm geweihte Schloßkapelle verrichtete der Herzog seine alltägliche Morgenandacht. Allmorgentlich machte der Herzog seinen Spaziergang erst durch die drei Wirtschaftshöfe, dann hinaus zu den wie ein Kranz das ganze Beholztum umgebenden Kapellen, deren dabeigelegene Klausen er mit Eremiten aller damals im Herzogtum Bayern ansässigen Orden besetzt hatte.

Es waren dies die: „Unser-Liebfrauen-, Korbinians-, Margareten-Kapelle, St. Franziski-, St. Ignazi- (das heutige Bergl), St. Wilhelms-Klause, St. Renatuskapelle (das jetzige Schloß Lustheim), St. Jakobs- und St. Nikolauskapelle.“

Alle diese Andachtsstätten zeigten in ihrer Einrichtung oder Umgebung die dem Zeitalter so eigenen, mechanischen Spielereien und Wasserkünste.

Unter Kurfürst Maximilian, erstand in Schleißheim an Stelle des alten, einfachen Wilhelmsbaues das Herrenhaus, der jetzt noch bestehende Rustikabau des alten Schlosses. Ganz im Geschmack der Renaissance erstand das Schloß, in seiner künstlerischen Ausstattung ein getreues Abbild der damals in ganz Europa bewunderten Münchener Residenz.

Die Innenräume schmückte die geschickte Hand des Niederländers Peter Candid mit Freskomalereien; noch heute grüßen von den Decken der südlich gelegenen Gemächer seine charakteristischen symbolischen Gemälde hernieder, während die Gemälde gleichen Charakters bei späteren Umbauten des Nordbaues der Übertünchung zum Opfer fielen. Wenngleich der gegenüber liegende Riesenbau des neuen Schlosses übermächtig auf den Beschauer wirkt, so ist auch heute noch der Eindruck des kleinen Renaissancebaues durch seine zierlichen Formen ein anmutender; der jetzt als Kirche dienende große Saal in der Mitte des Baues, war der Speisesaal, an welchen sich nach zwei Seiten hin zwölf Zimmer und Kabinette anreihten.

Ein glanzvolles Zeitalter stieg für Schleißheim unter des großen Kurfürsten Max friedliebendem Sohne Ferdinand Maria herauf.

Gleich seinem Großvater war Kurfürst Ferdinand Maria ein Freund still beschaulicher Einsamkeit, und so weilte er zeitlebens gerne in Schleißheim. Seine schöne, lebenslustige und prachtliebende Gemahlin Adelheid machte Schleißheim zum Schauplatz zahlloser, rauschender Hoffeste, die an die Stelle der bisherigen Einfachheit des bayerischen Hofes getreten waren.

Der häufige Aufenthalt der Fürstlichkeiten und die Unterbringung des zahllosen Hofstaates erforderten die Vergrößerung des Schloßbaues; schon 1651 mußte der an der Nordseite gelegene „Frauenzimmerstock“ einem Neubau weichen, ein

„Pallonhaus“ wurde neuerbaut, die Südseite des Schlosses wurde durch Neubauten verschönert und vergrößert, der Hauptbau mit Erkeranbauten und Balkonen geschmückt; das Schloß umfaßte 1670 202 Gelasse; gab es doch für die Fürstlichkeiten eigene Sommer- und Winterwohnungen, deren Gemächer, Säle und lauschige Boudoirs mit grünen in Gold und Silber gepreßten Leder oder mit Sammet und Atlas in Weiß und Grün tapeziert waren; der gesamte übrige Hausrat in erlesenem Geschmacke verlieh den lieblichen Reiz eines trauten Fürstenheimes; von den Wänden blickten die Meisterwerke von Gemälden eines Bassana, Carracci, Honthorst, Rubens, Sandrart, Paolo Veronese hernieder, Alabaster- und Marmorbildwerke schmückten die Kamine, in reichster Farbenpracht prangten die gestickten Teppiche auf den Tischen und Stühlen und in Tausenden von Kleinigkeiten an Einrichtungsgegenständen — von den schlagenden Gewichtsuhren bis herab zu den zierlichen Eisenschaufeln der Kamine kam der vornehme Geschmack der fürstlichen Bewohner zum Ausdrucke.

Der Festesreigen am kurfürstlichen Hofe war wohl niemals bewegter als unter Ferdinand Maria und Adelheid.

In ununterbrochener Reihenfolge wechselten Gondelfahrten auf der Würm nach den prächtigen Schlössern Ottmarshausen und Heimhausen mit seinen prächtigen Gartenanlagen, Bauernhochzeiten, bei denen das kurfürstliche Paar die Rolle des Wirtes und der Wirtin „zum bayerischen Löwen“ übernahm, während der Hofstaat das Brautpaar und die Hochzeitsgäste darzustellen hatte, mit Hofjagden in den ausgedehnten Waldungen ringsum, an die sich dann bei den Klausen frohe „Grasmahlzeiten“ anschlossen. Wie mag ehedem in den jetzt so stillen Waldungen die frohe Jagdlust mit Hörnerklang, Rüdengekläffe und Büchsenknattern getollt haben, und welch glänzende Versammlung schöner Frauen und ritterlicher Männergestalten in farbenprächtigen Kostümen vereinigten sich im Schlosse um das kurfürstliche Paar, wenn abends die Gemächer in reichstem Lichterglanze erstrahlten und Bernabei die Kammermusikabende leitete, zu deren Stimmenwohlklang die besten Kräfte Italiens gewonnen waren, oder das französische Schauspiel seine Dramen aufführte, von denen nicht wenige der gewandten Feder der geistreichen Kurfürstin entstammten.

Zu Schleißheim verbrachte auch einen großen Teil seiner frohen Jugendzeit der Kurprinz Max Emanuel, und was Wunder, wenn die ganze Vorliebe, welche Kurfürst Ferdinand Maria und Adelheid für Schleißheim beseelte, und die Prachtliebe als mütterliches Erbe voll und ganz auf ihn überging.

An die Stelle froher Feste trat in Schleißheim stille, wehmutsvolle Trauer, als die Kurfürstin noch in jungen Jahren langsam dahin gesiecht war, und in Schleißheim, „dem einst von Lust und Freude durchfluteten Schlosse“, starb auch Kurfürst Ferdinand Maria am 26. Mai 1679.

Gleich einer friedlichen von sanftem Schalmeienklang belebten Idylle wirkt heute noch das Bild Schleißheims unter der Regierungszeit Ferdinand Marias; unter seinem Nachfolger, dem heldenmütigen Türkenbesieger „Max Emanuel“ sah Schleißheim den Festesglanz in seinen Mauern in noch prunkvollerer Gestaltung aufleben; hier erbaute der Kurfürst das neue Schloß, das ein riesiges, steinernes Denkmal seiner glänzenden Ideale ist, und von seiner ruhmvollen Kriegerlaufbahn mit beredten Worten berichtet. Es entsprach dem Geschmacke des Zeitalters, daß bei diesem Bau das glänzende Prunkschloß Versailles zum Vorbild genommen wurde. Der kundige Beschauer wird auch im Schlosse Schleißheim unschwer dieses Vorbild erkennen; aber was hier entzückt, ist der Umstand, daß die Prunksäle, wenngleich in französischem Königsstile geschaffen, in ihrer ganzen Ausstattung nirgends eine Verherrlichung des in Deutschlands Geschichte mit so traurigen Lettern eingegrabenen Zeitalters Louis XIV. zeigen; allenthalben grüßen die Darstellungen der von dem fürstlichen Bauherrn erfochtenen Siege hernieder, und welche Erinnerungen werden in dem die verblaßte Pracht durchschreitenden Beschauer wach beim Anblick dieser Siegestaten.

In Enriko Zuccali fand Kurfürst Max Emanuel den Meister, der seinen Gedanken und Entwürfen Gestalt verlieh.

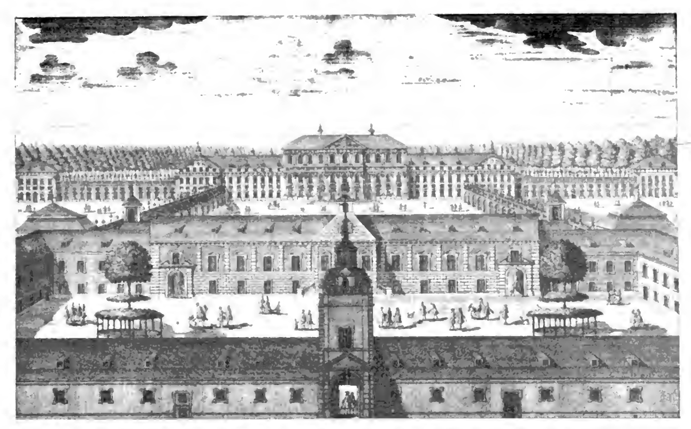
Schon am Bau der Theatinerkirche und des 1674 abgebrannten Teiles der kurfürstlichen Residenz zu München hatte sich das Genie des Meisters glänzend bewährt; die ihm im Schlosse Schleißheim gestellte Aufgabe war für ihn die Erfüllung des höchsten künstlerischen Ideals; und wie dieses von ihm und seinem Nachfolger, dem Baurat Josef Effner, erreicht wurde, zeigt die vollendete Gestaltung des Schlosses, das heute noch als glänzendes, hervorragendes Denkmal bayerischer Barock-Architektur vor Augen steht.

Den Beginn zu der großartigen Schloßanlage bildete der Abbruch der auf dem Klösterlfelde stehenden Klause und Kapelle des hl. Renatus, an deren Stelle sich „das neue Lusthaus“ (Schloß Lustheim) erhob, links und rechts von diesem erstanden zwei zierliche Pavillonbauten, in deren südlich gelegenen die Renatuskapelle pietätvoll aufs neue eingerichtet wurde. Der große Saal des Lusthauses wurde von Giovanni Trubilio mit Gemälden ausgeschmückt; hier gab der Kurfürst seinen kaiserlichen Schwiegereltern und dem neuerwählten römischen König Joseph zu Ehren am 9. Februar 1690 eine prunkvolle Galatafel, bei welcher Max Emanuel einen schwer mit Diamanten und Rubinen besetzten, rotsammeten Staatsrock trug, der „etliche Tonnen Goldes wert“ geschätzt wurde.

Große Schwierigkeiten veranlaßte die Anlage der Wasserwerke und der weitläufigen Gartenanlagen; galt es doch, sumpfiges Terrain zu entwässern und öde Heideflächen durch reichliche Wasserzuleitung zu kultivieren.

Zumal die Führung der zwei von der Würm gespeisten Kanäle, deren einer von Pasing abzweigend über Nymphenburg, Georgenschwaige zum Aumeister, von da nördlich nach Dürnismaning zieht und von hier aus westliche Richtung erhielt, und über Lustheim und Schleißheim nach Dachau zur Amper geführt wurde, während der andere von Allach über Feldmaching nach Schleißheim geleitet wurde, verursachte kolossale Kosten; beträgt doch die Länge des „Schleißheimer Kanales“ von Dürnismaning bis Dachau allein vier Stunden.

Noch größeren Aufwand an Zeit und Kosten erforderte die Anlage des 163 Tagwerk großen Gartens. Die Hauptlinien des Gartens wurden durch das vom Schlößchen Lustheim ausgehende, sternförmige Ausstrahlen von sechs doppelreihigen Lindenalleen für die Fürstenwege festgelegt. — An die Pfleger der Kastenämter ergingen in rascher Folge die Befehle des Kurfürsten, Linden, Hagebuchen, Eschen und Ahorne zur Schaffung der Alleen und Spalierpflanzungen zu liefern; trotz seiner jahrelangen Abwesenheit von Bayern verwendete der Kurfürst auf seine großartige Schöpfung eingehendste



„Prospect des Churfürstlichen Residenzschlosses zu Schleißheim samt denen Vorhöfen vor Niedergang anzusehen."

Aufmerksamkeit; von Namur aus erließ Max Emanuel unterm 9. August 1695 den Auftrag, die Kanäle, den Garten und die Gartenumfassungsmauer zur Vollendung zu bringen und in dem „neuen garttenhauß" (Lustheim) die Malereien zu verfertigen, sowie die Galerie hinter diesem Haus von einem Pavillon zum anderen zu machen." Aus diesem Auftrage des kurfürstlichen Bauherrn dürfte deutlich hervorgehen, daß derselbe den Entschluß, Schleißheim in seiner jetzigen Gestalt zur Ausführung zu bringen, bereits gefaßt hatte.

Die volle, malerische und architektonische Wirkung dieser Bauten konnte nur aus der Ferne, von einem weit oberhalb in der Längsachse der Gartenanlagen gelegenen, größeren Schlosse aus erzielt werden; von hier aus bildete das Lusthaus und die hinter demselben von Pavillon zu Pavillon ziehende Galerie den Abschluß der großartigen Anlage, über die hinaus sich der Ausblick in die träumerische Ferne der Wälder verlor; von und zum Schlosse war die Wirkung stets auf große, streng architektonische Prospekte berechnet.

Auch in der Baugeschichte Schleißheims warfen die kommenden Ereignisse ihre Schatten voraus; inmitten regster Bautätigkeit ereilte Zuccali am 26. Juni 1700 der Befehl: „alle Arbeithen, waß das Schleißhaimlische (sic) Neypauweesen anbelangt" sofort einzustellen; unterm 2. März 1701 folgte die neuerliche Ordre, wonach sich Zuccali das Neubauwesen zu Schleißheim dringend angelegen sein lassen solle.

Mit übergroßer Hast wurde der am 5. April 1701 begonnene Schloßbau, zu welchem Kurfürst Max Emanuel unter großer Feierlichkeit den Grundstein legte, ausgeführt. Am 12. Juli 1701 wurde ihm zu Schleißheim Prinz Wilhelm geboren und am 12. Oktober 1701 feierte der Kurfürst daselbst sein Namensfest mit einer Galatafel und einem großartigen Feuerwerk. Die große Überhastung der Arbeiten am Schloßbau rächte sich durch Einsturz einiger Teile der nur ungenügend fundamentierten Mauern; der Ostseite wurde eine Terrasse zur Verstärkung der Fundamente vorgelegt und die gleiche Hast und die darauffolgende jahrelange Baunnterbrechung ist wohl die Ursache, daß nur die Ostfassade gegen den Garten plangemäß in ihrer ganzen, architektonischen Schönheit zur Vollendung gedieh.

Kaum war der ausgedehnte Schloßbau unter Dach gebracht, als nach dem Unglückstage von Höchstädt die Ächtung des Kurfürsten erfolgte; Zuccali mußte nach Einsetzung der kaiserlichen Administration die Schlüssel zur Bauhütte ausliefern und „nun stand der Torso von einem Schlosse einsam und trauernd draußen auf der Ebene und niemand konnte sagen, wann er ausgebaut würde."

Nach der Rückkehr Max Emanuels übernahm Baurat Josef Effner die Bauleitung; mit allem Eifer wurde an der Vollendung des Riesenbaues gearbeitet; in die so lange verwaisten Räume zogen die Maler und Stukkateure ein, unter welch' letzteren der Franzose Charles Dubut als der hervorragendste seines Faches erscheint; heute noch erringen die kunstvollen Werke desselben die Bewunderung jeden Kenners, wie denn überhaupt die künstlerische Innenausstattung des Schlosses Schleißheim für den Kunsthandwerker eine überreiche Fundstätte prächtigster Motive bildet.

Die von den Bildhauern und Stukkateuren in den Sälen, Gemächern und Galerien des Schlosses geschaffenen Gebilden und Formen von entzückender Anmut und bestrickendem Reize entspricht die reiche dekorative Ausschmückung mit farbenpräch-

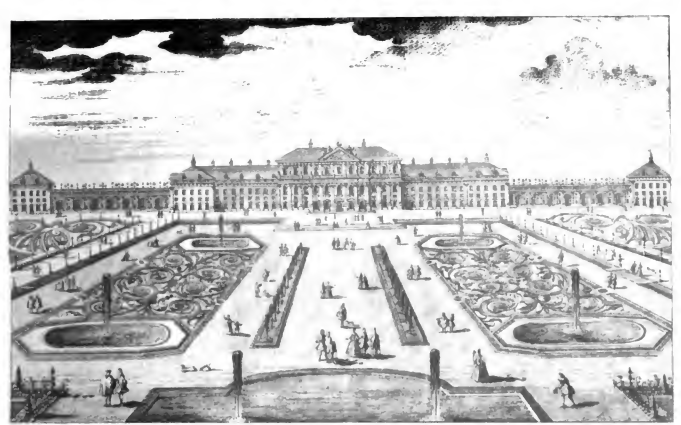
tigen Gemälden an den Plafonds und Wänden. Zwei hervorragende Meister der Malkunst haben ihren Namen in Schleißheim verewigt: Kosmas Damian Asam, dessen zierliche Rokokogebilde in ganz Bayern zerstreut sind, und Giacomo Amiconi; neben und mit ihnen waren noch tätig: Beich, Stuber und Wazschlunger; die Wasserwerke und Gartenanlagen schuf Dominique Girard, die Bildhauerarbeiten in denselben stammen von Wilhelm Groff und Jacques Villemotte. Die gleich großartige Vollendung wie die Innenräume des Schlosses durch Künstlerhand hatten auch die Gartenanlagen durch das Walten der Natur erreicht.

Die eingepflanzten Bäume und Spaliere waren prächtig herangewachsen; der Park, der nach dem großen Gartenkünstler Louis' XIV., Le Notre, bestimmt war, die Erweiterung des Schlosses zu bilden, indem durch Spaliere, Laubgänge und breite, schnurgerade, von Hecken und Baumreihen begrenzte Avenuen Säle, Kabinette und Galerien geschaffen wurden, in denen das Spiel des flüssigen Elementes und die bunte Blumenpracht der von Rasen umschlossenen Beete den Glanz der Spiegelreflexe und den farbenreichen Prunk des Meublements neugestalten sollten, war zu glanzvoller Schönheit erstanden.

Vom Schlosse Lustheim bis nahe an das Schloß Schleißheim durchzog in der Mitte des Hofgartens der Kanal, links und rechts begrenzt von breiten Avenuen; zweiunddreißig Fontänen sprangen den Kanal entlang und der Abschluß des Kanales wurde durch die Marmorkaskade gebildet, über deren Stufen das Gewässer brausend herniederstürzte und mit seinem Rauschen und Geplätscher die friedliche Stille des Gartens unterbrach; vier Gruppen aus Guß von Groffs Meisterhand sollten die Kaskade krönen: Meerungeheuer, Amoretten auf Delphinen reitend, und ähnliche Sinnbilder darstellend. Im großen Parterre vor dem Schlosse entzückte üppige Blumenpracht, vier Bassins und 26 aufspringende Wassersäulen belebten auch hier die fürstliche Schöpfung. In den von den Spalieren und Laubgängen gebildeten Abteilungen des Parkes wurde Edelwild gehegt, und bei den häufig abgehaltenen Parforcejagden ward hier das ganze glänzende Gepränge entfaltet wie am Hofe Louis' XIV. bei seinen Jagden in den Forsten von St. Germain; auf dem Kanale schaukelten zierliche Muschelkähne, deren Kajüträume aufs prächtigste mit Tapeten, Damastpolstern und schweren blauen Vorhängen geschmückt waren, kleine Kanonen, welche aus den Stückpforten herausragten, gaben den Schiffen das Aussehen von Kriegsgaleeren, mächtige Fahnen mit dem kurbayerischen Wappenbilde und den verschlungenen Initialen des Kurfürsten wehten nebst kleinen Flaggen lustig im frischen Winde.

Welch farbenprächtige Bilder mochte es gewähren, wenn in den lauen Sommernächten voll Lichterglanz und Musik die kleine Flottille den Kanal entlang fuhr, die Springbrunnen im hellsten Silberglanze erstrahlten, während die Wasserbahn in mattem Schimmer erglühte und die Spaliere und Alleen mit goldgrünem Schimmer übergossen waren, und aus dem nächtlichen Dunkel des Waldes klangvolle Chöre und rauschende Musik ertönten, und die glänzende Hofgesellschaft sich vergnügte.

(Fortsetzung folgt.)



Math. Diesel del. J. A. Corvinus sc. Jeremias Wolf excud. Av.

„Prospect des Churfürstlichen Residenzschlosses Schleißheim von seiten des Gartens und Aufgang anzusehen."

Feldmarschall v. Gneisenau.

Feldmarschall August Graf Neidhardt v. Gneisenau, der berühmte Generalstabschef Blüchers, verbrachte als Knabe mehrere Jahre bei seinem Großvater, dem Baumeister und Artillerieoberstleutnant Andreas Müller in Würzburg (Erbauer des „roten Hauses“ [Palais des kommandierenden Generals], des Zeughauses auf der Festung, der Andreassäule an der Mergentheimerstraße usf.), welcher im jetzigen Hause, Domerschulgasse 11, wohnte. Dieses Haus, Hof Weigenheim genannt, kommt urkundlich schon 1265 vor, wo der berühmte Albertus Magnus gemeinschaftlich mit dem Johanniterkomtur Ulrich v. Velleberg als Schiedsrichter einen Baustreit des Besitzers dieses Hofes entschied. Mit Erlaubnis des derzeitigen Besitzers, Herrn Kohlenhändler Fritz Schmitt, ließ der Historische Verein zur Erinnerung an Gneisenau dortselbst eine Gedenktafel errichten, welche nach einem Festakt mit Ansprache des Herrn Prof. Dr. Chroust Sonntag 1. Juli, vormittags 11 Uhr, enthüllt wurde.

Über die Beziehungen des berühmten preußischen Feldmarschalls Grafen Gneisenau zu Franken entnehmen wir der „N. bayer. Ldztg.“ folgende Daten. Im Jahre 1759, dem vierten des siebenjährigen Krieges, bezog die Reichsarmee nach ergebnislosen Kämpfen an der mittleren Elbe Winterquartiere in den fränkischen Reichskreisen. Auch Würzburg wurde mit Garnison bedacht, und zwar mit 8000 Mann der kursächsischen Armee, unter deren Offizieren sich der Artillerieleutnant Neidhardt v. Gneisenau befand. Manch vornehmes Haus in Würzburg wurde dem Offizier geöffnet, darunter jenes des berühmten Architekten und Artillerieobersten Balthasar Neumann (Erbauer der Residenz und des Käppele ꝛc.), und des bereits genannten Baumeisters Andreas Müller. Die älteste der Töchter Müllers verlor ihr Herz an den jungen Gneisenau. Da letzterer einer herabgekommenen adeligen Familie entstammte, vermögenslos und protestantisch war, opponierte die gut katholische Familie Müller gegen die von der Tochter beabsichtigte Verbindung. Mit dem elterlichen Fluche belastet, folgte sie aber doch ihrem Geliebten ins Feld. Am 27. Oktober 1760 wurde der Gattin Gneisenaus in Schilda (Sachsen) ein Sohn geboren, der die Namen August Wilhelm Anton Neidhardt erhielt. Nach dem Siege der preußischen Armee bei Torgau (3. November 1760) mußte die Frau Gneisenaus, den Säugling auf dem Arme, die Flucht der sächsischen Armee mitmachen, wobei der junge Gneisenau den Armen der erregten Mutter entglitt. Ein Grenadier hat den Säugling gefunden und geborgen und ihn am andern Tage wieder der unglücklichen Mutter zugeführt, welche bald darauf an den ausgestandenen Strapazen starb. Leutnant Gneisenau gab hierauf seinen Sprößling in Schilda in Pflege. Dort ist der Junge unter den einfachsten Verhältnissen bis zum achten Jahre erzogen worden. Der Kleine, der vielfach Entbehrungen zu erdulden hatte und mehr Prügel als Brot erhielt, machte sich als Gänsehirt verdient. Das Wehegeschrei des von seinen Zieheltern oft unmenschlich mißhandelten Jungen rührte das Herz eines benachbarten Schneiders derart, daß er sich entschloß, über diese Dinge dem Großvater des Knaben mütterlicherseits, dem Oberstleutnant Müller in Würzburg, in einem Briefe Bericht zu erstatten mit der Aufforderung, daß der Großvater seinen Enkel zu sich nehmen solle. Müller entsprach diesem Ansinnen; er ließ seinen Enkel in Schilda in einer Kutsche abholen und nach Würzburg bringen. Das war im Jahre 1767 oder 1768. Über die nächsten vier bis fünf Jahre des Aufenthalts Gneisenaus im Hause seines Großvaters, Domerschulgasse 11, sind wir nur mangelhaft unterrichtet, wir müssen uns mit den spärlichen Andeutungen in den hinterlassenen Briefen des nachmaligen Generalfeldmarschalls Gneisenau begnügen.

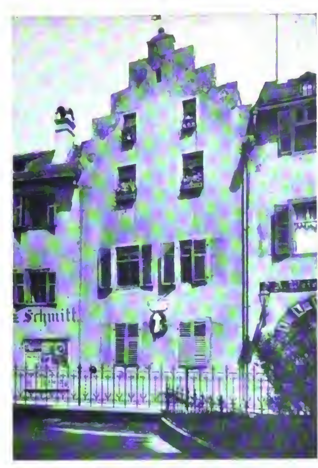
Würzburg galt zu jener Zeit als die Hochburg der Aufklärung in katholischen Ländern. Auf dem Bischofsstuhl saß Adam Friedrich Graf v. Seinsheim, ein geistig hochstrebender Fürst. Der Fürstbischof, in dem sich der Geist der Aufklärung verkörperte, hat sich bemüht, das Schulwesen in seinem Hochstift den Anforderungen der neuen Zeit anzupassen. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens, welche dem Fürstbischof sehr gelegen kam, wurde das Unterrichtsmonopol, das dieser Orden am Gymnasium sowohl als in der theologischen und philosophischen Fakultät der Universität seit zwei Jahrzehnten behauptet, mit einem Schlage vernichtet. Der Geist der Aufklärung wehte auch in dem Hause Müllers, in dem der junge Gneisenau Aufnahme gefunden hatte. Unter den Gästen, welche bei Müller, der an der Universität Zivil- und Militärbaukunst dozierte, verkehrten, befand sich unter anderm Franz Oberthür, der tolerante Priester mit feinen Manieren, ein Kind der Aufklärungszeit. „Wenn Würzburg als Lichtpunkt des katholischen Deutschlands betrachtet wird, so ist dies vor allem Oberthür zu danken“ — so äußerte sich in späteren Jahren Gneisenau in einem Briefe an die Gräfin Reden.

Gneisenau besuchte hier die Jesuitenschule, in der er — nach seiner Angabe — einen dürftigen Unterricht genoß, anderseits sich aber eine sehr schöne Handschrift aneignete. Sein eigentlicher Lehrer war der Hausgenosse Herwig, der vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war. Gneisenau wurde im katholischen Bekenntnis erzogen, trotzdem er nie förmlich zum Katholizismus übergetreten ist, finden wir ihn in den Ranglisten der preußischen Armee als Katholiken eingezeichnet. Nach dem im Jahre 1772 erfolgten Tode seines Großvaters wurde der Knabe zu seiner Schwägerin in Schwäbisch-Gmünd gebracht, allwo er die Lateinschule besuchte. Wegen jugendlicher Verfehlungen floh er heimlich und trieb sich lange Zeit in der Fremde herum. In dieser Zeit scheint er preußischen Werbern in die Hände gefallen, aber alsbald fahnenflüchtig geworden zu sein, denn Gneisenau wurde, als er reumütig in das großelterliche Haus in Würzburg zurückgekehrt war, als Deserteur reklamiert und infolgedessen von seinen Verwandten heimlich fortgeschafft. — Im Jahre 1777 tauchte Gneisenau plötzlich in Erfurt auf, wo sich unterdessen sein Vater, der seinen Offiziersrock ausgezogen, als Architekt niedergelassen hatte. Der junge Gneisenau studierte an der dortigen Universität Philosophie.

Nachdem er sein kleines großväterliches Vermögen verbraucht und in ein Duell verwickelt worden war, sagte er der Universität Valet und widmete sich gleich seinem Vater und Urgroßvater der Soldatenlaufbahn. Im Jahre 1779 trat Gneisenau in Erfurt in ein österreichisches Husarenregiment ein, wurde aber bald durch ein neues Duell zum Abschied veranlaßt und trat 1780 in das markgräfliche

Ansbach-Bayreuthische Jägerregiment in Ansbach ein, in dem damals Söhne verdorbener Adeliger ihre Karriere zu machen versuchten und welches daher in keinem besonderen Ansehen stand. Der Garnisonsdienst in Ansbach nahm nicht allzuviel Zeit in Anspruch, so daß sich Gneisenau mit Literatur und anderem beschäftigen konnte. 1782 ging er mit seinem Regiment in englische Dienste nach Amerika, nahm aber keinen Anteil mehr an den Kämpfen gegen die aufständischen Kolonien; immerhin gewann er dort neue Anschauungen über veränderte Kriegführung und Taktik.

Nach seiner Rückkehr genoß er bald den Ruf eines hervorragenden Militärtheoretikers und als Friedrich der Große sich einen Generalstab gründete, schickte er an den König ein Gesuch um Aufnahme in den preußischen Generalstab ein. Aus Gründen, die uns nicht bekannt sind, wurde er nicht in den Generalstab aufgenommen, sondern der künftige Retter des preußischen Staates wurde nur (1786) als Premierleutnant in ein neuerrichtetes Freiregiment eingestellt. — Zwanzig Jahre lang diente er in verschiedenen Regimentern und Garnisonen. Was der Verteidiger der Festung Kolberg und nachmalige Generalstabschef Blüchers bei der Aufrichtung Deutschlands aus seiner tiefsten Erniedrigung geleistet hat, das ist in den Annalen der preußischen Kriegsgeschichte mit goldenen Lettern eingraviert.



Gneisenau-Haus in Würzburg.
Photographie von A. Gundermann, Würzburg.

Gneisenau, der eigentliche Sieger von Waterloo (1815), hat im Jahre 1816 als kommandierender General der Rheinprovinz seinen Abschied genommen. — Nach Franken hat der berühmte Feldherr, der 1831 als Oberbefehlshaber der Observationsarmee in Posen an der Cholera starb, nie wieder seine Schritte gelenkt.

Johann Georg Zeller,

der Schöpfer der ersten bayerischen Kunst- und Gewerbeausstellung.

Von Fritz Märklin.

In den Tagen, da alles nach Nürnberg eilte, um dort die glänzende, in ihrer Art unübertreffliche bayerische Jubiläumsausstellung zu bewundern, da drängte sich unwillkürlich die Frage auf, wo fand die erste bayerische Kunst- und Gewerbeausstellung statt, und wer hat sie geschaffen?

Wir können hierüber genaue Antwort geben: es war ein einfacher Bürger namens Johann Georg Zeller. Seine Geburtsstadt war Kempten und der Hauptsitz seiner Tätigkeit schließlich München. Wir können uns nicht versagen, in Kürze das Lebensbild dieses höchst verdienstvollen Mannes an uns vorüberziehen zu lassen; seine Taten verdienen, daß sein Andenken bis in die fernsten Zeiten geehrt werde. Heute noch lebt der Name in einer hochgeachteten Münchener Firma, der Schreibmaterialienhandlung C. F. Zeller, Inhaber F. Braun, welche erst vor kurzem ihr hundertjähriges Jubiläum feierte.

Das Leben Zellers ist in jeder Beziehung höchst interessant. Wir sehen einen Mann vor uns, dessen Energie, Tatkraft, kaufmännischer und industrieller Scharfblick ihn schon damals wie einen Mann der Jetztzeit erscheinen ließen. Er hatte bei Ausführung seiner kühnen, weittragenden Pläne mit den beschränkten Anschauungen von damals zu kämpfen, aber der Kampf entmutigte ihn nicht; er arbeitete rastlos vorwärts. Sein Mühen galt nicht seinem eigenen Gewinn, er war ein Vorbild des Gemeinsinnes; in seinem Herzen lebte nur der Drang und die Sehnsucht, der Allgemeinheit zu nützen, und insbesondere der Wunsch, seinem Vaterlande zu dienen.

Wenn wir nun nach seinem Leben forschen, so finden wir seinen Namen zuerst im Ehebuch der Münsterkirche zu Ulm. Es meldet uns da ein Eintrag von 1795, wie sich der 21 jährige „vielehrenfeste und vorgeachte Buchhändler und Buchbinder in Kempten, Johann Georg Zeller, Sohn des weiland ehrenhaften und kunstreichen Otto Philipp Zeller, Gerichts- und Handelsherr zu Kempten und seiner Gemahlin Sabina Barbara, geb. König, sich mit der viel ehr- und tugendreichen Jungfrau ‚Friederike Abelin', Tochter des weiland wohlehrenfesten und wohlgelehrten Herrn Albrecht Ludwig Abeläus, gewesenen Cantors und Präceptors 1 Klasse, verlobt habe". Wir haben diesen Eintrag so ausführlich gegeben, als Beispiel der kuriosen Titelsucht jener Zeit.

Die Vermählung wurde zu Kempten vollzogen, aber bald wurde die Vaterstadt dem regen, strebenden Sinne des jungen Zellers zu eng. Er siedelte nach Ulm über. — In dieser

berühmten Handelsstadt erhoffte er größeres Feld für seine Tätigkeit. Diese Annahme war eine richtige. Schon nach 10 Jahren, als sich Zeller wieder vermählte, nachdem er seine Gattin früh verloren, finden wir den Buchbinder bereits zum Fabrikanten, Kaufmann und Handelsmann umgewandelt. Auch bei dieser zweiten Verbindung trat der Tod nur zu bald störend in den Frieden des Hauses und entriß die liebevolle Mutter, so daß dem Vater außer den Sorgen für das Haus und Geschäft, auch die für die armen Waislein aufgebürdet ward.

Das Jahr 1803 machte der Selbständigkeit Ulms ein Ende und die Stadt kam an die Krone Bayerns. Obwohl diese Veränderung Ulm eine sehr verheißende Zukunft zu versprechen schien, und die Stadt sich auch sieben Jahre lang sehr wohl fühlte unter den Wittelsbachern und recht ungern an Württemberg überging, faßte der Scharfsinn Zellers die Lage richtig auf. Seiner Meinung nach hatte Augsburg noch mehr Prosperität zu erhoffen. Er löste seine in Ulm bestandene Kompagnonschaft in Firma Geiger & Cie., Steingut, Wachstuch, Tapeten- und Papiergeschäft, zeigte dem Magistrat Ulm an, daß er diese Geschäfte nach Augsburg verlege, dort in Gemeinschaft mit Herrn B. Knöll unter der Firma Benjamin Knöll & Cie. fortsetzen, und sobald die Fabrik in der Friedberger Au hergestellt sei, auch seinen Wohnsitz nach Augsburg verlegen werde. Die Akten dieser Verlegung bilden eine tragikomische Beleuchtung der damaligen gewerblichen Zustände, der argen Beschränkung geschäftstätigen Unternehmungsgeistes und persönlicher Freiheitsbewegung.

Ein Augsburger Ratsprotokoll vom 2. Juni 1804 meldet, daß die Herren Steuermeister Bericht zu erstatten hätten bezüglich der Bitte des Johann Georg Zeller, um das „Bürger- und Kramerrecht“, am 18. September soll den verordneten Herren die Bitte des Benjamin Knöll um das Bürger- und Kramerrecht für Johann Georg Zeller um Bericht und Gutachten vorgehalten werden. Das Ergebnis der Eingabe war ein betrübliches. Zeller wurde abgewiesen und Herrn Benjamin Knöll wurde sein „strafwürdiges Benehmen in obiger Firma Ausgebung, mit einem fremden hier selbst noch nicht aufgenommenen Kompagnon und noch dazu auf einem unbefugten ihm gar nicht zukommenden Handels- und Nahrungszweig gemessenst verwiesen“.

Knöll und Zeller ließen sich nicht einschüchtern; schon am 6. November wurde die Kompagnonschaft der beiden bewilligt, doch sollte keiner von beiden weder eine eigene Fabrikation von gedrucktem und gefärbtem Papier dahier zu errichten, noch auch einen Papierhandel anders als en gros zu treiben befugt sein. So war denn Zeller in Augsburg in zwei Branchen tätig. Und er meldet in seinen Eingaben um Entlassung aus dem Augsburger Bürgerrecht, daß er in der kurzen Periode seiner bürgerlichen Existenz daselbst alle Lasten des drückenden Krieges durch alle Teile mitgetragen habe, und ferner zwei Fabriken, nämlich die Benjamin Knöllsche Wachstuchfabrik und die Nebingersche Papierfabrik nach Augsburg verpflanzt habe. Diese Industrie sei in tätigem Betriebe und bleibe zum Nutzen der Bürger zurück. Zellers Streben suchte Flügelfreiheit, Selbständigkeit, und sein Bemühen sollte bald mit Erfolg gekrönt sein. Lebhafte Unterstützung fand er erfreulicherweise bei der Staatsregierung. Die Königlich Bayerische Landesdirektion für Schwaben, heutzutage würde man Kreisregierung sagen, bewilligte ihm auch den Verkauf en detail. Er errichtete zunächst seine Handlung in Augsburg, verpflanzte sie aber sehr bald nach München. Anfänglich nicht als selbständiges Geschäft, sondern als Niederlage, um sie sodann zum Hauptsitz seines Wirkens zu erheben. Er errichtete sein Geschäft in der Rosengasse 64, dem Hause, in welchem sich heute die Geschäftslokalitäten der Firma C. A. Rosipal befinden. Sein Zirkular der Geschäftseröffnung ist von jener Geschäftsehrlichkeit und Biederkeit diktiert, welche damals als Zierde des Bürgertums und der Kaufmannschaft galt.

Zeller beginnt mit einer begeisterten Danksagung für die allergnädigste Erlaubnis der Verlegung seines Wirkungskreises nach München und verweist dann auf sein, dem Kgl. Regierungsblatt beigelegtes Preisverzeichnis. Der Leser empfängt sodann Mitteilungen über die Geheimnisse der Papierfabrikation, über die Schwierigkeiten, stets gleichwertige Fabrikate zu erhalten. Zu strenge Kälte des Winters, übermäßige Hitze des Sommers seien von bedeutendem Einfluß auf die Verfertigung des Papieres, die außerdem sehr viel Zeit in Anspruch nehme. Zellers Lager sei mit bester Ware der angesehensten Fabriken für die bevorstehende Saison versehen, so daß sowohl seine Sozietätsfabriken als auch die sonstigen von ihm engagierten Mühlen für die neue Kampagne sich wohl vorbereiten und einzig auf Vollendung der besten Qualitäten hinarbeiten könnten. Das Zirkular schließt mit der Zusicherung, daß nicht konvenierende Ware stets umgetauscht oder der Barbetrag zurückerstattet werde, sowie mit der Bitte, das Publikum möge dem Geschäfte Huld, Gnade und Wohlwollen schenken. Das Preisverzeichnis gibt uns einen interessanten Einblick in das Sortiment. Da treffen wir zunächst die vom Publikum sehr geschätzten und beliebten Produkte der Sozietätsfabrik Augsburg. Extrafein Schreibpapier mit dem Bilde des Königs und dem königlichen Wappen, fein Schreibpapier mit dem Bilde des Königs und dem stehenden Löwen, fein Schreibpapier mit dem bayerischen Wappen. Eine beliebte Sorte der Augsburger Fabrik war das Bischofspapier mit den Initialen Zellers. Diesen eigenen Produkten folgt die Aufzählung der zahlreichen Fabrikate deutscher, französischer, englischer und holländischer Herkunft. Die Wirkung der von Napoleon verfügten großen Kontinentalsperre macht sich auch bei diesem Preiskurant bemerkbar. Bei den englischen Papieren wird notiert, daß noch Vorrat vorhanden sei, bei den französischen Velinpapieren wird gerühmt, daß sie vollkommen geeignet seien, das englische Fabrikat zu ersetzen.

Wir sehen Johann Georg Zeller als den Besitzer eines jungen, emporstrebenden Geschäftes, emsig, ruhig, unermüdlich bedacht, die Zufriedenheit der Kundschaft zu erwerben und den Kreis derselben nicht nur zu erhalten, sondern auch stetig zu vergrößern.

Wir verweilen bei diesen Einzelheiten, obwohl sie nicht im Programm des Titels des Artikels liegen, weil sie uns ein Bild jener Zeit geben.

Auch dieses einfache Bemühen erforderte damals zu seinem Gelingen einen ganzen Mann, wenn wir die Ungunst der schweren Zeiten betrachten, die schwere Kriegslast, welche unablässig das Land bedrückte und die furchtbarsten Opfer an Geld und Blut erheischte; wie sollte damals Handel und Wandel gedeihen. Zeller aber arbeitete und schaffte ruhig weiter; was er für München, die technische, industrielle, kommerzielle Entwicklung der Residenzstadt, ja Bayerns, bedeutete,

das sollte man erst erfahren, als der letzte Schuß verhallt, das Kriegsgetümmel verstummt war und Europa endlich die Segnungen des Friedens wieder kennen lernen sollte.

Die Schilderung der nun folgenden Tätigkeit Zellers kann am besten eingeleitet werden mit den Worten begeisterter Anerkennung, welche ihm vor einigen Jahren der Kgl. Geheimrat und Professor der technischen Hochschule in München E. v. Hoyer spendete. Er sprach: „In jenen für ganz Europa sorgenschweren Tagen hatte ein patriotischer Münchener Bürger den Mut, Mittel vorzuschlagen, um den daniederliegenden Künsten und Gewerben wieder aufzuhelfen, und erachtete einen Platz hierzu geeignet, an welchem der Künstler und Fabrikant seine Erzeugnisse öffentlich ausstellen könne, und ein Blatt, das von dem Ausgestellten öffentlich Anzeige verbreite. Es war Johann Georg Zeller.

v. Hoyer schilderte sodann, wie Zeller diesen Plan verwirklichte, Ausstellung und Blatt schuf, und zollt am Schlusse folgende Anerkennung: „Wenn uns diese Ausstellungen auch heute etwas eigenartig anmuten, so dürfen wir ihre außerordentliche Bedeutung nicht unterschätzen, für die Förderung des Gewerbes in einer Zeit, welche die Mittel der heutigen Reklame nicht kannte, und wir haben alle Veranlassung, mit einer gewissen Ehrfurcht zurückzublicken."

Wer Zellers Wirken betrachtet, wie er diesem Plane Ausführung verlieh, wird Hoyers Worten beipflichten.


Gruppe der Alt-Passauerinnen. Aufnahme von Hofphotograph Alfons Adolf, Passau. (Zu S. 12.)

Es ist eine wahre Herzenslust, die Worte zu lesen, mit welchen Johann Georg Zeller seine Zeitschrift, die heute noch bestehende „Zeitschrift des Polytechnischen Vereins", welche er sieben Jahre lang auf eigene Rechnung und Gefahr herausgab, einleitete. Sie sind ein Bild seiner geistigen Persönlichkeit. Da steht ein Mann vor uns mit kühner Unternehmungslust, kein Spekulant, kein Wagehals, nein, ein scharfer, klarer Denker, der genau die Hilfsmittel erfaßt, die Wege erforscht, auf welchen sein Vaterland zu Glück und Segen, Wohlfahrt und Wohlstand gelangen könnte; Kunst, Handel und Industrie ja diesen Dreibund will er pflegen und hüten. Seine Klugheit und Geschicklichkeit eilt seinerzeit weit voraus; in der schweren Kriegszeit hatten sich die Künste des Friedens schüchtern und furchtsam zurückgezogen. Zeller fordert Platz für sie, sein Geist ahnt nicht bloß, nein, begreift bereits den Nutzen von Ausstellungen. „Längst", ruft er, „ist in Bayern das Bedürfnis gefühlt worden, einen Platz zu haben, wo der Künstler, wo der sich über das Gemeine erhebende Fabrikant, wo jeder Inländer, der etwas Ausgezeichnetes erfunden oder hervorgebracht hat, sein Kunstwerk oder das Erzeugnis seines Nachdenkens und Fleißes öffentlich ausstellen und zur Anschauung seiner Mitbürger bringen könne."

Das allein aber genügte Zeller nicht; er erkennt bereits die Macht der Presse, der Publizität, auch sie muß zu Hilfe kommen, und ihren gewaltigen Einfluß zur Verfügung stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.



Der Zentenarbrunnen vor der Residenz zu Passau von Bildhauer Bradt.
Aufnahme von Hofphotograph Alfons Adolf, Passau.

Alt-Passauer-Tracht. Unter den Städten des Königreiches herrschte ein Wettstreit, in erhebenden Festen das 100jährige Gedächtnis der Zugehörigkeit zur Krone Bayerns zu feiern; auch Passau zählt zu ihnen. In feierlicher Weise wurde der vor der bischöflichen Residenz errichtete Brunnen enthüllt. Als Stellvertreter Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten erschien Se. Kgl. Hoheit Prinz Alfons, mit stürmischem Jubel von der Bevölkerung begrüßt. Ein sinniger Gedanke war es, eine Erinnerung an vergangene Zeit in lieblichster Form erstehen zu lassen in einer Gruppe in der malerischen Tracht der Bürgerinnen Passaus zu Beginn des letzten Jahrhunderts. Charakteristisch ist die prächtige kostbare Goldhaube. Alle Reisebeschreibungen jener Zeit rühmen den Liebreiz und die Schönheit der Passauerinnen. — Unser Bild, gefertigt nach einer Photographie des den Lesern des „Bayerland“ durch seine vorzüglichen Aufnahmen bestbekannten Herrn Hofphotographen Alfons Adolf in Passau, beweist, daß auch die Jetztzeit hierin dem Beispiel der Vorfahren getreu geblieben ist. — Wir fügen gleichzeitig den Brunnen selbst im Bilde bei.

Zur Geschichte der Gabel. Wir halten es heute fast für unglaublich, daß der Gebrauch der Gabel bei Tische erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann. Noch im Jahre 1642 läßt Moscherosch die alten deutschen Helden dem Philander von Sittewald einen Vorwurf daraus machen, daß er nach welscher Art den Salat nicht mit der rein gewaschenen Hand, sondern mit der Gabel esse. — Selbst gegen Ende des 17. Jahrhunderts bemerkt Wagenseil: „Bei Tische gebraucht man weder in Italien noch in England Gabeln. Es kam übrigens auch vor, daß mehrere Gäste sich nun mit einem Teller begnügen mußten. So langte nun jeder in die Schüssel und nahm sich seinen Teil; auf dem Teller schnitt er die Stücke in mundgerechte Bissen. Die Brühen und Saucen genoß man, indem man Brodstücke eintauchte.“

Aus einer Gemeinderechnung. Im Jahre 1748/49 zahlte die Gemeinde Gaustatt bei Bamberg 4 fl. 48 kr. den Bauern, welche den aus den Niederlanden heimkehrenden Soldaten die Bagage nach Zeckendorf geführt haben; 3 fl. dem Schulmeister Andreas Hofmann, wegen bei gegenwärtig übler Zeit und Viehseuche gehaltener Betstunden; 5 fl. für verschiedene Arme, Presthafte, Brandbettler und blessierte Soldaten; 1 fl. den Bischbergern und Immunitätern gezahlt wegen Aufruhr im kapitalischen Wirtshause zu Gaustatt, als man an der Kirchweihe den Michelsberger Kirchweihbeschützern das gewöhnliche Getränk nicht reichen wollte.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München

18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel …

Nr. 2.

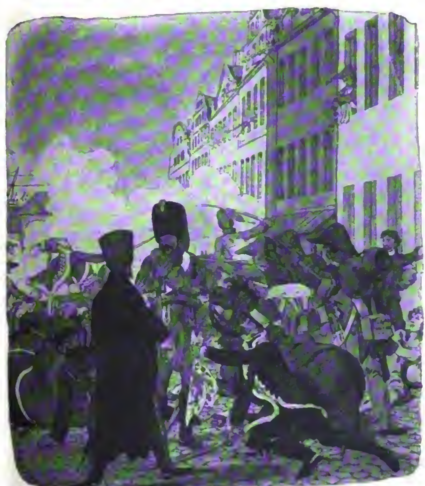
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt [illegible] Pfg. für die 4gespaltene Kompareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Paul Schreckenbachs „Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806.“ Eine Erinnerungsausgabe für das deutsche Volk. Mit 100 Illustrationen nach zeitgenössischen Darstellungen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Der durch seine bedeutenden Publikationen rühmlichst bekannte Verlag bringt hier auf den Lesetisch des deutschen Publikums ein Werk, welches allgemeinste Beachtung verdient. Veranlassung zur Schaffung derselben bot die hundertjährige Erinnerung an die Schlacht von Jena und Auerstädt und den sich daran knüpfenden Zusammenbruch der preußischen Monarchie. Der Satz, die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Völker, findet hierbei volle Bewahrheitung. Es sind Tage des Unglücks, auf welche unser Auge hingeleitet wird, Erinnerungen der Trauer und des Schmerzes werden wachgerufen; aber gerade in ihnen liegt die heilsamste Belehrung und Warnung; insbesondere wenn sie uns in der Weise vorgebracht werden, wie es hierin diesem Buche geschieht. Zunächst macht der Autor aufmerksam, daß bereits fünf umfangreiche Werke über die Katastrophe von 1806 existieren. Sie geben uns eine so genaue, so eingehende Darstellung, da jeder Leutnant erwähnt wird, der eine Reiter-Patrouille führte, oder einen Rapport überbrachte, so daß man sich über die Marschleitung, und Stellung jeder Kompagnie, Batterie und Eskadron in den verschiedenen September- und Oktobertagen informieren kann. Aber viel wichtiger, als die Erzählung der kriegerischen Ereignisse erscheint die Beantwortung der Frage: Wodurch wurde die Niederlage für Preußens Heer und Staat zur vernichtenden Katastrophe. Was machte das alte Preußen so hilflos und schwach, daß es nach dem ersten Zusammenprall mit dem überlegenen Gegner aus allen Fugen barst. Und diese Fragen beantwortet Schreckenbach nun gestützt auf die Zeugnisse kluger und glaubwürdiger Zeitgenossen, die in Masse in Briefen, Sammlungen oder Lebenserinnerungen und ähnlichen Werken vorliegen. Wenn wir uns nun unter seiner Führung in das Studium dieser Ursachen versenken, so werden wir die darauf verwendete Zeit gewiß nicht bereuen, und werden aus den Lehren der Vergangenheit die Nutzanwendung für die Gegenwart zu ziehen wissen.

(Fortsetzung folgt.)



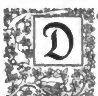
Plünderungsszenen bei der Einnahme Lübecks. 6. November 1806.
Nach einem kolorierten Stiche.
Illustrationsprobe aus P. Schreckenbach, Der Zusammenbruch Preußens 1806. E. Diederichs Verlag, Jena.

Das ehemalige Benediktinerkloster Rott am Inn und seine Stiftskirche von G. Blumentritt. Bauamtsassessor in München. Mit 37 Abbildungen und 5 Tafeln. Berlin 1905. Verlag von Wilhelm Ernst und Sohn. Zu unserer Besprechung dieses prächtigen Werkes tragen wir noch nach, daß der Preis nur M. 8.— beträgt.

Die dem Werke beigefügten 5 Tafeln, welche allerseits die Bewunderung der Beschauer hervorrufen, können auch einzeln auf China gedruckt im Format von 47 × 62 qcm zum Preise von M. 2.— bezogen werden.

Die Polargebiete und deren Erforschung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Wolfgang Dröber in Erlangen. Mit 2 Kärtchen. Stuttgart, Fritz Lehmann Verlag 1906.



as von märchenhafter Romantik umwobene und so tragisch geendete Königsdasein Ludwigs II. von Bayern, dessen hervorragende Bedeutung für die Kunst und das Kunsthandwerk, und sein unvergängliches Verdienst um die Einigung Deutschlands vermag auch heute noch allseitiges Interesse zu erwecken. In spannender, fesselnder Darstellung und glänzender Schilderung, die so recht zum Herzen spricht und das an Rätseln so reiche Leben des Königs hell erleuchtet, ist das soeben im Verlage von F. Speiser in Prien am Chiemsee erschienene, prächtig ausgestattete Buch:

Ludwig II. von Bayern,

der Romantiker auf dem Königsthrone

von **Hans Steinberger**

geschrieben, das insbesondere von jedem Besucher der Königsschlösser und von allen Verehrern des unvergeßlichen Fürsten freudigst begrüßt werden wird. (103)

Preis eleg. geb. M. 3,50.

Durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlage zu beziehen.





Dr. med. Pfeuffer's

Hämoglobin

Deutsche Erfindung 20927 vom 10. Juni 1882

in der Kgl. Universitäts-Kinderpoliklinik zu München, Reisingerianum, fortwährend in Anwendung)

ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen **Bleichsucht** und **Blutarmut** für Erwachsene, aber auch für schwächliche Kinder zur Kräftigung. — Herr Dr. Wacker, früher Arzt an der Kgl. Kinderpoliklinik zu München, jetzt prakt. Arzt in München, Blumenstr. 30/11, hat die Güte, Auskunft zu erteilen. — Vorzügliche Zeugnisse. — En gros **Ludwigs-Apotheke.** — Vorrätig in den meisten Apotheken — Preis à 1 Mk. 60 Pfg. und à 3 Mk. —

Man achte auf die Bezeichnung „Dr. Pfeuffer's Hämoglobin".

Bayerische

Hypotheken- und Wechsel-Bank

in München.

Zur Aufbewahrung von Wertpapieren und Wertgegenständen empfehlen wir die in unserem

Bankgebäude, Theatinerstrasse No. 11—14

nach den neuesten Erfahrungen der Technik vollkommen feuer- und einbruchsicher erbauten

Tresore.

Wir übernehmen Wertpapiere aller Art als

I. Offene Depots

in Verwahrung, besorgen deren vollständige Verwaltung und stellen unter Erteilung aller wünschenswerten Auskünfte unseren Deponenten alle Einrichtungen und Vorteile, welche eine regelmässige Bankverbindung bietet, zur Verfügung. Insbesondere besorgen wir auch den An- und Verkauf von Wertpapieren und gewähren Vorschüsse auf die hinterlegten Depots. Die Gebühren betragen **50 Pfennige pro Tausend,** für Depots unter ℳ 10,000.— ℳ 5.— pro Jahr.

Wertpapiere, Dokumente und Pretiosen und sonstige Wertgegenstände in Enveloppen oder Behältern verpackt, die von den Hinterlegern zu verschliessen und zu versiegeln sind, können als

II. Geschlossene Depots

mit und ohne Wertangabe übergeben werden. Für die deklarierte und versicherte Wertsumme haftet die Bank.

Auch vermieten wir **Eiserne Kassetten,** geeignet zur Aufbewahrung oben genannter Gegenstände, die ebenfalls vom Deponenten zu versiegeln sind, und deren Inhalt die Bank zum deklarierten Wert versichert.

Geschlossene Depots können gegen eine Gebühr von ℳ 2.— an pro Jahr hinterlegt werden.

In unserer Stahlkammer vermieten wir

III. Eiserne Schrankfächer

unter Selbstverschluss der Mieter in vier verschiedenen Grössen von ℳ 25.— bis ℳ 100.— pro Jahr. — Zur ungestörten Manipulation mit dem Inhalte der Fächer und Depots stehen im Vorsaale der Tresore verschliessbare **Kabinette** zur Verfügung.

Interessenten laden wir zur Besichtigung dieser Einrichtung und Entgegennahme näherer Auskünfte ein.

Reglements werden hier und bei den Filialen und Agenturen unserer und der Bayer. Notenbank abgegeben oder auf Wunsch unentgeltlich zugesandt.

Offene und geschlossene Depots können auch bei unserer Filiale in Landshut hinterlegt werden.

(74) **Die Direktion.**

Flora's Hafer-Cacao

bestes Frühstück für Bleichsüchtige, Magenleidende, Nervöse und Schwächliche etc.

per ½ Pfund-Packet Mk. 1.—.

H. Flora, Marienplatz 28, München

Kaufhaus zum Merkur.

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin W. 10.

Zu dem soeben vollendeten **siebzehnten Jahrgang** des „Bayerland" haben wir wie zu den früheren Jahrgängen geschmackvolle, in drei Farben gehaltene

Original-Einbanddecken

herstellen lassen, welche wir den verehrlichen Abonnenten zum Preise von M. 1.30 per Decke zur Verfügung stellen.

Gefällige Bestellungen bitten wir bei der nächstgelegenen Buchhandlung oder direkt beim Verlag bewirken zu wollen, in welch letzterem Falle zur Vermeidung weiterer Spesen um gleichzeitige Einsendung des entfallenden Betrages per Postanweisung ergebenst ersucht wird.



Ingolstadt.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Schwedenkriege. Von J. Baumann. Illustriert von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

„Wir werden es leider erleben", fuhr Tilly fort, „mein Körper ist alt und müde, und nicht ungern steige ich ins Grab. Doch hätte ich noch gerne das Ende des Elendes erlebt und meines Herrn Land von den Fremden frei gemacht. — Du bist ja noch jung," sagte er dann in frischerer Stimmung, „und hast ein liebes Weib genommen; wirst wohl noch länger in der Welt verbleiben wollen. Wo hast du sie geborgen?"

„Hinter den Mauern Ingolstadts, Feldherr, ließ ich sie in sicherem Schutze, denn sie geht einer bangen Stunde entgegen."

„Ja, das sind rauhe und harte Zeiten," sagte der General. — Nun währt es schon 14 Jahre. Wer hat so langen Krieg erlebt!" Dann erhob er sich. „Wie Gott es will! Er wird es lenken, wie er es meint. Wir alle wollen tun, was Menschen möglich ist."

Der Feldherr begab sich nun in sein Quartier nach Rain, um dem Kurfürsten seine letzten Anordnungen und Wahrnehmungen zu rapportieren. —

Am frühen Morgen des 13. Mai blitzte es am jenseitigen Ufer auf, und dann folgte der weithin rollende Donner von Kartaunen. Das ganze bayerische Lager war sofort lebendig, und als man über den Fluß blickte, sah man an mehreren Stellen den weißen Rauch der Geschütze aufsteigen. Die Schweden hatten nämlich unter dem Schutze der finsteren Nacht das linke Ufer besetzt, Batterien erbaut und diese durch Laufgräben verbunden. Die Konstabler eilten nun auch herüben an die bereit gestellten Stücke, bliesen ihre Lunten an und erwiderten alsbald den Morgengruß der Schweden.

Gustav Adolf hatte am Abende vorher noch unter dem Schutze der Dämmerung und eines leichten Flußnebels, nur von wenigen begleitet und bei öfterer Gefahr, den Flußlauf selber in Augenschein genommen, um eine geeignete Stelle für den Übergang zu finden. Er beachtete die Biegung, prüfte die Beschaffenheit der Ufer, erforschte die Wassertiefe und bezeichnete dann die Plätze, welche für ein bestreichendes Geschützfeuer günstig wären. Ja, seine Begierde, sich von allem genauestens zu unterrichten, ließ ihn sogar über den Fluß setzen und bis zu den bayerischen Schanzenposten herangehen. Mit ruhiger Stimme redete er eine Schildwache an, die nicht gleich erkannte, daß ein Feind vor ihr stand, und auch das Rohr nicht feuerbereit hatte.

„Guten Abend, Monsieur! Wo ist der alte Tilly?"

Der Angeredete antwortete etwas verdutzt: „Habt Dank! Tilly ist zu Rain im Hauptquartier." Und als er nun den Fragesteller als Schweden erkannt hatte, frug er entgegen: „Kamerad! Wo ist Euer König?"

„Er ist auch im Hauptquartier."

„Gibt der König auch Pardon?"

„O ja, kommt nur zu uns herüber! Ihr sollt gut Quartier haben." Ehe es der Posten recht gewahr geworden, war der seltsame Besuch wieder im Dunkel der Nacht verschwunden.[1])

Der König kehrte in sein Quartier nach Nordhausen zurück und hielt unverzüglich einen Kriegsrat. Er erklärte

[1]) Heilmann, Kriegsgeschichte der Bayern, II, 1, S. 335, nach einem in der Staatsbibliothek zu München vorhandenen Kodex.

den versammelten Offizieren, daß der Übergang möglich sei. Eine weit vorspringende Halbinsel verenge den Flußlauf; das linke Ufer läge um etwa 10 Fuß höher als das rechte; vor allem aber gestatte die starke Krümmung ein wirksames Kreuzfeuer, unter dessen Schutz der Brückenbau stattfinden könnte.

Gegen Erwarten traten die Generäle seiner Ansicht entgegen; namentlich riet der besonnene Horn von dem Übergange ab. Der König widerlegte die Entgegnung, drang auf Eile, um die Hilfe eines herankommenden Entsatzes zu vereiteln, und schloß: „Wie? Wir, die über die Ostsee gefahren und so viele große Ströme in Deutschland überschritten, sollten uns von einem solchen Bach aufhalten lassen!"

Unverzüglich gab er seine Befehle zur Ausführung. Die Geschütze wurden herangefahren, gebettet, verschanzt und durch Laufgräben verbunden. Auch das Brückenmaterial ließ er in Nordhausen und anderen nahen Orten vorbereiten. Da das reißende Wasser nicht gestattete, Schiffe einzubauen, wurden Holz- und Mauerböcke gezimmert und an geschützten Stellen bereit gelegt.

Am 13. Mai, von Tagesanbruch an, spielten die drei günstig postierten Batterien, welche zusammen 72 Stücke zählten. Da die Bayern in einem Gehölze lagen, taten ihnen die herumfliegenden Splitter der Waldbäume und Verhaue mehr Schaden als die Eisenkugeln. In seinem Eifer ließ es sich der König nicht nehmen, eine Anzahl der Geschütze selber loszubrennen.

Die schwächere Artillerie der Bayern antwortete lebhaft, jedoch ohne den Schweden besonders wehe zu tun. Sie war zu hoch postiert und konnte darum die Brückenarbeit nicht verhindern. Es war eine Batterie von 20 Kanonen, welche über einen Teil des davor liegenden Fußvolkes hinweg feuern mußte; zwei kleinere Batterien standen auf seitwärts liegenden Höhen und kreuzten ihr Feuer. — In der finsteren Nacht, welche dem 15. Mai voranging, hörte man am Flusse die Schläge von Hämmern und Äxten und das Geräusch von Sägen; es ließ sich aber die Arbeit nicht hindern. — Als dann der Tag graute, lag wieder eine Nebelschicht auf dem Wasser und ließ nicht erkennen, wie weit die Arbeit unter dem Schutze der Nacht schon gediehen war. Als dann der Nebel zu steigen begann, krachten auf der Schwedenseite Kanonensalven, deren Rauch der Westwind über den Fluß trieb. Man wendete aber auch noch künstliche Mittel an, um den anderen die beinahe schon vollendete Brücke zu verhüllen. Die Schweden trugen nämlich nasses Stroh herbei und grünes Reisig, das sie anzündeten, worauf sich der dunkle Qualm mit dem Pulverdampfe vermengte. Wohl wurde denen auf dem rechten Ufer des Feindes Absicht klar, aber sie sahen die Arbeiter nicht, welche daran waren, die Brücke fertig zu stellen, und schossen in die Rauchwolken, welche nun das ganze Flußtal bedeckten.

Als sich die Brücke der Vollendung nahte und die letzten Böcke in das Wasser getrieben wurden, stellte der König 300 auserlesene Finnen bereit, die am jenseitigen Ufer einen Halbmond aufwerfen sollten, um den Übergang zu decken. Er spornte sie zur Eile und zur Tapferkeit an und versprach jedem 10 Taler. Dann stürmten diese Finnen, die Muskete in der Hand und das Schanzzeug auf dem Rücken, unter ihrem Obersten Wrangel als die ersten über die Brücke, sprangen, da noch die letzte Strecke fehlte, in das Wasser und wateten oder schwammen an das Ufer, wo sie sofort begannen, Erde aufzuwerfen.

Als sich auf einige Momente der Qualm verzog, wurde von den Bayern die Gefahr erkannt. Sofort schickte Tilly ein Fußregiment vor, das die Anhöhe herunterlief, um den im Entstehen begriffenen Halbmond wegzunehmen. Es war aber bereits zu spät, denn eben war auch die Brücke fertig geworden, und nun liefen die Schweden in dichten Kolonnen, die leichten Geschütze mit sich schiebend, auf das andere Ufer, warfen sich hinter die Brustwehr des Halbmondes und in die anliegenden Gräben und eröffneten auf die anlaufenden Ligisten ein mörderisches Musketenfeuer. Dazu krachten die Geschütze und donnerten von den großen Batterien die Kartaunen.

Der König hatte sich am Ostende der Brücke aufgestellt, nicht, um mit in das Gefecht einzugreifen, sondern um jedem hier vorüberkommenden Regimente bestimmte Befehle zuzurufen und um unter allen Umständen zu verhindern, daß Abteilungen, die einmal drüben waren, wieder zurückgingen.

In diesem kritischen Momente sprengt General Aldringen mit den Reitern an, um die über die Brücke laufenden Schweden zu verhindern, sich drüben zum Gefechte

„Guten Abend, Monsieur! Wo ist der alte Tilly?"



Die Schlacht bei Rain. Nach einem zeitgenössischen Kupferstiche.

auszubreiten. Vergebens — er wird zurückgedrängt. Unterdessen fluten aber mit jeder Minute immer Hunderte von Schweden auf das bayerische Ufer, und schon sind ihrer Tausende im Gefecht. Aldringen reitet ein zweitesmal an; mit verzweifeltem Ungestüm erfolgt der Angriff. Diesmal halten die Schweden nicht stand und beginnen zu weichen. Da streift den Aldringen eine Stückkugel an den Schläfen und er sinkt besinnungslos vom Pferde. Die nunmehr ihres Führers beraubten Reiter kommen im Handgemenge bald in Unordnung.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Georg Zeller,

der Schöpfer der ersten bayerischen Kunst- und Gewerbeausstellung.

Von Fritz Märklin. (Fortsetzung.)

Ein Blatt muß geschaffen werden, das von dem, was sich aus dem ganzen Königreich Bayern auf diesem Ausstellungsplatz sammelt, Anzeige macht und dadurch die Werke der bildenden Kunst, die Instrumente und Maschinen des scharfsinnigen Mechanikers, die Produktion des erfindenden, verbessernden, weiterstrebenden vaterländischen Kunstfleißes überhaupt zur allgemeinen Kenntnis bringt; ein Blatt also, das für den Produzenten, der Anerkennung und Absatz sucht, und für das übrige Publikum, das die im Vaterland erzeugten Gegenstände seines Bedürfnisses oder Wunsches kennen lernen will, auf diese Weise gleich nützlich wird.

Zeller war kein Mann der bloßen Rede sondern der energischen Tat. Was er für gut und nützlich erkannte, sollte auch Verwirklichung finden. Aus eigener Überzeugung und aufgemuntert durch den Beifall, den viele Patrioten und darunter Staatsmänner von hohem Range seinem Plane schenkten, entschloß er sich, eine Kommissionsniederlage für den inländischen Kunst- und Gewerbefleiß zu errichten; sie wurde in sinniger Weise 1813 am 27. Mai, dem Geburtstag des Königs, eröffnet. Nach den Ideen Zellers sollte sie ein Ausstellungsplatz sein für alle Künstler in strengerem und höherem Sinne, zugleich aber auch für alle sich auszeichnenden Manufakturisten und Gewerbearbeiter Bayerns und nach allen Seiten hin ihre wohltätige Wirksamkeit üben. Man sollte sich das Unternehmen nicht in der Weise denken, daß es nur der bildenden Kunst und allen ihren Zweigen, oder der mit den Wissenschaften, insbesondere den mit der Mathematik und Physik unmittelbar in Verbindung stehenden gelehrten Kunstfertigkeit und Mechanik ausschließlich gewidmet sei. Das Unternehmen werde nur dann gemeinnützig wirken, wenn der über das Gewöhnliche sich erhebende Geschmack und Kunstsinn verratende Gewerbsmann ein vorzügliches Stück seiner Arbeit ebensogut ausstellen könne, wie der erste Künstler. Je höher der letztere an innerer und allgemeiner Bildung steht, desto weniger wird er gegen diese Nachbarschaft einzuwenden haben, um so mehr da er sie aus freier Wahl übernimmt.

München war damals eine bescheidene Stadt; in mancher Beziehung überragt von Nürnberg und Augsburg. Zeller

war sich über Münchens Zukunft klar, er begriff seine Bedeutung als Haupt- und Residenzstadt des jungen Königreichs. Wo sollte die Niederlage schicklicher errichtet werden, als in der Residenzstadt, wo unter den Augen des Königs und der ersten Beamten des Vaterlandes sich alles sammelt, was Genie, Nachdenken und Kunstfleiß aller Art zur Verschönerung des Lebens hervorbringen. Allen Kreisen des Königreichs, das die uralten, berühmten Werkstätten deutschen Kunstfleißes in sich birgt, solle der neue Sammelplatz und Ausstellungsort zunutze und zugute kommen. Staunend werde man sehen, welchen Reichtum Bayern in seinen alten und neuen Gebietsteilen an inländischen erfindungsreichen Künstlern besitzt, denen nur die Mittel fehlen, um eigenen Verkehr zu veranstalten, oder denen die Abgeschiedenheit des Wohnorts die Möglichkeit raubt, vor der Welt ihre Geschicklichkeit bekannt und geachtet zu machen.

Sehr treffend bemerkt Zeller, daß auch der Regierung von nun an manches Talent bekannt werde, das sonst verborgen blieb oder erst zu spät entdeckt wurde. Der Inländer wird vertrauter mit seinen geschickten Landsleuten, der Ausländer lernt Erzeugnisse kennen, die er sonst in Bayern nicht gesucht und verwendet hätte.

Und echt deutsche Mannesworte sind es, wenn er sagt, „aus uneigennützigem für das steigende Wohl und den wachsenden Ruhm des Vaterlandes schlagenden Herzen stammt, was ich unternehme, und es wird wohlwollende Gesinnung finden; was klein begonnen, wird in kurzem weitwirkend und rühmlich dastehen.“



Anton Ritter v. Halder, Regierungspräsident von Oberbayern.

Aufnahme von Hofphotograph Baumann, München. (Zu S. 23.)

Gar manchem strebenden Manne ist das herbe Los beschieden, daß seine Pläne an der Mißgunst oder noch häufiger an der Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen scheitern, dieser Kummer, diese bittere Erfahrung blieb Johann Georg Zeller erspart; sein froher Wagemut riß unwiderstehlich mit. Sein vaterländisches Institut gedieh fröhlich, allerwärts wurde das Nützliche desselben erkannt, eine schöne Belohnung und erwünschte Ermunterung für seinen redlichen Sinn.

Eine hohe Auszeichnung wurde der Kommissionsniederlage am 28. Oktober 1816 zuteil. Kronprinz Ludwig erschien mit seiner Schwester Prinzessin Charlotte, der nachmaligen Kaiserin von Österreich, besichtigte alles aufs genaueste und sprach dem Schöpfer des Magazins seine beste Anerkennung für das Unternehmen aus, das sich für die Beförderung der vaterländischen Industrie sehr zweckmäßig und nützlich erweisen werde. In herzlichen Worten ermunterte er Zeller zu beharrlicher Fortsetzung und Ausdauer und fügte in huldvoller Güte die besten Wünsche für das Gelingen bei.

Im Mai 1816 war die erste Nummer des Anzeigeblattes erschienen, und schon im Dezember konnte Zeller frohlockend melden, daß von allen Kreisen dieses Blatt als Mittel für gegenseitigen Ideenaustausch über die Gegenstände, denen es gewidmet ist, betrachtet werde, daß die Wichtigkeit erfaßt werde, die es übe, durch Beförderung alles Guten, Wahren und Nützlichen, durch Umwandlung in Gemeingut des Vaterlandes dessen, was der einzelne nachdenkende Mitbürger an Einsicht besitze. Er war nicht mehr allein Rufer der Wüste, sein Wort fand freudigen Widerhall. Freunde scharten sich zusammen von gleichem Wunsch und gleichem Vorsatz belebt und bildeten einen Privatverein, der sich zunächst Kunst- und Gewerbeverein München benannte, aus welchem dann im nächsten Jahre der heute noch blühende Polytechnische Verein zu München hervorging. In Zeller grüßt er seinen eigentlichen Gründer. Dieses Verdienst allein würde genügen, Zellers Namen bis in die fernsten Zeiten das ehrenvollste Andenken zu sichern; aber damit war sein gemeinnütziges Wirken noch nicht erschöpft.

Nur ungern verzichten wir darauf, die Verdienste darzulegen, welche sich Zeller um die Kunst in München erwarb durch seine großartigen Publikationen auf dem Gebiete der Lithographie, welche Senefelder soeben erfunden hatte. Es drohte die Gefahr, daß Frankreich diese deutsche Erfindung ausnutzen und für die Verbreitung dieser Kunst sich das Monopol verschaffen werde; da trat Zeller wehrend in die Schanze und rettete die Erfindung seinem Vaterlande. Sein Genie eilte seiner Zeit voraus, sein Geist faßte bald den Plan einer Kunst- und Gewerbeausstellung. Der Plan wurde zur Tat. Die erste Kunst- und Gewerbeausstellung Münchens, ja Bayerns, sie war die ausschließliche Schöpfung Zellers, der auch das finanzielle Risiko trug, sie wurde am 12. November 1818 eröffnet. Frau Albert, die Besitzerin des Gasthofes zum Schwarzen Adler, bei der Frauenkirche, damals das erste Hotel Münchens, in dem auch Goethe Abstieg genommen hatte, öffnete dem gemeinnützigen Zweck ihren großen Saal.

Vernehmen wir über das Gelingen einen zeitgemäßen Bericht: „Der Beifall, den das Kommissionsmagazin, sowie einige versuchsweise abgehaltene Monatsausstellungen in den Sälen der Harmonie gefunden hatten, gaben Herrn Kaufmann Zeller Anlaß, die erste allgemeine Ausstellung dieser Art als Nachfeier des Namensfestes Sr. Majestät des Königs zu veranstalten. Se. Majestät der König ließ durch Allerhöchstes Reskript die sämtlichen Kreisregierungen anweisen, die diesbezügliche Einladung des Polytechnischen Vereins in ihre Kreisblätter aufzunehmen, und die sämtlichen königlichen Behörden zur Förderung des nützlichen Vorhabens aufzufordern. Herr Zeller, so schreibt dieser gleichzeitige Bericht, trug mit seiner uneigennützigen Denkungsart die Kosten der Aufstellung und Aufsicht und unterzog sich aller damit verbundenen Mühewaltung. Der Erfolg belohnte die Bemühungen glänzend.

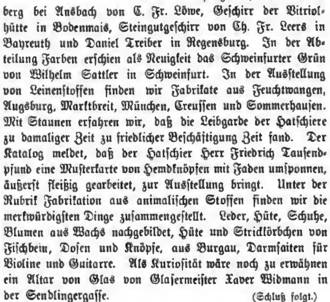
Se. Majestät der König und die Königin, das kronprinzliche Paar, sowie Ihre Majestät die Kaiserin Charlotte von Österreich, eine geborne Prinzessin von Bayern, beehrten die Ausstellung mit ihrem Besuche. Der Kaiser von Österreich, welcher erst nach Schluß eintraf, ließ sich verschiedene hervorragende Gegenstände in seinen Gemächern in der Residenz durch Herrn Zeller vorlegen. Die Staatsminister, die höchsten Beamten bezeigten ihren Beifall und ehrten Zeller durch aufmunternde Worte. Das Publikum drängte sich zum Besuche herbei."

Es gibt keine treffendere Illustration des gewerblichen Zustandes jener Zeit, als ein Blick auf jene uns heute winzig, ja fast kindlich erscheinende Ausstellung, auf die wir dennoch, wie v. Hoyer so richtig sagte, mit einer gewissen Ehrfurcht zu sehen haben. Es rührt uns wirklich der Eifer, mit welchem Zeller an das Unternehmen ging. Lesen wir z. B. die Zeilen, in welchen er die Eröffnung der Ausstellung ankündet. Er schreibt da: „Am Donnerstag den 12. Oktober begann die erste Ausstellung bayerischer Kunst- und Gewerbeerzeugnisse. Madame Albert, Gastwirtin zum Schwarzen Adler, öffnete zur Förderung dieses wohltätigen Zweckes den großen Saal." Man beachte die charakteristische Bezeichnung „wohltätig". Der ersten Anzeige gemäß ist diese Ausstellung ein erster Versuch. Um demselben einen höheren Grad von Interesse zu geben, ist ein vollständiges Hinzuwirken erforderlich, und das läßt sich nur von der Zeit erwarten. — Es ist von vielen Seiten schon viel geschehen, und warmen Dank denen, welche die reine Absicht durch ihre Teilnahme gefördert haben. Die erste, gewiß sehr mühsame Arbeit wird nicht ohne Erfolg bleiben, und mit der Zeit werden sich größere Kräfte zeigen, um das, was klein begonnen, zu erfreulichem Ziele zu führen. Was für diese ersten Anfänge vielleicht zu wünschen übrig geblieben, wird Zeit, Erfahrung und die bereits überall sichtbar gewordene Teilnahme in einem neuen Lebensmoment der Kunst und Industrie in der Folge zu ersetzen wissen." Die Beteiligung der Künstler an den Ausstellungen war eine lebhafte. Man sah etwa 35 Gemälde, viele Zeichnungen und Kupferstiche. Die Plastik war mit Elfenbein- und Alabasterarbeiten vertreten. Die Geschmacksrichtung jener Zeit fand besonderes Gefallen an neun Transparentgemälden des Hof- und Kabinettsmalers Reßelthaler, welche allerdings unserm heutigen Empfinden nicht mehr entsprechen würden. Es gab da eine Seelandschaft mit Mond- und Nebenbeleuchtung, den feuerspeienden Berg Vesuv mit fünf Feuersäulen; die Stadt München mit der Bogenhauser Brücke mit Mond- und Nebenbeleuchtung. Ein unterirdisches mit Laternenlichte erleuchtetes Kreuzgewölbe, Gefängnis, die Inseln Elba und St. Helena; die türkische Moschee im Garten zu Schwetzingen, das Gasteiner Bad mit dem prächtigen Wasserfall, und ein vom Blitz entzündetes und in die Luft geschleudertes Kriegsschiff.



Paul Ritter von Praun, Regierungspräsident von Schwaben und Neuburg.
Aufnahme von Hofphotograph Siemens, Augsburg. (Zu S. 22.)

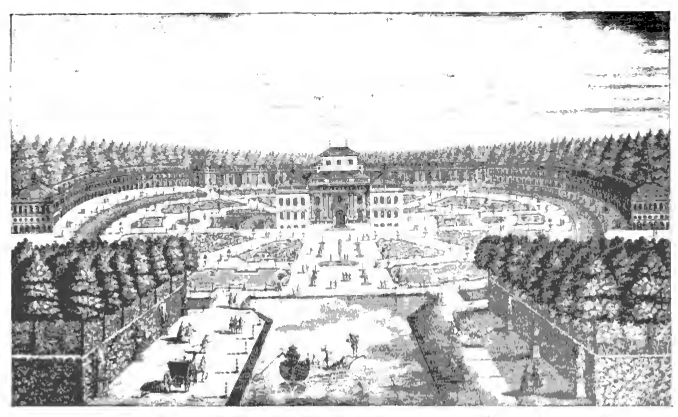
Stickereien sandten Augsburg, Regensburg. Fräulein Therese Gabelsberger, die Schwester des berühmten Erfinders, stellte Haargemälde, zwei Landschaften, aus. Besondere Berücksichtigung verdienen die Lithographien als Münchner Erfindung. Zeller gab hierzu die von ihm herausgegebenen Prachtwerke. Die mathematischen, optischen und physikalischen Instrumente fanden in drei Nummern Vertretung. Ein Tubus aus dem Utzschneider-Fraunhoferschen Institute in Benediktbeuern, und zwei Zündmaschinen, die eine von Drechslermeister M. Fiegl und die andere von dem Hausmeister der Akademie, Herrn Gerzabeck. Von Musikinstrumenten gab es zwei Flügel, drei Guitarren und eine Flöte aus Wachs. Die heutige riesige Metallindustrie Augsburgs brachte damals einen zierlichen Räucherapparat zur Zimmerparfümierung, dann gewalzte Bleche, welche man damals zum Dachdecken zu verwenden begann. Bei der Erwähnung der vortrefflichen Fabrikation des Messerschmiedes Konrad Groß in Lindau wird bedauert, daß ein besonders so ehrenvoller Fabrikant wie Herr Groß es für gut fand, zuweilen unter ausländischen Firmen zu arbeiten. Arbeiten wie die seinigen müßten wohl eher für das Ausland gesucht werden. Auch die Oberpfalz beteiligte sich, indem der Nagelfabrikant Fritze in Fortschau bei Kemnath eine Musterkarte seiner Fabrikation englischer Nägel schickte. Im ganzen beteiligten sich 28 Aussteller der Metallindustrie. Die Keramik war durch drei Fabrikate vertreten. Die Porzellanfabrik in Bruckberg bei Ansbach von C. Fr. Löwe, Geschirr der Vitriolhütte in Bodenmais, Steingutgeschirr von Ch. Fr. Leers in Bayreuth und Daniel Treiber in Regensburg. In der Abteilung Farben erschien als Neuigkeit das Schweinfurter Grün von Wilhelm Sattler in Schweinfurt. In der Ausstellung von Leinenstoffen finden wir Fabrikate aus Feuchtwangen, Augsburg, Marktbreit, München, Creussen und Sommerhausen. Mit Staunen erfahren wir, daß die Leibgarde der Hatschiere zu damaliger Zeit zu friedlicher Beschäftigung Zeit fand. Der Katalog meldet, daß der Hatschier Herr Friedrich Tausendpfund eine Musterkarte von Hemdknöpfen mit Faden umsponnen, äußerst fleißig gearbeitet, zur Ausstellung bringt. Unter der Rubrik Fabrikation aus animalischen Stoffen finden wir die merkwürdigsten Dinge zusammengestellt. Leder, Hüte, Schuhe, Blumen aus Wachs nachgebildet, Hüte und Strickkörbchen von Fischbein, Dosen und Knöpfe, aus Burgau, Darmsaiten für Violine und Guitarre. Als Kuriosität wäre noch zu erwähnen ein Altar von Glas von Glasermeister Xaver Widmann in der Sendlingergasse.



(Schluß folgt.)

Schloß Schleißheim.

Von Hans Steinberger, München. (Fortsetzung.)



„Prospect und Prospectus des Churfürstl. Gartengebäude samt den Galerien, Parterres und Canal in Lustheim, wie selbes von Schleißheim anzusehen.“

Kanonenschüsse donnerten dann durch die Stille der mondbeglänzten Sommernacht, wie mit einem Zauberschlage leuchtete die gewaltige Schloßfront und Schloß Lustheim im Schimmer hunderter an die Fenster gesteckter Kerzen auf, Raketten, Schwärmer, Leuchtkugeln prasselten und knatterten, selbst im Parterre brannten, die Rahmenschneckenformen der Beete zeichnend unter Blumen verborgen, vielfarbige Lampen; aller Festesglanz aber entfaltete sich in den Prunkräumen des Schlosses, wenn draußen im Parke das prächtige Schauspiel des nächtlichen Wasserkorsos beendigt war.

In den Herbsttagen des Jahres 1722 herrschte eine Geschäftigkeit aller Kunst- und Gewerbszweige ohnegleichen im Schlosse Schleißheim; galt es doch das Schloß zum Empfange des Kurprinzen Karl Albrecht und seiner jugendlichen Gemahlin, der Kaiserstochter Amalie, fertig zu stellen; glanzvolle Festestage sah hierbei Schleißheim, das gemäß der Vorliebe des Kurfürsten für seine Schöpfung zum Mittelpunkte der Festlichkeiten gewählt worden war.

Eine großartige Beleuchtung am 20. Oktober 1722 eröffnete den Reigen der Feste, in intensivem Glanze erstrahlten die Gartenseite des Schlosses, das Riesenparterre, die Bassins, die blitzende Kaskade und die Fontänen sowie Schloß Lustheim und dessen Blumenparterre. Durch die mächtigen, weitgeöffneten Flügeltüren des Hauptbaues schimmerte die glänzende Beleuchtung des säulengeschmückten Vestibüls; gleichsam die Fortsetzung des Gartens in das Schloß hinein bildend war die breite Terrasse und die Freitreppe mit Zierbäumen besetzt, Laubgänge bildend; das Grün setzte sich im Vestibül fort und das Treppenhaus war in einen blühenden und duftenden Blumenhain umgewandelt. Der folgende Tag galt der eingehenden Besichtigung des Schlosses.

Im funkelnden Glanz der Neuheit präsentierte sich der Prunkbau, dem schon von außen die kunstvollen, in glitzernder Vergoldung prangenden Schmiedearbeiten der Ballustraden an Galerien und Balkonen ein vornehmes Gepräge verliehen. Und wie entzückte die vollendete, reiche Pracht der Prunkräume mit ihrer verschwenderisch üppigen Ausstattung an Damast- und Brokatelle-Verkleidungen, den Atlasportieren und den riesigen Prunkbetten mit ihren köstlich verzierten Baldachinen; und die Festsäle und die große Galerie mit ihrer unglaublichen Fülle an Meisterwerken der Malkunst.

Das Treppenhaus in seiner glanzvollen Pracht zu schaffen, war Max Emanuels letzter bedeutsamer Befehl in der Geschichte Schleißheims; mit dem Hintritte dieses Kurfürsten trübten Schatten das so prunkvolle, glänzende Bild; die Neigung seines Nachfolgers wandte sich dem Schlosse Nymphenburg zu und so unterblieb die Ausführung des Treppenhauses, der Marmorgalerie zu Lustheim und die künstlerische Ausführung der Kaskade.

Im Mai 1742 drohte Schleißheim völlige Vernichtung; denn nur durch die rasche Übergabe der Stadt München an General Bärnklau wurde die Ausführung seiner Drohung ver-

hindert, „im Falle der Verweigerung der Kapitulation werde er die kurfürstlichen Schlösser Schleißheim und Nymphenburg in Brand stecken lassen."

Unter der Regierung des vielgeliebten Kurfürsten Maximilian III. kehrte auch für Schleißheim — gleich einem Sonnenblicke nach langen, trüben Tagen — das frohbewegte Hofleben wieder. Freilich solch rauschende, prunkvolle Festestage wie unter Ferdinand Maria und Max Emanuel sah das stillgewordene Schloß nicht mehr, dazu war der Hof zu schlicht und einfach geworden; immerhin verklärte die vielfache Anwesenheit des Hofes die vereinsamte Pracht: die Witwe des unglücklichen Kaisers Karl VII., Amalie, und die Gemahlin des Kurfürsten Maximilian, Maria Anna Sophie, residierten gerne zu Schleißheim und auch der Kurfürst nahm sich der lange vernachlässigten Glanzschöpfung seines Ahnen mit liebevoller Fürsorge an. Namhafte Reparaturen wurden im Schlosse ausgeführt, wobei die Ausschmückung der Wohnräume dem Zeitgeschmacke entsprechend im liebreizenden Rokokostile erfolgte, der Hofgarten wurde durch ein Wasserkabinett aus Marmor, den Thetistempel, verschönert und in Schleißheim gründete der edle Kurfürst eine Zeichnungsschule, damit die im Schlosse vereinigten Kunstschätze dem Studium dienen konnten — sehr im Gegensatze zu dem Bauherrn Max Emanuel, der jegliches Kopieren von Gemälden in dem Schlosse untersagt hatte. Die Vollendung des Marmortreppenhauses hatte Kurfürst Maximilian gleichfalls beabsichtigt; da erlosch mit seinem Tode der kurze Schimmer einstigen Glanzes für immer; Kurfürst Karl Theodors Regierungszeit brachte für Schleißheim eine einschneidende Änderung.

Die großartige Gemäldesammlung mußte ihre besten Piecen an die zu München neugegründete Gemäldegalerie abgeben.

Als die Säkularisation ihren Zug durch Bayern hielt, fielen ihr auch die alten, stimmungsvollen Waldklausen und das Franziskanerkloster zu Schleißheim zum Opfer, für die abgebrochene Klosterkirche wurde der große Saal im alten Schlosse Schleißheim als Kirche eingerichtet; leider wurden bei dieser Adaptierungsarbeit die prächtigen Fresken Candids



Gemälde über dem Kamin im Viktoriensaale des Schlosses zu Schleißheim.
(Kurfürst Max Emanuel unterhandelt mit dem türkischen Botschafter V. J. Amiconi.)

übertüncht; die alte Wilhelmskapelle aber wurde zum Heustadel degradiert.

Erst dem großen Sohne Wittelsbachs, König Ludwig I. von Bayern, blieb es vorbehalten, manches von seinen Vorgängern Versäumte nachzuholen. Pietätvoll ließ er die Marmorprachttreppe zur Aufstellung bringen, die nördlichen Kolonnaden an der Ostseite ausbauen und im Schloßgarten die Springbrunnen aufs neue in Tätigkeit versetzen, das Blumenparterre wurde aufs neue instand gesetzt und der Park in ursprünglichem Geschmacke wieder hergestellt.

Als vorläufiger Abschluß der Geschichte Schleißheims stellt sich die im Jahre 1903 vollendete Restaurierung des Schloßinnern dar. Durch dieselbe ist das so lange vernachlässigte Prunkstück bayerischer Barockarchitektur in neuem, lebensvollem Glanze erstanden. Bestand der Hauptreiz Schleißheims bisher in den reichen Gemäldeschätzen, so hat die infolge der Restaurierung veranlaßte Neuordnung der Gemälde das Gesamtbild wundervoll gestaltet. Der bezaubernde Eindruck des Lustschlosses der Rokokozeit ist wieder erstanden und zeigt in den prunkvollen Räumen dessen ganze, glanzvolle Schönheit. Mancher enge Raum mußte der Restaurierung weichen; den jetzt zugänglich gemachten Kabinetten und Sälen ist durch farbenfrische Wandbespannungen und Tapeten der Charakter fürstlich vornehmer Gemächer wiedergegeben und die Spuren der Zeit sind möglichst verwischt; daß gleichwohl durch reichere Ausstattung mit alten Möbeln, Spinetts, der wohnliche Eindruck noch wesentlich gehoben werden könnte, bedarf wohl kaum der Erwähnung; erst dann vermag der liebliche, berückende Zauber einstiger Rokokoherrlichkeit in vollem Glanze neu zu erstehen.

Die Schilderung der Geschicke Schleißheims wäre unvollständig, würde nicht auch seiner Gemäldegalerie gedacht.

Schon Kurfürst Maximilian I. legte den Grundstein zu derselben, die späterhin in ganz Europa berühmt war.

Unter Kurfürst Ferdinand Maria barg das alte Schloß Perlen von Gemälden aus der Meisterhand: Paolo Veronese, Rubens, Bassano, Honthorst, Carocci, Sandrart.

Unendlich viel zur Bereicherung des Gemäldeschatzes geschah seitens des Kurfürsten Max Emanuel; durch ihn kamen hauptsächlich die Meisterwerke der niederländischen Schule zum Entzücken aller Schloßbewohner zur Aufstellung. Auch seine beiden Nachfolger vermehrten den Reichtum der Gemäldesammlung ganz wesentlich; zumal Kurfürst Maximilian III. wußte durch Erwerbung von Werken: Rembrandt, Jan Breughel, Hendrik von Balen, Murillo der Sammlung neuen Glanz zu verleihen.

Im Jahre 1775 umfaßte die Schleißheimer Galerie 1050 Gemälde; nachdem unter Kurfürst Karl Theodor die wertvollsten Stücke nach München gewandert waren, schuf die wenige Jahrzehnte danach erfolgende Säkularisation wenigstens quantitativ reichen Ersatz für die gewordenen Lücken. — Die im alten Schlosse, in Lustheim und im neuen Schlosse selbst aufgestellten Gemälde bezifferten sich im Jahre 1810 auf 2038 Nummern.

Interessant dürfte im ferneren Verlaufe der Geschichte der Gemäldegalerie Schleißheims die Bemerkung erscheinen, daß Bayerns großer Kunstmäcen, König Ludwig I., anfänglich beabsichtigte: „die geplante Sammlung von Gemälden lebender Maler, der Familienbildnisse und das Gemäldedepot in Schleißheim zu vereinigen.“

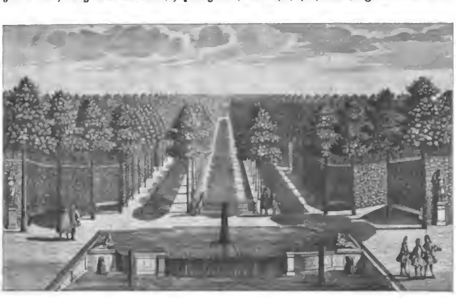
Seit Jahrzehnten erfreut sich die Schleißheimer Galerie, welche Hirth „die Pinakothek des 18. Jahrhunderts“ genannt hat, regster Fürsorge der Zentralgemäldegaleriedirektion; die jüngst erfolgte Neuordnung der reichen Sammlung durch Herrn Konservator Bever erfolgte auf Grund streng kunsthistorischer Studien; eine wertvolle Bereicherung erfuhr die Sammlung durch die Zuwendung der großen, dekorativen Malereien Tintorettos. Für den Kunstfreund ist nunmehr Schleißheim ein noch erhöhter Anziehungspunkt geworden; er weidet sein Auge voll Entzücken an der neuerstandenen Pracht des alten Fürstenschlosses, die um so großartiger wirkt, als sie ihn direkt zurückführt auf die Zeit regster, von Fürstengunst gehobenen Kunsttätigkeit vergangener Zeiten.

Nun, da die Erinnerung geweckt ist und mit so beredtem Ausdrucke zu dem Beschauer spricht, ist der Eindruck des Schlosses Schleißheim, das beim Austritte aus dem Torbogen des alten Schlosses plötzlich in seiner ganzen, imponierenden majestätischen Ausdehnung vor Augen steht, ein wahrhaft bestrickender.

Der gewaltige Monumentalbau wirkt großartig durch seine lichte, fensterreiche Front von 355 m Länge und durch die vielgestaltige und doch so symmetrische Gestaltung.

Der Mittelbau ist überaus prächtig und wirkungsvoll gestaltet durch die Anordnung von Pilasterstellungen und elegant ornamentierten Gesimsprofilen zwischen den mächtigen Rundbogen- und Ovalfenstern.

(Forts. folgt.)



Parkpartie aus Schleißheim.

Wie der Großsultan des deutschen Kaisers Botschafter empfing.

Von Erich Kilzer.

Wenn wir uns heute das Zeremoniell berichten lassen, mit welchem einst der türkische Sultan den römisch-kaiserlichen Botschafter empfing, so geschieht es nicht allein, um jene seltsamen Gebräuche kennen zu lernen, sondern weil der Botschafter des Kaisers einem der berühmtesten Geschlechter Bayerns, dem fürstlichen Hause Öttingen entstammte. Es war dies Graf Wolfgang IV. von Öttingen, Präsident des kaiserlichen Reichshofrates, der Liebling Kaiser Leopolds I. Sein diplomatisches Meisterstück war der von ihm am 26. Januar 1699 zu Carlowitz abgeschlossene Friede, wozu allerdings Prinz Eugen durch die Schlacht bei Zentha, den größten Sieg über die Türken, im 17. Jahrhundert die Wege gebahnt hatte. In diesem Frieden trat die Türkei an Österreich Ungarn mit Ausnahme des Banats, ferner Siebenbürgen und Slavonien ab. Die kriegerische Übermacht der Osmanen war damit endgültig gebrochen, die Auflösung ihrer Herrschaft in Europa hatte damit begonnen. Und uns gereicht es heute noch zum Ruhm, daß ein Öttingen diesen Frieden schloß.

Schon der damaligen Zeit erschien diese Friedensaktion so wichtig, daß darüber ein ausführlicher Bericht in Gestalt eines Buches erschien, betitelt: „Grund- und umständlicher Bericht von denen Römisch Kayserlichen Wie auch Ottomanischen Groß Bothschafter, Wo durch der Friede oder Stillstand zwischen dem Aller durchlauchtigsten Großmächtigistem und Unüberwindlichstem Römischen Kayser Leopoldo Primo und dem Sultan Mustaphahan III., den 26. Januar 1699 zu Carlowiz in Sirmien auf 25 Jahre geschlossen und darauf auch in denen respektiven Höffen zu Wien und Constantinopel bestätiget worden. Mit kaiserlichem Privilegium Wien in Österreich, zu finden bei Johann Baptist Schönwetter, Universitätischen Buchhändler 1702."

Aber auch ein fliegendes Blatt erschien, bekanntlich der Ersatz jener Zeit für die heutigen Journale; es liegt im Original ohne Angabe des Druckes vor uns und hat folgenden Inhalt:

„Prächtiger Einzug
deß
Römisch-Kayserl. Botschaffters
an die Ottomanische Porten
Ihro Excellenz des Herrn Grafen
von Öttingen.
So geschehen in Constantinopel den 3. Februarii
Anno 1700.

Einzug und Audienz deß Kayserlichen Groß Gesandtens in Constantinopel.

ERstlich ritte der Bassa von Nicopolis und der Capizi Bassa mit ihren Türckischen Paucken und Trompetern sammt der Groß-Gesandtschaft ihrer Ordinari Convoye von zweyhundert Spahi oder Reutern.

2. Der Holländische Stallmeister mit 9. Hand Pferden und 12. anderen Holländischen Offizierern.

3. Der Engelländische Stallmeister mit 9. Handpferden und 18 Engelländischen Offizierern.

4. Ein Troup Türckische Cadi und Effendi ohngefähr 200.

5. Der Kayserl. Groß Gesandtschaft Stallmeister mit 10. Handpferden.

6. Die Houboisten.

7. Der Herr Hofmeister samt allen Cammer-Bedienten, Secretarien und Offizierern.

8. Die Cantzelisten und Herren Geistlichen.

9. Die Herren Cavalliers mit der rothen Standart.

10. Der Paucker und die Trompeter.

11. Herr Hof-Marschall.

12. Die Herren Cavalliers mit gleichmäßig fliegender weissen Standart, worunter auch Ihro Durchl. der Prinz von Holstein.

13. Der Chiausen Bassa Kehaga und Zorbasser Bassa.

14. Ihro Excellenz der Herr Bottschaffter zu Pferd, welche

15. Mit 2. von Edelleuthen getragenen fliegenden Fahnen, 24 Trabanten und 12 Laquayen umbgeben waren.

16. Herr Trabanten Lieutenant.

17. Die fünffzehn Pages.

18. Der Wagen-Meister der Leib- und andere Kobel-Wägen.

19. Einige Bagage Wägen und

20. Zweihundert Janitscharen so beederseits die Gesandschafft convoyreten.

Als man nun in solcher Ordnung in 2 Stunden durch die Stadt die anliegende Vorstadt, in welcher auß einem Palast der Kayser und die Kaiserin sambt seiner gantzen Hofstatt, eine Tabacks Pfeiffen im Mund haltend, unsern Auffzug betrachtet hat, über eine Brucken und hohen Berg in unsere Quartier Abends umb 7 Uhr angekommen waren, hat der Herr Bottschaffter noch vor der Tafel durch deß Venetianisch. Bottschaffters Legations-Secretarium, deß andern Tags aber durch der übrigen allhier anwesenden Gesandten / abgeordnete Cavalliers und Edelleuthe / wegen glücklicher Arrivirung / die Aggratulations-Complimenten empfangen. Weilen nun der Türken vierwochige Fasten herbei nahete / und der hiesige Hof / umb die erstere Audientz noch zuvor zu nehmen / ermahnete / also haben Ihro Excellentz / den 13. nach eingenommenen Fruhestück / mit dero völligen Comitat an den Canal sich verfüget und in das Fürstl. Moldauische Hauß übersetzen lassen / dieser Fürst tractirte uns mit schönem Confect / Caffee und Scherbeth / von dennen man auff denen uns anhero geschickten reich gezierten Pferden unter Abholung 12. Capizi-Bassen oder Kayserl. Cammer-Herren / und einen Zorbassen-Bassa mit 200 Janitscharen / doch ohne Trompeten und Paucken / in deß Groß-Veziers Pallast marschieret:

Als nun Ihro Excell. von vielen Agen in das Audientz-Zimmer geführet wurde / ware der Groß-Vezier noch nicht allda / sondern kam eine kleine Zeit hernach durch eine andere Thür mit dem Reichs-Effendi / oder Obristen-Cantzler / und Mauro Cordato / Ihro Excell. wurden zu deß Groß-Veziers lincke Hand / welche bey denen Türcken die Vornehmste ist / auff einen Feld-Sessel niedergelassen / die andern aber auff kostbare Polster / worauf man beyderseits die gewöhnlichen Ceremonien abgeleget / und / vermittelst deß Mauro Cordato Dollmetschung / ein mehreres abgehandelt hat. Bei der Abtretung des Bottschaffters ist der Vezier nicht aufgestanden /

im Rückmarsch aber / hat uns der Türckische Kayser auß einem / und der Tokely mit seiner Gemahlin auß einem andern Hauß / sowohl vor jetzt / als in dem Hineinzug betrachtet.

Den 16. war die Audientz bei dem Groß-Sultan bestimmet / dahero wir deß Morgens um sechs Uhr auß unsern Quartieren / über den Canal / in das Moldauische Hauß / und von dannen / auf vorige Weise / ausser / daß noch mehrere Capizi-Bassa / und andere vornehme Türcken / als jüngsthin beschehen / uns begleiteten geraden Wegs zu dem Seraglio marschierten.

Als nun Ihro Excellentz zu Ende des ersten Vorhoffs von einigen Capizi-Bassen von dem Pferde gehoben / und in den zweyten Vorhof geführt worden / liessen die Gewehr-lose / auf die ihnen vorgesetzte etlich tausend blechene und mit gekochtem Reiß angefüllte Schüsseln und das dabey ligende Brodt und Kolatschen hiezu / welches bedeutet / daß dieses sonst gar leicht schwürige Volck in allem zufrieden ware.

In dem Divan trafen Ihro Excellentz den mit einem grün Atlassenen Unter-Kleid / auch weissen / Atlassenen mit kostbarem Zobel gefütterten Ober-Kleid oder Cafftan bekleideten Groß-Vezier / wie auch den Caimacam oder Statthalter / die zwey vornehmste Reichs-Räthe / so Veziers / und deß Kaysers Schwäger waren / item die zwey Cadisleker / deren einer über die Türckisch-Europäische / der andere aber die in Asien gelegene Länder-Land-Richter warn / an. Kaum hatte sich der Herr Bottschaffter auf einem besonderen Ort niedergelassen / so kam der Janitscharen-Aga / oder der Obriste über alles Fuß-Volck / und hinter ihm viel Capizi oder Kayserl. Thürhüter / deren jeder zwei Beutel Geld truge. Gedachter Aga thate in Arabischer Sprache eine Ovation vor dem Großvezier / und legte die gedachte Beutel zu seinen Füßen nieder.

Darauf der Reichs-Effendi / viel geschriebene Zettel in der Hand haltend / mit allen hohen Kriegs-Officierern kame. Diese empfingen von demselben die geschriebene Zettel / in welchen enthalten / was der Soldateska vor Sold / seither drey Monaten / man zu zahlen schuldig.

Der Janitscharen Hauptleute oder Zorbaschen stellten sich indeß in zwey Reihen vor dem Divan / und der Schatzmeister liesse vor jeder Bataillon das behörige Quantum vor die Thür zu Erden werffe / und dann durch einen seiner Bedienten jedes Officiers Namen ausruffen / worauf jede Rott im völligen Lauff auf das Geld eilete / und selbiges mit etwas langsameren Schritten / zurück truge; dieses Alles hatte der Groß-Sultan durch ein viereckiges vergul-detes Gatter / oder Jalousie / so in dem Divan / oberhalb deß Groß-Veziers Haupt ware / ansehen können. Nach diesem / wurde in dem Divan / der Herrn Pottschaffter mit dem Groß-Vezier / die andere vornehmste Gesandschaffts-Glieder aber mit anderen Türkischen Ministern / und die Übrigen im Hoff / unter einem Gezelt / auf Türckische Manier tractiert / und nachgehends in dem Vorhoff auf eine tapezierte Bank geführt / mit einem Goldreichen und mit Zobel gefütterten Cafftan / die andern aber nur mit gemeinen / jedoch Gold und Silberreichen Cafftan / bekleidet. Der Groß-Vezier gienge indessen in die geheimbde Audientz-Cammer, in welche gleich hernach Ihro Excell. von 2. Capiz Bassen mit ihren Cavalliern und theils Edelleuthen geführt wurden / und dem Groß-Sultan / deß Röm. Kaysers Credential-Schreiben mit gebührender Reverentz und Respect überreichten / wie auch / nebst Ablegung des Kayserl. Gruß diese 3. Punkten / in einer zierlichen Sermon vortragten / 1. daß der Groß-Sultan den geschlossenen Frieden nicht brechen / mit Versichern / daß solches Unserseits auch nicht geschehen sollte / 2. daß die Gräntzscheidung zu End gebracht werden möchte / 3. daß die Gefangene / accordierter massen verabfolgt werden sollten / worauff der Groß-Sultan durch den Mauro Cordato interpretiren liesse / daß ihme seines Freunds / deß



„Ihr Excellenz, Herr Wolffgang des H. Röm. Reichs Graff von Oettingen, Kaiserl. Majestät geheimbder Raht Camerer und Reichshoff Rahts Präsident auch dero bey denen Anno 1699 im Monath Januario, zu Carlowitz in Ungarn mit denen Türcken geschloßne Fridens-Tractaten gewesener Plenipotentiari, primari, und jezo an die Ottomanische Pfort nach Constantinopel abgeschickter Groß Pottschaffter. MDCC.

Teutschen Kaysers Gruß höchst angenehme sehe / daß er den Frieden beständig halten / und solches auch von uns hoffen wolle / und daß die letzteren 2. Puncten auch ihre baldige Endschafft erreichen sollten / die Magnificentz / kostbare Jubelen / vieles Gold / Silber und große Perlen / sowohl daß kayserl. Audientz-Zimmers / als der Kayserl. Kleidung / besonders die Kostbahrkeit der angehabten Ringe / zu beschreiben / würde die Zeit allzu kurtz werden. Dahero nur melde / daß wir in unser Retour von denen Schiffen / welche im Kanal geancker haben / mit starcken Canon-Schüssen salutirt worden.

Wegen glücklicher Ankunfft / und gehabten guten Audientz / haben wir den 21. Februarii GOtt dem Allmächtigen / durch ein solenues Amt / und Te Deum laudamus hertzlichen Dank abgestattet."

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unsere Porträtgalerie. Es war in Nr. 14 des 14. Jahrgangs des „Bayerland" als wir ein Tableau veröffentlichten „Bayerns Regierungspräsidenten im Jahre 1903". Wir betonten dabei, wie wir zugleich Chronist der Gegenwart und Sammler für die Zukunft seien, unser Augenmerk sei hierbei mehr auf die Gediegenheit und Vollendung des Bildes gerichtet, als darauf, daß es auf Kosten der Qualität hastig und schnell gebracht werde. Zum zweiten Male schreiten wir zur Ergänzung dieser Bilderreihe. Unerwartet und plötzlich verschied Se. Exzellenz Ritter v. Schraut, Regierungspräsident von Oberbayern; an seine Stelle trat der Regierungsdirektor Anton Ritter v. Holder, Direktor der Kgl. Polizeidirektion München. An Stelle des als Präsident an die Spitze des Verwaltungsgerichtshofes berufenen Regierungspräsidenten Exzellenz Wilhelm v. Lermann trat Ministerialrat Paul Ritter v. Praun aus der Geheimkanzlei Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten als Regierungspräsident von Schwaben und Neuburg. — Wir bringen hiermit die Porträte der beiden Herren Präsidenten auf Seite 16 und 17.

Freiherr v. Grießenbeck. Während des Treffens bei Kanth am 14. Mai 1807 war die 2. Hauptmann-Kompagnie des 1. Linien-Infanterie-Leibregiments (heute 1. Infanterie-Regiment „König") kommandiert, die Stadt zu besetzen und die Gefangenen zu bewachen. Da aber noch eine Menge Feinde in den Häusern versteckt lagen, so mußten diese erst durchsucht werden. Unter diesem Geschäfte traf von der um die Stadt patrouillierenden Mannschaft die Meldung ein, daß sich eine starke feindliche Abteilung sehen ließe, welche ihren Marsch gegen Kanth einschlüge. Hauptmann Karl Feiherr v. Hugenpoet, der die Kompagnie kommandierte, schickte infolge dieser Meldung den Leutnant Karl Freiherr v. Grießenbeck mit einer Patrouille ab, um sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Grießenbeck war kaum vor die Stadt gerückt, als er die Meldung vollkommen bestätigt fand, und sogleich seinen Hauptmann hiervon verständigen ließ. Wegen des Wachdienstes und der vielen Kranken konnten ihm nur 30 Mann mitgegeben werden. Trotz dieser geringen Zahl entschloß sich der tapfere, unerschrockene Grießenbeck, der schon bei Breslau und Kosel Proben seiner Tatkraft abgelegt hatte, den wenigstens fünfmal stärkeren Feind, der schon bis an das Tor herangekommen war, anzugreifen und zurückzuwerfen. Mit kühnem Mute stürzte sich das Heldenhäuslein, seinen Führer an der Spitze, auf die Feinde, wodurch diese über den Mühlgraben zurückgedrängt wurden, dessen Brücken sie sich jedoch mit allem Nachdruck zu verteidigen entschlossen. Der rastlose Grießenbeck glaubte aber noch nicht genug getan zu haben und munterte deshalb seine Leute auf, ihm zu folgen. Mit gefälltem Bajonett stürmte die kleine Abteilung wiederholt gegen die stark besetzte Brücke, vertrieb auch hier den Feind, und verfolgte ihn unaufhaltsam, alles vor sich niederwerfend, bis an eine zweite Brücke. Auch diese suchte Leutnant v. Grießenbeck anzugreifen, aber die geringe Zahl seiner Leute, ihre Müdigkeit und das ungünstige Gelände erlaubten ihm nicht weiter vorzudringen. Er faßte jedoch freien Fuß und ließ ein lebhaftes Feuer unterhalten, um dem Feinde jedes nochmalige Vordringen zu erschweren. — Nachdem die Patronen verfeuert, mehrere Leute verwundet waren und der Abteilung schon auf einer Seite ganz nahe die Umgehung drohte, entschloß sich Grießenbeck, den Rückzug anzutreten, den er auch Schritt für Schritt ausführte, wobei er dem nachfolgenden Feinde noch manchen Schaden zufügte. — Diese entschlossene tapfere Handlung hatte bezweckt, daß die Gefangenen, Kranken, die Munitions- und Bagagewagen usw., welche sich in Kanth befanden, in Sicherheit gebracht werden konnten.

Freiherr v. Grießenbeck wurde wegen seines besonders rühmenswerten Betragens zum Ritter des Militär-Max-Joseph-Ordens ernannt. Er zeichnete sich später noch durch besonders kühne Taten in Tirol aus und starb als Generalmajor am 3. Januar 1863 zu München.

König Ludwig I. und Görres. Der bedeutendste Publizist gegen napoleonische Zwingherrschaft, dessen „Rheinischen Merkur" der Kronprinz so eifrig in seinem Kabinett, wie Blücher und Gneisenau im Feldlager gelesen, Joseph Görres, richtete unter dem Titel: „Churfürst Maximilian I. an König Ludwig bei seiner Thronbesteigung. Monita paterna an den geistreichen Nachkommen." Es heißt darin:

„Wie du dein Angesicht der Zukunft entgegenwendest, so laß es auch auf die alte Zeit gerichtet sein. Baue nicht auf fließende Wässer und den Flugsand menschlicher Meinungen. Sei ein christlicher Fürst, Säule zugleich dem Glauben und Schützer der Geistesfreiheit, und dein Beispiel möge die Zeloten von zweierlei Art verstummen machen. Sei auch den Künsten ein Nährvater und Beförderer; sie mögen unter deiner Pflege, nach ihrer irdischen Bestimmung fortdauernd das menschliche Leben verschönern und erheitern, und nach ihrer höheren die Urquellen aller Schönheit verherrlichen; aber lasse dich von ihrem Zauber nicht über Gebühr befangen. Dulde nicht, daß aufrührerische Gesinnung die Grundvesten des Thrones untergrabe; denn die große Säule des Hauses, auf der alle Gewölbe ruhen, darf nie auf wankendem Grunde stehen, soll nicht das Ganze dem Einsturz drohen. Wolle auch du die Erfahrung der Zeiten ehren, denn das Volk hat sich dem Fürsten nicht zur Dienstbarkeit, sondern zum Schutze übergeben, daß er nicht mit Gewalt über Sklaven, sondern mit Milde, nicht bloß über Bürger, sondern für sie herrscht. Sei du ein rechter Fürst von Gottes Gnaden, und vollende, was du früher angefangen. Wolle nicht, daß die Nation, in Masse schon dem Ernst des Krieges pflichtig, auch im Frieden im leeren Spiele sich erschöpfe. Achte jegliches Talent und jedes Verdienst in deinem Reiche, aber laß dir jene frechen Glückspilze nicht nahe kommen, die im Verderben der letzten Zeit aufgeschossen und im Schlamme der Sündflut, die über Deutschland hergestiegen, festgehaftet .... Wie deine Herrschaft mit dem neuen Jubeljahr beginnt, so sei fortan ein Schirmvogt und Hort des Glaubens, damit Bayern wieder werde, was es zuvor gewesen: ein Schild und Eckstein der deutschen Kirche. Wolle nicht gestatten, daß der Christen Recht nur im bürgerlichen Leben gelte, das Staatsrecht aber heidnisch sei. Was soll's, wenn dem Volke von Religion, Tugend und Sittlichkeit gepredigt wird, der Staat aber vor seinen Augen dem Baal auf allen Höhen

Altäre baut und Opferfeuer zündet! Soll nur der Bürger noch Christenpflicht, Gerechtigkeit und Milde üben, der Staat aber wie ein reißend Thier Alles niederschlagen, was seine Tatze erreicht? Soll der Gott des Himmels und der Erde nur ein Hausgott sein, das gemeine Wesen aber sich seinem Dienst entziehen? Nicht also! in Mitte deines Volkes herrsche sein Gesetz, und du sei nur seiner Diener erster!... Wem viel anvertraut ist, von dem wird auch viel gefordert."

Von alten Klosterbibliotheken. Zu St. Emeran — so geben Zeugnis die alten Kataloge — benützten die Mönche die Briefe des Papstes Leo; die Epistel des Sulpizius Severus, an seine Schwiegermutter aus dem neunten Jahrhundert, die Werke (theilweise aber vollständig) des Origines, Athanasius, Augustin, Gregor des Großen, Orosius, Isidor, Prudentius, Kassiodor, Boethius, Paul des Diakons, der prachtvollen Evangeliarien, die Karl und Arnulf geschenkt, nicht zu gedenken. Die Glossarien zu den hl. Schriften, Terentius, die Grammatik des Diomedes, ein Buch über Orthographie und Ethnologie, eine Synonymik, des Rhaban Computus, und eine Kanonessammlung dienten den Scholaren der Schulen. Auch Kalendarien, Martyrologien und Psaltarien hatten sie, alle die Kodizes deren Zahl sehr bedeutend waren im achten und neunten Jahrhundert geschrieben. Derselbe Reichtum an biblischer, exegetischer, patristischer, profanhistorischer, aszetischer, grammatikalischer medizinischer Literatur begegnet uns zu St. Peter in Salzburg, wo der schriftenkundige Menken ungefähr dreißig Kodizes aus dem neunten Jahrhundert kennen gelernt hat. Vorzüglich gedenkt er der Erklärung des hl. Hieronymus zum Propheten Ezechiel, die in Minuskel geschrieben war. Ebenso des Breviers desselben Kirchenvaters. Zu Tegernsee besaßen sie die Kapitularen Karls des Großen, die wohl in allen Klöstern sich fanden, den Sallustius das Theodosianische Rechtsbuch, das Pastorale Gregors in Folio, dem wir ebenfalls in allen Klöstern begegnen, die Ethnologie Isidors, ein ausgezeichnetes Exemplar des Priscian (freilich aus dem zehnten Jahrhundert) und ein Plenar. Auf dem Prachtdeckel aber schaute man die Kreuzigung Christi, fein in Elfenbein geschnitten.

Ein kostbares Evangeliar fehlte in keinem Münster. — Zu Staffelsee haben die Missionäre aus der Bibliothek aufgezeichnet: die fünf Bücher Moses, das Buch Josua, der Richter, Ruth, die Bücher der Könige, Paralipomenon, — in einem Bande; die Psalmen, die Sprüchwörter, den Prediger, das Hohelied, das Buch der Weisheit, das Buch Sirach, Job, Tobias, Judith, Esther, die Makabäer, — vereinigte ein zweiter Band; in einem dritten Bande waren die zwölf Propheten und Esdras gesammelt; die Apostelgeschichte, die Briefe des Völkerapostels, die kanonischen Briefe, die Apokalypse formierten einen vierten Band. Vor allen strahlte das Lektionar, dessen Deckel mit vergoldeten Kupferplatten überzogen war; zwei Homilarien, besonders das des großen Gregor, darin vierzig Homilarien. Drei Sakramentarien, zwei Lektionsbücher, ein Kanonesbuch, (ein Auszug aus der Sammlung des Dionysius) ein Psalterium, ein altes Evangelium, (jedenfalls aus merovingischer Zeit) zwei Antiphonarien, ein Kommentar des Hieronymus zum hl. Matthäus bildeten mit der Regel des hl. Vaters, die in keinem Kloster mangelte, die Reihe der Bücher.

Nach Kochel brachte Königin Gisela einundzwanzig Bücher, die Genesis, das Buch der Könige, Salomon, Job, die Propheten, Apostelgeschichte, Briefe des Paulus, die (vierzig) Homilien Gregors, ein Kollektaneum, Passionarium, eine Synonymik, zwei Antiphonarien, zwei Missale, zwei Lektionarien, mit Evangeliar und ein Psaltarium. Die Bücher, alle in der merovingischen Minuskelschrift vollendet, kamen später größtenteils nach Beuern. Das Pastorale, ein Quartant, die Sentenzen der Väter, das Epistolar des Völkerapostels in Quart, das Sermonar in klein Folio, die Kolationen und das Passionale in Quart sind noch in der Bibliothek zu München.

Von Benediktbeuerns Bibliothek behauptet Menken, daß keine in Deutschland, die kaiserliche in Wien ausgenommen, einen ähnlichen Reichtum an Kodizes aus dem achten und neunten Jahrhundert geborgen habe. Man erinnert sich der Bücher, die Lango, die Gisela gebracht (gleich Baldo nach Tegernsee), und Karl der Große. Der Kodex der hl. Regel, dieses unvergleichliche Werk, der Fundationsbrief, und das Privilegium Karls des Großen gingen im Brande, den die Ungarn geschürt, zugrunde. Wenigstens steht so bei den Lokalskriptoren. Ein Passionale, Isidors Ethnologie, Hieronymus, die Lehrbücher und die Kirchenbücher waren in gehöriger Anzahl vorhanden; berühmt war der liber canonum excerptus, ein Auszug aus der Sammlung des Dionysius. In Rott fanden die Petz einen tausend Jahre alten Kodex, von Cicero, die „Freundschaft" und von Apulejus ein Schriftstück; in der Bibliothek zu Weihenstephan ragte ein Kodex hervor, der auf Pergament und in Quart im neunten Jahrhundert geschrieben schien, und jedenfalls zu den ältesten Exemplaren, die existierten, zählte; das älteste Schriftstück von Oberaltach, das auf Pergament übertragene Pastorale Gregors des Großen, setzten die Kenner ins zehnte Jahrhundert; in Niederaltach hatte sich weniges aus den zehn Bränden gerettet.

Alle diese Notizen sind spärlich und unbedeutend; nennen meist nicht den ganzen Reichtum, sollen auch keineswegs ein vollständiges Bild der damaligen Klosterbibliotheken entwerfen, sondern nur die geretteten Nachrichten überliefern, damit wir immer dankbar die Mühewaltung anerkennen, die die Mönche auf sich genommen haben.

Das Privilegium der Kalt- und Kupferschmiede. Julius Küchler in Kaiserslautern hat erst kürzlich in ausführlicher Weise über das Privilegium dieses Gewerbes in kurpfälzischen Landen berichtet. Professor Rosenthal teilt in seiner „Geschichte des Gerichtswesens" ein solches Patent eines kurbayerischen Rentmeisters mit: „Empeut ich Ulrich von Elsenhain .. Rentmeister Oberlands als der Kalt- und Kupfferschmidt selben Gezirks verordneter und gesetzter Richter, ... und füg euch zu wissen, daß der Kalt- und Kupfferschmid Handwerk in Obern-Bayern von ... Fürsten des Hauß Bayern aber dritthalbhundert Jahr hero sonderlich gefreyt ... zum erst, daß sie mit ihren leiben und gütern an Maut und Zollstätten und sonst mit andern ansprechungen ausser der Sachen, so an den Todt gehen, dermassen gefreyt sein, daß sie vor niemand, denn vor ihren gesetzten und verordneten Richter umb alle ansorderung zu erscheinen, und wer zu ihren zu klagen hat, antwort zu geben schuldig sein sollen."

Fremde Gäste. Im Jahre 1703 verzeichnet die Chronik von Zwiesel die Einquartierung des sächsischen Generals Schulenburg, der eine Menge Hunde mit sich führte. Seine Regimenter wurden abgelöst durch die Dänen, diesen folgten ungarische Husaren, sodann Preußen und bald darauf Württemberger.

Lustige Sprüche.

„Sachs, Bayer und Frank,
Die lieben alle den Trank,"

sagt ein Spruch vom Jahre 1616;

„Wenn der Däne verläßt seine Grütze,
Der Franzose seinen Wein,
Der Schwabe seine Suppen
Und der Bayer das Bier,
So sind sie verloren alle vier."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München

Gegründet 1825. **Münchener und Aachener** Gegründet 1825.

Mobiliar-Feuer-Versicherungs-Gesellschaft.

Grundkapital	M. 9 Millionen	Prämien und Zinsen	M. 25 411 142,19
Reserven	ca. M. 23 Millionen	Für Schäden bis jetzt bezahlt .	M. 263 815 586,09

Für Feuerlöschzwecke, zur Hebung der Landwirtschaft, zur Linderung der Landeskalamitäten und zu sonstigen wohltätigen Zwecken aus dem gemeinnützigen Fonds bezahlt M. 34 208 212,07

Die Feuerversicherung umfaßt **Feuer-, Explosions- und Blitzschäden.**
Besonders coulante Bedingungen für Landwirtschaft mit weitgehendster Freizügigkeit.
Schadenregulierungen anerkannt liberal.
Die Gesellschaft versichert auch gegen

Wasserleitungs- sowie gegen Einbruch-Diebstahlschäden

zu mäßigen Prämien; letztere Versicherung bildet ein dringendes Bedürfnis für Private, Gemeinde- sowie Sparkassen- und sonstige Verwaltungen. (Geldschrankberaubungen.)

Näheren Aufschluß verlange man von unseren sämtlichen Agenten oder direkt von der

Spezial-Direktion für Bayern: München, Lenbachplatz 6

General-Agentur Nürnberg, Gleisbühlstraße 10 (38)
General-Agentur Neustadt a. H., Amalienstraße 33.



160 Hefte zu je 50 Pf. oder acht Bände geb. in Orig.-Halbfranz zu je M 12.50.

HERDERS Konversations-LEXIKON

Monatlich erscheinen 2 bis 3 Hefte. — Auch gegen Raten zu beziehen.





Importeure: (27)
Franz Kathreiners Nachf.
G. m. b. H. München–Hamburg.

Bürsten - Besen - Pinsel

(82) eigene Fabrikation, daher billigste Preise!

Parfümerie - Kämme - Schwämme

Anton Mertl, Kgl. Hoflieferant, **München.**
Schäfflerstr. 5. Telephon 1081. Nordendstr. 27.

HERMANN SCHNEIDER, MÜNCHEN

Bayer. Hoflieferant · Fürstenstr. 5 (Laden und Wohnung) · Telephon 2756

empfiehlt in feinster Ausstattung

BRAUT-, BALL- UND TRAUER-ARRANGEMENTS

in moderner Ausführung zu sehr soliden Preisen Nach auswärts unter Zusicherung sorgfältigster Bedienung (41)

DEKORATION für alle Festlichkeiten, Schmückung von Gräbern und Unterhaltung derselben

FRISCHE BLUMEN.

BRAUT-BUKETTS in den mod. Formen, künstler. gebunden, bilden eine Spezialität meines Geschäftes.

Münchener

Gichtbalsam

ist das Beste bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen und Geschwulsten.

— Zu haben in Gläsern à 1 M. —

Schützenapotheke München
Schützenstr. 2. — Bayerstr. 4. (22)



Druck von R. Oldenbourg in München.

Unserer heutigen Gesamtauflage liegt ein Prospekt der Firma **NICOLAY & Co.** in **Hanau** und **Zürich**, betr. **Dr. Hommel's Haematogen** bei. — **Depots** in allen Apotheken.

18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 850

Nr. 3.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 50 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Paul Schreckenbachs. **„Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806."** Eine Erinnerungsgabe für das deutsche Volk. Mit 100 Illustrationen nach zeitgenössischen Darstellungen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. — Der Autor zitiert gleich zu Beginn den Ausspruch eines preußischen Prinzen, des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand; in seinen Worten liegt die Signatur all des Übels, aus welcher sich das Unglück entwickelte. Prinz Louis Ferdinand schreibt an einen seiner Vertrauten: Der ganze Staat liegt an einem Übel krank, welches ihm, werde es Krieg oder Friede, gleich verderblich werden kann. Wir haben keine Regierungsform, kein Gouvernement; Friedrich II., der mit der Kraft seines allumfassenden Geistes durch sich selbst regierte, dem kein Zweig der Verwaltung unbekannt geblieben, der über jeden derselben sich mit seinen Ministern unterhielt und bei dem seine Kabinettsräte nur Werkzeuge seines Willens waren, hinterließ nicht seinen Nachfolgern jenen großen Geist, der alle Teile der Administration in einem gemeinsamen Brennpunkt vereinte, nur durch sich selbst wirkte und dem Staate das innere Leben gab, welches er sodann sobald nach Friedrichs Tod verlor. Sicher und schärfer, sagt Schreckenbach, hätte niemand das bezeichnen können, was seit 20 Jahren die eigentliche Quelle aller preußischen Staatsnöten war.

In der Einleitung spricht Schreckenbach folgende beherzigenswerte Worte: „Kaiser Wilhelm I. hat einmal das Bekenntnis ausgesprochen, er habe durch die Demütigungen in seinem Leben mehr gelernt, als durch alle seine Siege. Die Erfahrung, die er damit kund gibt, dürfte von allen Menschen gelten und nicht nur von den einzelnen Menschen, sondern auch von den Völkern. Denn das Unglück, das über ein Volk hereinbricht, ist fast immer eine Folge seiner Fehler und Sünden. Höchst selten erliegt ein gesundes und kräftiges Volk der bloßen äußeren Übermacht seiner Feinde, zumeist verursacht die innere Schwäche das Verderben oder hilft wenigstens kräftig mit dazu. So ist es gewesen, so lange es Völker und Staaten auf Erden gibt und die Geschichte unserer Zeiten hat uns erst vor kurzem wieder einmal diese ernste Wahrheit erkennen lassen im Untergange der südafrikanischen Buren. Das kleine tapfere Volk von Oranje und Transvaal ist nicht nur zugrunde gegangen durch die gigantische Übermacht seines gewaltigen Gegners, sondern, wie wir jetzt genau wissen, auch mit durch seine eigene Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit. Darum tut jedes Volk wohl daran, sich in die Geschichte der Zeiten zu versenken, wo es gebeugt und gedemütigt am Boden lag. Denn nur dadurch kann es die Fehler erkennen, die es einst schwach und zum Widerstand unfähig gemacht haben, und solche Einsicht mag ihm dazu helfen, die Wiederkehr des Unglücks zu vermeiden." Mit solcher Gesinnung eines ernsten, mahnenden Lehrers trat Schreckenbach an die Schaffung des vorliegenden Werkes, und mit Konsequenz führt er sein Prinzip durch. Schade, daß diese löbliche Arbeit seine Beurteilung von Tagesfragen nicht besser geläutert hat, er würde sich dann im Vorwort einen Satz erspart haben, dessen Lesung widerlich wirkt, wenn er schreibt, wir, das bestgehaßte und angreifbarste Volk Europas, machen die Stärke unserer Wehrkraft zu Land und zur See von dem Votum bayerischer Kapläne und anderer Geistesheroen abhängig.

(Schluß folgt.)



Preußische Reiterei 1806. Ferdinand v. Schill als Leutnant im Regiment Königin-Dragoner. Blücher als Chef des dunkelroten Husarenregiments. Kpfr. von Hössel.

Illustrationsprobe aus P. Schreckenbach Der Zusammenbruch Preußens 1806. E. Diederichs Verlag, Jena.

Oberschwäbische Orts- und Flurnamen. Von Dr. Jul. Miedel, Memmingen 1906. Th. Ottos Verlag. 87 S. 8°. Preis broschiert und beschnitten M. 1.50. — Der Verfasser behandelt in über-

sichtlicher Zusammenstellung viele Tausende von oberschwäbischen Orts- und Flurnamen sprachlich und nach ihrer Bedeutung für die Besiedlungsgeschichte. Das Interesse für solche sprachliche Erörterungen ist heutzutage allgemein sehr rege. Da das Schriftchen bei aller Wissenschaftlichkeit so gehalten ist, daß es jedermann verstehen kann, so sei es weitesten Kreisen zur Anschaffung wärmstens empfohlen. Der Preis ist bei der trefflichen Ausstattung so bescheiden wie möglich angesetzt.




as von märchenhafter Romantik umwobene und so tragisch geendete Königsdasein Ludwigs II. von Bayern, dessen hervorragende Bedeutung für die Kunst und das Kunsthandwerk und sein unvergängliches Verdienst um die Einigung Deutschlands vermag auch heute noch allseitiges Interesse zu erwecken. In spannender, fesselnder Darstellung und glänzender Schilderung, die so recht zum Herzen spricht und das an Rätseln so reiche Leben des Königs hell erleuchtet, ist das soeben im Verlage von F. Speiser in Prien am Chiemsee erschienene, prächtig ausgestattete Buch:

Ludwig II. von Bayern,

der Romantiker auf dem Königsthrone

von Hans Steinberger

geschrieben, das insbesondere von jedem Besucher der Königsschlösser und von allen Verehrern des unvergeßlichen Fürsten freudigst begrüßt werden wird. (103)

Preis eleg. geb. M. 3,50.

Durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlage zu beziehen.





Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin W. 10.

Zu dem soeben vollendeten **siebzehnten Jahrgang** des ‚Bayerland' haben wir wie zu den früheren Jahrgängen geschmackvolle, in drei Farben gehaltene

Original-Einbanddecken

herstellen lassen, welche wir den verehrlichen Abonnenten zum Preise von **M. 1.30** per Decke zur Verfügung stellen.

Gefällige Bestellungen bitten wir bei der nächstgelegenen Buchhandlung oder direkt beim Verlag bewirken zu wollen, in welch letzterem Falle zur Vermeidung weiterer Spesen um gleichzeitige Einsendung des entfallenden Betrages per Postanweisung ergebenst ersucht wird.



Ingolstadt.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Schwedenkriege. Von J. Baumann. Illustriert von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Nun stürmt Tilly mit den Besten des Heeres, den getreuen und oft erprobten Wallonen, den Berghang herunter. Aber die Schweden sind jetzt an Zahl schon weit überlegen und die Bayern gewinnen keinen Boden mehr. Da ergreift Tilly die Fahne eines wankenden Regimentes, und sicher, daß ihn die Seinigen nicht im Stiche lassen, stürzt er sich in das dichteste Gewühl. Mit Bewunderung schauen die Feinde die Kühnheit des greisen Feldherrn. Hoch ragt das weiß-blaue Banner über den kämpfenden Haufen. Ihm folgen, ihr Letztes einsetzend, die Bayern. Mit einem Male verschwindet das erhobene Feldzeichen, und Tilly gleitet rückwärts vom Pferde; eine Falkonettkugel hat ihm oberhalb des Knies den Fuß zerschmettert. Während man sich um den verwundeten Feldherrn streitet, um den ohnmächtig Gewordenen aus dem Kampfgewühle zu tragen, sprengen in der rechten Flanke unvermutet schwedische Reiter an. Herzog Bernhard von Weimar hatte flußaufwärts eine Furt entdeckt und begann nun im geeigneten Momente einzuhauen. Die bayerischen Reiter begegneten dem Angriffe, wurden aber dann langsam gegen das Lager zurückgedrängt. Nun krachten auch in der linken Flanke Musketen; auch wurden dort ebenfalls schwedische Reitergeschwader sichtbar. Eine zweite Reiterkolonne war nämlich flußabwärts über den Lech geschwommen und hatte auf dem Rücken der Pferde noch 400 Musketiere mit übergesetzt.

Das ligistische Kriegsvolk war entmutigt. Die Kunde von Tillys schwerer Verwundung hatte sich rasch verbreitet. Den Kurfürsten, welchem man die Verletzung seines besten Generals gemeldet hatte, beugte der Kummer darnieder. Er tat nichts mehr, um den allgemeinen Rückzug aufzuhalten. Erst hinter den Verhauen fanden die Bayern die Ordnung wieder.

Gustav Adolf hatte den Übergang erzwungen. Da er sich aber keinem Hinterhalte aussetzen wollte, zumal auch die Nacht bereits im Anzuge war, bedrängte er die Bayern nicht weiter. Erst am andern Morgen schickte er Reiter gegen das Lager vor, die dann nur leere Schanzen vorfanden. Noch am Abende hatte nämlich der Kurfürst die Verwundeten und das Gepäck über Neuburg nach Ingolstadt zurückgeschickt. Während der Nacht war er dann selber mit der Armee gefolgt. Mit Staunen sah Gustav Adolf die feste Stellung des Gegners, so daß er sich mit Verwunderung zu seiner Umgebung äußerte: „Wäre ich der Bayer gewesen, nimmer würde ich gewichen sein, um meinem Widersacher die Türe aufzusperren in mein Land, und hätte mir eine Stückkugel Bart und Kinn gestutzt."

Er gab dann Auftrag, daß das noch übrige Fußvolk die Brücke passieren sollte. Am 17. April wurde dann auch noch der Rest der Reiter, die Artillerie und der Troß über den Lech gebracht. Bayern stand offen.

* * *

Am Morgen des 16. April zogen lange Reihen von Troßwagen durch das Rundell und das Tor am hl. Kreuz der Feste Ingolstadt. Es war die Bagage des Heeres, welche der Kurfürst noch am Abende des unglücklichen Gefechtstages vorausgeschickt hatte. Auf den Wagen lagen viele Verwundete und Marode. Diese brachten die Nachricht mit, daß die

Schweden den Übergang erzwungen hätten und das Heer des Kurfürsten im Rückzug wäre. Dem starken Trosse folgten Soldaten in ungeregelten Haufen und dann Regimenter in besserer Ordnung und den Befehlen ihrer Offiziere gehorchend. In der Mitte trugen sie in einer Sänfte den verwundeten Feldherrn.

Tilly hatte entsetzliche Schmerzen ausgestanden und öfters die Besinnung verloren. Als er noch lebend die schützenden Mauern der Festung erreichte, verlangte er nach einem Quartiere im Kollegium der Jesuiten. Als er aber erfahren, daß dort bereits alle Räume von geflüchteten Klosterleuten und von Kranken überfüllt wären, ließ er sich in das gegenüberstehende Haus des Professors Rath bringen.

Die Kunde von der Niederlage bei Rain hatte sich rasch verbreitet. Ein panischer Schrecken ergriff die Landbevölkerung, und wer es machen konnte, belud einen Wagen mit dem Nötigsten und flüchtete nach Ingolstadt. Mit den Regimentern kamen Haufen von Flüchtlingen aus dem Neuburgischen und Eichstättischen in die Stadt. Kirchen und Klöster schickten ihre wertvollen Urkunden und Kleinodien zur Bergung. Auch der Fürstbischof von Eichstätt war gekommen, um hinter den starken Mauern Schutz zu suchen.

Am 18. April erreichten auch die Reste des Heeres die Stadt. Der Kurfürst beließ einen kleinen Teil in der Festung, das Hauptheer legte er aber zwischen dem Schlosse und der Ortschaft Feldkirchen in ein Lager. Dort ließ er auch über die Donau eine Schiffbrücke schlagen. Die Reiter verteilte er meist in die nahen Dörfer. Die Stadt war überfüllt. Die vielen Kranken und Blessierten verlangten Pflege, und die Gesunden betrugen sich mit dem Übermute der damaligen Soldaten. Überdies lagen in der Stadt noch an 2000 Mann von Landfahnen. Um der vielen Plackereien los zu werden, zogen viele der reicheren Bürger vor, ihr Haus zu räumen und dieses lieber ganz der Soldateska zu überlassen.

Als Tilly im Hause des Professors ein schützendes Obdach, Wart und Pflege gefunden, machten sich die Ärzte unverzüglich an die Arbeit, um die Wunde nun regelrecht zu behandeln. Sie erkannten sofort, daß es keine Rettung mehr gab. Der rechte Fuß war zerschmettert, und man mußte eine Anzahl von Splittern entfernen. Dies verursachte dem greisen Feldherrn beinahe unerträgliche Schmerzen. Aber kein Seufzer, kein Laut der Klage kam über seine Lippen; er trug es mit Ergebung und Mannesmut.

Als ihn dann die Ärzte der Ruhe überlassen konnten, übernahm er sofort wieder die Leitung des Heeres und die Verantwortung des Feldherrn, soweit dies einem ans Bett gefesselten Kranken möglich war. Den Tod vor Augen, wollte er seine letzten Lebenstage und die letzten Lebensstunden seiner Pflicht, seinem Herrn und Kurfürsten und der Sache der Liga widmen. Er verlangte, daß ihm die Generale und Befehlshaber täglich Rapport erstatteten und dann seine Befehle empfingen.

Die Schreiber rief er in das Krankenzimmer. Hier diktierte er ihnen Instruktionen, Anordnungen und Briefe. Es gab nur noch eine Möglichkeit der Rettung: Wallenstein. Demütigend schien es, den starren Friedländer immer wieder wie ein Bettler mit Bitten zu bestürmen. Aber das Wohl des bedrängten Landes verlangte das Opfer, und jede Anwandlung des Stolzes schwieg in Entsagung. Nach kurzem Nachdenken rief Tilly einen Schreiber an das Krankenbett und diktierte ihm in die Feder.

„Ew. Fürstlichen Gnaden werden hinlänglich davon unterrichtet sein, wie der König von Schweden mit seiner ganzen Armee in den Staaten Sr. Durchlaucht des Kurfürsten von Bayern vorgerückt ist und in welcher Gefahr sich jetzt nebst dieser Provinz das ganze Römische Reich befindet. — Mit vollem Vertrauen wende ich mich daher an E. F. G. und ersuche dieselbe dringend, mir den verlangten Sukkurs eiligst bei Tag und bei Nacht zusenden zu wollen und zugleich dem Feldzeugmeister Freiherrn Graf Gallas zuzuschicken, denn ich bin noch nicht imstande, mich zu rühren, und der Feldzeugmeister Freiherr von Aldringen ist noch nicht hergestellt. Genehmigen E. F. G. usw.

Ingolstadt, den 20. April 1632."

Tilly unterzeichnete mit zitternder Hand; der Kurier schwang sich auf das Pferd und sprengte durch das Feldkirchner Tor davon in der Richtung gegen Osten.

Am selben Tage wurde dem Feldherrn ein Schreiben überbracht, eine Depesche, welche Aldringen vom kaiserlichen Generalissimus Wallenstein erhalten hatte.

„Endlich!" rief Tilly, und Hoffnungsfreude rötete sein bleiches, müdes Antlitz.

Wallenstein hatte in dem Briefe seine nahe bevorstehende Ankunft an der Spitze zahlreicher Truppen angekündigt. In der Freude wollte Tilly die Pflicht, dem Nebenbuhler zu danken, nicht auf den kommenden Tag verschieben. Wieder rief er den Schreiber und diktierte:

„Mit lebhafter Freude habe ich aus dem Schreiben von Znaym vom 16. ds. vernommen, daß E. F. G. mit dem Ihr eigenen bewundernswerten Eifer sich entschlossen hat, persönlich mit der verlangten Hilfe hierher zu kommen. Die äußerste Notwendigkeit erheischt dies im gegenwärtigen Augenblicke. Ich zweifle nicht, daß E. F. G. alles tun wird, was in Ihrer Macht steht, um Ihren Namen und den unsterblichen Ruhm zu vermehren, und keinen Augenblick zu verlieren gedenkt, Ihren Marsch zu beschleunigen. Ich danke herzlichst. Maßregeln für Verproviantierung sind getroffen. Ingolstadt, den 20. April 1632."

Ein zweiter Kurier folgte dem ersten in geringer Entfernung.

Die nächsten Tage brachten aber keine Nachricht vom Anzuge der versprochenen Hilfe; auf Tagereisen weit war nichts zu verspüren; es trafen aber Nachrichten von den Fortschritten der Schweden ein. Augsburg war bereits in ihren Händen; dann die kleineren schwäbischen Städte: Memmingen, Nördlingen, Kempten, Landsberg, Mindelheim, Schongau und Füssen. Minuten vergingen dem Feldherrn wie Stunden. Beängstigende Unruhe erfüllte ihn aufs neue. Wieder diktierte er eine Depesche an Wallenstein; es war am 23. des Monats.

„Ich muß E. F. G. aufs neue benachrichtigen, in welch dringende Not wir gebracht sind. Bereits hat sich der König Augsburgs bemächtigt. Die Gefahr wächst täglich, daß es fast nicht mehr schlimmer werden kann. Ich ersuche E. F. G. inständig, sich soviel es nur menschenmöglich ist, zu beeilen und sich durch keine Rücksicht aufhalten zu lassen."

Da langte ein Kämmerer an, welchen Wallenstein am 20. April abgeschickt hatte, um dem Feldherrn wegen der erhaltenen Verwundung sein Beileid auszudrücken und Rück-

sprache wegen des demnächst eintreffenden Wallensteinschen Heeres zu treffen.

Noch eine andere Nachricht traf ein, daß der Sieger von Augsburg die Bedingungen der Kapitulation nicht einhalte und die gefangenen Soldaten im eigenen Heere unterstecke. In wachsamer Fürsorge ließ Tilly an den schwedischen Feldmarschall Horn ein Schreiben ergehen, welches denselben auf die Unrechtmäßigkeit dieser Maßregel aufmerksam machte und beifügte, daß der König im vorliegenden Falle zweifellos Gerechtigkeit üben werde.

Dies war wohl die letzte Depesche gewesen, die der nimmer rastende Feldherr unterschrieben hat. Es war am 25. April.

Von Wallenstein aber war noch immer kein Entsatz eingetroffen, und keiner der ausgeschickten Boten konnte dessen Herankommen melden. Es ist ganz unglaublich: trotz der öfteren und ganz bestimmten Beteuerungen des Friedländers und trotz der direkten Befehle des Kaisers war bisher überhaupt noch keinem Regimente der Befehl gegeben worden, den so stark bedrängten Ligisten zu Hilfe zu eilen. Wallensteins Briefe an den Kaiser, an den Kurfürsten und Tilly enthielten nur leere Worte und Versprechungen, die er nie zu erfüllen gedachte und auch niemals erfüllte. Wohl war der Friedländer am 23. April mit einem prunkvollen Zuge von Znaym nach Tabor aufgebrochen, aber nur, um daselbst einstweilen wie ein König zu residieren. Kaltherzig ließ er den bayerischen Kurfürsten, der seinerzeit auf dem Regensburger Reichstag seine Absetzung beantragt hatte, und dessen Feldherrn im Stiche und gab sie dem überlegenen Schweden preis. Diese teuflische Absicht hat er mit raffinierter Grausamkeit bis an das Ende verwirklicht, aber mit dieser persönlichen Rachgier Tausende von Menschenleben und blühende Teile seines Vaterlandes vernichtet. Dies konnte zu keinem ruhmvollen Ende führen.

Am 28. April traf die Nachricht ein, daß die Schweden von Augsburg her über Aichach im Anmarsche seien.[1]) Sofort schickte der Kurfürst Trompeter in die Reiterquartiere mit dem Befehle, sich am frühen Morgen des nächsten Tages gefechtsbereit im Lager vor dem Feldkirchner Tore einzufinden. Man traf alle Maßregeln, die gefürchteten aber erwarteten Gäste gebührend empfangen zu können. Als es Nacht geworden, zeigte eine große Feuersbrunst in der Richtung von Oberstimm, daß dort die Schweden bereits eingetroffen waren.

Bei Tagesanbruch stand der Kurfürst in der Hornschanze, welche man am rechten Donauufer zum Schutze der Brücke aufgeworfen. Man hatte hier während der ganzen Nacht geschanzt, um die Brustwehr fertig zu bringen. Noch arbeiteten die Knechte in größter Eilfertigkeit unter ihrem Oberstschanzmeister Arnold Miller.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Vgl. f. d. Folgende auch: Ostermair, Sammelblatt d. Hist. Vereins Ingolstadt, 11. u. 19. Heft.



. . . und Tilly gleitet rückwärts vom Pferde . . .

Wie der Großsultan des deutschen Kaisers Botschafter empfing.

Von Erich Kilzer. (Schluß.)

Zur Ergänzung dieses Berichtes geben wir aus dem eingangs erwähnten Buche die

Liste

„derer mit der Kayserlichen Groß-Bottschafft nach der Ottomanischen Pforte gehenden Persohnen.

Des Kayserlichen Groß-Bothschaffters Herrrn Grafen v. Öttingen, Excellenz	1
Ihre Durchl. Herr Adolph August, Hertzog zu Hollstein-Ploen	1
Vornehme Cavalliers	14
Der Praelat nebst 7 andern Geistlichen	8
Der Legations Secretarius mit dem Secretario der Orientalischen Sprachen / oder Kayserlichen Dollmetscher	2
Der Marechal	1
Die Edelleute nebst dem Hauptmann	13
Der Seccretarius des Herrn Bothschaffters	1
Kayserlichen Cantzellisten 2. und Copisten	6
Cassier, so die Verwahrung der Kayserliche praesente obhatte / nebst 4 Bedienten	5
Der Herrn Bothschaffters Leib-Medicus, Apothecker und drey Chirurgi	5
Der Hauß Hoffmeister und Stallmeister	2
Der Küchen Meister mit drey Gehülffen	4
Der Herrn Bothschaffters Cammerdiener	1
Cavalliers, Offiziers und Pagen	28
Der Confiturier mit zwei Adjutanten	3
Der Küchschreiber / Spenditor und Mundkoch	3
Des Herrn Bothschaffters Pagen	12
Uhrmacher / Wagenmeister und Kauffmann	3
Musicanten / Trompeter / Paucker und Clarin-Blaser	20
Kayserliche Couriers	2
Der Herren Geistliche Bediente	3
Des Marechals Bediente	2
Trabanten 24. und des Herrn Bothschaffters Laqueyen 24.	48
Der Cavalliers Laqueyen	12
Der Edel-Leute Laqueyen	12
Des Hauptmanns und Hoffmeister Bediente	2
Des Stallmeisters Diener	1
Köche und Küchen-Jungen	20
Fleischhacker und Becker	6
Der Pagen-Diener	2
Der Trompeter Diener	2
Der Kayserl. Jäger mit einem Diener	2
Des Bothschaffters Stall-Bediente	18
Der Cavalliers Stall Bediente	8
Silber Wäscherin nebst fünff andern Wäscherinen	6
In allem /	279

Persohnen.“

Wie reich man früher bei solchen Gelegenheiten zu schenken verstand, beweist die »Specification der Praesenten, so nach der Ottomanischen Pforten übersendet worden.

Vor den Groß-Sultan.

EJn Zier-vergold-sauber getriebenes rundes Tischblat mit Handhaben / auff Kugeln stehend.

Ein anderes dergleichen Ovales Tischblat.

Ein weiß getriebener Camin-Rost / mit einem dergleichen Camin-Schieren.

Zwey grosse Kühl-Kessel mit Handhaben.

Zwey kleine niedrige Gueridons, nebst zwölff Girondels, jedes mit Sechs-Leuchtern.

Zwey gantz Vergold-Godronirte Gießbecken und Kannen / da das Wasser abrinnen kan.

Sechs Caffé-Geschirr / auf sonderliche Manier getrieben und godroniert.

Zwölff halb verguldete Scherbet-Schüsseln / mit Deckeln und Sottocouppen.

Sechs grosse halb verguldete Bluhmen-Krüge.

Ein grosses weiß sauber getriebenes Brasier.

Sechs weiß getriebene Wand-Leuchter mit Spiegeln.

Ein Spanisch Rauch- und Saltz-Faß / mit aller Zugehör.

Sechs Stück extra-reiche Drapod'or mit bordirten Bluhmen und Farben; über jedes Stück ein Carmoisin sammeter Sack / jedes Stück mit breiten Gold- und Silbernen Borten besetzt.

Sechs Stück draps d'Argent.

Ein grosser, gantz silberner Spring-Brunnen / von getriebener Arbeit mit einem künstlichen Wasser- und Spielwerck von sechs unterschiedlichen stücken / und über hundert Marck schwer.

Eine grosse Perpendicul-Uhr / schläget Viertel und Stund / alles von getriebenen Silber / darbey ein künstliches Spielwerck.

Eine grosse gantz Silberne Perpendicul-Uhr von schön getriebener Arbeit in Oval, schläget Viertel und Stund.

Ein grosses künstliches Werck mit getriebener Arbeit / und ein Kugel auch Spielwerck und Nacht-Uhr.

Eine künstliche Kugel-Uhr von Silber gezieret / die sich selbst aufziehet.

Eine silberne Englische-Bandel-Uhr / gehet vier Wochen / schläget Viertel und Stunde.

Eine gantz silberne Sack-Uhr / mit dem Perpendicul.

Ein Schreibtisch / ein Spiegel / zwey Uhr-Kasten / zwey Gueridons und ein Caffé-Tisch / mit eingelegter Arbeit.

Eine Silberne Camin-Garniture.

Ein silbernes Bretspiel.

Vor die erste Sultanin.

Ein gantz von Gold getriebener Deckel-Korb.

Ein dergleichen weiß / mit verguldeten Handhaben.

Mehr ein detto gantz weiß / ohne Deckel.

Eine grosse Spiegel-Uhr.

Eine grosse silberne Taffel-Uhr mit dem Perpendicul, alles von Filigran und mit Steinen versetzt / mit einem künstlichen Spielwerck.

Ein extra schön und kostbahres mit Steinen versetztes Galanterie-Kästel.

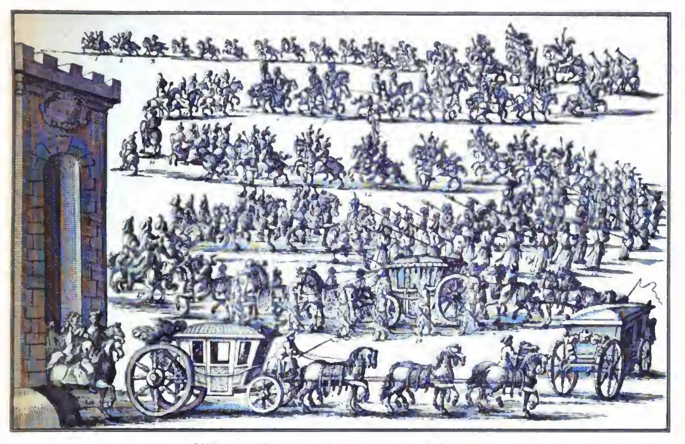


Abbildung der Cavalcade / welche der Kayserl. Groß-Pottschaffter / nach der Ottomannischen Porten / Jhro Excell. Herr Graff Wolfgang von Oettingen / etc. etc. bey seiner Abschids-Audienz in Wienn / den 26. September / Anno 1699 gehalten / in der Ordnung / wie sie folgends auch zu Constantinopel / bei dem Einzug wird beobachtet werden.

1. Zween Courrier
2. Stallmeister
3. Folgend acht Hand-Pferde
4. Die zwelff Pagen
5. Acht Trompeter / mit eim Paucker
6. Der Hoffmeister
7. Die Rothe Standart, mit Officiren und Bedienten
8. Reittet der Praelat, und auff jeder Seiten die zween / als Legations- wie auch der Secretarius der Orientalischen Sprachen
9. Zween Geistliche
10. Folgen die Cantzley-Bediente
11. Reittet der Marschal
Darauff folgen zwelff Edelleuthe / vom anderten Rang / zu 3 und 3
12. Die Cavallier mit der weissen Standart
13. Sechs Hauboisten
14. Der Groß-Pottschaffter
15. Neben Jhme 24. Laqueyen
16. Und noch ausserhalb 24. Trabanten
17. Der Wagenmeister
18. Der Leib-Wagen / auff jeder Seiten sechs Bediente oder Laqueyen von den Edelleuthen
19. Folgen die Köch / und Handwercks-Leuthe zu vier und vier.

Gedruckt zu Wienn / bey Christoph Lercher / und zu finden im Fürstlichen Kunst- und Buch-Gewelb auf dem Kien-Marckt.

Vor die Sultanin Dalida, des Sultans Mutter.

Ein sauber getriebener Curiuser Caffé-Tisch mit fünff stücken.

Zwey zierlich verguldete Blumen Krüge / mit extra schönen geschmeltzten Blumen-Laub.

Zwey extra saubere Wand-Leuchter.

Vier von Silber geflochtene Körbe.

Eine künstliche Scheiben-Uhr von Filigran und mit Steinen versetzt.

Ein groß künstliches Werck von getriebenem Silber / dabey eine Perpendicul Uhr / wie auch ein künstliches Kugel und Spielwerck.

Sechs kleine May-Krüge von getriebener Arbeit mit rothen Steinen.

Ein silbernes Galanterie-Kästel.

Vor den Groß-Vezier.

Ein gantz verguld-Godronirtes Gießbecken und Kanne.

Ein weiß knoroter Kühl-Kessel mit Handhaben.

Zwei weiß getriebene Gueridons mit zwei Gerondels.

Eine detto Tasse.

Ein detto Deckel-Korb mit verguldeten Handhaben.

Sechs halb-verguldete Scherbet-Schüsseln / mit Deckeln und Sottocouppen.

Zwey Caffé-Krüge / weißgetrieben.

Ein Geschirr / das wohlriechende Wasser darauß zu sprützen.

Eine große Perpendicul-Uhr / schlägt Viertel und Stunden / alles von getriebenem Silber / dabey ein kunstreiches Spielwerck.

Vor den Bassa zu Belgrad.

Ein gantz verguldetes Gießbecken und Kanne.

Zwey halb verguldete Ketten-Flaschen.

Zwei verguldete Caffé-Krüge.

Ein Geschirr zum Rosenwasser.

Sechs halb verguldete Scherbet-Schüsseln mit Sotto couppen.

Eine grosse weiß getriebene Tasse.



Einzug des Grafen Leopold von Öttingen in Konstantinopel.

Eine große gantz silberne Perpendicul-Uhr / künstlich von Silber getrieben / schläget Viertel und Stunde / weiset auch den Mond-Schein.

Vor dem andern Vezier.

Ein gantz verguldetes Godronirtes Gießbecken und Kanne.

Sechs halb-verguldete Scherbet-Schüsseln mit Deckeln / und sechs Teller.

Eine grosse Silberne Perpendicul Uhr von getriebener Arbeit, schlägt Viertel und Stunde.

Eine viereckige Thurm-Uhr.

Vor den dritten Vezier.

Ein verguldetes Gießbecken und Kanne.

Vier halb verguldete Scherbet-Schüsseln mit vier Tellern.

Eine grosse von Silber getriebene Scheiben-Uhr.

Vor den vierdten Vezier.

Ein verguld Godronirtes Gießbecken und Kanne.

Zwey Scherbet-Schüsseln / mit zwey Tellern.

Eine Englische Bandel-Uhr / schlägt auff drey Glocken.

Item eine Sack-Uhr.

Vor den fünfften Vezier.

Ein verguldetes Gießbecken nebst der Kanne.

Zwey Scherbet-Schüsseln / und zwey Teller.

Eine grosse silberne Scheiben-Uhr.

Vor den sechsten Vezier.

Ein verguldetes Gießbecken und Kanne.

Eine weiß getriebene Schaale.

Zwey halb verguldete Scherbet-Schüsseln / mit zwey Tellern.

Eine silberne Viertel-Stock-Uhr mit dem Perpendicul.

Vor dem siebenden Vezier.

Ein verguldetes Gießbecken und Kanne.

Eine weiß getriebene Tasse.

Eine Scherbet-Schüssel mit einem Teller.

Eine silberne Englische Bandel-Uhr / schlaget Viertel und Stunden.

Vor den Mufti.

Ein zierlich von Gold getriebener Korb / mit Handhaben.

Eine Scherbet-Schüssel mit einem Teller.

Eine grosse silberne Bandel-Uhr / gehet vier Wochen / schlägt Viertel und Stund von sich selber.

Vor den Groß-Cantzler.

Ein ganz verguldeter Schreibzeug von schön getriebener Arbeit.

Vier silberne Wand-Leuchter.

Ein schönes Caffé-Kästel.

Eine grosse silberne Scheiben-Uhr.

Vor den Caÿ zu Belgrad.

Ein verguldetes Gießbecken und Kanne.

Eine halb verguldete Scherbet-Schüssel mit einem Teller.

Eine Feld-Uhr / so schläget und wecket."

Schloß Schleißheim.

Von Hans Steinberger, München. (Fortsetzung.)

Um den Mittelbau des Schlosses zieht sich in der Höhe der Seitenbauten eine Galerie mit Gitterbalustraden, welche das architektonisch durch Pilaster zwischen den hohen Randbogenfenstern reichgestaltete Obergeschoß wirkungsvoll umrahmt.

Die gewaltige Frontlänge wird durch die langgedehnten Galeriebauten erzielt, welche die Eckpavillons mit dem Mittelbau verbinden; diese bestehen nur aus Erdgeschoß und Mezzanin, ersteres durch Blindfensterarchitektur zum Ausdruck gebracht —, gleich wie die Seitenflügel des Mittelbaues sind auch die Eckpavillons architektonisch einfach ausgeführt. —

Das mächtige Parterre zwischen dem alten und neuen Schlosse prangt in reicher Blumenpracht; die zwei herrlichen, die beiden Bauten ehedem miteinander verbindenden Pilasterkolonnaden sind längst verschwunden, der kleine Springbrunnen in der Mitte der Anlagen vermag das Bild nicht zu heben und zu beleben; wie ganz anders würde der erste Anblick von Schleißheim sich — auch in der Erinnerung — gestalten, stiege vor seiner Front eine mächtige Wassersäule hochaufrauschend empor!

Der Vergleich mit dem gleichalterigen Schloß Nymphenburg läßt sich nicht von der Hand weisen. Dort bereitet die von mächtigen Lindenreihen beschattete Auffahrtsallee mit dem breiten glitzernden Kanale in der Mitte auf den Totalanblick vor; von der Silbergarbe der Riesenfontäne wie mit einem leichten Schleier verhüllt schimmert am Ende der riesigen Avenue der Schloßbau, und der mit einem Male sich erschließende Totalanblick des Schlosses in seiner mannigfachen Gliederung wirkt entschieden imposanter als die beim Austritt aus dem alten Schlosse sich unvermittelt eröffnende Ansicht des Schlosses Schleißheim, dessen gewaltige Front nicht zu ihrer geplanten Wirkung gelangt und gelangen kann, weil das riesige Blumenparterre mangelt und die große Nähe der beiden Schloßbauten auch die volle Entfaltung ihrer architektonischen Wirkung hinderlich beeinflußt. — Schloß Schleißheim enthüllt seinen üppigen Reichtum an Reizen erst von der Ostseite aus in der wahrhaft zauberischen Schönheit des Hofgartens.

Dorthin wenden wir unsere Schritte und lassen die Touristen in das Schloß hineinhasten.

Erst dann, wenn die Abendsonne die Prunksäle mit belebendem Glanze verklärt, mag der betörende Zauber und Reiz der Rokokoherrlichkeit Sinn und Auge umschmeicheln; jetzt in der stillen, heiligen Sonntagsfrühe bestrickt das vollendete Werk der Gartenkunst, die „beseelte Natur“ mit unvergleichlicher Schönheit; tiefblau spannt sich das Himmelszelt über der grünen Baumpracht der vereinsamten Avenuen und die friedliche Stille in diesem zum Träumen von vergangenen Tagen verlockenden Dorado wird nur von dem holden Geräusch der Najade, dem Plätschern der Wasser an der Kaskade



Südliche Wand des Vorsaales im Hauptgeschoß des Schlosses zu Schleißheim.



Südliche Wand im Treppenhause des Schlosses zu Schleißheim. (Detailblatt.)

unterbrochen. Und zu allen Tageszeiten bezaubert die landschaftliche Schönheit des Parkes; ob zu früher Morgenstunde die mächtige Schloßfront rosig erglänzt oder bei Sonnenuntergang die große Avenue, der breite Kanal und Schloß Lustheim am Ende desselben in purpurnem Glanze erstrahlen. Gleich entzückend ist die sanfte Schönheit der Park- und Gartenlandschaft, ob dieselbe in der lichtgrünen Pracht des Frühlings erstrahlt, oder ob Herbstesglanz in goldenem Schimmer über dem vereinsamten Prunkstücke der Rokokozeit webt; gerade die Herbststimmungsbilder wirken hier ergreifend durch ihre wundervolle Schönheit, wenn die Alleen im Goldregen des herbstlichen Laubabfalles stehen, „das leise Plätschern der Fontänen verstummt ist“ und die grauen Steinvasen in dem verödeten, weiten Gartenparterre wie in trauernder Einsamkeit stehen.

Zu beiden Seiten des Schlosses öffnen sich mächtige Holzgittertore zum Eintritte in den Hofgarten. In breitem Bette fließt träge zwischen schilfumrahmten Ufern der Würmkanal, nördlich und südlich die Parkgrenze und den Übergang zur freien Waldlandschaft bildend; prächtige Baumriesen beschatten diese Wasserläufe, über welchen in dem durch die Baumwipfel glitzernden Sonnenglanze Libellen tänzelnd spielen und gaukeln.

Die langgedehnten Avenuen des Parkes, auf welchen einst sich die Prunkwagen und die glänzenden Reiterkavalkaden in farbenreichen Prunk- und Jagdkostümen bewegten, sind längst verödet und von Graswuchs überwuchert; gleichwohl waltet eine wundersame Stimmung über diesem, der Schere des Gartenkünstlers entwöhnten und zur ursprünglichen Freiheit zurückgekehrten Teile der Parklandschaft, leise nur klingt das Rauschen und Plätschern der Fontänen und der Kaskade in den beseligenden Frieden herein.

Wir schreiten den schmalen Parkweg entlang, der mit hohen Buxhecken den Abschluß des Parterres gegen die freie Parklandschaft mit ihren prachtvollen Eichen- und Buchenbeständen bildet; kulissenartige Laubgänge bieten Einblicke in die träumerische Stille der großen, vom Schlosse Schleißheim zum Schlößchen Lustheim ziehenden, von dem breiten Kanale durchschnittenen Avenue. Die Laubwände bilden hier die zur Rokokozeit so beliebten Laubkabinette und Irrgänge nach und führen auf freie runde Plätze, die, jetzt von mächtigen Bäumen beschattet, ehedem durch das Spielen und Plätschern der Wasserkünste belebt waren, gegen Süden bietet eine sich öffnende, breite Lichtung des Waldes eine in dämmeriger Ferne sich verlierende Ausschau auf die weite Ebene. Wie erwacht beim Anblicke dieser Boskette und Laubgänge die Erinnerung an das einstige, reich bewegte Hofleben; doch vergebens schaut das Auge nach den eleganten Paaren, die hier in der Maienzeit der Jugendschöne schäkerten und kosten, lauscht das Ohr dem Gekläffe der Jagdmeute, dem Klange der Jagdhörner und dem jubelnden Weidrufen.

Den gleichen Zauber gepuderter Rokokoherrlichkeit wie diese schweigende Parkeinsamkeit zeigt das Schlößchen Lustheim, dessen weiße Mauern nunmehr durch das Grün mächtiger, alter Bäume hindurchschimmern. „Das ist wirklich die tote und doch lebendige Pracht eines Schlosses des 18. Jahrhunderts“; malt im Hofgarten der Griffel der Natur jedes Jahr in lebensfrischen Farben neue entzückende Bilder, so repräsentiert sich in diesem kleinen, zierlichen Bau, in seinen anmutsvollen Formen, eine Kunstperiode von eigenartiger Gestaltungskraft; wie Nymphenburg in der Amalienburg ein Meisterwerk des Rokoko besitzt, so stellt das Schlößchen Lustheim eine der köstlichsten Perlen der Renaissance dar, nicht nur in der trotz aller Einfachheit künstlerisch reichen Anlage der Außenansicht, sondern um viel mehr noch durch die überraschende stilvolle Pracht der Innenausstattung.

Das anmutige Schlößchen zeigt schon im Äußeren kräftige Gliederung durch eine Doppelpilasterstellung im Mittelteil; die von Säulen flankierten Portale mit dorischem Gesimse weisen im Ausschnitt das charakteristische Rundbogenfenster auf, von Ornamenten umrahmt und mit dem kurbayerischen Wappen gekrönt; Balustraden vor dem Hauptbau mit Freitreppen verleihen dem schmucken Bau den Eindruck imposanter Gesamterscheinung. Im Innern nimmt der durch zwei Stockwerke reichende Saal die Mitte ein; derselbe ist in der von Atlanten getragenen Spiegelwölbung des Hauptgeschosses aufs reichste mit architektonischer Freskomalerei geschmückt; das Plafondgemälde stellt das Götterleben im Olymp dar: „Jupiter beschenkt Diana mit Pfeil und Bogen“, womit auf die Bestimmung des Baues als Jagdschloß symbolisch hingewiesen ist; die Wände des oberen Geschosses sind mit Ölgemälden — Jagdszenen aus der Zeit Max Emanuels darstellend — geschmückt; die kleinen, an den Saal sich anreihenden Kabinette sind nur durch die prächtigen Malereien bemerkenswert; die

Wölbungen sind mit flott gemalten Dekorationen, architektonischen Gliederungen und Figuren geziert, während die Plafondgemälde — gewandt, aber flüchtig gemalte — Szenen aus dem Mythus der Diana darstellen.

Von der Terrasse an der Ostseite des Schlößchens öffnet sich die Ausschau auf den Abschluß des Parkes; eine hohe Mauer begrenzt denselben; aber über diese hinweg setzt sich der Ausblick auf mächtige Baumreihen fort, welche den Kanal zu beiden Seiten umrahmen. Leider hindert diese Mauer den Blick auf die spiegelnde Fläche des breiten Kanales, welcher die Längsachse des Parkes darstellt; wie würde ein an dieser Stelle angebrachtes Gittertor die Fernsicht auf den Kanal und die prächtige Avenue in ihrer schier unbegrenzten Länge erschließen und dem Gesamtbilde des Parkes dadurch den von den Intentionen der französischen Gartenkunst geforderten, wirkungsvollen Abschluß — den in dämmeriger Ferne sich verlierenden Ausblick — verleihen! Um so reizvoller ist der von der westlichen Terrasse sich eröffnende Prachtblick auf Schloß Schleißheim; mit einem Male erschließt sich die großartige, malerische Wirkung dieser mächtigen Parkanlage, an deren Ende in schimmerndem Weiß das stolze Schloß in seiner ganzen stilvollen Schönheit sich aufbaut. (Fortsetzung folgt.)

Johann Georg Zeller,

der Schöpfer der ersten bayerischen Kunst- und Gewerbeausstellung.

Von Fritz Märklin. (Schluß.)

Die Anfänge unserer Münchner Kunstschreinerei finden wir in drei Ausstellern, den Kistlermeistern Stuber, Heid und Prestel; der vierte, Hiltl, nennt sich bereits Möbelfabrikant. Er brachte als Nouveauté Möbel, auf welchen Kupferstiche auf Holz abgezogen waren. Das Handwerk der Drechsler war durch drei Aussteller aus München repräsentiert.

Als weiteres Kuriosum erwähnen wir den Aussteller Fr. Doppelmayr, Kgl. Landgerichtsassessor aus Nördlingen, mit zwei mit der Schere künstlich ausgeschnittenen Bildern.

Am Schlusse seines Ausstellungsberichtes klagt Zeller bitterlich über die schnelle Ausräumungszeit des Saales, es war nur die schmale Frist von $1\frac{1}{2}$ Tagen gewährt.

Wenn Zeller Sehergabe besessen hätte, welche Freude würde sein Herz erfüllt haben, wenn er die jetzigen riesigen Ausstellungsprojekte Münchens hätte ahnen können; den Ruhm kann ihm niemand nehmen, er war der erste, der den Gedanken aussprach und vollführte. Er verdiente fürwahr im zukünftigen Ausstellungspark Münchens eine Ehrensäule. Das Jahr 1819 brachte eine Wiederholung der Ausstellung, leider wieder im beschränkten Raume des Saales zum Schwarzen Adler; sie gewährte neuerdings einen erfreulichen Blick über die in allen Teilen Bayerns sich hebende Tätigkeit in Kunst und Gewerbe. Das Königspaar erschien wiederholt zu Besuche, auch S. K. H. der Herzog von Leuchtenberg; Zeller wurde hierbei die hohe Freude zuteil, von S. K. H. dem Herzog von Leuchtenberg die goldene Medaille zu erhalten.

Zellers Organisationstalent und zugleich seine Menschenfreundlichkeit, sein heißer Drang, seinen Mitbürgern nach allen Richtungen hin zu helfen und das Gemeinwohl zu fördern, bekunden sich in glänzender Weise in der von ihm in seinem Kunst- und Gewerbeblatte eröffneten Propaganda zur Errichtung einer zinsentragenden Ersparungskassa. Er entwickelt in ausführlichster Weise das Programm, nach welchem das Unternehmen durchzuführen wäre. Zwei große lithographische Tabellen zeigen uns, wieviel der Einleger zu beziehen hat bei wöchentlicher Zahlung und bei einmaliger Gesamtzahlung. Zeller zeigt sich in seinem Projekte als kluger, sicherer, gewandter Finanzmann. Was er entwarf, es blieb kein Traum; die wohltätige Wirksamkeit der Sparkassen, die er so eindringlich zu schildern wußte, steht jetzt allen offen. Möge es nicht in Vergessenheit geraten, daß J. G. Zeller einer der ersten war, der mit beredten Worten hierzu Anregung gab. Er begnügte sich nicht bloß, seine Ideen dem Papier anzuvertrauen, mit dem ihm eigenen Opfersinn stellte er seine persönliche Beihilfe mit Rat und Tat zur Verfügung.

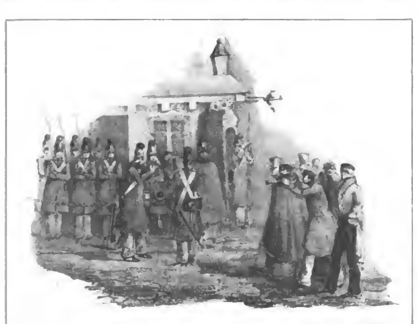
Leider sollte dem verdienstvollen Wirken Zellers ein verhältnismäßig frühes Ziel gesteckt sein. Er mochte sich's wohl nicht selbst gestehen, aber er fühlte, daß Schonung Lebensgebot sei und trat 1821 sein Privilegium zur Herausgabe des Kunst- und Gewerbeblattes an den Polytechnischen Verein ab, unter gleichzeitigem Rücktritt von der Leitung des Magazins und der öffentlichen Ausstellungen.

In der Dezembersitzung gab der Präsident des Polytechnischen Vereins, J. v. Utzschneider, dem schmerzlichen Bedauern über sein Scheiden Ausdruck. Die Antwort Zellers kann man seinen Schwanensang nennen. Er wählte als Motto die Dichterworte: „Säet in die Zeiten der Zukunft guten Samen." Es reift das Gute, das Große nur langsam, aber es reift gewiß zur herrlich erquickenden Ernte. Als er die Unternehmungen begann, von denen er nunmehr zurücktrete, hatte er sich selbst gesagt: „Täuscht mich meine Hoffnung nicht, so habe ich wirklich etwas unternommen, was aus einem uneigennützigen Herzen kommt und wieder wohlwollende unterstützende Gesinnungen finden wird." Was klein begann, wird in kurzem weit wirkend und rühmlich dastehen. Die Hoffnung habe ihn nicht getäuscht, Vaterlandsfreunde schlossen sich ihm an, und es bildete sich ein kleiner Zirkel von Männern, vertraut mit den Wissenschaften und bekannt im Vaterlande, alle von der reinen Absicht beseelt, zur Hebung und Belebung der vaterländischen Industrie nach Kräften und uneigennützig zu wirken.

Der anfangs nur auf wenige beschränkte Kreis erweiterte sich durch den Beitritt mehrerer Männer, welche warmen Anteil an den Arbeiten nahmen, und so entstand der Polytechnische Verein für Bayern, der wieder die Anregung zur Errichtung ähnlicher Anstalten in Bayern und anderen deutschen Staaten gegeben hat, die für denselben Zweck für Veredlung der inländischen Industrie mit Eifer, Sorge und Uneigennützigkeit arbeiten und wirken. Wieviel Gutes ist schon durch seine Bemühungen errungen worden und wie vieles ist noch zu erwarten. Und nun entrollt Zeller das Bild der Zukunft. Die vaterländischen Künstler und Produzenten, welche sich über die

gewöhnlichen Arbeiten erheben, müssen bekannt werden, Aufmunterung und Anfeuerung empfangen, damit sie in ihren Arbeiten an Qualität und Preisen das Ausland übertreffen oder wenigstens erreichen. Einer der Herzenswünsche Zellers ist, daß alle Freunde des Vaterlandes durch Abnahme der Erzeugnisse der Mitbürger diesen den Vorzug vor den Ausländern geben, dann werden in Bayern die großen Fabrikanten wie die kleinen Produzenten stets Beschäftigung finden, der Wohlstand wird sich erhöhen, Summen Geldes werden im Land bleiben. Zeller warnte vor Pessimismus, in der eigenen Kraft liegt die beste Hilfe. Klagen, Wünsche werden nie aufhören, wenn auch vieles besser wird, sie liegen in der Eigenart des Menschen. Wohl seien die Klagen über Stockung des Handels und der Gewerbe berechtigt, aber dennoch die Aussichten keine trüben. Durch unsere engere Verbindung kräftigen wir uns immer mehr, lernen uns genauer kennen, erfahren was uns not tut, erstarken in Willen und Kraft. Zeller ist durch und durch königstreu. „Unser erhabener König," spricht er, „steht als Vater seines Volkes an der Spitze und er will nur unser Bestes. Er schenkte uns die Verfassung; die Stände können beraten, was zur Förderung der Gewerbe nötig ist, sie können es vor den Thron bringen, und wir haben ja die Beweise, wie sehr es seinem Herzen nahe liegt, Glück und Wohlstand in seinem Reiche zu verbreiten. Mit Vertrauen auf Gott und König, mit Liebe zum Vaterlande werden wir erreichen, was uns manchmal unerreichbar dünkt. Beharrlichkeit im Fleiß, Vertrauen auf die eigenen Kräfte sind es, welche uns an ein erfreuliches Ziel geleiten werden." Fürwahr herzliche goldene Worte! Dennoch glaubte er in rührender Bescheidenheit, sich als Fremdling im Gebiete der Beredsamkeit entschuldigen zu müssen. Er spreche aus innerem Antrieb des Gemütes, denn er müsse allen öffentlich herzlich danken, die ihn bei seinem mühevollen Beginnen bisher unterstützten, seine reinen Absichten anerkannten und beachteten. Es geschehe, um aus der Fülle seines Herzens öffentlich noch einmal im Angesicht des ganzen Vaterlandes auszusprechen, wie er nur das eine Ziel vor Augen gehabt habe, seinen Mitbürgern zu nützen. Mit unbekümmertem Bewußtsein dürfe er sich selbst das Zeugnis geben: „Ich habe nach meinen Kräften das Meinige getan!" Was er gestiftet, sei nicht mehr Privatsache, sondern zur öffentlichen Anstalt geworden. — Höhere, vielfach einwirkende Kräfte seien jetzt erforderlich. — Der Polytechnische Verein werde in frischer Kraft im großen ausführen, was er im kleinen begonnen habe.

Der Schutz des Königs ist gesichert, die Ministerien und Kreisregierungen beobachten mit förderndem Wohlwollen seine Arbeiten, diese feste gesicherte Haltung des Vereins veranlasse ihn nun, den Verlag des Anzeigers für den bayerischen Kunst- und Gewerbefleiß sowie die Kommissionsniederlage zu dessen alleiniger und eigener Leitung abzugeben. Die eben beschlossene Industrieausstellung sei die letzte seines Wirkens gewesen, aber mit ihr werde keineswegs seine Liebe und Anhänglichkeit für die allgemeine Sache aufhören, die er auch forthin mit innigster Teilnahme umfassen werde. Sein Sorgenkind, die Sparkasse, empfahl er mit dringlichen Worten dem Schutze des Vereins, die Ausführung würde für München die wohltätigsten Folgen bringen. Augsburg und Nürnberg seien bereits mit gutem Beispiele vorausgegangen. Mit vor Rührung zitternder Stimme fuhr er weiter: „Es bleibt noch übrig, dem besten der Könige, sowie dessen weiser, alles Gute wirksam fördernden Regierung für alle mir seit dem ersten Beginne meiner Unternehmungen gewordene Huld und Unterstützung innigst zu danken. Seine Majestät der König haben mein Bestreben anerkannt, durch Zuschuß für Erhaltung des Blattes wie der Kommissionsniederlage gesorgt und meinen öfters sinkenden Mut durch allerhuldvollste Zusprache und Ermunterung wieder emporgehoben. Wahrheit, Pflicht und Gefühl fordern mich auf, dieses hier öffentlich zu rühmen und hier die ehrfurchtvollsten Gefühle meines Dankes niederzulegen. Glückliches Bayern, das in allen Regentenhandlungen seines Königs einen sorgenden liebevollen Vater findet. Mit reiner Verehrung und mit wahrhaft frommem Sinne wird jeder ihn treu liebende Bayer nah und fern in meinen Herzenswunsch einstimmen: ‚Gott erhalte unsern König, den Vater seines Volkes!'" — Diese Rede ist ein Spiegel der edlen Seele Zellers, diesem Ideale der Bürgertugend. Heil der Stadt, die solche Männer ihr eigen nennt! — In diesem Sinne bewegte sich auch die Erwiderung des ersten Vereinssekretärs v. Schlichtegroll. Der erste Präsident v. Utzschneider habe bereits unter Beistimmung aller die Verdienste Zellers gerühmt. Wenn dieser jetzt der Gesellschaft danke, für die ihm geleistete Beihilfe, müsse sie dies mit voller Überzeugung zurückgeben. Es sei der Ausdruck der Gesinnungen des Zentralverwaltungsausschusses, der eine Reihe von Jahren Zeuge seiner Anstrengungen war, der Gesinnungen sämtlicher Vereinsmitglieder im Königreiche, wenn er hiermit seine Hochachtung bezeugt für seinen hingebungsvollen Gemeinsinn, für die Beharrlichkeit, mit der er unter vielfacher Sorge und Arbeit



Eine alte Erinnerung an die Hauptwache am Marienplatze.

(Zu S. 35.)

einer redlich angefangenen Sache treu blieb, für die Uneigennützigkeit, mit welcher er die für gut erkannte Sache beförderu half. — Möge die schöne Idee, die er schuf, die sich bereits sichtbar verbreitet hat, zu jener Wirklichkeit übergehen, bei der die Enkel nicht mehr das Neue oder Ideale ihrer Väter gewahren. Wo vom Vereine und der Geschichte seiner Entstehung die Rede sei, müsse vor allem Zellers Name mit Ehren gedacht werden. Möge das Vaterland auch künftig recht viel solche Männer unter seine Bürger zählen wie Zeller sei, wie „Zeller sich durch sein Handeln allen zu erkennen gegeben habe". Das Versprechen, auch fernerhin mit Rat und Tat dem Vereine beizustehen und im Ausschusse mitzuwirken, Zeller hat es nicht zur Einlösung gebracht, nicht durch eigene Schuld, ein Höherer kam und rief ihn ab, der grimme Tod. Nur mehr ein Jahr und ein Monat war ihm gegönnt, auf Erden zu wandeln.

Am 31. Januar 1822 verschied Johann Georg Zeller. Der südliche Friedhof zu München hat seine irdische Hülle aufgenommen. Sein Name lebt fort in der dankbaren Erinnerung Münchens, das ihm unendlich viel schuldet. Es war uns freudige Pflicht, mit diesen Zeilen das Gedächtnis des edlen Bürgers zu wecken.

Kleine Mitteilungen.

Eine alte Erinnerung an die Hauptwache am Marienplatz. Die jetzt aufgehobene Hauptwache am Marienplatz ruft die Erinnerung an verschiedene Vorfälle wach, die sich dort ereigneten. Eine solche entnehmen wir auszugsweise der Geschichte des Korps Bavaria (München). Das Jahr 1830 war eine unruhige Zeit. In verschiedenen Ländern gärte und revolutionierte es, und auch in Bayern waren manche, die etwas Ähnliches befürchteten. Das war aber eine große überflüssige Angstmeierei, denn das Volk dachte nicht im entferntesten daran, denn alle liebten ihren König Ludwig I., der seit fünf Jahren regierte.

Trotzdem wurden verschiedene Vorkehrungen getroffen. Die Hauptwache war am Marienplatz (damals Schrannenplatz geheißen), und zwar am sog. Greifeneck, jetzt Thomaßhaus. Vor der Wache waren Kanonen aufgestellt. Die Soldaten machten sich vielleicht mehr als nötig damit zu schaffen, in Anbetracht der Verantwortung, die ein Ausbruch der Revolution an sie stellte. Einige aus dem stets zu Scherz und Witz aufgelegten Studentenvölklein ließen es deshalb an Hänseleien nicht fehlen. So geschah es öfter, daß sich einige Studenten mit einem Perspektiv einfanden und in die Mündung der Kanonenrohre blickten, „um die darin schlummernde Revolution zu sehen." Einen solchen Vorgang stellt das Bild dar, das einem politischen Bilderbogen jener aufgeregten Zeit entnommen ist.

Am Weihnachtsvorabend wurde nun endlich auch in München die Revolution „entdeckt". Damals war die Polizeistunde um 11 Uhr. Um 12 Uhr begann in den Kirchen die Mette. In der Zwischenzeit trieb sich viel Volk, besonders zwischen Marienplatz und Karlstor hin und her bummelnd, herum. Die Burschenschaft Germania kaufte sich zum Ulke Kinderratschen, Pfeifen und Trompeten und brachte dem Rektor der Universität eine Katzenmusik. Warum? ist nicht bekannt. Als die Polizei am Karlstor den Unfug abstellen wollte, folgten die Studenten nicht sofort, so daß die militärische Wache geholt wurde. Nun entstand ein Geschiebe und Gedränge. Es wurden auch einige verwundet und mehrere verhaftet. Einflußreiche Personen stellten die Ruhe wieder her. Viele aber erblickten in dem Vorfall den Anfang der Revolution! Deshalb wurden in den folgenden drei Nächten die Wachen verstärkt und in der Stadt patrouilliert. Es erfolgten Verhaftungen, besonders von Studenten, obwohl ihnen nichts zur Last gelegt werden konnte. Auf der Wache kamen auch Mißhandlungen vor. Rektor und Senat ermahnten die Studenten zur Ruhe; Professor Schelling, der große Philosoph, dessen Statue in der Maximiliansstraße steht, hielt eine meisterhafte Rede. Die Studenten hielten auch die Ruhe, doch war bereits die Schließung der Universität angeordnet. Alle auswärtigen Studenten sollten die Stadt sofort verlassen. Mit vieler Mühe gelang es, diese Entschließungen zu mildern. Durch die nun folgende Untersuchung wurde die Burschenschaft aufgelöst, weil sie politischer Umtriebe verdächtig war. Die Ruhe war aber in Bälde wieder hergestellt. Abgeordneter Baron v. Closen brachte die Vorfälle in der Landtagskammer zur Sprache. Mit diesen ein paar Nächte dauernden Unruhen war die ganze „Revolution" zu Ende.

K.

Kriegsnöten eines oberpfälzischen Dorfes Anno 1796. Im Pfarrarchive von Pölling bei Neumarkt i. O. befindet sich ein altes, recht interessantes Pfarrbuch, das uns durch das ungemein liebenswürdige Entgegenkommen des gegenwärtigen Inhabers der Pfarrei Herrn Pfarrer Franz Xaver Schiegl zugänglich wurde.

Wir entnehmen demselben folgende Aufschreibungen des Pfarrers J. B. Kratzer (1792—1815), welche in anschaulicher Weise die Drangsale schildern, von denen Pölling im Jahre 1796 vor und nach dem Gefecht bei Deining heimgesucht ward.

„1796. Den 15. August um 3 Uhr rückte nach einem kurzen Gefecht die französische Avantgarde in Neumarkt und der hiesigen Gegend ein. Sogleich forderte ein Offizier, von 3 Subalternen begleitet mit bloßen Säbeln, von mir 12 Karolin Brandschatzung, die ich ihm gab.

Den 17. kam die ganze Division unter dem Oberkommando des General Bernadotte nach. Bey 600 Mann nebst 400 Pferden, die sich in den Gärten des hiesigen Dorfes gelagert hatten, mußten von hiesiger Gemeinde verpflegt werden; verschiedene Offiziere erhielten von derselben über 700 fl. Brandschatzung. General Bradis nahm mit einer Suite von 12 Personen im hiesigen Pfarrhofe sein Quartier und lebte auf meine Kosten.

Den 19. um 3 Uhr brach die ganze Division auf, nahm von hier 18 Pferde und zwey Ochsen mit sich fort und rückte bis Deining vor.

Den 21. begann bei Batzhausen zwischen den Kaiserlichen und französischen Truppen das Gefecht, welches den folgenden Tag bis abends 8 Uhr anhielt, wo endlich die Franzosen zum Weichen gezwungen und bis Neumarkt und hiesige Gegend zurückgetrieben wurden. Abends um 10 Uhr steckten sie zu Holzheim eines Schneiders Haus in Brand zum Zeichen des Versammlungsortes. In dieser ganzen Nacht sah es hier einer Hölle gleich; denn des Unfuges, der Gottlosigkeit und des Plünderns war kein Ende. Es würde noch schlimmer ergangen sein, wenn nicht beytages Anbruch die Kaiserlichen von neuem ausgerückt und durch Abfeuerung der Canonen diese Räuber-Horde vollkommen in die Flucht gejagt hätten; aber ein schaudervoller Anblick war es, da man alle Einwohner aus Furcht, daß das hiesige Ort bey dieser Attaque in Brand gesteckt werden möchte, mit ihren noch übriggebliebenen Habseligkeiten auf den Wägen, Schubkarren und Körben aus dem Dorfe dem Holze hat zueilen gesehen. Gott bewahre jedermann vor derley Schicksale." (K. Brunhuber, Wasserburg a. Inn.



Die neue Jägerkaserne in Freising.

Die neue Jägerkaserne in Freising. Im Jahre 1140 gründete und erbaute Bischof Otto von Freising dicht vor den Toren seiner Stadt das Prämonstratenserkloster Neustift. Nach der Säkularisation wurde das Klostergebäude zu einer Kaserne verwendet. Küraſſiere, Chevaulegers, Artillerie wechselten als Bewohner derselben. Im Laufe der Zeit erwies sich die Unzulänglichkeit der Räume; der Landtag bewilligte die Mittel zur Erbauung einer neuen Kaserne, welche das 1. Jäger-Bataillon, welches bisher in Straubing garnisonierte, nach Schluß der Manöver beziehen konnte. Den Forderungen der jetzigen Hygiene entsprechend, ist man aus der Niederung heraufgezogen auf die luftigen Höhen fast Weihenstephan gegenüber. — In 13 Gebäuden im Barokstil gebaut, bildet eine Doppelkompagniekaserne den Hauptkrakt der Anlage. Hinter dieser liegt der Kasernhof, an den sich das Exerzierhaus, kleine Stallungen, Hundezwinger für die Kriegshunde, verschiedene Wirtschaftsgebäude anschließen. An diese reihen sich der Fahrzeugschuppen, Wohnungen für die verheirateten Unteroffiziere, das Stabsgebäude und auf erhöhtem Plateau die Offiziersspeiseanstalt. Der ganze Komplex ist von einer stilvollen Einfriedung umgeben, die von mächtigen Eingangspforten unterbrochen wird. Die einzelnen Gebäude ziehen schon von außen durch ihre Sauberkeit und geschmackvolle Architektur freundlich an, in den inneren Räumlichkeiten sind alle technischen Errungenschaften der Gegenwart verwertet. Die Abbildung ist uns durch die Liebenswürdigkeit des Freisinger Tagblattes zur Verfügung gestellt worden.

Instruktion für Amtsleute oder Schergen. In der Rentmeisterordnung des Kurfürsten Maximilian vom Jahre 1613 werden folgende Hauptpunkte vorgeführt: „Sie werden erinnert an ihre geleistete Pflicht, daß sie dem Pfleger und Kastner Gehorsam leisten und dem Gericht schuldig auswarten. Sie sollen treu und wahrhaft sein, die Malefiz-Viztum und andere strafbare Händel anzeigen, auch das Geringste aus Freundschaft, Feindschaft, Schenkung nicht unterlassen, auf die Zigeuner, Umläufer, müßig gehende Leute, gartende Knechte und andere starke Bettler, welche weder aus den Gerichten seien noch Zeichen haben, fleißig Specht halten, und solche um Rechtfertigung willen vor Gericht bringen. Diejenigen, so an verbotenen Tagen Fleisch essen, sollen sie dem Gericht zur Bestrafung anzeigen, auch die Wahrsagerinnen, so sich Vieh und Leuten mit Ansegnen zu helfen unterstehen, auf die fiskalischen Güter, wucherischen Kontrakte, dann auf diejenigen, welche einander übermähen, überzäunen, überackern, oder die March verkehren, Obacht haben und bei Gericht anzeigen; sowie die, welche Gott lästern und den Gottesdienst nicht besuchen, die Fürkäufl, Frätschler, und die, so falsch Maß und Gewicht brauchen; wenn einer im Gehölz verschwenderisch haust, die Scholdern und und Anderes spielen, an hohen Fest- und Feiernächten, auch das Feilhalten und Trinken des Branntweins während des Gottesdienstes sollen sie nicht gestatten. Sie sollen acht geben auf die Überzech der Hochzeitspersonen, ob den Landstraßen Weg und Steg sollen sie halten, die Abweg nit gestatten, die umgefallenen Martersäulen wieder aufrichten lassen, auf die böse verbotene Münz, die landflüchtigen und ausgeschafften Personen Achtung haben, damit sie zu Verhaft gebracht und die Verhafteten vor Auskommen bewahrt werden. Sie sollen darob sein, damit Ave Maria, Angst und Schidung zu rechter Zeit geläutet und darunter gebetet werde. Die Besichtigung der Feuerstätte sollen sie neben den Führern quatemberlich vornehmen, und, was sie für Gefährlichkeit finden, bei Gericht anzeigen, aufmerken und nachforschen auf diejenigen, so sich an seltische Orte begeben und dahin verschickt werden."

Servitut der Fischer. Das rentamtliche Salbuch der Dingolfinger Fischer sagt: Die Fischwasser auf dem Isarstrome nützen und brauchen die bürgerlichen Fischer und geben keine Gilt mit Ausnahme des Fischdienstes, den sie jährlich dem Rentmeister und Rentschreiber zu Landshut bei ihren Umritten reichen. Auch sonst, wenn der Herzog zu Dingolfing ankommt, sind sie ein Essen Fische zu dienen schuldig, und sind zu dem verbunden, an der Isarbrücke, als oft es die Notdurft erfordert, um 15 Pf. den Tag hindurch zu arbeiten. (Sigl, Amtsbezirk Dingolfing)

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München

Druck von R. Oldenbourg in München.



18. Jahrgang 1907.
Das Bayerland.
Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.
Herausgegeben von H. Leher.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. [illegible]
Nr. 5.
Zweites Blatt.
Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Albert Lortzing von G. R. Kruse. — Die Verlagsgesellschaft Harmonie in Berlin hat sich die Aufgabe gesetzt, einen Zyklus von Lebensbeschreibungen berühmter Komponisten erscheinen zu lassen. Auf Grund gewissenhafter Forschungen sind die Biographien aufgebaut, der künstlerische Werdegang und ihre Schöpfungen werden eingehender Besprechung und Kritik unterzogen; ein besonderer Vorzug liegt in der Beigabe eines sehr reichen, fesselnden Illustrationsmaterials, Porträts, Faksimiles u. dgl. Der vorliegende Band widmet sich einem Manne, der schon 55 Jahre im Grabe ruht, Albert Lortzing. In seinen Werken lebt er fort, „Zar und Zimmermann“, „Waffenschmied“, „Undine“, „Die beiden Schützen“, „Der Wildschütz“, sie strahlen in voller Frische der Jugend, das Herz des Volkes gehört ihren Melodien. Wir erinnern an die berühmte Arie aus Zar und Zimmermann: „Einst spielt ich mit Szepter, mit Krone und Stern“. Wer dächte die Möglichkeit, daß man Lortzing vor der ersten Aufführung den Rat gab, dieses Lied zu streichen. Kruse erzählt uns hierüber nach mündlicher Mitteilung Lortzings an Professor Lobe in Leipzig. In der Probe zu Zar und Zimmermann schüttelten manche Herren im Orchester bedenklich die Köpfe, und endlich riet ihm Direktor Stegmayer geradezu, es wegzulassen, weil — es nichts machen werde. Lortzing stutzte. Die Leute meinen's gut mit dir, dachte er, und sind doch Sachverständige. Schon wollte er die Arie streichen, doch besann er sich anders und sagte: Wir wollen es wenigstens in der ersten Vorstellung damit probieren. Die erste Aufführung fand am 22. Dezember 1837 am Leipziger Stadttheater statt. Berlin brachte sie im Januar 1839, Hamburg 22. November 1839, Dresden 2. Februar 1840, München 23. Juli 1841, Wien 22. Oktober 1842. Den zahllosen Freunden Lortzings wird das Buch eine hochwillkommene Gabe, sie werden dadurch erst recht in die Eigenart ihres Lieblings eingeweiht.



A. Lortzing im Jahre 1846.
Illustrationsprobe aus: G. R. Kruse, Lortzing. Verlag Harmonie, Berlin

Hermann Lingg, Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von Paul Heyse. J. G. Cottasche Buchhandlung. Stuttgart und Berlin. — Wie treffend schreibt Dr. Ettlinger in der von ihm neu herausgegebenen Literaturgeschichte von Lindemann über den heimgegangenen Sänger: „Bleibend Wertvolles findet sich vor allem in Linggs Gedichten, neben den Balladen auch lyrische Perlen, köstlich reine Stimmungsklänge und Naturbilder, frei und natürlich tönend wie aus Volkesmund und doch mit reifer Meisterschaft bis ins einzelnste ausgestattet. Düstere Stimmungen überwiegen auch hier, nicht selten fühlt man sich an Lenau gemahnt. Leider verschwindet das Gute der Linggschen Lyrik fast in den ohne rechte Selbstkritik zusammengestellten zehn Gedichtbänden. Heyse hat dem Andenken seines Freundes durch die soeben veröffentlichte Auswahl den besten Liebesdienst erwiesen.“ Wir pflichten dem Urteile Dr. Ettlingers vollständig bei und empfehlen wärmstens die neue Sammlung.

Eine neue sehr geschickte Idee ist im **Kleinen Brockhaus** zur Ausführung gekommen: die Beigabe landschaftlicher Charakterbilder zu den wichtigsten Karten. Aus allen deutschen Gauen und den Alpen sind die wichtigsten Landschaften und Städte, die Denkmäler, Wohnstätten und Schlösser, Dünen, Watten, Moor und Heide und viel anderes, was zur Karte gehört, im Bilde dargestellt. Reizende bunte Tafeln, unendlich zahlreiche schwarze Bilder auf

Die Bocche di Cattaro, 121 Seiten, Kommissionsverlag der Preßvereinsbuchhandlung, Brixen, von A. Schmalix. Preis M. 3.—. — Der in Dalmatien und den Balkanländern viel gereiste Autor hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine Serie von Spezialführern von Dalmatien und den angrenzenden Gebieten herauszugeben. Der erste derselben, vor Jahresfrist erschienen, „Führer durch Ragusa und Umgebung", hat ungeteilten Beifall gefunden. In der gleichen Art ist jetzt das zweite Büchlein der Serie erschienen, das ein vorzügliches Bild der Bocche von Cattaro gibt. Der Führer kann jedem Besucher Dalmatiens aufs beste empfohlen werden.





Ingolstadt.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Schwedenkriege. Von J. Baumann. Illustriert von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Auch der Kurfürst kam, wie er es gewohnt war, um seinen lieben Tilly zu besuchen und mit ihm die nötigsten Maßnahmen zu besprechen. Nachdem er dem Kranken in freudiger Aufwallung wegen des glücklich abgewiesenen Sturmes die Hand gedrückt hatte, gewahrte er mit Schmerzen den Fortschritt der Krankheit, wie aus den Zügen des Daliegenden deutlich zu erkennen war.

„Ich beglückwünsche Euer Durchlaucht“, sagte der Kranke mit schwacher Stimme, „zu den Erfolgen dieser Nacht. Ich hörte mit Besorgnis das endlose Knattern der Musketen und die Schläge der Kartaunen von den Donaubasteien und habe dabei meine Hinfälligkeit bitter empfunden, da ich in dieser großen Bedrängnis hier ganz hilflos liegen mußte.“

„Ja, Gott sei es gedankt!“ erwiderte der Kurfürst, „wir haben die Schweden mit blutigen Köpfen heimgeschickt und denke, daß wir ihnen auch künftig den begehrten Einlaß verwehren können. Der König scheint es nun auf eine ernstliche Belagerung abgesehen zu haben. Wie es noch kommen wird, wenn Wallenstein nicht bald den angekündigten Sukkurs schickt, weiß der Allerhöchste. Mein liebes Bayernland und meine Residenzstadt stehen dem Erzfeinde offen. Überall brennt und sengt er; von allen Seiten Jammer und Elend. Herr Gott! wenn du nicht hilfst, wir schwachen Menschen müssen zuschanden werden und erliegen.“ Völlig trostlos war der Kurfürst auf den Stuhl gesunken.

Dann nahm der kranke Feldherr das Wort, um seinem mutlosen Herrn Trost zuzusprechen. Öfters mußte er aber innehalten, um neue Kräfte zu sammeln.

„Mehr wie mein brandiger Fuß“, sagte er, „schmerzt mich das Bewußtsein, in dieser traurigen Lage von hinnen scheiden zu müssen. Doch verzagt nicht, Durchlaucht! der Herr will uns nur prüfen und wird den Sieg am Ende denen nicht versagen, die für seinen Namen und der gerechten Sache willen das Schwert ergriffen.“

Sie hatten länger geschwiegen; dann kam über den alten Kriegsmann die Erinnerung an jene Tage, die seinen Glanz zum erstenmal verdunkelten, da er dem nordischen König unterlag.

„O hätte man mir damals nach den Leipziger Unglückstagen“, so jammerte er, „die Hände nicht gebunden! Rasch hatte ich meine Regimenter wieder gesammelt; sie lechzten darnach, sich aufs neue mit dem Schweden zu messen. Aus Italien waren Verstärkungen eingetroffen und die Gelegenheit günstig. Ich fühlte mich stark genug, und hätte, glaube ich, damals eine glänzende Wiedervergeltung geübt.“

Dann schwieg er ermüdet; auch der Kurfürst blieb eine Weile in Gedanken. Nach einiger Zeit bedachten aber beide wieder die Gegenwart und berieten die Zukunft.

„Eilt nach Regensburg!“ riet der getreue Diener. „Das feste Ingolstadt ist mit wenigen Regimentern zu halten; 10 000 Mann genügen.“

„Aber München und mein Erbland?“

„Regensburg ist das Tor und der Schlüssel zu Österreich und Bayern. Hat der Feind Bayern, so steht ihm die Verbindung mit Österreich und Böhmen offen. Von dort her muß die Hilfe kommen, wenn der Kaiser den Schwedenkönig

nicht vor den Toren Wiens sehen will. Schon ist Horn mit einer starken Heeresabteilung in Eilmärschen unterwegs, das wichtige Regensburg wegzunehmen. Kommt ihm zuvor, Durchlaucht! Mit dem Verluste dieser Stadt sind die kaiserlichen Lande und die Eurigen schutzlos preisgegeben."

Das Haupt der Liga wollte sich nicht entschließen die schützenden Festungsmauern zu verlassen, obwohl er von der Trefflichkeit des Rates wohl überzeugt war. Tilly aber ruhte nicht, seinen Herrn mit letzter Kraftanstrengung zur Besetzung Regensburgs zu überreden.

„Nehmt 30000 Mann, Durchlaucht! und geht nach Regensburg. Kommen Euch die Schweden zuvor, so kann der kaiserliche Sukkurs, der täglich, ja stündlich kommen muß, nichts mehr helfen. Seid Ihr Herr von Regensburg und Ingolstadt, so läßt sich all das Verlorene wieder zurückerlangen."

Seine Stimme war ganz leise geworden; man vernahm dann nur mehr ein Flüstern, von dem noch ein paarmal das Wort „Regensburg" verstanden wurde.

Maximilian entschloß sich nun, dem treu gemeinten Rate zu folgen. Er hatte sich erhoben. Die Tränen traten ihm in das Auge, als er jetzt dem treu bewährten Feldherrn die Hand reichte, ihm, der ein langes, entbehrungsreiches Leben seinem Herrn geweiht hatte und nun, den Tod vor Augen, seine Pflicht bis zum Ende erfüllen wollte. Gar vieles hätte der Kurfürst noch zu fragen gehabt; es drängte ihn auch, dem alten Freunde für alle die bewiesene Liebe und Treue zu danken. Doch die Stimme versagte ihm. Während er die welke Hand in der seinen hielt, warf er einen langen Blick auf den alten Soldaten, dessen eingefallene Züge Ruhe atmeten, der aber zu sagen schien: „Ein Leben lang bin ich ohne Ruh und Rast auf dem Posten gestanden; warst Du mit mir zufrieden? Nun wolle mir gnädigst den wohlverdienten Urlaub gönnen."

Das war der Abschied. Langsam, erschüttert und schluchzend verließ der hohe Herr das Krankenzimmer. Alle Anwesenden waren tief bewegt; sie fühlten, daß sich die beiden das letztemal gesehen hatten.

Nun war Stille eingetreten; niemand wollte sie unterbrechen; nur in der Ecke hörte man flüstern. Man wußte, daß sich der Kranke betend mit seinem Schöpfer unterhielt. Jetzt vernahm man im Vorzimmer den Ton eines Glöckleins. Über das Antlitz des Feldherrn leuchtete es freudig. Er suchte sich ein weniges zu erheben und die Decke des Lagers zu glätten und zu ordnen, denn es nahte sein höchster Herr und Gott. Jesuitenpater Andreas Brunner, Tillys Beichtiger, brachte die Wegzehrung und spendete dann dem Kranken die Tröstungen, welche ihm seine Religion bot, und nach denen derselbe sehnlichst verlangt hatte. Nach der heiligen Handlung setzte sich der Pater an das Sterbebett und unterhielt sich im frommen, vertraulichen Gespräche mit dem Totkranken.

„Bald," flüsterte Tilly, „ach gar balde, heute noch, kehre ich zu meinem Herrn zurück; möge er mir ein gnädiger Richter sein! — Wenn meine letzte Stunde kommt, meine Augen brechen, und mir in Bangigkeit das Herz zu stocken beginnt, — dann, geliebter Pater! sprecht für mich die Worte des Königs David, die mir bei den mannigfachen Prüfungen meines Lebens Trost bereitet und mir immer wieder den oft gesunkenen Mut aufgerichtet haben."

Pater Brunner versprach es und lenkte dann das Gespräch auf die letzten noch notwendigen irdischen Anordnungen.

„Ihr kennt ja meine Wünsche und mein Vermächtnus", meinte der Kranke. „Meine Ruhestätte habe ich mir schon vor Jahren bereitet bei unserer lieben Frauen in Altötting."

Damals hatte Tilly auch mit 6000 Gulden ein Benefizium gestiftet und an den Kirchenschatz ein großes Kruzifix von kostbarer Arbeit und eine prächtige, mit wertvollen Brillanten besetzte Kette geschenkt, Gaben der Infantin Isabella von Spanien; dazu noch 1000 Rosenobel, welche ihm einmal die Stadt Hamburg als Ehrengabe überreicht hatte.

„Meine Erben sind die Kinder meines älteren Bruders Jakob. Infolge einer kaiserlichen Schankung habe ich Ansprüche auf einige Ämter von Calenberg. Ich weiß freilich nicht, ob sie sich in diesen überaus traurigen Zeiten einlösen lassen.[1]) Was ich bar besitze, gebt meinen lieben Wallonen, die mich bei Breitenfeld mit ihren Leibern gedeckt und dann von der Wahlstatt getragen haben."

Die Sonne war hinabgesunken, der Abend dämmerte. Der greise Feldherr fühlte sein Ende nahen. Lange hatte er die Augen auf das Kruzifix gerichtet, das am Fußende des Bettes aufgestellt war; nun blickte er langsam um sich, und sah beinahe alle versammelt, die ihm lieb und teuer waren. Das Sterbezimmer und die anstoßenden Gemächer waren dicht erfüllt von den Getreuen, die in stummem Schmerze und in achtungsvoller Trauer dastanden, aber die Ruhe nicht zu stören wagten. Tilly winkte. Sein Neffe Werner, der Festung Statthalter, trat an das Bett. Der Sterbende reichte ihm die Hand zum Abschiede und legte sie dann segnend auf sein Haupt. Laut weinend näherten sich die anderen: sein alter Freund und Vetter, Hauptmann Witzleben und Baron Ruep, der ihn als kaiserlicher Kommissär von den Alpen bis zur Nordsee begleitet hat. Dem letzteren empfahl er seine Diener. Alle baten um seinen Segen. Mit einem letzten milden Blicke grüßte er nochmals alle die Umstehenden, welche leise weinten. Einige Momente suchte er sich dann im Gebete zu sammeln; dann näherten sich die Schatten des Todes und kalter Schweiß drang aus seiner bleichen Stirne. Bange suchte das brechende Auge nach dem Pater, und ganz leise flüsterten die Lippen:

»Domine in te speravi — — —.« »Non confundar in aeternum«, ergänzte ruhig und langsam Pater Brunner die Worte des königlichen Sängers, wie es Tilly gewünscht hatte. Noch einmal hatte das Auge des Sterbenden das Kreuz gesucht; ein Lächeln überflog die Züge, — die Seele war entflohen.

Die Fenster des Sterbezimmers klirrten von den Kanonenschlägen, mit denen man die Schweden abwehrte, und vom Kirchturm zur schönen Unserer Lieben Frauen begann eben die große Glocke ihr tiefes Geläute, um die Gläubigen in der großen Gefahr zum gemeinsamen Gebete zu ermahnen.

Nachdem man den Toten in einem Saale aufgebahrt, war der Zudrang ein ungeheuerer, so daß man vor dem Trauerhause eine Wache aufstellen mußte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Alle eilten herbei, um ihren Feldherrn noch einmal zu sehen. Viele drängten sich hinzu, um seinen

[1]) Die Forderung von 400000 Reichstaler auf Calenberg wurde beim Friedenskongreß zu Münster und Osnabrück auf Betreiben des schwedischen Gesandten abgewiesen. Klopp II, S. 450.

Degen zu berühren, der neben dem Totenbette an einem grünen Bandulière hing; sie glaubten dadurch Glück im Kampfe zu erhalten.

Stalhart hatte sich unter denen befunden, die dem Hinscheiden anwohnen konnten. Wie alle anderen wurde auch er tief ergriffen; hatte er ja nicht allein einen geliebten Feldherrn, sondern auch einen väterlich gesinnten Gönner verloren. In der Erinnerung an den teueren Toten sang er ein Klagelied, das in wenigen Tagen in aller Mund war und auf unsere Zeit gekommen ist. Es begann:

Hört ihr Helden alle,	Graf Tilly, der kühne Helde,
Das Lied ist euch gemacht,	Und aller Ehren wert,
Das 's weit und weit erschalle,	Zieht nimmer in das Felde,
Darum hab' ich's erdacht.	Hat eingesteckt das Schwert. —

Nachdem der tote Feldherr drei Tage ausgestellt gewesen, wurde seine Leiche nachts bei brennenden Fackeln, aber ohne Gepränge in die nahe Jesuitenkirche gebracht und in einem zinnernen Sarge einstweilen beigesetzt, bis es die Zeitläufte erlauben würden, die Überreste in die bereitete Gruft nach Altötting zu überführen. Da die Schweden vor den Toren lagen, mußte von einer feierlichen Bestattung abgesehen werden.

Am Tage nach Tillys Tode, am 1. Mai, brach Maximilian das Lager vor dem Feldkirchner Tore ab und marschierte von 2 Uhr nachmittags an mit 30000 Mann, die in zwei Kolonnen geteilt waren, längs der Donau nach Regensburg, wo er noch vor dem schwedischen Feldmarschall eintraf. Fünf Regimenter zu Fuß, eines zu Pferde und zwei Kompagnien Kroaten, zusammen 12000 Mann, blieben unter dem Kommando des Obersten Cratz als Besatzung zurück mit dem Auftrage, sich zu halten bis auf die äußerste Not und sich in keine Kapitulation einzulassen. Die Schiffbrücke ließ der Statthalter Werner von Tilly abbrechen und dann die daselbst befindliche Brückenschanze einwerfen. Bei dieser Gelegenheit machten die Schweden ein heftigen Angriff; da man ihnen aber mit Schießen stark zusetzte, eine neu angekommene Kroatenschwadron einen gelungenen Ausfall machte und überdies die Brücke fehlte, mußten sie wieder zurück; sie setzten aber die Beschießung fort.

An diesen Tagen hatten die Konstabler und Büchsenmeister auf den Wällen und Basteien vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein hübsch Arbeit. Das freute sie, und gar mancher gab sich weidlich Mühe, durch wohlgezielte Schüsse drüben ordentlichen Schaden zu tun, namentlich, wenn sich vornehme Reiter sehen ließen und sich näher an die Schanzen und Laufgräben heranwagten, als es gerade notwendig war. Auf der Eselsbastei, welche in der Nähe des Schlosses und dem Schwedenlager günstig gegenüber lag, krachte von Zeit zu Zeit ein schweres Stück. Dort hatte auch der Büchsenmeister Hakebar sein Falkonett, genannt die „Feige" postiert. Stuck und Stuckmeister erfreuten sich eines besonderen Rufes und gar manchmal fanden sich höhere Offiziere ein, um eine Probe der öfters gerühmten Geschicklichkeit mitanzusehen.

Hinter dem Geschütz auf einen Haufen lagen die Kugeln, nicht eben groß, da sie nur fünf Pfund wogen. Über dem Winde stand die kleine Pulvertonne, vorsichtig mit einem nassen Schafpelze zugedeckt, daß sie durch keinen glühenden Funken Feuer fangen konnte. Neben dem Geschütze lagen noch die Ladeschaufel, der Setzstössel, der Borstenwischer, einiges Schanzzeug, Hebeln und Keile; der Zündstock mit der glimmenden Lunte steckte im Boden. Dies war das Geschützzubehör. Meister Hakebar aber ging eilfertig seiner Hantierung nach. Im Gürtel trug er eine Reihe von Instrumenten, wie den Quadranten, das Richtscheit, die Bleiwage und ein Besteck mit Nadeln, die zum Untersuchen und Reinigen des Zündloches bestimmt waren. Ein Büchsenmeister galt damals für einen gar gelehrten Mann, der auch weit mehr wissen mußte als ein Fußknecht und Reiter. Die Büchsenmeisterei war aber auch nicht ein Handwerk, sondern eine Kunst, deren Regeln und Geheimnisse nicht eben vielen bekannt waren. Wie seine Zunftgenossen trug auch Meister Hakebar, der von der Wichtigkeit seines Berufes durchdrungen war, gerne eine ernste Miene zur Schau.

Längere Zeit schon war der Hauptmann Glognitzer auf der Bastei gestanden. Nun fand sich auch Oberst Cratz ein, weil die Bastei gestattete, das Schwedenlager besonders gut unter Augen zu halten.

„Guten Abend, Hakebar!" sagte er zum Büchsenmeister gewendet, „immer hübsch fleißig auf der Bastei? Wißt Ihr denn, wem Ihr gestern den Kopf heruntergeblasen?"

(Fortsetzung folgt.)



. . . die Hand gedrückt hatte . . .

Das Kgl. Bayer. 4. Infanterieregiment „König Wilhelm von Württemberg“.

Zum 200jährigen Jubiläum von Albert Clementi. (Schluß.)



Leutnant Spruner von Merz. Hauptmann Renk. Oberleutnant Günther. Oberleutnant Couturier.

Die Offiziere der historischen Kompagnie.

Dem Regiment wurde die besondere Auszeichnung zuteil, daß zum Jubiläum Se. Kgl. Hoh. Prinz Leopold selbst erschien. Mit ihm kam der Kriegsminister Freiherr v. Horn und der Kommandeur des 2. Armeekorps General der Infanterie, Freiherr Reichlin v. Meldegg. Se. Kgl. Hoheit Prinz Leopold heftete eigenhändig die von Sr. Kgl. Hoh. dem Prinz-Regenten verliehenen Säkularbänder an die Fahne des Regiments. Ein Hauptstück des reichen Festprogrammes, ja in mancher Beziehung die Quintessenz desselben, war die Vorführung der historischen Kompagnie aus der Zeit von 1725, wie sie am eigentlichen Festtage vor Sr. Kgl. Hoh. dem Prinzen Leopold und den Gästen des Offizierskorps stattfand.

Dumpfer Trommelwirbel und die trillernden Töne schriller Querpfeifen verkündeten den Anmarsch der Kompagnie. Hinter der Musik schreitet in gravitätischer Würde, wie sie schon der langsame Schritt — etwa 80 in der Minute — mit sich bringt, der Herr Kompagniechef (Hauptmann Renk II) einher, den schwarzen, silberbordierten Dreispitz auf der dunklen Allongeperücke, das Sponton in der Hand, den Degen an der Seite, das dicke spanische Rohr mit Silberknopf von einem der oberen Brustknöpfe herabhängend, der lange blaue Waffenrock ist vorn von oben bis unten, dazu auch an den Seitentaschen und Schößen mit Silberspitzen reich bestickt; die Ärmelaufschläge sind von gelber Seide. Hohe schwarze Reiterstiefel machen das Beinkleid fast unsichtbar. Mit streng abgemessenen Bewegungen des langen Spießes, zuletzt mit seitlich emporgehaltenem Hütchen grüßt er den erlauchten Sproß des altehrwürdigen Wittelsbacher Hauses, der die Hand dauernd am Helm, die ganze Kompagnie an sich vorüberziehen läßt, was bei der Weite der Abstände der Glieder und dem langsamen Tempo eine ganze Weile dauert. Hinter dem ersten Peloton und vor dem Führer des zweiten (Oberleutnant Günther) marschiert stolz der Fähnrich (Leutnant Spruner von Merz), die Marienfahne auf der linken Schulter. Auch das letzte Peloton wird durch einen Offizier geführt (Oberleutnant Couturier). Die Herren tragen — bis auf das spanische Rohr und die hohen Stulpstiefel — gleiche Uniform und Ausrüstung wie der Hauptmann, sie schreiten mit ähnlicher, hie und da durch einen Stich ins Graziöse gemilderten Grandezza einher und grüßen mit denselben Bewegungen von Sponton und Dreispitz den erlauchten Herrn.

Nur vier Korporale hat die Kompagnie, und was dieselben von den Mannschaften unterscheidet und auf ihre Würde und Hauptbefugnis hinweist, ist der an ihrer Vorderseite hängende Stock. In gleich abgemessenem Paradeschritt, mit derselben automatenhaften Steifheit folgen die Mannschaften in schnurgerade gerichteten Gliedern ihren Offizieren. Bei ihnen aber deckt der Dreispitz weißgepuderte Köpfe mit fußlangen Zöpfchen, Silber und Seide der Litzen der Aufschläge sind durch Baumwollenzeug ersetzt. Ihre Hauptwaffe ist die Feuerschloßmuskete mit abnehmbarem Bajonett, das gewöhnlich seinen Platz neben dem an der linken Seite hängenden, ziemlich langen Seitengewehr hat; an der rechten werden Pulverhorn und Patronensack getragen, letzterer in Form einer kleinen Reisehandtasche. Nach dem Parademarsch formiert sich die Kompagnie im Hintergrunde des Platzes zur Vorführung von Exerzitien, die mit ihren Schwenkungen, Wendungen und Griffen nach den alten Kommandos jedem Kenner beweisen, daß der Drill zu absoluter Gleichmäßigkeit zum hörbaren Ruck und „geölten Blitz“ schon damals das Ziel und der Stolz der Soldatenerzieher war. Der charakteristische Eindruck der maschinenmäßigen Bewegungen wie der Gewehrgriffe wird für Auge und Ohr aber noch wesentlich



Oberleutnant Couturier.

Die historische Kompagnie im Anschlage.



Die historische Kompagnie im Feuer.

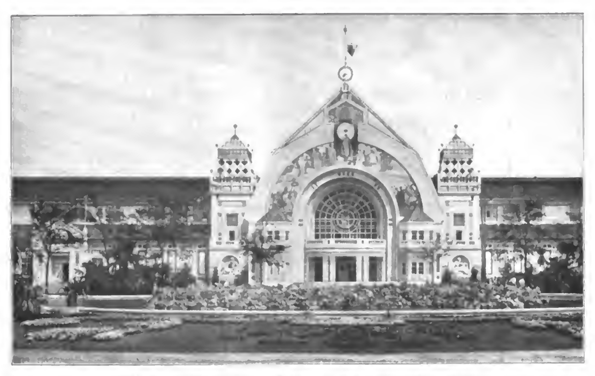
dadurch erhöht, daß dort jede Schwenkung — zu 16 und 22 Schritt — und jede Wendung in ein, zwei und vier Tempos ihren Abschluß dokumentiert durch die von kräftigem Niedersetzen des Fußes begleitete Breitstellung der Beine, und jeder Gewehrgriff durch einen nicht minder kräftigen Schlag gegen die Patronentasche.

Den zweiten Teil der Exerzitien bildet das Chargieren und Schießen, das natürlich von den gleichen Übungen der Neuzeit so wesentlich, so grundsätzlich abweicht, wie der Vorderlader in seiner ältesten Form mit seinem Apparat an Ladungsbestandteilen und Geräten von dem Schnellfeuergewehr unserer Tage. Ganz eigenartig, fast erheiternd, berühren den modernen Menschen die Manipulationen des Pulvereinschüttens, des Patronenabbeißens, das Aufsetzen des Papierpropfens und das klirrende Feststoßen der ganzen Ladung mit dem eisernen Ladstock, mit dem der alte Dessauer seiner Zeit der Welt eine für den Kriegsdienst geradezu epochemachende Erfindung geschenkt hat. Langsam ging ja dies Laden im Vergleich zu der augenblicklichen Schußbereitschaft der heutigen Truppen, aber die Feinde der damaligen Vierer hatten es und konnten es ja auch nicht besser, und was die alten Kompagnien, die uns heute „historisch" sind, leisten mußten an Strammheit und Gleichmäßigkeit all dieser komplizierten Manipulationen, bevor sie zum Anlegen und Schießen kamen, dafür sprechen die geradezu verblüffenden Leistungen dieser nach ihren 200 Jahre alten Vorbildern exerzierten Musterkompagnie des Jubelregiments.

Noch ein schneidiger Sturmmarsch »tambour battant« und ein zweiter Parademarsch mit der eisenen Ruhe des ersten, dann war das prächtige Schauspiel vorbei.

Die bayerische Jubiläums-Landesausstellung zu Nürnberg.

In ausführlichem Artikel haben wir die Bedeutung der 100jährigen Jubiläumsfeier der Erhebung Bayerns zum Königreich gedacht, in Wort und Bild die Feste vorgeführt, die Denkmäler gezeigt, welche in den einzelnen Städten des Landes anläßlich dieses freudigen erhebenden Gedächtnisses geschaffen wurden. Unter all den verschiedenartigen Veranstaltungen nahm unbestritten den allerersten Rang die Jubiläums-Landesausstellung zu Nürnberg ein, deren Pforten sich soeben geschlossen, nachdem sie mehr als zwei Millionen Besucher aufgenommen hatte. Ihre Bedeutung ist wohl am besten in der Rede zusammengefaßt, welche Staatsminister Freiherr v. Podewils bei dem feierlichen Schlusse sprach. Er sagte „Mit gerechter und stolzer Genugtuung dürfen wir zurückblicken. Ist doch der Gedanke, im Jahre 1906, dem Jubiläumsjahr des Königreichs, eine dritte Bayerische Landesausstellung abzuhalten, in glänzender Weise verwirklicht worden. Es haben aber auch alle Kräfte des Landes, die private Produktion in Industrie und Handwerk, in Kunst und Kunstgewerbe und die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung zusammengewirkt, um zu zeigen, was Bayern auf den Gebieten privater Gütererzeugung und idealer Kunstschöpfung, sowie auf dem der staatlichen Verwaltung zu leisten vermag. Und



Die bayerische Jubiläums-Landesausstellung zu Nürnberg: Hauptindustriegebäude.

so ist es rastloser vereinter Arbeit des Landes gelungen, ein Werk ins Leben zu rufen, das in würdigster und eindrucksvollster Weise dargetan hat, welche schaffensstarke Kraft dem heimischen Staatsgedanken innewohnt und auf welch glückliche Entwicklung unter dem gesegneten Szepter des Hauses Wittelsbach das Königreich Bayern bei seiner Jahrhundertfeier zurückblicken kann. Aber auch abgesehen von der historisch-patriotischen Bedeutung der Ausstellung, sind wir berechtigt, frohe Rückschau am heutigen Tage zu halten.

Ein Vergleich der gegenwärtigen Ausstellung mit der Ausstellung von 1896 lehrt ohne weiteres, daß Bayern inzwischen in seiner gewerblichen Entwicklung einen gewaltigen Schritt vorwärts getan, daß seine industrielle Bedeutung innerhalb des Reiches erheblich gewachsen ist und daß ihm an dem mächtigen Aufschwung in Deutschland, der in diese Jahre fällt, sein voller Teil zukommt. Der Weitblick und die Unternehmungslust der industriellen Führer des Landes, die Tüchtigkeit und die hohe Kultur der Arbeiter bürgen dafür, daß die bayerische Industrie in rastlosem Streben nach Vervollkommnung immer mehr Boden gewinnen wird im Wettbewerb auf den nationalen und auf dem Weltmarkt.

Für das bayerische Handwerk ist die gegenwärtige Ausstellung von ganz besonderer Bedeutung gewesen; durch die Unterstützung des Staates und das Entgegenkommen kommunaler Körperschaften ist es möglich gewesen, eine Sonderausstellung des bayerischen Handwerks ins Leben zu rufen, die das erfreulichste Bild von der Leistungsfähigkeit des Handwerks, von der Solidität und Schönheit seiner Arbeiten gibt und wohl geeignet ist, dem Handwerk neuen Mut einzuflößen und den Handwerker, wo es etwa not tut, anzuspornen, sein Gewerbe immer mehr auf den hohen Stand der heutigen Technik emporzuheben.

Nicht weniger als Industrie und Handwerk dürfen Kunst und Kunstgewerbe, die Geschwister, die uns in Bayern besonders teuer sind, mit der Ausstellung zufrieden sein. Daß es auch hier kein Ausruhen auf alten Lorbeeren gibt, daß wir gerade auf dem Gebiete des Kunstgewerbes alte Kräfte anspannen müssen, um unseren Platz zu behaupten und weiter in der Reihe der Führenden vorwärts zu schreiten, wird sich niemand verhehlen wollen.

Für das ganze Land ist die Ausstellung ein großer, zu neuen Leistungen ermunternder Erfolg; der Stadt Nürnberg aber hat sie nicht nur ein freundlich Gedränge von Gästen gebracht, sie hat ihr ein blühendes neues Reis in den alten Ruhmeskranz gefügt; die Tugenden emsiger Arbeit und zielbewußter Tatkraft hat die Stadt wieder bewährt; möge dauernder Nutzen ihr aus dem großen Unternehmen erwachsen."

Wir halten die Erinnerung an die prächtige Ausstellung jetzt im Bilde fest, indem wir unsern Lesern mehrere hervorragende Ansichten übergeben, welche uns durch die Liebenswürdigkeit der Redaktion und des Verlags von „Kunst und Handwerk" zur Verfügung gestellt sind. Ein Blick auf diese Bilder und dann die Erinnerung auf die von uns in Nr. 3 des „Bayerland" geschilderte Erste allgemeine bayerische Kunst- und Gewerbeausstellung zu München, welche Johann Georg Zeller schuf und im „Adler" zu München aufgebaut hatte. Da fühlt man denn so recht, welch ungeheure, unermeßliche Fortschritte uns die Segnungen des Friedens gebracht haben.

Die kirchliche Kunst des 19. Jahrhunderts in Bayern und die Wittelsbacher.

Von J. Hermann. (Fortsetzung.)

Ueberhaupt zeichneten sich die Wittelsbacher des 19. Jahrhunderts durchwegs durch einen fast intimen Verkehr mit der Künstlerschaft aus. Max I. nannte die Künstler die Zierden seiner Regierung; Ludwig I. verweilte oft stundenlang bei seinen „lieben Meistern". Auf einem staubigen Schragen sitzend, sah er ihnen zu, mit ihnen über Kunst und Kunstgegenstände sich unterhaltend oder in ermunterndem und anregendem Zuspruch sie aneifernd. Selbst Ludwig II. ließ es sich einst nicht nehmen, dem Maler und Bildhauer Perron die Leiter zu halten; und das war Ludwig II., sonst fast unnahbar. Daß die Fürsten während ihrer freien Zeit den Ateliers oder Kunstschulen Besuch abstatten, scheint in unserer Herrscherfamilie Familienbrauch geworden zu sein. Auch unser durchlauchtigster Prinz-Regent ist dieser schönen und edlen Gewohnheit treu geblieben, ja er begnügt sich nicht einmal damit, sondern gibt den Künstlern auch noch anderweitige Zeichen seines Wohlwollens besonders dadurch, daß er sie gar oft in seine Nähe zieht, zu Tische lädt usw. Jederzeit wußten die Wittelsbacher das Verdienst nach Gebühr zu schätzen und zu lohnen.

Sympathisch und fördernd standen die Wittelsbacher allen jenen Bestrebungen gegenüber, die einen engeren Zusammenschluß der Künstler untereinander, sowie mit den Kunstfreunden bezweckten. Gar häufig übernahmen sie das Protektorat oder die Ehrenvorstandschaft solcher Vereine. In kirchlicher Hinsicht kommt hier hauptsächlich der Verein der christlichen Kunst in Betracht (da er sich der Hauptsache nach speziell mit kirchlicher Kunst beschäftigt), der sich rühmen darf, fast alle Mitglieder der Königlichen Hauses zu Mitgliedern zählen zu dürfen. Desgleichen durften sich von jeher besonders jene Vereinigungen der lebhaftesten Sympathien der Wittelsbacher erfreuen, die es sich zur Aufgabe gemacht, die Zukunft der Künstler und ihrer Angehörigen sicher zu stellen. Es sind dies der Künstler unterstützungsverein, der Künstler Witwen- und Waisenunterstützungsverein usw. Zu ersterem spendete Ludwig I. gleich bei dessen Entstehen die Summe von 39000 fl. Und besonders unser jetziger durchlauchtigster Regent zeigt großes Interesse an diesen Vereinen und spendet für deren Zwecke alljährlich größere Summen.

Fürwahr, viel der Arbeit, Mühe und Sorge haben die Wittelsbacher für die Heranbildung einer tüchtigen, von Energie und Schaffensfreude erfüllten Künstlerschaft geleistet. Was sie tun konnten, das haben sie gern und freudig getan. Die Früchte ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Noch nicht drei Dezennien des neuen Jahrhunderts waren verflossen und schon konnte König Ludwig I. seinen Künstern Aufgaben stellen, die das Staunen der Welt erweckten.

Wieviel ist seitdem weiter geschehen? Welch großer, stetiger Fortschritt? Nachdem der Baum der kirchlichen Kunst einmal feste Wurzeln geschlagen hatte, trieb er, von der kunstbeflissenen Hand des Fürsten sorgsam gehegt und gepflegt, Blätter und Blüten in Hülle und Fülle.

Die beste und durchgreifendste Förderung der kirchlichen Kunst jedoch ist die, daß man den Künstlern durch große, gehaltvolle Aufträge Gelegenheit gibt, ihr Können zu zeigen, ihr Talent zur Entfaltung zu bringen.

Das taten denn auch die Wittelsbacher des letzten Jahrhunderts von Anfang an.

Sie ließen zunächst die herrlichen Baudenkmale aus der Zeit des Mittelalters innerhalb der Grenzen Bayerns wieder in ihrem früheren Glanze und ihrer ursprünglichen Stileinheit und Stilreinheit erneuern, das Fehlende ergänzen, das Unvollendetgebliebene vollenden, fügten auch wohl, um den Glanz



Die bayerische Jubiläums-Landesausstellung zu Nürnberg: Gebäude der Staatsforstausstellung. (Zu S. 65.)



Die bayerische Jubiläums-Landesausstellung zu Nürnberg: Gebäude der Staatsausstellung. (Zu S. 65.)

und die Pracht jener Gottestempel zu erhöhen, Neues hinzu. — Es war der Dom zu Speyer, als altehrwürdige Begräbnisstätte von acht deutschen Kaisern und zweier Kaiserinnen „der Kaiserdom“ genannt, welcher zuerst in Angriff genommen wurde. Bereits König Maximilian I. Joseph hatte die Restauration des von den Franzosen verwüsteten, während der Revolutionszeit in ein Heumagazin verwandelten Münsters begonnen. König Ludwig I. betrieb dieselbe mit solchem Eifer und Nachdruck, daß er trotz der Unruhen von 1848 die Vollendung der Ausmalung zu einer der Bedingungen der Kronübertragung an seinen Sohn Maximilian II. machte. Freilich hätte dieser edle Fürst des ausgesprochenen Willens seines kunstliebenden königlichen Vaters gar nicht bedurft, um das große Werk seines Vaters und Großvaters in ihrem Geiste und mit der gleichen Tatkraft wie sie zu Ende zu führen, so daß sich nunmehr der in seiner ganzen Herrlichkeit und Vollendung dastehende Dom mit seinen Erinnerungen an die großartigen Ereignisse der Weltgeschichte mit seinen farbenprächtigen Fresken und Ornamenten, mit den Porträtmonumenten der daselbst begrabenen Majestäten, mit seinen künstlerisch und geschichtlich so bedeutsamen Denkmälern vergangener Zeiten, als wahrhaft königlicher Bau dem entzückten Auge des Beschauers darbietet, das christliche Herz erhebend durch seine erhabene Großheit trotz oder vielmehr gerade wegen seiner edlen Einfachheit. So haben an dem großen Werke der Wiederherstellung und Vollendung des gewaltigsten Bauwerkes der romanischen Stilperiode Bayerns drei Könige gearbeitet.

Fast zu gleicher Zeit wurde auf König Ludwigs I. Veranlassung hin auch die Erzbischöfliche Kathedrale zu Bamberg von den Verunstaltungen früherer Zeiten gereinigt. Alles, was an Renaissance und Rokoko erinnerte, wurde, um den Gesamteindruck des gotischen Baues einheitlicher zu gestalten, entfernt, die mit weißer oder gelber Tünche überstrichenen prächtigen Wandmalereien und Fresken wurden bloßgelegt, die ursprüngliche gotische Einrichtung, soweit man dieselbe noch bekommen konnte, zurückgekauft, oder falls dies nicht mehr möglich war, neu beschafft, der Dom mit neuen Gemälden und Glasfenstern und mit einer neuen Kanzel versehen. In kurzer Zeit hatte das gewaltige Münster wieder das Aussehen, das Gründer und Erbauer ihm gegeben haben.

Das dritte Meisterwerk kirchlicher Baukunst, welches durch die Munifizenz der Wittelsbacher restauriert und ausgebaut wurde, ist der Dom zu Regensburg, eines der schönsten, wenn nicht das schönste der vielen Münster, an denen die Donau vorüberrauscht. Ludwig I. und Max II. gaben zum Ausbau der gotischen Türme, die seit mehr denn dreihundert Jahren ihrer Vollendung harrten, allein über 100000 fl. Die Pläne dazu lieferte der Kgl. Baurat Voit in Verbindung und nach Vorschlägen von Gärtner. 1869 konnte Bischof Senestrey die Kreuzblumen einweihen, die den Abschluß der weithin sichtbaren, durchbrochenen, gewissermaßen aus steinernen Blumen und Blättern aufgebauten Turmpyramiden bilden. Ludwig I. ließ den Dom auf eigene Kosten auch mit viel bewunderten, berühmten Glasfenstern nach Entwürfen von Heinrich Heß ausstatten.

In der Landeshauptstadt wurde ebenfalls unter Maximilian II. eine größere Restauration durchgeführt, die der gotischen Münchener Liebfrauenkirche, seit Beginn des 19. Jahrhunderts Kathedrale des Erzbischofs von München-Freising. Dieselbe wurde so glücklich durchgeführt, daß König Ludwig I. überrascht und erfreut äußerte, er hätte nicht gehofft, daß sie

so wohl gelingen werde. Maximilian II. hatte dazu die von Sickingen in Eichenholz geschnitzte Kanzel und den von Bildhauer Knabl aus Tirol ausgeführten figurenreichen Hauptaltar gestiftet, dessen Bilder Szenen aus dem Leben Mariens darstellen.

König Ludwigs II. Restaurationstätigkeit beschränkte sich hauptsächlich auf die Wiederherstellung der alten Burgkapellen seiner Schlösser. So ließ er die in der einfachen großartigen Bergwelt des Linderhofes traulich gelegene und traulich stimmende alte Kapelle instandsetzen und mit Wandgemälden und einem kunstvollen, von Walker gefertigten Weihbrunnkessel schmücken. Die von ihm für dieses Kirchlein gestifteten Glasgemälde (Christus als Welterlöser, Madonna mit dem Kinde, hl. Ludwig und hl. Richard) zeigen große Vollendung in Darstellung und Technik.

Gelegentlich der Restauration der Kirche zu Oberau bestritt Ludwig II. die Ausmalung durch Hauschild aus seiner Privatschatulle. Auch die Burgkapelle zu Trausnitz ließ er einer Renovation unterziehen und für dieselbe von Bildhauer Knabl eine Patrona Bavariae meißeln, wie sie, das lächelnde göttliche Kind auf dem Schoße, mildfreundlich herniedersieht auf den zu ihren Füßen knienden jugendlichen Ludwig II., der in der Tracht des Großmeisters des St. Georgiritterordens dargestellt ist. Als letzterer ließ er denn auch die Georgiritterordenskapelle, die alte Residenz- oder Hofkapelle zu München, mit prächtigen Glassenstern schmücken, mit Darstellungen der hl. Dreifaltigkeit, Mariens und des hl. Georg.

Daß auch unser gegenwärtig regierender Prinz-Regent Luitpold den Restaurationsarbeiten in Bayern große Aufmerksamkeit widmet, zeigt sein Anteil an den Renovationen der St. Ludwigskirche zu München, sowie der St. Sebalduskirche in Nürnberg.

Solch großartige Restaurationstätigkeit der Fürsten konnte unmöglich ohne Rückwirkung auf das Volk bleiben. Tatsächlich erfuhr denn auch die herrschende Geschmacksrichtung eine Änderung insoferne, als man sich von da ab wieder den klassischen Formen des romanischen und gotischen Stiles zuwandte. Unter großen Anstrengungen und erheblichen materiellen Opfern wurden die in früheren Jahrhunderten begonnenen und unvollendet gebliebenen Bauwerke der kirchlichen Kunst in einer dem Sinne der Stifter entsprechenden Weise fertiggestellt. Altäre, Kirchen und Kapellen wurden von den architektonischen Verunstaltungen, die sie im Laufe der Zeit infolge der jeweilig veränderten Geschmacksrichtung erlitten hatten, befreit und nach außen und innen in einen mit den Linien des ursprünglichen Stiles harmonierenden Stand versetzt (conf. M.-E. v. 23. Nov. 1884).

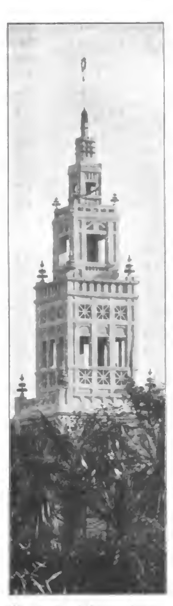
Allerdings war bei diesem Eifer für stilgemäße Restaurierung und Verschönerung der Kirchen allzu leicht die Möglichkeit eines übermäßigen Purgationseifers gegeben, der gar nichts mehr schonte, wenn es nicht „stilrein" war, mochte es auch sonst historisch, kulturgeschichtlich oder künstlerisch noch so merkwürdig, wertvoll und bedeutend gewesen sein. Auch noch eine andere Gefahr lag sehr nahe, daß nämlich an die Stelle des oft so individuell und originell gehaltenen Alten nur schablonenhaftes, nüchternes Machwerk trat, ohne das Gepräge echter Kunst.

Demgegenüber galt es, das Restaurationsfieber in die richtigen Bahnen zu lenken, damit nicht die Pietät gegen die Kunstschöpfungen früherer Stifter verletzt und eine Reihe von Gegenständen von oft unschätzbarem Kunstwert verschleudert oder vernichtet wurde.

Daher wurden in einer Reihe Allerhöchster Verordnungen und ministerieller Erlasse (21. Nov. 1826, 27. Jan. 1868, 29. Mai 1827, 25. April 1838, 8. Dez. 1837, 23. Juni 1872, 12. Febr. und 23. Nov. 1884, neuestens 10. Okt. 1895), sowie durch das revidierte Gemeindeedikt vom 31. Oktober 1837, alle wesentlichen Änderungen an Kirchen, Kapellen oder an



Die bayerische Jubiläums-Landesausstellung zu Nürnberg: Hauptrestaurationsgebäude. (Zu S. 65.)



Die bayerische Jubiläums-Landesausstellung zu Nürnberg: Turm, Ecke des Hauptindustriegebäudes. (Zu S. 65)

den in den Kirchen vorhandenen Denkmälern, Grabsteinen, Epitaphien und sonstigen Kircheneinrichtungsgegenständen, die künstlerisch, historisch oder genealogisch von Wert wären, der Genehmigung der Oberkuratelbehörde und Sr. Majestät selbst unterstellt, welche ihre Entscheidungen erst auf Grund eines von dem Kgl. Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns und einer bei der Kgl. obersten Baubehörde niedergesetzten „Kommission zur Prüfung in ästhetischer Hinsicht", eventuell auch der Kgl. Akademie der bildenden Künste einzuholenden Gutachtens fällen wird. Bei Reparaturen sollten die ursprünglichen Farben wieder zur Anwendung kommen, sofern sie dem guten Geschmack entsprechen; jede Veränderung des Anstriches oder Bewurfes, jede Abweichung von dem bisherigen Farbenton eines Stiftungsgebäudes sollte nach einer Allerhöchsten Verordnung vom 10. Januar 1833 und nach dem revidierten Gemeindeedikt vom 31. Oktober 1837 verboten sein, solange nicht die Allerhöchste Genehmigung erteilt war. Eine teilweise Erneuerung des Anstriches oder Bewurfes sollte überhaupt nicht gestattet werden (A. V. 10. Jan. 1833).

Namentlich wäre bei Übermalung von Ölbildern und Wandmalereien die Zustimmung des Kgl. Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns abzuwarten (M.-E. v. 10. Okt. 1895).

Um ja von vornherein alle ungeschickten Restaurationsversuche hintanzuhalten, bestimmte König Ludwig I. am 8. Dezember 1837 und 29. Oktober 1844, daß jeder Restaurant der Kgl. Regierung namhaft zu machen sei und, falls er sein Können nicht schon anderweitig bewiesen habe, einer Prüfung durch ein bei der Kgl. Akademie der bildenden Künste bestehendes Kunstkomitee, später durch eine vom Kgl. Galeriedirektor zusammengesetzte Prüfungskommission sich zu unterziehen habe.

Ein Ministerialerlaß vom 17. Juni 1864 verfügt, daß bei Gemäldeauffrischungen jedesmal zu untersuchen sei, ob nicht das von Pettenkofer erfundene patentierte Verfahren zur Wiederbelebung der durch Alter usw. veränderten Ölgemälde angewendet werden könne.

Daß es diesen von den bayerischen Königen eingesetzten Behörden gar oft nicht allzu leicht wurde, den Willen und die Intentionen der Wittelsbacher durchzuführen, zeigt eine im Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten des Jahres 1904 S. 142 f. veröffentlichte Rechtfertigung dieser Behörden, worin sie des längeren darlegen, warum sie öfters die Anbringung von bemalten Glasfenstern in Rokoko- und Barockkirchen zu verbieten genötigt war, trotz der Zudringlichkeit frommen Eifers und egoistischen Geschäftsinteresses.

Allerdings sollte durch diesen umfangreichen gesetzlichen Schutz nur wirklich Wertvolles geschützt werden. War etwas wertlos, das sollte auch dem verdienten Schicksal nicht entgehen. Von Ludwig I. erzählt man sich diesbezüglich ein hübsches Anekdötchen. Gelegentlich eines Besuches in Augsburg führte nämlich der dortige Magistrat den König auch in den Dom, ihm ein eben bloßgelegtes Freskogemälde zu zeigen. Der König aber, der auf den ersten Blick erkannte, daß das Bild künstlerisch völlig wertlos war, rief abwehrend aus: „Zudecken! Nur wieder zudecken!"

(Fortsetzung folgt.)

Der kurpfälzische Wildfangstreit.

Von Jul. Küchler, Kaiserslautern.

In „Die Kaltkupferschmiede des Alzeyer Tags" hatten wir auch auf den Wildfangstreit des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz hingewiesen, den er 1664 mit den benachbarten Fürsten und Herren wegen dieses der Kurpfalz zustehenden Privilegs auszufechten hatte.

Wir wollen nun aus dem Archiv der Stadt Kaiserslautern, besonders aber aus dem höchst beachtenswerten Werkchen von Dr. Karl Brunner in Innsbruck „Der pfälzische Wildfangstreit unter Kurfürst Karl Ludwig 1664—1667" dasjenige zusammenstellen, was zur Aufklärung über das Wesen und Wert dieses uralten Rechtes dienen kann.

Jeder Landesherr hatte ein mehr oder minder freies Verfügungsrecht, das sog. Leibeigenschaftsrecht über einen Teil seiner Untertanen; außerdem hatte das Oberhaupt der Nation, der Kaiser, gewisse Rechte über die Fremden, die sich in den einzelnen Staaten niederließen. Als in Deutschland die Kaiser sich fast aller ihrer Rechte zugunsten der Fürsten begeben hatten, tauchte das Wildfangrecht wieder auf, und zwar als Sonderrecht des Vikars des Hl. Römischen Deutschen Reichs, des Pfalzgrafen bei Rhein; es fand jedoch diese Sonderstellung niemals unbestrittene Anerkennung bei den Territorialherren. Überhaupt scheint es sich nur auf die Länder, in denen fränkisches Recht galt, bezogen zu haben.

Zum ersten Male geschieht der Sache Erwähnung in einem Schreiben König Wenzels vom Jahre 1398; dabei schien es sich weniger um eine Verleihung als um eine Ver-

pfändung zu handeln, die finanzielle Frage war bei dem Recht obenan gestanden. Erst später mußte der Titel des Vikarius des Hl. Römischen Reichs als staatsrechtliche Grundlage dienen für die Ansprüche des Pfälzers gegenüber dem immer stärker werdenden Widerstand der benachbarten schwer geschädigten Fürsten und Herren.

Aus Fürsorge ließen sich die Kurfürsten ihr bestrittenes Privileg immer und immer wieder bestätigen. Eines der ältesten Diplome ist von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1518. Ihm schließen sich noch andere an, die zum Teil denselben Text haben.

Das Wildfangrecht selbst ist in der kurpfälzischen Landesordnung vom Jahre 1582 im VIII. Titul, „Churfürstlicher Pfaltz Regal der Bastartsfälle, auch Leibeigene, Wildfänge, Königsleut, Hagesteltzen u. dgl. berührend", verzeichnet.

Die Königsleute oder „gleich unsern arme leut" kommt in älteren Kaiserurkunden bei Verleihungen und Verpfändungen an die Pfalzgrafen zum öftern vor und scheint sich aus diesen Verschreibungen das Wildfangrecht entwickelt zu haben.

In der Landesordnung heißt es: „Demnach weyland unsre geliebte Vorfahren, die Pfaltzgrafen Churfürsten rc. als Vicarien des hl. röm. Reiches von den Röm. Kaysern und Königen löblich gefreyet und versehen, dessen sie auch in Posseß, Nutz, Wehr und Gebrauch gewesen und noch seyen, daß alle Bastart und andre frembde Personen, Mann und Frauen, so keinen nachfolgenden Herr haben, niemand ausgenommen, als Wildfänge, so inwendig ihrer Fürstenthumben und Landen, auch den beyliegenden Stiften, Herrschaften, Stätten, Flecken und Gebieten, in Stätten oder auf dem Land gebohren, oder darinnen wohnhaftig werden, ihre leibeigene Angehörige, und daß dieselben Bastart, wo sie ohne Leibserben mit Todt abgegangen seynd, desgleichen andere, so auch keine Erben haben, oder hinterlassen, in allen ihren verlassenen Haaben und Güter, liegenden und fahrenden, auch an Schulden, Pfanden und anderm, wo die gelegen seyndt, nichts außgenommen, die sonstens nach gemeinen beschriebenen Rechten in ihrer Keyserlichen Majestät und deß Reichskammer verfallen waren, an die Pfaltz als Landesfürsten geerbt seyn, und sie auch zu ihren Handen einziehen und nemmen, sie gebrauchen, nutzen und niessen und in allenwegen damit, als andern ihrer eignen Gütern nach deren Willen und Wohlgefallen handlen sollen und mögen laut fernern Inhalts ob angezogener Keyserlichen Privilegie."

Das Wildfangrecht übten die Pfälzer in Teilen der Bistümer Mainz, Worms, Speyer und Trier, der Grafschaften und Fürstentümer Nassau, Leiningen, Erbach, Falkenstein, Hanau-Lichtenberg, Sponheim, Baden, Hessen, den Besitzungen der Reichsritterschaft usw. und rief dadurch große Zwistigkeiten bei den Besitzern dieser Länder hervor.

Als Wildfang galt jeder Fremde, der sich an einem Ort, wo das Privileg ausgeübt wurde, niederließ.

Nach einer bestimmten Frist kam der kurfürstliche Büttel und sprach: „Ich nehme Euch im Namen meines gnädigen Kurfürsten zum Wildfang und begehre von Euch den Fanggulden." Zugleich forderte er den Eid der Treue von ihm und trug seinen Namen in das sog. Leibsbeeth-Register ein.

Durch diesen Akt war der Fremde, mochte er vorher frei oder unfrei gewesen sein, samt seiner Familie für alle Zeiten kurpfälzischer Leibeigner geworden.

Welche Verpflichtungen damit dem Betroffenen auferlegt wurden, ist aus folgendem ersichtlich: „Fanggulden, Bastartfälle, Ungenossen, Bona vacanti der Leibeignen, Huldigung, Schatzung, Fräuleinsteuer (Beitrag zur Ausstattung der fürstlichen Fräulein), Holzgeld, Reisesteuer, für den Kurfürsten und der Deputierten zum Reichstag, Leibesbeeth, Hauptrecht, Pfändung, Raißfolge, Musterung, Vormundschaft, Rechnungsverhör, Kontrolle der Erbschaft, Teilung, Entscheid in Erbschaftssachen, Ausschatzung der Kreditorensachen, Abkauf der Leibeigenschaft, Citation, Evocation, Gebott und Verbott, Nachsteuer bei Auswanderung usw."

Was mögen die uns jetzt so fremden Bezeichnungen in ihrer Anwendung für die armen Wildfänge Schweres im Gefolge gehabt haben?

Und alle diese Auflagen mußten sich Territorialherren im eignen Lande gefallen lassen, denn überall hielten die Kurfürsten sog. Aussauthe, die über die als Wildfänge erklärten Einwohner sich die oben bezeichneten Rechte anmaßten laut des Privilegs ihres gnädigen Kurfürsten.

Es mögen wohl sonst noch viele Übergriffe der mit der Aufsicht betrauten Beamten vorgekommen sein; denn die Klagen der Fürsten und Herren bei Kaiser und Reich nahmen kein Ende, bis infolge des Dreißigjährigen Krieges und Vertreibung des Kurfürsten Friedrich V. aus seinen Landen der Druck etwas nachließ. Die kaiserliche Administration hatte



Die bayerische Jubiläums-Landesausstellung zu Nürnberg: Eingangstor bei der Gruppe „Handwerk". (Zu S. 65)

nämlich diese reichen Einnahmequellen auch nicht ganz unbeachtet gelassen und suchte herauszuschlagen so viel wie nur möglich.

Nach dem schrecklichen Elend, das dieser unselige Krieg über Deutschland und nicht am wenigsten über die Kurpfalz gebracht, wo nach vorliegenden Berichten ganze Städte und Dörfer entvölkert waren, tauchten, kaum daß der Nachfolger Friedrich V., Karl Ludwig, den für sein Haus so demütigen Frieden angenommen hatte, die Ansprüche an das dem Kurhause anhaftende Privileg des Wildfangrechtes wieder auf.

Dieses halbverschollene Recht konnte ihm nicht allein große materielle Vorteile bringen, sondern auch unter den Reichsfürsten eine Ausnahmsstellung verleihen, und daß er hierauf großen Wert legte, zeigt seine 1665 an Dr. Peil erteilte Instruktion für den Regensburger Reichstag. Nach der Aufhebung des Regals bleibe ihm „alßdann kein Facies Imperii dieser orthen mehr übrig, und die Pfaltzgrafen wären nicht mehr Pfaltz sondern nur schlechte Grafen.“

Des Kurfürsten Absicht ging allein auf die Wildfänge der Nachbarstaaten, für sein Land verzichtete er auf die Einnahmen hieraus. Er hatte sehr wohl berechnet, daß der Fremdenzuzug in sein entvölkertes Land, zumal für den ganz daniederliegenden Acker- und Weinbau große wirtschaftliche Vorteile bringen würden. Er verfügte sofort, daß jeder, der Äcker, Häuser, Weinberge usw. wieder nutzbar mache, mehrere Jahre steuerfrei sein sollte.

Am 23. Januar 1651 erging an die kurfürstlichen Amtsleute der Befehl, alle der Kurpfalz laut Privilegs zuständigen Leibeigene und Wildfänge aufzusuchen und die schuldigen Leistungen von ihnen einzufordern.

Die Aufgabe war nicht leicht, da die fremden Behörden nicht allein diese Absicht zu vereiteln suchten, sondern sogar ernstlichen Widerstand leisteten.

Es war durch Kriegsnot, Pest und Auswanderung eine solche Verschiebung der Bevölkerung eingetreten, daß eine Feststellung der früheren Verhältnisse überhaupt nicht möglich war. Wenn es trotzdem den pfälzischen Beamten gelang, das Wildfangrecht zu einer reichen Einnahmequelle zu gestalten, so hatten sie es nicht in letzter Linie der Rücksichtslosigkeit zu verdanken, mit der sie oft Recht und Herkommen beiseite ließen, um nur von den Wildfängen hohe Beträge zu erzielen.

Mehr denn je zuvor mußten die der Pfalz angrenzenden Staaten in der Ausübung des verhaßten Rechtes, eine Beeinträchtigung ihrer landesherrlichen Hoheitsrechte erblicken, war ihnen doch bei Abschluß des Westfälischen Friedens volle Landeshoheit zugestanden worden, die niemand, selbst der Kaiser nicht, einschränken dürfe. (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Eine Waffentat am Allerheiligentag. Im Jahre 1800 hatten die Franzosen vergebens versucht, zu Anfang des Monats Juli über den sog. Bodenbühel, einen Engpaß von Tirol, nach Loser vorzudringen; gegen 200 Mann waren das Opfer einer fruchtlosen Unternehmung, indem die Tiroler Scharfschützen immer einen nach dem andern gerade da wegschossen, wo sie Mann für Mann über einen schmalen Weg gehen mußten, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, weil auf der Straße selbst ein starker Verhau angebracht war. Was damals den sieggewohnten Franzosen unmöglich gewesen ist, gelang am 1. November 1805 ein paar Hundert mutigen Bayern, welche sich freiwillig zu dieser gefährlichen Unternehmung erboten. Auch diesmal war ein ebenso starker Verhau angebracht und noch überdies eine Kanone auf der Anhöhe äußerst vorteilhaft postiert, die, mit Kartätschen geladen, die ganze Passage der Länge nach bestrich. Aber unbemerkt schlichen sich die bayerischen Plänkler einzeln bis an den Verhau, und suchten ihn in der Mitte auseinander zu arbeiten. Kaum zeigte sich dieses kühne Wagestück geglückt, als etwa 10 Mann vom 1. Dragonerregiment „Minucci“ (heute 1. Chevaulegersregiment „Kaiser Nikolaus von Rußland“) pfeilschnell die eisige Bergfläche hinabsprengten und mit verzweifelter Wut um sich hieben, bis ihnen mehrere Infanteristen folgen konnten. Die Kanone wurde genommen, über 100 Gefangene fielen den Stürmenden in die Hände, welche den Feind unaufhörlich bis Loser verfolgten. Zwei junge Korporale, welche sich stets an der Spitze der ihrigen befanden und sechs Infanteristen verloren dabei das Leben.

Schützenmeister als Richter. Es dürfte das Selbstbewußtsein der Schützenmeister bedeutend heben, wenn wir ins Gedächtnis rufen, wie ihnen im 17. bis 18. Jahrhundert in München förmliche Gerichtsbarkeit zuerkannt war. Professor Rosenthal schreibt in seiner Geschichte des Gerichtswesen und der Verwaltungsorganisation Bayerns:

„Eine Beschränkung der Gerichtsgewalt des Oberrichters wurde in einer Bestimmung der Münchener Schützenordnung vom 24. Februar 1671 zuerkannt; indem die nur als Disziplinarstrafgewalt zu qualifizierende Befugnis der Schützenmeister gewisse von Schützen auf der Schießstätte begangene Delikte zu bestrafen, gelegentlich eines Prozesses zwischen den Schützenmeistern und dem Stadtoberrichter 1676 sowohl vom Hofrat als vom Revisorium als förmliche Gerichtsbarkeit der Schützenmeister anerkannt wurde, eine Anerkennung, die 1734 die Bestätigung Karl Alberts fand.

„Daß den Schützenmeistern in Rauf-, Zank- und Schreihändeln, auch Schmähungen und Fluchen die Delinquenten abzustrafen, alsweit sich die Schießstätte erstreckt, privative dergestalt gebühren solle, daß ihnen das Stadtoberrichteramt hiefür (außer das Delict wäre also beschaffen, daß es in das Malefiz reichte) einigen Eintrag und Hinderniß nicht mehr bezeigen soll.“

Schaurige Justiz. In der Chronik des Marktes Regen finden wir folgende Notiz: „Im Jahre 1691, im Monat September, fielen die Gebeine des im Jahre 1685, also vor sechs Jahren, enthaupteten und aufs Rad geflochtenen Veit Peral zu Boden und wurden von dem Scharfrichter von Straubing, welcher eigens hierher reisen mußte, begraben.“

Auch in der Chronik von Zwiesel finden wir vom Jahre 1683 eine ähnliche Notiz. „Die Gebeine eines Gehenkten lagen sieben Jahre auf dem Rade und auch hier mußte der Scharfrichter von Straubing herbeireisen und die Gebeine zur Erde bestatten.“

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Druck von R. Oldenbourg in München.

18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 830.

Nr. 8.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.



Hausindustrie im Forstamt Wolfstein.

Illustrationsprobe aus: L. Leythäuser, Wirtschaftliche und industrielle Rundschau im Gebiete des inneren Bayerischen Waldes.

Wirtschaftliche und industrielle Rundschau im Gebiete des inneren Bayerischen Waldes. Von L. Leythäuser, Kgl. Forstrat in Landshut. Passau, R. Waldbauerische Buchhandlung. Schluß. — Wehmütig wird der Leinenindustrie gedacht, welche früher als eine Spezialität des Bayerischen Waldes galt und deren Erzeugnisse Weltruhm hatten. Die Hausleinwand, früher der Stolz jeder Hausfrau in Stadt und Land, wird durch die billigen Erzeugnisse der Fabriken, namentlich durch die Baumwollwaren, verdrängt. Die Lage der Weber ist demnach eine traurige, die Wochenlöhne schwanken zwischen 3—6 Mark, Jacquard-Weber bringen es auf 7 bis 12 Mark. — Der Verfasser hat mit seiner „Wirtschaftlichen und industriellen Rundschau" ein höchst verdienstvolles Werk geschaffen. Der Verlag hat demselben recht gefällige Ausstattung geschenkt. Dank seiner Liebenswürdigkeit konnten wir den Lesern mehrere Proben des ebenso hübschen als instruktiven Bilderschmuckes geben. Möge das Büchlein recht zahlreiche Leser finden!



Zargen, Holzdraht und Holzstäbe.

Illustrationsprobe aus: L. Leythäuser, Wirtschaftliche und industrielle Rundschau im Gebiete des inneren Bayerischen Waldes

Unter dem Titel **„Das Schloß zu Aschaffenburg"** erschien 1905 bei J. H. Ed. Heitz, Straßburg, als Heft 65 der Studien zur Deutschen Kunstgeschichte eine ausführliche Abhandlung mit 29 Taf. von Dr. Otto Schulze-Kolbitz. Dieses Werk, dem das Prioritätsverdienst als grundlegendes Quellenwerk nicht abgesprochen werden kann, wurde Gegenstand einer scharfen Kritik. Erwin Hensler beanstandet in einer kritischen Studie, die nunmehr als Separatabdruck aus „Kunstgewerk in Elsaß-Lothringen", VI. Jahrgang, herausgegeben wurde, vor allem das Fehlen ausführlicher biographischer Angaben über den Meister des Schlosses, Georg Ridinger. Diese sucht er selbst in seiner Abhandlung nachzuholen. Wenn Erwin Hensler hauptsächlich den ornamentalen Einzelheiten des Riesenbaues die kritische Sonde anlegt, so hat das gewiß seine Berechtigung. Sehr sachgemäße Betrachtungen in dieser Hinsicht stellt F. J. Schmitt, auf den sich der Straßburger Historiker wiederholt bezieht, in Nr. 30 des Bayerland-Jahrganges 1905 an. Es wäre von Belang gewesen, wenn in Erwin Henslers Schrift auch des Gesamteindruckes Erwähnung geschehen wäre, den der gewaltige Bau in seiner ursprünglichen Ausführung machte. Die Beseitigung des Wappens am Hauptportale und des vorgelagerten Tores mit seiner Bekrönung, die Ausfüllung des Wallgrabens, die Umwandlung der reich behandelten unteren Mansardenfenster in einfache Dachgruben und vor allem die Einlegung der Säulenhallen im Hofe müssen das malerische Totalbild beeinträchtigt haben. Georg Ridingers Schöpfung würde dann auch den heutigen Forschungen geringeren Anlaß zur Detailkritik bieten. Im übrigen wird Georg Hensler den Verdiensten des hervorragenden Meisters vollauf gerecht. Beispielsweise spricht er davon, „daß die Terassenanlage des Aschaffenburger Schlosses eines der mächtigsten und wirkungsvollsten Werke der Zeit ist, dem sich in Deutschland kein ähnliches an die Seite stellen kann." Seine biographischen Ergänzungen von Ridingers Lebensgang und Wirken sind verdienstvoll. Das vorliegende Buch Dr. Schulzes bedarf

die Stadtgeschichte früherer Jahrhunderte, in denen Augsburg eines der ersten Kulturzentren des alten Reiches war, an geschichtlicher Größe diejenige des letztvergangenen überragen, von stetiger und allseitig segnender Volkswohlfahrt tat es unser Zeitalter dem reichsstädtischen zuvor." Ein reicher interessanter Bilderschmuck ziert das hübsch ausgestattete Buch.



Ingolstadt.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Schwedenkriege. Von J. Baumann. Illustriert von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Blutüberströmt lag das Pferd mit dem Könige am Boden. Bestürzt und bleich vor Schrecken eilte das kleine Gefolge hinzu, um den König unter dem Pferde, das aus Schmerz wild um sich schlug, hervorzuziehen, denn sie glaubten nicht anders, als derselbe wäre tot. Zum Glücke zeigte sich der König unverletzt, und nur sein linker Fuß war etwas verrenkt. Von Blut und Staub bedeckt, raffte sich der König auf; dann sagte er zu den Offizieren: „Der Apfel ist wohl noch nicht reif.“

Die Affäre hatte ihn aber doch erschreckt. Er bestieg das Pferd seines Pagen Löwenskjold, der das daliegende Tier mit seiner Sattelpistole vollends erschoß. Rasch waren die Reiter in den nahen Auen verschwunden.

Sei es nun, daß der König die Überzeugung gewonnen hatte, daß die starke Festung für keinen Fall rasch zu gewinnen wäre, sei es, weil er den Wallenstein von der Oberpfalz her im Anmarsch vermutete, vielleicht auch, weil er sich größere Verluste sparen wollte, — er soll vor Ingolstadt mindestens 3000 Mann verloren haben — vielleicht auch, um nicht das Schicksal noch weiter herauszufordern: er beschloß, die Belagerung aufzugeben.

Am folgenden Tage, dem 3. Mai, gegen 3 Uhr morgens, hörten die Belagerten Lärm und Trommelsignale und machten sich darum wieder auf einen Sturm gefaßt. Als es jedoch tagte, gewahrte man an Stelle des Schwedenlagers starken Rauch, und Patrouillen meldeten, daß der Feind abgezogen. Unverzüglich saßen die Kroaten und die bayerischen Reiter auf, um den Schweden nachzueilen; Fußvolk folgte. Im verlassenen Schwedenlager fand man viele Vorräte, aber auch Wägen, Pferde und Waffen. Es gelang ferner, von den Nachzüglern viele gefangen einzubringen.

In Reichertshofen, gute zwei Stunden von Ingolstadt, machten die Schweden Halt. Der König saß mit seinen Generälen an der Mittagstafel und soll hierbei recht mißgestimmt, ja sogar schwermütig gewesen sein. Als einer der Höflinge äußerte, daß man bei der Belagerung doch kaum mehr wie 2000 Mann verloren, fuhr der König zornig auf und rief: „Das soll mir Ingolstadt noch büßen!“

Gleich darauf entstand Lärm vor dem Zelte, die Dienerschaft und Soldaten kamen gelaufen und schrieen: „Die Kroaten! die Kroaten!“ Rasch wurde die Tafel aufgehoben und das Zelt abgebrochen und eingepackt. In der Tat waren nämlich die nachsetzenden Kroaten auf den schwedischen Nachtrab gestoßen und hatten ihn über den Haufen gerannt. Leicht hätte in der Verwirrung ein guter Fang gemacht werden können. So erzählte der Pfleger von Reichertshofen, — der Augenzeuge gewesen, weil er bei Tische die hohen Herrschaften bedienen mußte —, daß, wenn rechtzeitig einige Hundert Kroaten eingedrungen wären, sie den König und dessen ganze Begleitung aufheben können. Man mußte sich nun mit einigen Hundert Gefangenen begnügen. Der König nächtigte in Pfaffenhofen.

Am gleichen Tage kamen einige Ulmer Schiffe, welche den Abzug des belagernden Heeres nicht mehr erfahren hatten, mit Lebensmitteln für die Schweden die Donau herunter gefahren und wurden dann von den Bayern weggekapert.

zeigen, wo Gustav Adolf, als er die Belagerung von Ingolstadt aufgegeben, im Zelte während der Tafel beinahe in die Hände der Kroaten gefallen wäre. Als man dann die Fahrt fortsetzte, gingen des Kurfürsten Gedanken voraus nach dem nahen Ingolstadt, dessen Kirchen und Türme man bereits in der Herbstsonne glänzen sah. Bald konnte man auch über den Wällen die einzelnen Gebäude erkennen. Wie nun Maximilian die Donaufeste, in welcher er die schönsten Tage seiner Jugend verlebt hatte, vor sich liegen sah, wurde er tief ergriffen. Wie ein Traum zog sein inhaltreiches Leben vor seinen Augen vorüber. Da lagen zu beiden Seiten die Donau-Auen und auf den jenseitigen Höhen die stattlichen Forste und Wälder, in denen er als lebensfroher Jüngling gejagt, zu Gast geladen vom Pfalzgrafen zu Neuburg oder dem Bischofe von Eichstätt oder den Jesuiten in Biburg. Dort ragte der mächtige Dom von Unserer Frauen hoch empor in den blauen Himmel und zur Linken der Kirche das große Giebeldach der Hohen Schule. Vor der Stadtmauer floß die glänzende, eilige Donau, an der die Schweden gelegen. Flußaufwärts, bei Rain, hatte der nordische König zum ersten Male den Fuß auf bayerischen Boden gesetzt; dort hatte man seinen lieben Feldhauptmann Tilly zu Tode getroffen. Zur Linken sah er auch das spitze Türmlein des Kreuztores, durch welches sie damals die bergende Festung betreten, mit sich tragend den sterbenden Tilly. Eine Träne rann über sein Antlitz. „Ach! was ist doch der Mensch! Seit zwanzig Jahren bereits ruhen beide, Tilly und der Schwedenkönig, bei ihren Vätern."

Da blitzte es hell auf dem Turme von Unserer Frauen und dann in langer Reihe auf den Wällen und Basteien; weiße Rauchwolken folgten den Feuerstrahlen und einige Momente später der Donner der Kanonen. Freudig hob sich des Kurfürsten Brust. Das waren die Wälle, die noch kein Feind genommen, nicht der Schwede und nicht der Franzose.

„Hört ihr sie, meine Kinder? ‚Dies sind die Apostel, die uns eben grüßten, und dies die Löwen; ich kenne die Stücke an ihrem schönen Brummen; bin dabei gestanden, als sie vor zwanzig Jahren ihre Kugeln gegen die Schweden schickten."

Eine festliche Erregung war nun bei ihm an die Stelle der Wehmut getreten. Nun hatten aber auch die fürstlichen Gäste die hölzerne Donaubrücke erreicht und ordneten sich daselbst zum Einzuge.

Seit frühestem Morgen des 17. September 1651 waren die Bürger unterwegs, um die letzte Hand anzulegen, ihre Stadt zum Empfang des Landesfürsten auf das würdigste auszuschmücken. An den Häusern der Donau- und Schloßstraße, durch welche sich der Zug bewegen sollte, hatten sie Kränze angebracht, rote Tücher und Wappen unter die Fenster gehängt und überall grüne Bäumchen festgebunden, wie es bei feierlichen Prozessionen üblich war; große Triumphbögen mit Willkommgrüßen spannten sich über die Straßen. Viel Landvolk war in die Stadt gekommen und geordnete Trupps von berittenen Bauern aus der Umgebung. Eben zog die Leibkompagnie des Statthalters auf, des Grafen v. Fugger. Die Bürgergarde und die Landfahnen mit Pfeifern und Trommlern bildeten Spalier vom Donautor bis in die Schloßgasse und noch ein Stück weiter. Die Zünfte hatten sich bei ihren Herbergsstuben zusammengefunden und zogen nun mit ihren Fahnen, Zunftstäben und Prunkkerzen zur Donaustraße, um dort Aufstellung zu nehmen. Die Bevölkerung von nah und fern sammelte sich in dichten Reihen auf den Bürgersteigen und erfreute sich zunächst an den verschiedenen Aufzügen.

„Dort kommen die Bäcker mit ihren blauen Fahnen," bemerkte einer aus dem Gedränge. „Sieh nur, wie sie alle dick geblieben sind, voran der Kögl Andrä, den sie Klosterbäck nennen; während doch uns allen im Laufe der vielen mageren Jahre die Wämser zu weit geworden sind."

„Haben gute Jahre hinter sich," meinte ein anderer. „Hat ja Zeiten gegeben, wo sie überhaupt nicht genug Brot liefern konnten, und wo sie Tag für Tag 24000 Laibl am Tanzhause und vor der Wage abliefern durften. Da bleibt wohl etwas hängen; und besonders genau wird man's in diesen Kriegsläuften auch nicht nachgewogen haben."

„Den Bierbrauern, die eben dort aufziehen," bemerkte ein dritter, „ist's freilich schlechter gegangen. Die haben ihre ehedem so wohlgemästeten Bäuche verloren. Konnten Jahre lang nimmer Gerste und Hopfen zum Biersieden auftreiben, und in ihren Bräustätten sind die Pferde des Kriegsvolkes gestanden."

Das Hauptgedränge entfaltete sich am Salzmarkt. Dort lagen auf der einen Seite das Rathaus und der Moritzbrunnen, im Hintergrunde das große Tanzhaus und daneben das Schlachthaus. Hier hatten sich auch die Reiter aufgestellt, welche festlich herausgeputzt und nach Gemeinden geordnet in die Stadt gekommen. Selbe waren freilich nicht so zahlreich erschienen, wie es ehedem bei fürstlichen Aufzügen Regel gewesen; ganze Ortschaften fehlten, und manche Gemeinde war nur durch wenige Reiter vertreten. Den sonst überreichen Pferdestand von Ober- und Niederbayern hatte der lange Krieg arg vermindert. Was brauchbar schien, pflegten die Söldner und Troßknechte mitzunehmen. Manches Pferd, das heute auf dem Salzmarkte stand, stammte wohl von abgedankten Reitern und zeigte noch die Spuren anstrengender Dienstzeit. Die jungen Burschen auf den Rössern freuten sich des Tages, und mutwilliges Lachen erscholl aus ihren Reihen. Da gab es manche Scherzrede zu hören, da der eine und andere eine alte Mähre ritt, und manche neugierige Frage wurde gestellt, wo die großen Sporen herrührten, der Sattel und die fremdartige Zäumung? Das eine Stück hat einem französischen General gehört, das andere einem schwedischen Obristen, eine goldbesetzte Decke einer schönen Reiterin, die im Trosse geritten. Da gab's vieles zu erzählen, und das eine und andere mochte auch wahr sein. Die Bauern aus der Umgebung des festen Platzes hatten sich vielerlei aus den Lagern geholt und weggstibitzt, manches den Toten abgenommen, mitunter wohl auch den Nachzüglern ihre Beute leichter gemacht.

Neben den Reitern am Salzmarkte standen auch Gruppen von Bürgern.

„Weil diese Burschen gerade von den Schwedenpferden reden," sagte Högner, der Rotgerber, dessen ehedem so hohe Gestalt durch die Reihe der Jahre gebückt war, „weißt du es noch, Freund Pretzner! wie wir zusammen vor 20 Jahren den Schwedenschimmel hereingeholt haben?"

„Ob ich es noch weiß?" antwortete der hochbetagte Weißgerber, dem sich auch Hunderte von kleinen Fältchen in sein glattrasiertes Gesicht geschlichen hatten. „Unser guter Freund Leis, der Kürschner, — der Herr habe ihn selig! —



... und er ließ halten, um mit dem Manne zu sprechen ...

ist mit dabei gewesen. Rechne mit Sicherheit darauf, daß sich Kurfürstliche Gnaden in das Zeughaus bemühen werden, um den Schimmel zu beschauen. Hab darum gestern mit meinen Enkelkindern dem Schweden sein weißes Fell abgebürstet und glatt gestrichen, auch das Stahlzeug und die vergoldete Zäumung blank geputzt, daß er sich vor den hohen Gästen sehen lassen kann. Verhoffe mir ein Lob. Müßte selbst den König freuen, wenn er sein Leibroß noch ein Mal so stattlich sehen könnte."

„Ruht freilich auch schon lange in seiner Gruft und hat seinen Gaul nicht lange überlebt. Wäre vielleicht noch alles anders gekommen, wenn ihn nicht so frühzeitig eine Kugel getroffen hätte. Aber für uns ist es so wohl besser gekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Unveröffentlichtes über Johann Kaspar Thürriegels Pläne zu einer Massen-Desertion und -Auswanderung aus Bayern nach Spanien 1768.

Von Archivrat Dr. Joseph Weiß.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, — Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Schiller gebraucht diese seitdem „geflügelten" Worte im Prolog zu seinem „Wallenstein", um den Zwiespalt zu kennzeichnen, der in der Beurteilung seines Helden vor dem Richterstuhle der Nachwelt zutage tritt. Es gibt auch in der Geschichte unseres Bayerlands so manche Gestalt, der es nicht anders ergeht als dem Herzog von Friedland. Beispielsweise[1]) der Goßersdorfer Bauernsohn Johann Kaspar[2]) Thürriegel. Wenn von ihm, als dem Kolonisator[3]) der Sierra Morena in Spanien, die Rede ist, da feiern ihn die einen als Ritter ohne Furcht und Tadel, als „Vizekönig" von Spanien u. dgl.; ihnen ist er alles und sein spanischer Vorgesetzter, Olavide, nichts. Die andern erblicken in ihm nur einen „Abenteuerer", „Schurken" rc.; ihnen gilt er als Scherge der „Inquisition", der die Seelen deutscher Protestanten verkauft, während hingegen der gleichzeitige Aufklärungsschriftsteller Johann Pezzl in einer aus Wahrheit und Dichtung gemischten Beschreibung einer Aus-

---

[1]) In einer besonderen Schrift hoffe ich demnächst die Persönlichkeit und das Leben Thürriegels auf archivalischer Grundlage zu schildern. Vgl. einstweilen „Drei bayerische Parteigänger des 18. Jahrh." (Gschray, Luckner, Thürriegel) im: Hochland 1906, 10. Heft.

[2]) So und nicht Joseph Kaspar heißt er. Er ist geboren am 31. Juli 1722 als ehel. Sohn des Matthias Th., Bauernsohnes von Zinzenzell, Pfarrei Wiesenfelden, B.-A. Bogen, und der Halbbauern-Wittwe Anna Meixner v. Goßersdorf, kirchl. getraut 7. Mai 1721. (Gütige Auskunft des für Goßersdorf zuständigen kath. Pfarramts Konzell.)

[3]) Aus seiner milit. Laufbahn und Vorgeschichte 1742—66 weiß Th. selbst weder in seinem gedruckten Pamphlet „Der glückl. Bayer. Eisenamtmann", noch in einer eigenhändigen Lebensbeschreibung, die mir vorlag, die mannigfachen Ruhmestaten zu erzählen, die ihm ein Teil der Biographen nachsagt. Er, der sein Licht nie unter den Scheffel zu stellen pflegt, sollte jenen ihm vorteilhaften Einzelheiten verschwiegen haben, sowohl in dem gen. Pamphlet zur Verteidigung gegen Gschray als in der Lebensbeschreibung zur Empfehlung in österr. Kriegsdienste? Verschwiegen hat er freilich einiges, so z. B., daß er am 10. Dez. 1746 in Innsbruck eine Stunde lang an den Pranger gestellt sowie aus den kaiserl. u. königl. Erbländern rc. rc. auf ewig verwiesen wurde wegen Fälschungen; auch daß er anfangs März 1765 von der Regierung in Straubing prozessiert wurde, abermals wegen Fälschungen, und durch die Gnade des Kurfürsten statt mit dem Galgen gleichfalls mit Landesverweisung bestraft wurde; ebenso daß er am Madrider Hof seine Frau als eine Baronin Schwanenfeld aufführte, während sie die Tochter eines Münchner Hautboisten war rc.

wanderung nach der Sierra Morena[1]) umgekehrt Thürriegel als einen Freigeist und Märtyrer der Toleranz — als ein Opfer der Inquisition feiert! Inwieweit auch bei diesen Widersprüchen die Wahrheit in der Mitte liegt, wollen wir hier nicht untersuchen, wo uns die Tatsache genügt, daß Thürriegel seinen am 2. April 1767 in Madrid mit der spanischen Krone in lateinischer[2]) und spanischer Sprache abgeschlossenen Vertrag auf Lieferung von 6000 katholischen Kolonisten aus Deutschland und Belgien für die Wüstung der Sierra Morena binnen 2 Jahren zu erfüllen verstanden hat. Ein Hauptzugmittel bildete sein Reklame-Aufruf, der „Glückshafen" genannt, den er in deutscher und französischer Sprache verbreitete und der folgendermaßen beschaffen war:

Drei Folioblätter sind in Quartform zusammengelegt und bedruckt, zwei sind ineinandergeheftet mit weißem Garn und eines ist den beiden angeheftet, so daß eine Broschüre von 6 Quartblättern bzw. 12 Seiten vorliegt.

Die erste Seite bildet das Titelblatt:

„Glücks-Hafen,
oder
Reicher Schatz-Kasten.
Welchen
der Spanische Monarch,
als einer derer reichesten Königen,
zum Trost und Nutzen
aller Teutschen und Niederländischen Bauersleuten, Tagtöhnern, Handwerksmännern, Burschen oder Gesellen, Jungen und Alten, Ledig- und Verheuratheten Manns- und Weibspersonen und kleinen Kindern,
aufgeschlossen hat;
Aus welchem Sie allezeit Treffer,
als
Geld, Rindviehe, Schafe, Geissen oder Ziegen, Schweine, Flügelwerk, Waizen, Korn, Gersten und andere erdenkliche nothwendige Lebensmittel; ingleichem Häuser, Aecker, Wiesen, Waldungen, wie auch allerley nöthigen Handwerkszeug und sonst Instrumenten,
heraus ziehen können;
Wenn Sie
nachstehende Nachricht und Vortheile
sich zu Gemüth führen, und der angehängten Vorschrift
folgen wollen.

1767."

Seite 2 ist nicht bedruckt. Seite 3 hat keine Seitenzahl, sondern am Kopfe das spanische Staatswappen mit dem goldenen Vlies; darunter steht:

„**Hülfreiche Hand,**
mit welcher
Se. Königl. Catholische Majestät von Spanien
denen 6000 Teutschen und Niederländischen Colonisten (welche der Herr Johann Caspar von Thürriegel, nach Innhalt seines geschlossenen Contracts, als häusliche Innwohner in das Königreich Spanien einführen wird) in allen erdenklichen Nothwendigkeiten folgender massen beystehen wollen."

[1]) In s. anonymen Buche „Faustin oder das philos. Jahrhdt. 1783". Diesen sehr wertvollen Hinweis verdanke ich Herrn Ministerialrat v. Böhm. Bemerkenswert ist eine gewisse Ähnlichkeit der Schicksale dieses „Faustin" mit denen des berüchtigten J. J. Casanova, der vom Dezember 1767 bis August 1768 in Madrid weilte und Statthalter der Kolonie an der Sierra Morena werden wollte!

[2]) Thürriegel selbst konnte nicht Spanisch und bediente sich eines Dolmetsch, aber er verstand offenbar Latein, wie sich aus der Abfassung dieses Vertrages und andern Anzeichen ergibt.

Dann folgen in Absätzen Ziffer 1 und 2 der Vertragspunkte:

„1. Von dem Hafen ihrer Ausschiffung werden sie bis in die Orte, wo sie sich häuslich niedersetzen sollen, auf des Königes Kosten geführt, beherberget und verpfleget.

2. Man wird sie in Dorfschaften, von 20—30 Häuser stark, eintheilen."

Auf Seite 4 folgen Ziffer 3—8:

„3. Jede Haushaltung bekommt ihr eigenes Haus, so 60—62 Schuhe lang, und so viel breit seyn wird, und die Colonisten seynd verbunden, an deren Auferbauung mit Hand anzulegen.

4. Jeder Haushaltung werden 50 Fanegas — jede Fanega ist 268 Rheinländ. Schuhe lang, und ebensoviel breit — vom fruchtbaresten und zum Ackern taugliches Erdreich oder Grundstücke, und über dieses noch ein anderes, um Weinberge und allerley Obstbäume zu pflanzen, benebst eine Waide in den Gebürgen für ihre Kühe, Schafe, Geissen und Schweine gegeben oder eingeraumet.

5. Jedem Gericht oder jedem Amt, so in 3—4 Dörfern bestehen solle, wird noch sonderbar ein hinlänglicher Gemeingrund eingegeben, wohin sie ohne Unterschied und nach Gefallen ihr arbeitsames Viehe zur Waide treiben können.

6. Ebenfalls wird jeder Haushaltung der Werkzeug zum Feldbau, als Hacken, Pflüge, Egen, Kärren, und was nur nötig ist, sowie denen Handwerksleuten der notwendige Werkzeug zu eines jeden Handwerks Erforderniß, gegeben.

7. Es werden ferner jeder Haushaltung 2 Kühe, 5 Schafe, 5 Geissen, 5 Hühner, 1 Hahn und 1 Mutterschwein gegeben.

8. Man wird ihnen die notwendige Lebensmittel für das erste ganze Jahr eben so, wie allen erdenklichen Saamen zum Anbauen schenken."

Seite 5 Ziffer 9—16:

„9. Es wird diesen neuen Innwohnern in allen möglichen Dingen geholfen, damit sie also in einen guten Stand kommen mögen.

10. Ein eigenes Grundbuch wird gehalten werden, worinnen das jeder Haushaltung eingeraumte Land oder Grundstück geschrieben wird.

11. Die Zeit wird bestimmt werden, in welcher das eingeraumte Land solle in Stand gebracht und angebauet werde.

12. Alle diese neue Innwohner und ihre Nachkömmlinge behalten den eigentümlichen Besitz dieser gemeldeten Güther, doch dergestalten, daß sie verbunden seynd, dieselben als gute Hausväter in gutem Stand zu erhalten.

13. Die erste zehen Jahre sollen sie von allen Abgaben frey seyn, damit sie in diese Zeit ihre Häuser und Hausgenossen desto vollkommener in Stand bringen können.

14. Sie und ihre Nachkömmlinge geniessen die nehmliche Freyheiten und Vorrechte, gleich es die andere Unterthanen Sr. Königlichen Majestät geniessen, ohne den allergeringsten Unterschied.



15. Welt-Geistliche von ihren Landsleuten, oder die ihre Sprache verstehen, werden ihnen in eben so lang als Pfarrer zugegeben, bis sie oder ihre Kinder die Landessprache werden erlernet haben.

16. Diese neuen Innwohner werden, der Allerhöchsten Königlichen Willens-Meinung gemäß, mit der größten Menschlichkeit und Milde gehalten werden, und der Königliche höchst-preiswürdigste Rath von Castillien, als die höchste Gerichtsstelle von ganz Spanien, wird nach seiner Weltgepriesenen gelinden Gerechtigkeits-Liebe ein wachsames Aug zur richtigsten Vollziehung aller vorigen Gnadens-Ertheilungen darauf haben.

Und also seynd (Seite 6 Ziffer 17):

17. Alle an diesen Königlichen Gnaden Antheil nehmen wollende Personen hiemit von allen Vortheilen vollkommen unterrichtet, welche sie in ihrem neuen Besitz, oder häuslichen Niederlassung in einem angenehmen und gesunden Land geniessen sollen, welches nicht nur allerley harte Feldfrüchten und Gartengewächse, oder Zugemüse, sondern auch Wein, Baumöhl und all andere erdenkliche köstliche Früchten in größtem Überfluß hervorbringet, aus denen sie sich die reichlichste Belohnung ihrer Mühe und Arbeit durch die gute Masregeln, welche diesfalls genommen werden, zum Voraus versprechen können, welche die seit langer Zeit ansäßige Völker glücklich gemacht haben würde, wenn eine ebenmäßige feste und richtige Austheilung wäre gemachet worden.

Madrid, den 15ten April 1767."

Am Fuße dieser Seite (6) ist eine Vignette: Zwei Greife zu beiden Seiten eines Globus.

Seite 7 trägt an der Spitze eine breite Leiste in Linien-Ornamenten, darunter beginnt die „Offentliche Nachricht und Anhang", das ist eine Schilderung des Kolonisationsgebietes, des Reiseweges usw.:

„Offentliche Nachricht und Anhang.

Bald Niemanden ist unbekannt, daß Spanien ein Land von dem so glückseligen Climat oder der so gesegneten Himmelsgegend ist, wo weder die Hitze noch die Kälte niemal seine Schärfe weiset.

Seine Lage zwischen dem 36ten und 44ten Grad in der Breite, und dem 9ten und 21ten Grad in der Länge, ist eine vor Augen stehende Wahrheit.

Sein Erdreich ist eines von den fruchtbarsten von ganz Europa, und die Meere, welche dieses allerebelste Königreich von Sonnen niedergängig- mittägig und mitternächtiger Seite umgeben, seynd Glückseligkeiten und Wege, um die größte Handelschaft mit allen Völkern und Theilen der ganzen Welt zu treiben.

Es bringt dasselbige den schönsten Waizen, Korn, Gersten, Hanf, Flachs, allerley Gartengewächse, als Ruben, Kraut, Erbsen, Bohnen, Artischocken, Blumenköhl, Spargeln, Salat und dergleichen mehr rc. in größtem Ueberfluß mit wenig Arbeit hervor. Von allerley Hornviehe, auch Pferden, Maulthieren, Eseln, Schafen, welche die feinste Wolle und das schmackhafteste Fleisch in der Welt geben; Geissen, Schweine, Schwarz- Roth- und Feder-Wildbrät und Fische findet man von so schöner und guter Gattung, als in einem Land in der Welt mag gefunden werden. Nicht weniger hat man die allerköstlichste Weine von der Welt. Die Oehl- und Seiden- Mandeln- Pomeranzen- Citronen- oder Lemony- Feigen- Granatäpfel- Castanien- Birn- Aepfel- Nuß- Kirschen- Quetschen, oder Zwetschgen- und eine Menge andere reichlich fruchttragende Bäume, die in Teutschland unbekannt synd, wachsen bald auf allen Hügeln und Thälern. Zucker, Reis und Salz bringt es ebenfalls in Menge hervor. Seine Gebirge seynd mit Gold- Silber- Kupfer- Bley- Eisen- und Quecksilber-Minen, in gleichem von allerley feinen Farben angefüllt, worinnen bald laute teutsche Bergleute zu arbeiten gebraucht, und reichlicher als nirgend anderswo in der Welt belohnet werden, und scheinet, daß die göttliche Vorsicht diese Innwohner mit seinen kostbaren Gaben um so mehr erfüllet habe, als der größte Theil, und sonderbar, was gegen dem mittelländischen Meere lieget, einem grünen Garten oder beständigen Frühling gleichet, wo man bald in allen Jahreszeiten hindurch blühende Bäume, und nimmermehr keinen Schnee zu sehen bekommet.

In denen Zeiten, wo die Römer diese weitschichtige Staaten über die Carthagener erobert haben, zählte man über die 50 Millionen seiner Innwohner, welche unbeschreibliche Reichthümer aus ihren großen Ländern herausgezogen, und ansehnlichen Gewinn in der Ausfuhr des Ueberflusses ihrer Feld- und Baumfrüchten gefunden. Die Schweden, die Gothen und andere Nordische Völker, so wie die Barbaren, welche über Meer gekommen, haben diese gesegnete Staaten nach und nach sich unterwürfig gemacht; von welchen aufeinander-gefolgten grausamen Kriegen diese edle Länder an Völkern ziemlich erschöpfet wurden. Die durch den König Ferdinand der Catholische darauf unternommene Austreibung derer Barbaren, und gemachte Eroberung der neuen Welt haben endlich die gänzliche Erschöpfung des menschlichen Geschlechts dieses so großen Reichs, und also verursachet, daß man bis zu diesem Tage ganze Ländereyen, von vielen Stunden lang und breit, öde und unbewohnet erblicket, wo sein fruchtbares Erdreich ganze Ebenen, Hügel und Berge mit dem fettesten und wohlriechendsten Rosmarin, Salbey, Timian, Lavendel und mehr andern köstlichen Kräutern gezieret, dem begierigen Auge darstellen, welche man in Teutschland in den besten Gärten (ohnerachtet aller Sorgfalt und Arbeit, die man daran wendet) nicht so schön zu sehen bekommt, und folgsam als ein stummes Element uns von sich selbsten seine Güte zu erkennen giebt. Es seynd denen in der Regierung nach einander gefolgten Spanischen Monarchen durch verschiedene Inn- und Ausländer eine Menge Vorträge, um diese, nach beschehener Austreibung der Barbaren, der Crone eigenthümlich gewordene, öd-liegende Ländereyen zu bevölkern, gemacht worden. Allein die Spanische Erbfolgs- und andere Kriegsverwirrungen seynd oftmals ein Hinderniß gewesen, die Aufmerksamkeit auf eine so wichtige Sache, die so große Masregeln erfordert, zu wenden."

(Fortsetzung folgt.)

Das Fronleichnamsfest zu Landshut.

Von Thomas Firman



1. Die Landshuter Fronleichnamsprozession 1733.

Vor kurzem hat sich das „Bayerland" in ausführlicher Weise der Aufgabe gewidmet, die „Landshuter Hochzeit" in Wort und Bild zu beschreiben. Unsere Leser haben hierdurch Kenntnis genommen, wie daselbst das prachtvolle Schauspiel der Hochzeit des niederbayerischen Herzogs Georg des Reichen mit der polnischen Königstochter Hedwig, der Gegenwart wieder vor Augen geführt wird. Die in ihrer Art einzig dastehende Veranstaltung gewinnt immer mehr und mehr Bewunderung, und rückhaltlose Anerkennung wird den strebsamen „Förderern" gezollt, denen diese herrliche Schöpfung gelungen ist.

Man frägt sich, woher stammt dieser rege Kunstsinn in der Bevölkerung einer verhältnismäßig kleinen Stadt, woher diese Geschicklichkeit, mit verhältnismäßig geringen Mitteln solch blendendes Schauspiel vorzuführen? Der Historiker kommt beinahe zu der Ansicht, es sei dies eine von den Vorahnen ererbte Fähigkeit, und man muß nur das Erstaunen äußern, daß die schweren Schicksale, welche die Stadt in stürmischen Kriegsläuften erlitten, Mord, Brand und Plünderung nicht vermochten, im Herzen des Volkes den Sinn und die Begeisterung für das Schöne zu töten.

In welch prächtiger Weise einst in der Haupt- und Residenzstadt des Landes, in München, das Fronleichnamsfest begangen wurde, hat uns der Stadtschreiber Mayer beschrieben und sein Büchlein hat zu unzähligen Malen Abdruck gefunden, aber es ist vollständig in das Reich der Vergessenheit gesunken, daß Landshut die Fronleichnamsprozession in einer Weise feierte, welche der Stadt München Konkurrenz machte und, obwohl München den Prunk der Prachtentfaltung des Hofes voraus hatte, in den Schatten zu stellen schien.

Auch hierüber gibt es eine ausführliche Beschreibung, die jedoch zu den größten Seltenheiten des Buchhandels gehört. Wir verdanken die Überlassung derselben der Liebenswürdigkeit des Antiquars Emil Hirsch, dessen Bavarica-Sammlung wir unsern Lesern schon oftmals gerühmt haben.

Das Buch betitelt sich:

„Angeordneter Grosser Umbgang,
Vnd
Procession / auf das Hohe Fest des Zarten Fronleichnambs
Jesu Christi
In der Chur-Bayrischen Haupt- und Regierungs-Stadt Landshut
Mit denen Handwerchs / Zunfften / Fähnen / Stangen / und Kertzen sambt Figuren und Persohnen, auch mit Bruderschafften und Clerisey.
Getruckt bey Simon Golowitz,
Stadt- und Landschaffts-Buchtruckern.
Und zu finden bey Remigi Schmidt, Buchbündern allda.
(1733.)"

Das Fronleichnamsfest im Gegensatz zur stillen Feier des Gründonnerstag, Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitsfest als Dank- und Huldigungsfest, wurde von Papst Urban IV. am 11. August 1264 eingeführt, die damit verbundene Prozession wird dem Papste Johann XXII. im Jahre 1317 zugeschrieben. Schon im Mittelalter wurden zuweilen während der Pro-

zession geistliche Spiele aufgeführt; das berühmteste war das von Künzelsau 1479, das die ganze Geschichte von der Schöpfung bis zum Weltgerichte umfaßte, und das von Eger. Besonderer Wert auf reiche Ausgestaltung der Prozession wurde von den Jesuiten gelegt; sie gaben den Anlaß zur Münchener und sicherlich auch zur Landshuter Prozession. Als Berühmtheit des Fronleichnamsfestes ist ferner zu erwähnen, daß Kaiser Karl V. 1530 mit all seinen spanischen und niederländischen Großen dem Umzug in Augsburg beiwohnte, desgleichen etwas später sein Sohn Philipp II. in Ettal.

Wir geben nunmehr die Beschreibung des großen Umganges, des „zarten Fronleichnam" in Landshut. Den Zug eröffnete ein Deputierter des Magistrats in Staatskleidung hoch zu Rosse, den gezückten Degen in der Hand. Zu seiner Seite schritten zwei Landsknechte, „um alle vorkommenden Ungebührlichkeiten alsogleich abthun zu können". 1. Hinter dieser obrigkeitlichen Person ritten die bekannten drei Gepanzerten von Landshut im ganzen Harnisch mit Schild. Sie repräsentierten die Stadt als die Dreihelmenstadt. 2. Den hinter ihnen reitenden geharnischten Ritter zu Pferd dürfen wir als Reserve betrachten, wenn einer der drei Vordermänner infolge der Hitze und Überlastung durch die ungewohnte Rüstung vom Pferde sinken würde. 3. Ein Pauker schlägt seine Wirbel auf silbernen Pauken, die mit kostbar gestickten Paukenfahnen behangen; er begleitet die schmetternden Töne der Fanfaren von vier Trompetern, deren blinkende Instrumente ebenfalls mit kostbar gestickten Trompetenfahnen geschmückt waren. Die fünf Musiker waren beritten. 4. Ein Herold zu Pferde im ritterlichen Gewand, auf dem Haupte den Helmbusch mit wehenden Federn, trug eine Standarte, worauf eine Monstranz gestickt war. 5. Ihm folgten zwei Genien zu Pferd, der eine mit einer Weizengarbe, der andere mit Reben in den Händen als Vorstellung des auf dem Altar geopferten Brotes und Weines. 6. Ihnen folgte ein Geschwader von gepanzerten Reitern, den entblößten Flamberg in der Faust. 7. Hinter diesen Reitern kam in römischer Gewandung, auf dem Haupte einen goldenen Helm mit farbigem Federschmuck, um die Schultern den roten, goldgestickten Schleppmantel der Führer der Prozession, er trug das Pastoralkreuz; an seiner Seite schritten zwei Genien mit blitzenden Schildern. 7. In kostbarer Kleidung, wie es die Bibel meldet, erschien, den Hohepriester zur Rechten, die Tiara auf dem Haupte, das dreifache Kreuz in den Händen, der Repräsentant der päpstlichen Gewalt; die beiden versinnbildeten das Alte und Neue Testament; zwischen ihnen schritt in weißen Linnen der kleine Johannes mit dem Lämmlein. Diese Gruppe bildete gewissermaßen die Vorhut der Einleitung des Zuges. Nun kamen die Zünfte und Bruderschaften.

Zunächst die Lebzelter; voran ein Genius mit Schild und Stab, sodann ihre zwei großen weißen Fahnen, deren Träger zwei Gehilfen bedurfte; die drei Männer waren mit seidenen blauen Mänteln bekleidet. In der Tracht von Kirchendienern kamen die Träger der vier Stangen und zwölf großen Kreuze. Zwei Pferde waren vor den Triumphwagen der unbefleckten Empfängnis gespannt, eine Madonna — in einem Garten blühender Blumen. Vier Engel trugen erklärende Schilder. Ein Spruch aus dem hohen Liede: „Blumen lassen sich sehen in unserem Laube." „Ich bin eine Blume auf dem Felde und eine Lilie in dem Tale" (Buch der Prediger).



11. Die Landshuter Fronleichnamsprozession 1733.

„Gleich wie eine Rose blüht in den Tagen des Frühlings.“ „Gleich wie eine Rosenpflanze zu Jericho.“ Ein anderes Bild zeigt da hoch auf dem Throne den König Ahasver; neben dem Throne knien zwei Kämmerer; vor ihm steht die Königin Esther in Begleitung zweier Jungfrauen. Daneben kniende Engel halten Schilder mit der Inschrift: „Was ist dein Begehren, Esther?“ und „Fürchte dich nicht, Esther“. Die Königin hielt einen langen Zettel in der Hand. Zur Seite schritten zwölf Jungfrauen, weiß gekleidet, Kränze auf den Locken, Lilien in den Händen. Dann kamen die Lebzelter des ganzen Rentamts Landshut.

Die zweite Gruppe gehörte der Schule und heißt die „Schuhlerfigur“. Da kam ein Genius mit Schild und Stab, sodann eine Statue des Heilands in seiner Kindheit, mit der Inschrift aus dem Psalm 112: „Ihr Kinder, lobet den Herrn! Lobet den Namen des Herrn!“ Engel trugen Passionsinstrumente, sodann kamen die festlich gekleideten Schulkinder.

Besonders sinnig und prunkhaft war die Gruppe der Maler. Ein Triumphwagen stellte dar, wie Gott am ersten Schöpfungstag das Licht erschuf. Auf dem Wagen befanden sich der Stellvertreter Gottes, die vier Evangelisten und ein Engel.

Voran schritten vier alte ehrwürdige Männer, die Propheten Isaias, Jeremias, Baruch und Ezechiel, mächtige Folianten tragend. Nach dem Wagen kamen die vier Kirchenväter, der hl. Gregorius der Große, auf der Achsel eine weiße Taube, der hl. Ambrosius mit einem Bienenkorb, der hl. Augustin mit einem brennenden Herzen und der hl. Hieronymus mit einem Totenkopf. Auf dem Wagen befanden sich folgende Sprüche, 1 Buch Moses: „Gott sprach: Es werde Licht und das Licht ist geworden.“ Aus den Sprüchen Salomons: „Das Gesetz ist ein Licht.“ Die vier Evangelisten trugen Tafeln. Matthäus: „Nehmet hin und esset, dies ist mein Leib.“ Markus: „Nehmet hin, das ist mein Leib.“ Lukas: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.“ Johannes: „Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch.“

An diese Gruppe schlossen sich die Maler und Bildhauer mit brennenden Kerzen.

Die Floßmeister, unter Vorantritt eines Genius mit Schild und Stab. Die Floßleute führten keinen Wagen mit sich, sondern vier kräftige Männer trugen ein Bild, darstellend, wie Gott der Allmächtige das Wasser abteilt; zu den Seiten des Bildes befindet sich der hl. Nikolaus und der hl. Christoph. Die Meister der Zunft werden von Schulkindern, welche in rote Kittelchen gekleidet sind, geleitet.

Die Schweiger oder Gärtner. Vor dem Genius mit Schild und Stab sechs Männer mit gelben Wachskerzen. Ihr Wagen stellt einen kleinen Park vor, aus welchem Gott die fruchtbaren Bäume und Kräuter erschuf. Die Schilder trugen folgende Sprüche: „Ich will auf den Palmbaum steigen“ (Hohes Lied). „Es wurde Abend und morgen der dritte Tag, und die Erde bringt grünes Kraut hervor“ (1. Buch Moses).

Der vierte Tag der Schöpfung war den Färbern vorbehalten. Wieder kam zunächst ein Genius mit Schild und Stab. Die Gruppe, welche sie trugen, versinnbildlichte, daß am vierten Tage zwei große Himmelslichter, Sonne und Mond, aufs Firmament gesetzt wurden. Diese zwei Himmelslichter waren die Verkörperung des Papstes und des Kaisers. Der Schild zeigte folgende Unterschrift: „Gott hat gemacht zwei große Lichter“ (1. Buch Moses). „Lobe den Herrn, Sonne und Mond“ (148. Psalm). „Es ist geworden der vierte Tag“ (1. Buch Moses).

(Fortsetzung folgt.)

Am Karlsgraben.

Skizze von Hans Gießberger, Nürnberg.

Nahe daran, aber nicht ganz dort, wo die Altmühl sich den Durchbruch durch die Kalkmassen des fränkischen Jura erzwingt, liegt in reizender landschaftlicher Umgebung Weißenburg, ein Kleinod deutscher Vergangenheit. Dein köstliches Städtebild, deine Kunst- und Altertumsschätze vermögen uns heute nicht zu fesseln, ehrwürdige Stadt; nicht deine hübschen Mädchen, wenn da und dort eines, freundlich wie das Leuchten einer die Gewitterwolken durchbrechenden Sonne, aus den blumengeschmückten Fenstern deiner altersgrauen Gebäude auf den Wanderer herniederblickt. Heute wollen wir einer anderen Merkwürdigkeit deines historisch geweihten Bodens unsere Bewunderung zollen.



„Fossa Carolina“. Im Hintergrunde Dorf Graben.

Wir verlassen bald nach unserer Ankunft deine zinnen- und turmgekrönte Umwallung wieder und ziehen hinaus auf die Dietfurter Landstraße dem Pfarrdorf Dettenheim entgegen. Mag uns auch die alte Wülzburg verlockend nachblicken, heute ist es umsonst. — Die mit einer Obstbaumallee eingesäumte Landstraße bietet an sich bis Dettenheim nichts Besonderes. Wir wollen daher ein wenig von jenem Walde plaudern, der sich zu unserer Linken an den Abfall des Juraplateaus hinschmiegt wie der Efeu an eine verwitterte Wand — vom Stadtwald.

Prachtvoll ist er und groß. Viel größer, als man von der Straße aus wahrnehmen kann. Denn er überschirmt mit seinen uralten Laubholzbeständen noch einen beträchtlichen

Teil der Hochfläche. Er ist ein Wald, in dessen grünem Schoße, auf dessen weichen Moospolstern es sich herrlich ruhen und träumen läßt, unerschöpflich an lauschigen Idyllen und erfüllt von einem Zauber, wie er sich eben nur in einem deutschen Walde in die Seele schmeichelt. Immer kommen mir, wenn ich in den Erinnerungen an solche Waldparadiese schwelge, die Worte Scheffels in den Sinn:

„Das ist des deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechtum leidet
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet."

Manche Stadtgemeinde dürfte dich beneiden, o Weißenburg, um dieses fürstliche Geschenk des städtefreundlichen Wittelsbachers.

Doch da sind wir ja schon in Dettenheim, dessen in drei Farben schimmernde Kirchturmspitze uns schon lange begrüßt hat. Die äußerst schmale Rezat durchzieht gleich einem Silberfaden dieses Örtchen. Ohne Zweifel muß sie zur Zeit Karls des Großen mächtiger gewesen sein; denn im Vergleich zur Breite der Fossa verhält sie sich heute nur noch wie ein Seidenfaden zu einem Schiffstau. Wir schlagen nun einen Seitenweg gegen die Station Grönhart hin ein, machen plötzlich mitten im weiten Wiesenrund Halt und stehen am östlichen Ende der »Fossa Carolina«, jener berühmten Stelle, wo einst (793) der große Karl ein Werk in Angriff nehmen ließ, das die Bewunderung der Nachwelt im höchsten Grade verdient, trotzdem es nicht gelang, trotzdem es nur als Rudiment vor uns liegt. Und doch! Wie wenige von den Tausenden, die alljährlich hier mit Dampfeseile vorbeifahren, enträtseln die »Fossa Carolina« am Stationsgebäude zu Grönhart und weihen einen Augenblick jenem Frankenkönig, der mit weitschauendem Blicke hier ein Projekt von grundstürzender Bedeutung zur Durchführung bringen wollte: die Vermählung von Main und Donau. Ob Karl dabei die Förderung des Handels und Verkehrs oder vielleicht die leichtere Herbeischaffung von Kriegsmaterial im Sinne gehabt hat, ist nicht erwiesen. Dort nun, wo eine für ungeübte Augen nicht leicht erkennbare Wasserscheide sich erhebt, die Gewässer einerseits zur Donau (Schwarzes Meer), anderseits zum Main-Rhein (Nordsee) abfließen, wollte Karl der Große einen Graben ziehen, der Altmühl und Rezat verbände und so einen ununterbrochenen Wasserweg zwischen Morgenland und Abendland herstellen würde. Die wasserscheidende Bodenerhebung beträgt nur einige Meter über dem Spiegel von Altmühl und Rezat. Allein ein Unstern schien über dem Unternehmen zu walten. Der Karlsgraben blieb unvollendet. Mögen nun die technischen Schwierigkeiten zu große gewesen sein, mag die Ungunst der Witterung und des Bodens oder die vorzeitige Abberufung des königlichen Leiters wegen kriegerischer Unruhen die Schuld am Scheitern des genialen Planes tragen, eines muß doch betont werden: die nunmehr fast 1000 Jahre alten, wohlerhaltenen Spuren, sowie der ganze Gedanke überhaupt, sind der schlagende Beweis eines seiner Zeit weit vorauseilenden Geistes. Bekanntlich wurde ja der Plan Karls des Großen von König Ludwig I. wieder aufgenommen und der Donau-Mainkanal 1845 auch vollendet. Aber leider zu spät. Denn den Binnenverkehr rissen nun die bereits entstandenen und im Entstehen begriffenen Eisenbahnen an sich. Die Hoffnungen, die man auf den Kanal setzte, erfüllten sich nicht.



Erinnerungstafel an den Bau der „Fossa Carolina".

Der Karlsgraben hat eine nahezu rechtwinklige Gestalt, wobei der eine Schenkel von West nach Ost gen Dettenheim zu, der andere von Nordnordost gegen Südsüdwest streicht. Merkwürdig erschien uns diese hakenförmige Anlage des Kanals. Denn vom Dorfe Graben bzw. von der Altmühl aus hätte man ebenso leicht und für die Schiffahrt jedenfalls vorteilhafter in gerader Richtung weiterbauen können, um auf die Rezat zu stoßen, als bergaufwärts gegen den Ort Dettenheim zu. Nach der jetzigen Anlage trifft der eine Schenkel des Kanals die Rezat unter ganz spitzem Winkel. Ganz in der Nähe der etwa rechtwinkligen Knickung wird der Karlsgraben von der Bahnlinie Nürnberg-München durchschnitten. Wer etwa glauben sollte, vom Coupéfenster aus einen wirklichen Einblick in die Fossa zu bekommen, würde sich irren. Denn der schöne, mit Wasser ausgefüllte und von den ca. 10 bis 15 m hohen Dämmen eingefaßte Teil bleibt vollkommen verdeckt. Der Karlsgraben zerfällt in zwei Abschnitte. Der eine besteht aus einem ausgetrockneten Talraum, der teilweise von einer schwachen Wasserader durchfurcht wird; der andere hat das Aussehen eines Flusses oder Kanals. Dieser, von Nordnordost bis Südsüdwest sich hinziehend, hat eine Breite von 25 Manneschritten, was ungefähr 18 bis 20 m gleichkommen mag.

Die Länge dürfte vielleicht 200 bis 250 m betragen. Den östlichen Damm dieses mit Wasser gefüllten Raumes ziert ein sehr dichter Wald von Lärchen, Föhren, Fichten und Eichen, und es gewährt einen recht erfreulichen Anblick, wenn — wie zu unserer Anwesenheit — das verschiedenartige Grün dieser Bäume, vom milden Kusse der Frühjahrssonne berührt, zu sprossen und zu leuchten beginnt. Der gegenüberliegende Damm ist zum großen Teil mit einer Rasendecke überzogen, teils mit Fichten von verschwindender Größe bepflanzt. Auf der Dammhöhe beider Ufer stehen in gleichen Abständen mittelstarke Eichen mit schönen Laubkronen. Der eigentliche Kanal ist heute weiter nichts als ein ziemlich in die Länge gezogener Teich mit Zu- und Abfluß. Den Zufluß bildet das erwähnte Rinnsal im „Trockental", der Abfluß nimmt seinen Weg durch den Ort Graben, der Altmühl entgegen. Das Wasser ist von trüber, schlammgelber Farbe und am Einfluß, wo die Versumpfung bereits am Werke ist, moorig-dunkel. Statt schwerbeladener Frachtschiffe schwimmen heute Gänse und

Enten auf den stillen Fluten, eingesetzte Karpfen, Hechte und Schleien finden in ihnen ein vortreffliches Fortkommen. Die Eisdecke, die der Winter baut, wandert in die verschiedenen Brauereien der Umgebung oder sie bildet als hübsche Eisbahn einen Tummelplatz für jung und alt. Dieser Teil der Fossa ist Eigentum der Grafen v. Pappenheim, der übrige Gemeindegut von Graben.

Das Dörfchen Graben hat jene charakteristische Bauart aller Dörfer des mittleren Altmühltales. Es ist ganz aus dem Jurakalk aufgebaut, auch die Dächer sind mit jenen dünnen Kalkplättchen belegt, die aus den berühmten Steinbrüchen um Solnhofen stammen. Von fern zeigen diese Dörfer, zumal dann, wenn eine freundlich lächelnde Sonne ihren Glanz darüber breitet, ein recht hübsches Aussehen, im übrigen aber mutet einen ihr Äußeres mehr südländisch als deutsch, mehr italienisch als fränkisch an. Graben verdankt seine Gründung den Werkleuten Karls des Großen, die bei der Aushebung der Fossa hier eine Siedelung angelegt haben sollen. An einem Hause am Ausgang des Dorfes gegen Bubenheim zu ist eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht:



Kirche in Dorf Graben.

Versuch
einer Verbindung
der Donau
mit dem Maine
durch Kaiser Karl
den Großen
Anno 800

Richtiger ist das Jahr 793, damals zog Karl gegen die Awaren und wollte den Kanal zum Transport des Kriegsmaterials verwenden.

Eine tapfere Frau.

Kulturbild aus dem 15. Jahrhundert von Philipp Kraus, Pirmasens.

Etwa vier Kilometer südöstlich von Pirmasens endet ein langgestreckter dichtbewaldeter Höhenrücken in einen Sandsteinkegel, der eine prächtige Aussicht besonders auf die meilenweiten Forste gewährt, welche sich gegen die elsässische und lothringische Grenze hin erstrecken. An seinem Fuße liegt hingeschmiegt das Dorf Lemberg mit seinem bescheidenen Kirchlein, und von Nordwesten her blinken die Dächer und Schornsteine des hochgelegenen Pirmasens herüber.

Nur spärliche Mauertrümmer, in deren Fugen Steinbrech und die wilde Stachelbeere ihre Wurzeln geschlagen haben, deuten an, daß hier einst eine trutzige Burg aufragte, die uralte Leenburg (auch Lewenburg, später Lemburg), d. h. die Burg auf dem Hügel (lê). Sie gehörte einem der ältesten und mächtigsten Dynastengeschlechter des Blies- und Saargaus, den Grafen von Zweibrücken, einem Zweige des Gaugrafengeschlechtes von Saarbrücken.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts (1295) finden wir zwei Brüder als Grafen von Zweibrücken, die ihren Besitz teilten. Der jüngere, Walram genannt, erhielt Zweibrücken, dann die Burg Stauf am Donnersberg mit allem Zubehör, ferner die Stadt Bergzabern samt der Burg Landeck nebst Burgleuten, Mannen und Bürgern, und endlich noch das Städtchen Hornbach und damit auch die Vogtei über das gleichnamige berühmte Kloster. Dieses Gebiet ging dann — genau 100 Jahre später (1395) — nach dem Aussterben der Walramischen Linie durch Kauf an die pfälzischen Wittelsbacher über, die Grundlage zum späteren sog. Herzogtum Zweibrücken bildend. — Der ältere Bruder Eberhard hatte sich die Lemburg samt ihrem Gebiet gewählt, wozu dann noch höchst wertvolle Besitzungen in Lothringen kamen. Einen Teil seiner lothringischen Güter, nämlich Mörsberg (jetzt Mesprich), Gemünde (jetzt Saargemünd) und Linden bei Duse (jetzt Lindre bei Dieuze), trat er im Jahre 1297 an den Herzog von Lothringen Friedrich III. ab und erhielt dafür die Veste Bitsch samt Zubehör, ein Gebiet, das sich an das der Lemburg aufs schönste anschloß. Seitdem nannte Eberhard sich Graf von Zweibrücken, Herr zu Bitsch, und seine Linie hieß zum Unterschied von den Grafen von Zweibrücken die von Zweibrücken-Bitsch. Ihr Wappen blieb jedoch das zweibrückische: ein aufgerichteter roter Löwe mit blauer Zunge und ebensolchen Pranken im goldenen Feld. Die Grabstätte unseres Geschlechtes war das Kloster Stürzelbronn, über das es die Vogtei hatte.

Um die Zeit der großen Fehden in Deutschland, als der schwache, tatenlose Friedrich III. Kaiser war, herrschte ebenfalls ein Friedrich über die Grafschaft Zweibrücken-Bitsch. Er war vermählt mit einer Tochter des Raugrafen Otto, namens Anna.

Friedrich hatte — aus welchem Grunde wissen wir nicht — Streitigkeiten gehabt mit den durch ihre Wildheit berüchtigten Brüdern Jakob und Wilhelm von Lützelstein (bei Zabern im Elsaß). In der Nacht vom 19/20. März 1447 überfielen nun diese beiden mit ihren Helfern die Feste Bitsch, in welcher Graf Friedrich gerade verweilte, ohne irgendwie Fehde angekündigt zu haben. Infolgedessen gelang es ihnen, die Wachen zu überraschen und in die sonst uneinnehmbare Burg einzubringen. Friedrich wurde durch seinen Kammerknecht, namens Mathis, geweckt, und beide kamen im Hemd ungesehen bis zur Burgmauer. Der Zufall wollte es, daß sie gerade auf die Stelle trafen, wo die Strickleitern befestigt waren, auf denen die hinterlistigen Feinde die Mauern erstiegen hatten. Sofort ließen sie sich an denselben hinab, allein die Stricke rissen und beide stürzten aus beträchtlicher Höhe hinunter auf den Fels. Der Knecht konnte sich sofort wieder aufraffen, der Graf jedoch blieb bewußtlos liegen. Zum Glück erholte er sich bald aus seiner Betäubung und, da kein Glied gebrochen

war, gelang es beiden, sich den alles aussuchenden Einbrechern zu entziehen und das freie Feld zu gewinnen.

Sobald sie außer Gefahr waren, entsandte der Graf seinen treuen Knecht nach seinem benachbarten Dorf Diedelsheim, um die Bauern zu wecken und zur Hilfeleistung zu ermuntern, er selbst ritt auf dem Ackergaul eines seiner Leibeigenen und in Bauernkleidern, begleitet von dem Besitzer des Pferdes, nach der fünf Stunden von Bitsch entfernten Lemburg, wo seine Gemahlin weilte. Als er gegen Tagesanbruch die Burg erblickte, schickte er vorsichtigerweise zuerst seinen Begleiter auf Kundschaft aus, um zu erfahren, ob nicht auch die Lemburg von den Lützelsteinern genommen sei. Zu seiner Freude aber fand er hier alles ruhig, und bald war er mit seiner Gemahlin Anna vereinigt.

So hatten also die Friedensbrecher ihr Hauptziel — den Grafen in ihre Gewalt zu bekommen — nicht erreicht, aber sie hatten in Bitsch zwei junge Raugrafen, die Brüder der Gräfin, gefangen genommen und sofort nach Lützelstein in sicheren Gewahrsam gebracht. Außerdem waren ihnen die beiden Söhne unseres Grafenpaares in die Hände gefallen, von denen der eine ein neunjähriger Knabe, der andere noch ein Säugling war. Man kann sich also leicht denken, was jetzt das Mutterherz empfand, als der Graf sein nächtliches Abenteuer erzählte und die arme Frau die Gewißheit empfing, daß nicht nur ihre Brüder, sondern auch ihre geliebten hilflosen Kinder in der Gewalt solch roher Feinde waren. Aber die Mutterliebe spornte sie auch zu mutiger Tat an. Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — ritt sie, nur von einer Kammermagd begleitet, nach Bitsch, um ihre Lieben zu sehen und — zu holen. Vor dem Tore von Kaltenhausen — so hieß damals das am südlichen Abhange des Burgfelsens gelegene Städtchen — traf sie auf einen der beiden Lützelsteiner, den Grafen Wilhelm, und trug ihm ihr Anliegen vor. Allein dieser weigerte sich, sie auch nur in die Stadt zu lassen. Da übermannte die arme Mutter der Zorn. Sie fiel den starken Ritter an, packte ihn bei seinem langen Bart und schrie: „Du ehrvergessener Graf, willst du in die Stadt, so mußt du auch mich mit hineinnehmen". Zugleich zog sie geschwind das Messer, das ihr zur Seite hing, aus der Scheide und drohte, ihn zu erstechen.

Sei es nun, daß der Lützelsteiner sich wirklich einschüchtern ließ oder aber, daß ihn ein menschliches Rühren ob solcher Mutterliebe erfaßte, er gewährte ihr jetzt den erbetenen Einlaß in die Stadt. Hier fand die Gräfin zu ihrer unendlichen Freude den Säugling wohlbehalten vor. Allein nicht damit zufrieden, wollte sie auch noch ihren älteren Sohn, der sich noch auf der Burg befand, ausgeliefert haben. Vergebens bot man ihr außer dem Säugling noch einen Teil ihres in der Burg erbeuteten Geschmeides an, wenn sie sich zufrieden geben wolle. Die tapfere Frau beharrte bei der Forderung, daß sie beide Kinder bekommen müsse. „Wollt Ihr mir nicht beide Kinder geben", so erklärte sie dem Grafen Wilhelm, „so mögt Ihr beide behalten. Die Kinder werden Euch doch nichts nützen; der wahre Vogel ist Euch doch entflohen: mein herzlieber Gatte ist in Sicherheit. Gott wird uns wohl noch weitere Kinder schenken".

Mit diesen tapferen Worten entfernte sie sich; dem Grafen Wilhelm aber, der sie bis ans Tor begleiten wollte, schleuderte sie voll tiefer Entrüstung die Worte entgegen: „Du und dein Bruder Jakob und euere Helfershelfer haben verräterisch, bös und falsch gegen meinen Eheherren gehandelt. Du bist also nicht wert, mir das Geleit zu geben." Nachdem sie ihn noch überdies tüchtig ausgescholten hatte, kehrte sie nach der Lemburg zurück, ihre Kinder in den Händen der Räuber lassend.

Die Lützelsteiner sollten aber ihrer friedensbrecherischen und rohen Gewalttat nicht froh werden. Trotzdem man in jenen Zeiten gegen solche Vorfälle ziemlich abgestumpft war, hatte doch die Angelegenheit — wohl infolge der mutigen Tat der wackeren Gräfin — in weiteren Kreisen Aufsehen erregt. Besonders nahmen sich die benachbarten wittelsbachischen Fürsten, der Kurfürst Ludwig V. selbst, dann sein Bruder Friedrich, der nachmals so berühmt gewordene „böse Fritz", und Graf Stephan von Zweibrücken-Veldenz der Sache an und rüsteten einen Heereszug aus, um die Friedensbrecher zu züchtigen. Diese aber dachten nicht ans Nachgeben. Graf Wilhelm ging nach Lützelstein, um dies zu verteidigen, während Jakob in Bitsch zurückblieb. Um den Bitscher Grafen einzuschüchtern, schickte er fast täglich Boten an ihn mit der Drohung, wenn die kriegerischen Zurüstungen nicht eingestellt würden, lasse er die Kinder erwürgen, ohne jedoch damit Eindruck auf seine zahlreichen Feinde zu machen. Ein Graf von Württemberg, der von diesen Drohungen gehört hatte, zog nach Bitsch und forderte von Jakob die Auslieferung des Säuglings mit der Erklärung, der Lützelsteiner möge tun, was er wolle, seine Forderung gewähren oder nicht, er werde stets ihn zum Feinde haben. Auf diese männlichen Worte hin lieferte Graf Jakob dem von Württemberg den Säugling aus.

Ende April war bereits eine genügende Streitmacht beisammen, um an die Belagerung des festen Bitsch gehen zu können; auch Lützelstein wurde vom Herzog von Lothringen berannt. Auf die Kunde hiervon verließ Graf Jakob mit 40 Pferden und dem gefangenen jungen Grafen heimlich Bitsch und gab seinen zurückgebliebenen Leuten die Weisung, falls sie keinen billigen Vertrag von den Belagerern erlangen könnten, sollten sie Kaltenhausen in Rauch aufgehen lassen, was diese dann auch am 4. Mai ins Werk setzten. Doch schon am folgenden Tage erhielt Graf Friedrich dafür die Freudenbotschaft, Junker Eberhard von Andlau (bei Bar im Elsaß) habe einen Teil der Begleitung des Lützelsteiners überfallen und den Knaben befreit. Der glückliche Vater gelobte, zum Dank für diese Rettung seines Sohnes alle Häuser des niedergebrannten Städtchens auf seine Kosten wieder aufbauen zu lassen. Der Feste Bitsch selbst aber wurde jetzt von den Belagerern mit grobem Geschütz so hart zugesetzt, daß die Besatzung am 12. Mai kapitulierte unter der Bedingung, daß jeder Mann so viel von seiner Habe mitnehmen dürfe, als er tragen könne. Allein kaum waren sie mit Sack und Pack außerhalb des Schlosses, so überfiel sie ein Haufe von 300 erbitterten Bauern, nahm ihnen ihre Habseligkeiten ab und jagte sie davon. Auch Lützelstein ergab sich drei Tage später dem Lothringer. Die Landfriedensbrecher mußten sich sehr harten Bedingungen unterwerfen: sie verpflichteten sich, dem Bitscher Grafen für allen und jeden Schaden, den sie ihm zugefügt hatten, vollen Ersatz zu leisten und ihre Burg von dem Kurfürsten der Pfalz zu Lehen zu nehmen.

Kaltenhausen aber ließ Graf Friedrich treu seinem Gelöbnis wieder aufbauen und befreite die Einwohner auf zehn Jahre von allen Fronden.

Kleine Mitteilungen.

Bayerisches Münzkabinett. Gedenkmünze auf Dr. Augustin Lösch von Hilgertshausen, herzogl. bayerischer Kanzler, † 1535. Das einseitige Medaillon, geprägt 1625, zeigt uns sein Brustbild. Das Haupt ist mit einem Barett verdeckt. Die Brust bedeckt ein weiter Mantel mit breitem, geblümtem Überschlag. Augustin Lösch war geboren 1471 zu Rottenburg a. d. Tauber als Sohn des kaiserlichen Pflegers Wilhelm Lösch zu Rauchenstein und seiner Gemahlin aus dem berühmten Augsburger Patriziergeschlechte von Langenmantel. Er studierte in Italien und erwarb sich zu Siena das Doktordiplom des kanonischen und bürgerlichen Rechts. Anfänglich im kaiserlichen Kammergerichte zu Worms tätig, trat er 1508 in bayerische Dienste, weilte anfänglich zu Straubing, bis ihn 1515 Herzog Wilhelm IV. als Kanzler berief. Er starb zu München 11. Oktober etwa gegen 1535. Er war vermählt mit Anna von Thann, welche im Dome zu Freising begraben liegt und ihn mit 4 Söhnen und 5 Töchtern beschenkte. Sein Sohn Leo wurde Fürstbischof von Freising und regierte 1552—1559. Kaiser Ferdinand II. erhob 1653 die Familie in den Freiherrnstand und Kurfürst Karl Theodor 1790 in den Grafenstand.

Gedenkmünze auf Dr. Augustin Lösch von Hilgertshausen.

Eine Balleinladung aus dem Jahre 1799. Avertissement. Da mit hochobrigkeitlicher Erlaubniß für diesjährige Faschingszeit, in dem Gasthofe zu den 3 Mohren die gewöhnlich masquirten Bälle wieder gehalten werden; als habe ich sowohl einem hiesig als auswärtig verehrlichen Publikum die geziemende Anzeige hievon zu machen; zugleich auch ein und andere obrigkeitliche Verordnungen und sonstige Einrichtungen anzumerken nicht ermangeln wollen.

Erstens: wird Mittwoch den 2. Jänner mit den Redouten angefangen, sodann den 8ten, den 15ten, den 29ten Jänner und den 4ten Februar damit fortgefahren werden. — Zweytens: wird sowohl für die Masque als Zuschauer 1 fl. 20 Kr. Eintrittgeld bezahlt: weilen auf vieles Verlangen, die Schranken weggeschaffet, und dadurch freyer unbeschränkter Herumgang im ganzen Saale, zu Jedermanns Vergnügen hergestellet wurde. — Drittens: wird keine ärgerliche, gegen gute Sitten, für besondere Stände entehrende, wie auch dem Wohlstand widrige Masque eingelassen. — Viertens: Da weder von Jemand im Hause noch von der Wache für Stock, Degen, Hirschfänger ꝛc. (womit der Eingang guter Ordnung halber, untersagt ist) repondirt, so wird jedermänniglich geziemend ersucht, dergleichen zurück zu lassen, oder selbst dafür Sorge zu tragen. — Fünftens: befindet sich in denen an den Redouten-Saal anstoßenden Zimmern ein Verzeichniß all zu habender Weine, kalten Speisen ꝛc. mit der Aufschrift des Preises gegen baare Bezahlung, unter der Versicherung der besten Bedienung. — Sechstens: einzeln Masquen und Zuschauern werden keine Zimmer eröffnet. — Siebentens: Masquen, auch Zuschauer, die sich aus dem Redouten-Saal und Nebenzimmern entfernen, um in den untern Zimmern zu speisen oder zu trinken, werden gebührend ersucht, falls Sie wiederum zurückzukommen gedenken, bey dem Billetsausgeber, unentgeltliche Retourbillets zu fordern, welche in bemeldeten untern Zimmern ausgewechselt werden: dann im widrigen Fall sich es ein jeder selbsten zuzuschreiben hat, wenn ihm (ohne neuerdings bezahlt zu haben) der Eingang versaget wird. — Achtens: Kann der freye, unentgeldliche Einlaß, der Bedienten und Mägde nicht gestattet werden. — Neuntens: da man in den fröhlichen Gelegenheiten sich des armen und bedürftigen Nebenmenschen mit erfreutem Gemüthe erinnert, so wird wohl Niemand den, bey dem Eintritt stehenden Sammler für das heilige Almosen, mit gesparsamer geschlossener Hand vorbeygehen. — Zehentens: weilen zu diesen öffentlichen Ergötzlichkeiten der große Saal, mit vielen Kösten verschönert worden ist, so schmeichelt sich Endesgesetzter desto mehr Beyfall und Vergnügen zu verschaffen, und wozu er eine hohe Noblesse und verehrliches Publikum mit allgeziemender Ehrfurcht einladet.

(gez.) Anton Carl Singer
Gastgeb zu den 3 Mohren in Augsburg
Ao. 1799.

Titelsucht. In einem Signat vom 23. August 1642 gab Kurfürst Maximilian seinem Mißfallen über den Mißbrauch Ausdruck, daß Adelige ihre Hofmarksrichter Pfleger, ihre Güter und Hofmarken Herrschaften, ihre Schreibereien Kanzleien und ihre Privatzimmer, da sie Leben verleihen, Lebenstuben zu titulieren sich anmaßen. „Dieweilen aber dergleichen Prädicat und Titel von Alters her nur bei Fürsten und andern vornehmen Reichsständen gebräuchig, keineswegs aber den Landsassen gebührt, und ob gleichwohl etliche Landsassen in Grafen- und Herrenstand erhebt wurden, sie sich doch in dergleichen Sachen keiner mehreren Praerogativ, Freiheit oder Rechtens als andere Landsassen vermög ihrer von Hand gegebenen Revers und alten Herkommens nicht zu gebrauchen, folglich auch I Churf. Dl. dieses keineswegs zu gestatten, sondern der Landsassen und Unterthanen in den alten Schranken zu halten gedenken," deshalb Befehl an die Behörden, den Mißbrauch abzustellen.

König Ludwig I. und Montgelas. Als Graf Montgelas kurz vor seinem Tode zum letzten Male ausging, und einen Stuhl hinter sich hertragen ließ, um unterwegs von Zeit zu Zeit sich zu setzen, gab es am Karolinenplatz einen Zusammenlauf. Näher tretend, gewahrte man König Ludwig, wie er auf den jetzt so gebrechlichen, einst allmächtigen Minister zuging, ihn umarmte, und noch zweimal umkehrte, ihn abermals zu umarmen, zum Beweise, daß er keinen Groll gegen ihn hege. Dabei sprach die von seinem Vater ererbte Herzensgüte aus ihm.



Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.











Pfälzische Bank München

(Neuhauserstraße Nr. 6).

Wechselstube und Depositenkasse

Frauenstraße 11, Ecke Reichenbachstraße.

Zentrale in Ludwigshafen a. Rh. Filialen in München, Nürnberg, Bamberg, Frankfurt a. M., Mannheim, Neustadt a. Hdt., Kaiserslautern, Frankenthal, Landau, Speyer, Pirmasens, Worms, Dürkheim a. d. H., Zweibrücken, Osthofen, Grünstadt, Alzey, Bensheim a. B. und Donaueschingen.

Aktienkapital M. 50,000,000. Reserven zirka M. 9,000,000.

Erledigung sämtlicher in das Bankfach einschlagender Geschäfte:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung, sowie provisionsfreier Scheckrechnungen.
Belehnung von Wertpapieren.
Trassierungen, Schecks, Anweisungen und Kreditbriefe auf alle größeren Plätze des In- und Auslandes.
Wechsel-Diskont und **Devisenverkehr.**
Ausgedehnter Inkasso-Verkehr.
Entgegennahme verzinslicher Depositeneinlagen (Zinsvergütung je nach Kündigungsfrist).
An- und Verkauf von Effekten an deutschen und ausländischen Börsenplätzen.
Umwechslung von Coupons, Sorten und ausländischen Papiergeldern.

Wir befassen uns mit der **Aufbewahrung von Wertpapieren** als

I. Offene Depots

wobei wir deren vollständige Verwaltung besorgen, und nehmen Wertpapiere, Pretiosen und sonstige Wertgegenstände als

II. Geschlossene Depots

mit oder ohne Wertangabe in Verwahrung.

In unseren nach den neuesten Erfahrungen der Technik erbauten

Tresors

vermieten wir

III. Eiserne Schrankfächer

unter eigenem Mitverschluß der Mieter in vier verschiedenen Größen. Zur ungestörten Manipulation mit dem Inhalte der Schrankfächer stehen den Mietern im Vorsale des Tresors verschließbare Kabinette zur Verfügung.

(96) **Die Direktion.**



Importeure: (27)

Franz Kathreiners Nachf.
G. m. b. H. München-Hamburg.



Münchener

Gichtbalsam

ist das Beste bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen und Geschwulsten.

— Zu haben in Gläsern à 1 M. —

Schützenapotheke München
Schützenstr. 2. — Bayerstr. 4. (22)

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin W. 10.

Mein Kriegstagebuch

aus dem

deutsch-französischen Kriege 1870/71.

Von

Dietrich Freiherrn von Laßberg,
Kgl. Bayer. Oberleutnant a. D.

VIII und 347 Seiten gr. 8°. Preis elegant gebunden M. 6.50.

Wenngleich über die ruhmreichen Kämpfe des Deutsch-Französischen Krieges im Laufe der Jahre eine Reihe von interessanten Einzelschriften veröffentlicht wurde, darf man doch behaupten, daß das vorliegende Buch etwas ganz Neues und Eigenartiges darstellt. Der Verfasser befaßt sich nicht mit der Geschichte des Krieges, er schildert nicht in großen Zügen den Verlauf und die Wirkung der Hauptschlachten, sondern er beschreibt in anspruchsloser, aber unmittelbar wirkender Form seine persönlichen Erlebnisse und Eindrücke als Kompagnieoffizier, wie er sie während des ganzen Feldzuges täglich aufgezeichnet hat. Wir erhalten durch dieses Tagebuch, das der Verfasser zunächst für sich selbst und seine Familie führte, und das er erst jetzt, nach 35 Jahren, auf wiederholtes Drängen seiner Freunde der Öffentlichkeit übergibt, eine klare und genaue Vorstellung, wie sich der Krieg dem einzelnen Frontoffizier und seinen Soldaten darstellt. Gerade dieser Umstand verleiht dem Werk seinen besonderen Reiz und Wert.

Kirchen-Orgeln

jeder Grösse.

Harmonium, deutschen und amerik. Systems

von (50)

G. F. Steinmeyer & Cie., Öttingen (Bayern)

Kgl. Bayer. Hof-Orgel- und Harmoniumfabrik.

HERMANN SCHNEIDER, MÜNCHEN

Bayer. Hoflieferant · Fürstenstr. 5 (Laden und Wohnung) · Telephon 2756

empfiehlt in feinster Ausstattung

BRAUT-, BALL- UND TRAUER-ARRANGEMENTS

in d. moderner Ausführung zu sehr soliden Preisen. Nach auswärts unter Zusicherung sorgfältigster Bedienung. (41)

DEKORATION
für alle Festlichkeiten. Schmückung von Gräbern und Unterhaltung derselben

FRISCHE BLUMEN.

BRAUT-BUKETTS
in den mod. Formen, künstler. gebunden, bilden eine Spezialität meines Geschäftes.

Druck von R. Oldenbourg in München.

Hierzu eine Beilage von **E. Mauck & Co., Berlin SW. 47, Großbeerenstraße 71.**



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 10. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M [illegible] für das Quartal bezogen werden. Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 18. Jahrgang 1907.

Ingolstadt.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Schwedenkriege. Von J. Baumann. Illustriert von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Einem alten Weiblein war es eben mit Aufwand vieler Mühe und vieler guter Worte gelungen, sich bis zur vorderen Reihe der Zuschauer durchzudrängen.

„Weiß Gott!“ sagte Högner, „die Jungfer Haberlin, weiß angezogen wie eine Prangerin, ein Kränzlein im grauen Haar und einen Blumenstrauß in den Händen, groß wie ein Pflugrad! Hat Euch der Rat ausgewählt, dem Fürsten den Willkommgruß zu sagen? Oder gar dem Erbprinzen? Was ist in Euch gefahren, Jungfer?“

„Hab mirs nicht ausreden lassen, unseren fürstlichen Herren selber zu begrüßen“, erwiderte etwas verschämt die Alte; darum mußte ich mich bis zu Euch durchdrängen. Pfui! über die garstigen Männer, die mir dabei so viel Spott ins Gesicht sagten!“

„Ja, erklärt uns doch, liebwerte Haberlin, wie kommt Ihr zu diesem Unterfangen?“

„Wißt Ihrs denn nicht mehr, daß ich damals ein wohlgesetztes Verslein sagen und ein Blumenkörblein überreichen durfte, als unser allergnädigster Max als stattlicher Jüngling und Erbprinz auf die Hohe Schule gezogen?“

Die Zuhörer horchten erstaunt und dann lachten sie herzlich.

„Aber, allerliebwerteste Haberlin? Das muß doch schon einige Jahre her sein, daß unser Kurfürst bei den Jesuiten auf der Schule gewesen? Wie alt seid Ihr denn, Jungfer?“

Die Angeredete umging verschämt die etwas gewagte Frage und erwiderte: „O! ich denke es noch wie heute; und wie ist er schön gewesen und stattlich! Einen goldenen Pfennig hat er mir geschenkt; in die Höhe hat er mich gehoben und auf den Mund geküßt.“

Sie errötete, als sie dies erzählte, wie ein Mädchen und fügte bei: „Bin ja noch ganz klein gewesen.“

„Ja, beste Jungfer!“ meinte der Weißgerber, „das ist doch mindestens an sechzig Jahre her?“

„O! So lange kann es nicht sein“, fiel die Frau rasch in die Rede.

„Das ist freilich schon lange her“, versetzte langsam der Bürger; dann fragte er: „Ihr wollt doch nicht gar Euerem vornehmen Verehrer aus früheren Tagen den Strauß überreichen? Habt Ihr denn das Herz dazu?

„Wenn er mich nur sieht! er wird mich dann sicher wieder erkennen. Hat er mir doch damals vor dem langen heillosen Kriege auf der Straße noch gar manchesmal freundlich zugenickt. Darum muß ich aber ganz vorne stehen. Helft mir dazu, liebe Bürger! wenn der Zug kommt und mich die ungebärdigen und spottlustigen Trabanten zurückdrängen wollen.“

Die andern lachten und versprachen es.

„Jetzt scheint es ernst zu werden, denn die Ratsherren begeben sich zum Empfange“, riefen einige aus der Menge. Aus dem Rathause kamen die Herren vom äußeren und inneren Rat; sie trugen zur damaligen Tracht kurze Mäntel und weiße Krausen und hatten den Degen an der Seite. In der Mitte ging der 99jährige Sebastian Wolf, der seit dem Jahre 1616 bis vor wenigen Monaten, also während der ganzen langen Kriegszeit, das Wohl der Stadt als Bürgermeister in Händen gehalten hatte. An der Halskette trug er

einen goldenen Gnadenpfennig. Gerne hatte er es übernommen, an diesem Ehrentage seiner Stadt den Bürgerältesten zu vertreten. Den Ratsherren folgte eine Anzahl festlich geschmückter Jungfrauen, den Geschlechtern und Patriziern angehörend, und eine lange Reihe von kleinen Mädchen, allerliebst in ihren Ringellocken und mit silbernen Flügeln auf dem Rücken, daß sie aussahen wie wirkliche Engel. Sie trugen Blumen in zierlichen Körbchen, um damit den Weg zu bestreuen.

Alle die Tausende, die auf den Einzug warteten, waren wohl seit Stunden auf ihren Plätzen, da erdröhnten mit einem Male die Kanonen. Auf der Galerie des Pfeifturmes war eine rote Fahne sichtbar geworden als ein Zeichen, daß sich die Erwarteten der Donaubrücke näherten. Ein lautes erwartungsvolles Summen verbreitete sich die Straßen auf- und abwärts, und alle die Neugierigen streckten sich nun und hoben sich auf den Fußspitzen, um nichts von dem großen Schauspiel zu übersehen.

Da kam auch schon die Spitze des Zuges durch das altertümliche Donautor: berittene Bauern aus der Umgebung, welche Fähnchen in der Rechten trugen und sich noch außerhalb der Stadt angeschlossen hatten. Dann folgten das berittene Reisegeleit und die Kutschen mit den allerhöchsten Herrschaften, den Hofleuten und der Dienerschaft.

Unmittelbar am Tore sprach der greise Bürgermeister einen kurzen Willkommgruß und bot im Namen der Stadt das übliche Geschenk von drei Faß Wein und einem Juder Haber; letzterer befand sich in Säcken, die mit dem bayerischen Wappen bemalt waren. Den Alten überwältigte die Rührung, so daß ihm die Worte versagten. Aber der Kurfürst reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Ich danke, mein viellieber Wolf! Wir beide gehören wohl zu den wenigen Auserlesenen, welche die harte Zeit überdauert haben. Kommt zu mir in das Schloß, alter lieber Freund! daß wir zusammen über vergangene Zeiten reden."

Nach dieser kurzen Unterbrechung setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Die Ratsherren und die Festjungfrauen, von denen die letzteren der Kurfürstin und den Prinzen Blumen überreicht hatten, geleiteten die hohen Gäste auf beiden Seiten, die lockigen Kinder aber gingen vor den Hofkutschen und streuten eilfertig Blüten. Wo die Straße rechts zum Tränktore abbiegt, standen die Waisenkinder mit langen Baumzweigen in den Händen und sangen mit ihren frischen Stimmen ein Friedenslied.



Alle die Tausende, die auf den Einzug warteten ...

Mit Befremden schaute der Kurfürst auf die dichten Reihen der schweigsamen Bevölkerung; er hatte sich von seinen lieben Ingolstädtern einen wärmeren Empfang erwartet. Als er jedoch genauer in die abgehärmten Gesichter der dürftig gekleideten Bürger schaute, da bemerkte er, daß vielen die Tränen aus den Augen liefen, die Weiber sich die Augen wischten und schluchzend ihre Kinder in die Höhe hoben. Der Einzug des gealterten Kurfürsten, der alle die Drangsale des langen Krieges überdauert hatte, übte auf die Bewohner eine ergreifende Wirkung. Als Jüngling hatte er in ihrer Stadt geweilt, damals in der Blüte seiner Jahre; dann als Fürst und Herr, ein gereifter Mann und wieder als Führer der Liga und der bedrängte Bekämpfer des Schwedenkönigs. Nun lag diese lange Zeit, reich an großen Ereignissen wie keine andere, hinter den Zeitgenossen wie ein Traum, und golden leuchtete wieder die Sonne des Friedens. Der Fürst erschien ihnen jetzt wie ein Wesen, das über die Zeit erhaben war, wie ein von der Vorsehung gegebener Schutz und Hort, der seine Aufgabe nunmehr erfüllt hatte. Die nie endenden Sorgen, unermüdliche Arbeit und die Last der Jahre hatten ihn nun zum müden Greis gemacht. Wie nun der hohe Herr, den sie, als er das letzte Mal hier gewesen, als kräftigen Gebieter gesehen, heute am Ende seiner Tage milde lächelnd, mit entblößtem Haupte und im silbernen Lockenhaare langsam vorüber fuhr, da überwältigte am Anfang alle die Ergriffenheit. Dann brach sich aber der Bann. Ein nicht enden wollender Jubel erhob sich wie eine Windsbraut und pflanzte sich fort, soweit die Tausende auf den Straßen standen. Die Spaliere des Bürgerfähnleins wurden durchbrochen, und alt und jung drängte sich an den Wagen, griff nach den Händen des Kurfürsten und bedeckten sie mit Küssen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fronleichnamsfest zu Landshut.

Von Thomas Firman. (Fortsetzung.)

Als siebente Zunft erscheint ein Gewerbe, das heute nicht mehr als Bruderschaft existiert, „die Stärkemacher". Auf ihrem Triumphwagen befindet sich die Darstellung, wie Gott am fünften Tage die Vöglein in der Luft und die Fische im Wasser schuf. In ihrem Wagen fuhren die hl. Agnes mit einem Lamme, hl. Cäcilia mit der Orgel, hl. Barbara mit Kelch und Turm, hl. Lucia mit dem Degen, hl. Katharina mit dem Rad und Schwert, hl. Apollonia mit der Zange. An sie schloßen sich die Mitglieder der Zunft, brennende Kerzen tragend (7).

Die Hafner wählten sich sinnig den sechsten Tag, da Gott aus Lehm den ersten Menschen formte und schuf; außerdem stellten sie dar den Propheten Jeremias mit dem Hafnerlehrling in der Werkstätte. Die Schilde trugen die Inschrift: „Es ist Abend geworden und morgen der sechste Tag" (1. Buch Moses). „Gehet hinaus in des Töpfers Haus, daselbst werde ich meine Worte hören lassen" (Jeremias, 18. Kap.). Auf dem Wagen standen vier Personen: Gott Vater, Adam, der Prophet Jeremias und der Hafnerlehrling. Den Hafnermeistern gingen zwölf weiße Jungfrauen voraus (8).

Die Branntweiner stellten eine Gruppe, welche gewissermaßen eine Verdammung ihres Berufes aussprach. Die Figuren auf dem Wagen stellten dar, wie Adam und Eva vom verbotenen Baume den Apfel aßen. Voran schritten Tod und Teufel, welche Menschenkinder, die von den Äpfeln gegessen hatten, an Fesseln führten. Nach der Figur folgten glücklich Gerettete, welche von Christus geführt wurden, der von Maria begleitet war (9).

Die Zunft der Melber repräsentierten die elf Brüder Josephs, welche ihren Bruder gebunden hatten und den Sklavenhändlern zuführten (10).

Die Aufleger stellten auf ihrem Wagen das Opfer Kains und Abels dar, auf der anderen Seite die ungleichen Herzen des unwürdigen und würdigen Kommunikanten. Auf dem Wagen befanden sich vier Personen: Der würdige und der unwürdige Kommunikant, hinter dieser Figur schritten in Rot und Weiß gekleidet zwölf Jungfrauen mit brennenden Kerzen (11).

Die Gärtner zeigten auf ihrer Figur die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies. Vor dem Tore stand ein Cherubim mit flammendem Schwerte; auf der anderen Seite sah man die büßende Magdalena, welcher Christus im Garten erscheint; außerdem die Patroninnen der Zunft, die hl. Dorothea und die hl. Rosalie und die Mitglieder der Zunft mit Blumen geschmückten Stäben (12).

Einen besonders prächtigen Wagen hatten die Boten. Auf der einen Seite erblickte man den alten blinden Tobias und den Erzengel Raphael mit dem jungen Tobias, anderseits den englischen Gruß. Die Figur zeigte fünf Personen: den Erzengel Raphael, den jungen Tobias mit dem Walfisch, den alten Tobias, die hl. Jungfrau Maria und den Erzengel Gabriel (13).

Soziale Anspielung zeigte die Gruppe der Tagwerker. Sie hatten als Gegenstand den verlorenen Sohn erwählt, der wieder zu Gnaden aufgenommen wird. Die Figur ward von drei Personen gestellt: Der verlorene Sohn, der Vater und ein Diener. Der Wagen trug zur Erklärung folgende Stelle der Schrift: „Wie viele Taglöhner sind im Hause meines Vaters, welche Brot im Überfluß haben" (Lukas 15). „Schlachtet ein gemästetes Kalb" (Lukas 15). Das Schriftchen bemerkt, daß schier alle Taglöhner dem Wagen folgten (14).

In das Reich der Allegorie begaben sich die Kornmesser; sie führten auf ihrem Wagen einerseits die Nacht, vorgestellt durch den Mond mit den schimmernden Sternen, und mit der Überschrift: „Daß er die Nacht regiere" (Buch Moses 1). Unten erschienen zwei Tafeln mit den zehn Geboten Gottes, daneben standen drei vollmäßige Gefäße mit Hostien als Geheimnis des Fronleichnams; auf der andern Seite erschien die Sonne mit der Überschrift: „Damit sie den Tag regiere." Unter der Sonne befand sich auf einem Kelche ein Auge Gottes, in dem Kelche war eine Hostie, mit Ähren umgeben, mit der Inschrift: „Aus Liebe." An Figuren befanden sich auf dem Wagen: Auf der einen Seite Christus, ein Engel und Aaron, auf der andern Seite zwei Jüdinnen (15).

Wir wissen, daß die Schützen früher in Bruderschaften gegliedert waren, und unter dem Schutze des hl. Sebastian standen. Ihr Wagen versinnbildlichte daher einerseits die Sehnsucht der Seele nach dem hochwürdigsten Gut, anderseits das Marthyrium des hl. Sebastian unter dem Kaiser Diokletian. Der Wagen zeigte die Figur des hl. Sebastian, den Kaiser Diokletian, zwei Henker, einer derselben bindet Sebastian, der andere legt auf ihn mit dem Bogen an; auf der andern Seite zwei Engel mit dem Bogen auf das höchste Gut zielend. Hinter dem Wagen schritt eine anmutige Gruppe, die hl. Ursula mit ihren Jungfrauen, alle mit Pfeil und Köcher bewehrt; ihnen folgten die Schützen (16).

Die Zimmerleute zeigten die Sündflut mit der Überschrift: „Ich will den Menschen, den ich erschaffen, vertilgen von der Erde"; auf der anderen Seite sah man die Arche Noe, dabei vier Personen: Christus, die hl. Maria, die allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit mit der Inschrift: „Noe hat Gnade gefunden vor dem Herrn" (17).

Die Bader und Wundärzte ließen ihrer Gruppe zwölf große gelbe Wachskerzen vorantragen; auf ihren Wagen sah man das Opfer Isaaks, anderseits das Lamm Gottes mit folgendem Schilde: „Er hat das Schwert ergriffen, daß er seinen Sohn schlachte" (1. Buch Moses). „Und würdig ist das Lamm, welches geschlachtet wurde" (Buch der Offenbarung 5). Zu Füßen schritt Melchisedek, der höchste Priester, mit Brot und Wein auf einem Schilde, begleitet von sechs Leviten, zwei trugen auf Schilden Brot, zwei schwenkten Rauchfäßer, zwei hatten Waschgefäße (18).

Die Schreiner, Siebler und Binder hatten sich zusammengetan, um auf ihrer Figur den alten blinden Isaak zu zeigen, wie er im Glauben, Esau vor sich zu haben, seinem jüngsten Sohn Jakob den Segen erteilte. Die Figur war von drei Personen gestellt: Isaak, Jakob und Esau. Unten schritten Sara, Rebekka und Rahel, samt ihren drei Söhnen Isaak, Jakob und Joseph (19).

Die Müller stellten mit ihrer Figur den Traum Jakobs von der Leiter, auf welcher die Engel auf- und absteigen. Die andere Seite war eine Allegorie im Geschmack jener Zeit;



III. Die Landshuter Fronleichnamsprozession 1733.

das menschliche Herz in Form einer Mühle, auf welcher der himmlische Vater seine Gaben ausschüttete. Der Mühl- oder Beutelkasten war ein Altar, vor welchem der Priester den Kelch aufwandelte, in welchem das Jesukindlein zu sehen war. Die Figur erforderte sechs Personen: Den Patriarchen Jakob, einen lebenden Engel, zwei kleine Engel, den himmlischen Vater, den Priester und einen Ministranten (20).

Stolz schritten die Loderer einher. Priester trugen die Bundeslade, voran König David mit der Harfe. Drei Pagen trugen seine Schleppe, auf beiden Seiten schritten mit Partisanen bewehrte Leibgarden. Nach der Lade kamen sechs Leviten, Waldhörner blasend (21).

Die Weißgerber hatten eine wirkungsvolle Gruppe, Moses und Aaron neben der ehernen Schlange. Moses trug einen Stab; Aaron eine Rute; vor ihnen stand Maria, die Schwester Moses, welche eine Presthafte führte, welche durch den Aufblick zur Schlange bereits genesen war (22).

Auf dem Wagen der Jäger sah man zunächst Christus als Seelenjäger; heute würden sie den hl. Hubertus zeigen; damals war es der hl. Eustachius, der vor dem Hirschen das hochwürdigste Gut anbetete. Der Wagen zeigte zehn Personen: Christus, den Schutzengel, die Seele, den Tod, den Teufel, den hl. Eustachius und vier Diener mit Flinten und Hund. Die biederen Landshuter Jäger berücksichtigten nicht, daß der hl. Eustachius unter Kaiser Hadrian 118 den Martyrertod erlitt; es hinderte sie keineswegs ihn und seine Diener mit Flinten zu bewaffnen; am Schluß der Gruppe wurde sein Pferd mitgeführt (23).

Die Fischer führten auf ihrer Figur ihre Patrone, die heiligen Apostel Petrus und Andreas, wie sie von Christus zu Menschenfischern gemacht werden. Hinter dem Wagen schritten Jesus, Maria und Joseph, und die Fischermeister (24).

Die Bruderschaft der Fragner hatte als Patron den hl. Thomas. Die Gruppe zeigte die beiden Träger dieses Namens, den hl. Apostel Thomas und den hl. Thomas von Aquin. Der Schild trug die Inschrift: „Weil du mich gesehen hast, Thomas, glaubst du. Selig sind, die nicht gesehen und doch geglaubt haben“ (25).

Auf dem Wagen der Weber sah man einerseits Ruth, wie sie auf dem Acker Ähren sammelt; auf der andern Seite Maria, wie sie nach der Himmelfahrt Christi zum Altare gegangen und das Getreide der Auserwählten empfing. Die Figur erforderte sieben Personen: Booz, Ruth, Maria und Johannes und drei Engel (26).

Die Maurer hatten sich als Vorwurf den unüberwindlichen Fels der Kirche erwählt. Sechs Inschriften meldeten, daß die Kirche nicht überwunden werde, weder durch die Pforten der Hölle, noch durch die Macht der Türken, noch durch die bösen Christen (27).

Die Gürtler und Nadler widmeten sich der „Gnade von Deggendorf“. Die Figur wurde von fünf Personen gestellt, das Bayerland und vier Juden (28).

Die Figur der Schuster stand in keiner besonderen Verbindung mit ihrem Gewerbe. Man sah Moses im brennenden Dornbusch, über dem Dornbusch einen Phönix, anderseits das brennende Herz Jesu, auf welchem ein Pelikan saß, darunter eine Seele mit Herzen. Ein Schild mit Inschrift bezog sich auf das Gewerbe. „Löse deine Schuhe auf von deinen Füßen“ (2. Buch Moses). Hinter dem Wagen schritten Mädchen in ver-



IV. Die Landshuter Fronleichnamsprozession 1733.

schiedenen Nonnentrachten. Hierauf kamen die Meister mit brennenden Kerzen samt allen Schuhknechten, wie damals die Gehilfen genannt wurden (29).

Die Metzger führten auf ihrem zierlichen Wagen das geschlachtete Osterlamm, vor demselben Christus und die zwölf Apostel (30).

Die Kürschner hatten ihre Figur im Buche der Richter gesucht. Gedeon, der nach verrichtetem Opfer das ungeschorene Schaffell auf die Erde breitet, auf welches der Tau fiel, den er in einem Becher sammelte. Die andere Seite zeigte das geschlachtete Lamm Gottes, sein Blut als Himmelstau in den heiligen Kelch träufelnd. Sechs Inschriften aus dem Buche der Richter und dem Propheten Zacharias gaben die nötige Erklärung. Die Figur erforderte fünf Personen. Gedeon mit Waffenträger und Pagen, auf der andern Seite den hl. Laurentius und einen Genius (31).

Selbst die Hirten erschienen mit einer Figur auf Wagen. David, der Schafhirte, und Christus, der gute Hirt (32).

Mit großem Prunk ist der Wagen der Kaufleute ausgestattet. Man sah auf demselben den Kampf des hl. Erzengels Michael mit Luzifer, und den Engelsturz, anderseits den hl. Johannes, wie er in der Offenbarung nach dem Siege des hl. Michael die Anbetung des Lammes Gottes sieht, nach dem Worte der Apokalypse: „Siehe das Lamm, stehend auf dem Berge Sion" (33).

Patriotische Tendenz gaben die Bierbrauer ihrem Wagen. Man sah König Salomon auf dem Throne, vor ihm kniete die Königin von Saba, Bayern versinnbildend; neben ihr vier allegorische Gestalten, die vier Rentämter Bayerns darstellend. Das Schild trug die Inschrift: „Und sehet, denn er ist mehr wie Salomon" (Matth. 12. Kap.). „Christus ehrt, den König und Herrscher der Völker." Man sah weiters die vier Wappen der vier Rentämter, jedes trug den Vertreter eines andern Standes. München die Geistlichkeit, Landshut der Adel, Burghausen die Bürgerschaft, und Straubing die Brauerschaft. Die außerordentliche Vorliebe jener Zeit für Allegorien gab sich bei den Sinnbildern kund, mit welchen die zwölf Löwen des Thrones Salomons versehen waren:

1. Eine Lilie. — Rein und weiß ist mein Speis. — 2. Eine Hostie in der Erd. — Nichts sehen und dennoch glauben. — 3. Ein Phönix. — Die Liebe brennt bis ans End. — 4. Ein zerbrochenes Spieglein. — Das Gesicht bleibt ob es schon bricht. — 5. Ein Tisch, auf welchem Hostien wie Geld liegen. — Dieses Geld regiert die Welt. — 6. Ein Tisch, auf dem ein Herz. — Mein Herr und mein Gott. — 7. Eine Rose mit einer Ymbe und Spinne. — Mir den Spieß, mir eine Speis. — 8. Eine Hostie in der Sonne, Fledermäuse verjagend. — Uns ein Leid. — 9. Ein Adler seine Jungen gegen die Sonne tragend. — Uns eine Freud. — 10. Ein Schild mit einer Hostie. — Schutz und Trutz. — 11. Eine Hand, welche Trauben in Gegenwart von einem Elephanten ausdrückt. — Blut macht Mut. — 12. Ein Pelikan. — Euch zu gut, lauft das Blut (34).

Die Bäcker hatten auf ihrem Triumphwagen einerseits Bethlehem, anderseits ein Brothaus und den hl. Antonius mit dem hochwürdigsten Gut. Vor ihm liegt der hungrige Esel (35).

(Schluß folgt.)

Der Nestor der Wittelsbacher.

Von H. Leher.

Der 9. Dezember dieses Jahres erhält eine merkwürdige Bedeutung. Von diesem Tage ab ist Se. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent der Nestor seines erhabenen Geschlechts. 367 männliche Sprossen zählte das Haus der Wittelsbacher seit 1180, da Pfalzgraf Otto von Kaiser Friedrich Barbarossa das Herzogtum Bayern empfing und von all denen hat keiner die hohe Zahl von Jahren und Tagen erreicht, welche Se. Kgl. Hoheit am 9. Dezember überschreitet.

Pfalzgraf Christian August Herzog von Sulzbach hatte bisher den Altersrekord inne mit 85 Jahren 8 Monaten und 27 Tagen; mit dem 9. Dezember tritt er in die zweite Stelle; er ist unmittelbarer Ahnherr der jetzt regierenden königlichen Linie, denn seine Enkelin Marie Franziska wurde die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, Mutter des ersten Königs von Bayern Max Joseph I.

Se. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent ist der vierte regierende Wittelsbacher, der zehnte des Gesamthauses, der in das achte Jahresdezennium des Lebens eintrat.

Die regierenden Fürsten sind:

1. Kurfürst Ruprecht I. der Rote von der Pfalz, Enkel Herzog Ludwig des Strengen, Neffe Kaiser Ludwig des Bayern, geboren zu Wolfratshausen 9. Juni 1309, 81 Jahre.
2. Kurfürst Karl III. Philipp von der Pfalz, geboren zu Neuburg a. d. D. 4. November 1661, 81 Jahre.
3. Herzog Christian August von Sulzbach, geboren zu Sulzbach, 26. Juli 1622, 85 Jahre.
4. Se. Kgl. Hoheit, der Prinz-Regent, den Gott erhalte!

Wir wollen in ausführlicher Weise das Lebensbild des bisherigen Nestors der Wittelsbacher betrachten; wir werden hierbei sehen, daß er dem Ururenkel nicht nur die unverwelkbare Lebenskraft, sondern auch die Milde, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte als Erbe überließ. Diese ausführliche Behandlung erscheint um so mehr geboten, da, wie bemerkt, die Linie Sulzbach in unmittelbarster Beziehung zur jetzt regierenden königlichen Linie steht.

Sulzbach in der Oberpfalz ist heute eine stille, ruhige Provinzstadt geworden; nur die riesigen Baulichkeiten des einstigen Schlosses künden, daß hier vor Zeiten die Pracht eines Hofes waltete. Das Herzogtum Sulzbach wurde gebildet, indem Herzog Ludwig Philipp von Neuburg letztwillig seinem drittgebornen Sohne August dieses Fürstentum im Jahre 1615 als selbständige Herrschaft bestimmte. Mit Pfalzgraf August beginnt die Linie Sulzbach, welche 1742 auf den pfälzischen Kurstuhl gelangte und 1799 mit Kurfürst Karl Theodor nach einer Dauer von 184 Jahren erlosch, um der in Bayern jetzt regierenden Linie Birkenfeld-Zweibrücken Platz zu machen. Die Existenz des kleinen Fürstentums war keine besonders erfreuliche, insbesondere deshalb, weil Pfalz-Neuburg fortwährend gegen die Selbständigkeit des von ihm abgetrennten neuen Fürstentums protestierte. Gar viele Betrübnis war in dieser Beziehung dem Pfalzgrafen August beschieden. Er war ein ungemein gebildeter Fürst, seine vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten waren in seiner Jugend von sehr guten Lehrern gebildet worden; frühzeitig redete er die Sprache des alten und neuen Roms, Frankreichs und Spaniens, und mit tiefem religiösen Gemüt verband er vorzügliche Kenntnis der Künste und Wissenschaften. Schon mit 17 Jahren bezog er die Universität Tübingen. Von der Hochschule zurückgekehrt, wurde er von seinem Vater in die Sitzungen des Geheimen Rats eingeführt, und mit den Ge-



Sulzbach in der Oberpfalz.

heimnissen der Staatsführung vertraut gemacht. Unter dem Namen eines Grafen von Sponheim machte er in Begleitung seines Leibarztes Dr. Leonhard Kuhn eine Reise nach Italien, welche ihn bis nach Sizilien führte; er bestieg den Ätna und kehrte über Genua durch die Schweiz nach Neuburg zurück.

Es wird erzählt, daß er in Neapel den berühmten Physiognomen Johann Baptista della Porta besuchte, der gleich beim ersten Anblick des Prinzen ausrief: »Della fronte de Leon,« er hat eine Löwenstirne, das ist ein Pfalzgraf. Kaum zurückgekehrt, begann eine neue Reise des Prinzen durch Holland, England, Frankreich, Piemont und die Schweiz. Erst nach zwei Jahren kehrte er wieder in die Heimat zurück. Am 3. Februar 1607 brach er wieder mit 30 Pferden vom fürstlichen Hoflager zu Neuburg auf, ging über Kassel und Lübeck nach Dänemark und Schweden. In Stockholm wurde er von dem Sohne König Karls von Schweden, Gustav Adolf, begrüßt, der ihn mit einer zierlichen lateinischen Ansprache empfing, die beiden Prinzen schlossen hierbei innige Freundschaft. Pfalzgraf August reiste bis nach Lappland hinauf, und kehrte, da die Ostsee wegen der polnischen Unruhen unsicher war, von vier schwedischen Kriegsschiffen begleitet, über Stettin ins Vaterhaus zurück. Die Heimkehr fand am 3. Oktober 1607 statt. In dieser Zeit hatte August nichts weniger als 22 deutsche Fürstenhöfe besucht.

In Augusts Äußerem lag Anmut und fürstliche Würde; er war von großer Gestalt, starkem Gliederbau, hoher Stirne und durchdringendem, aber mildem Blick der Augen. Mäßig im Genuß von Speise und Trank, schlief er nur kurze Zeit und widmete im einfachen prunklosen Gemach den größten Teil des Tages den Geschäften. Alle Eingaben las er selbst, alle Ausfertigungen unterschrieb er eigenhändig, und in strenger Aufsicht hielt er seine Diener und Beamte. Er war großmütig und nachsichtig gegen die Fehler und Beleidigungen anderer; wenn er gereizt wurde, brauste er leicht im Zorne auf, war aber bald wieder besänftigt, wo er Reue und Besserung vorfand.

Am 2. Februar 1620 vermählte er sich zu Husum in Holstein mit Hedwig, der 17 jährigen Tochter Herzog Johann Adolfs von Schleswig-Holstein und seiner Gemahlin Anna, königlichen Prinzessin von Dänemark. Der Feierlichkeit wohnte unter andern auch der Oheim der Braut, König Christian IV. von Dänemark bei. August und seine reizende jugendliche Gemahlin gaben ihrem Volke das Beispiel einer zärtlichen und treuen Ehe. Im Palast des Fürsten wurde in höchster Reinheit und Vollkommenheit sittsames Wesen und Gottesfurcht erblickt; all die Laster jener Zeit blieben ferne. Der Bund wurde zuerst mit der Geburt einer Tochter Anna Sophia beglückt, welche sich später mit dem Grafen Joachim Ernst v. Öttingen vermählte; am 26. Juli 1622 folgte die Geburt des Erbprinzen Christian August.



Pfalzgraf Christian August Herzog von Sulzbach.

Tiefe Kümmernis brachte dem Fürsten die politische Lage. Es hatte sich bereits der Dreißigjährige Krieg entzündet, und überdies bedrängte ihn Pfalz-Neuburg aufs heftigste und verlangte die Einführung der katholischen Religion im Gebiete des Fürstentums und wurde hierin von Kurbayern unterstützt. Schon im Jahre 1620 hatten sich bei Markgraf Christian zu Bayreuth mehrere Fürsten versammelt, unter ihnen Herzog Johann Kasimir von Sachsen-Koburg, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, auch Pfalzgraf August war gekommen; bei ihm befand sich der Erbprinz Christian August, der bereits ein geistreicher lebhafter Knabe von sechs Jahren war. Die Beratungen führten jedoch zu keinem positiven Ergebnis; August mußte sich der Gewalt beugen.

Die Sache wandte sich endlich zu seinen Gunsten als König Gustav Adolf erschien. Die Bedrängnisse durch die Gegner hatten den Höhepunkt erreicht, August war in seiner eigenen Hauptstadt gefangen, er entschloß sich zum Äußersten. Er schrieb sein Testament nieder und sandte seine Gemahlin Hedwig mit den jüngeren Kindern nach Nürnberg und reiste dann in Begleitung seiner beiden Söhne Christian August und Johann Ludwig über Bayreuth nach Sachsen, wo er wenige Tage nach Gustav Adolfs Sieg bei Leipzig mit demselben zusammentraf. Herzlich empfing ihn der Freund seiner Jugend und sicherte ihm bereitwillig allen Schutz und alle Unterstützung zu, worauf August nach Holstein eilte, um bei der Herzogin Augusta seiner Schwiegermutter in Husum seine beiden Söhne in Sicherheit zu bringen. — So kam es denn, daß Christian August seine erste Jugend, ferne der Heimat im

hohen Norden, in den Marschen von Holstein verlebte. Nachdem solcherweise der Vater die Kinder gerettet, eilte er zum Heere des Königs Gustav Adolf zurück, und ritt an seiner Seite bei seinem feierlichen Einzug in Nürnberg. Der König übergab ihm ein selbständiges Kommando, mit welchem er von Lauingen, Höchstädt, Gundelfingen Besitz nahm; weitentfernt sich hier an Pfalz-Neuburg zu rächen, gelang es ihm die Plünderung dieser Städte abzuwenden.

Nach dieser Unternehmung begab er sich wieder zu Gustav Adolf und zog mit demselben in Augsburg, Landshut und München ein. Und wieder rühmt man, wie es die freundliche versöhnliche Rede des Sulzbacher Herzogs gewesen sein soll, welche den König bewog, diese Städte vor Brand und Plünderung zu verschonen. Die Annäherung Wallensteins nötigte Gustav Adolf, nach Franken zu ziehen, wobei er von Nürnberg aus Regimenter entsandte, welche die kurbayerische Besatzung aus Sulzbach vertrieben, so daß bald darauf Pfalzgraf August mit dem königlichen Freunde wieder in seine Residenz einziehen konnte. Die unsichere Haltung Kursachsens veranlaßte den König im Jahre 1632 den Pfalzgrafen an den Dresdener Hof zu schicken, eine Mission, welcher er sich mit ziemlich gutem Erfolg erledigte; aber die Reise sollte für ihn verhängnisvoll werden.

Auf der Rückfahrt befiel ihn in Kitzingen ein Fieber, und er erkrankte aufs heftigste. Fast sterbend raffte er sich von Kitzingen auf und schleppte sich noch nach Windsheim, wo er sich nicht mehr vom Lager zu erheben vermochte. Der Kunst der Ärzte gelang es nicht mehr, sein Leben zu erhalten. Am 14. August 1632 zwischen 1 und 2 Uhr starb Pfalzgraf August, erst 50 Jahre alt, im 17. Jahre seiner Regierung. Christian August war erst 10 Jahre alt, als er unter solch traurigen Umständen das väterliche Erbe übernahm. Die Nachricht vom Tode des Vaters empfing er ferne der Heimat, gleichzeitig mit der Meldung, daß die Regierung von einer Vormundschaft geführt werde, bestehend aus seinem Vetter, dem Pfalzgrafen Johann Friedrich von Hilpoltstein, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg und dem Kronerben von Norwegen, Herzog Friedrich von Holstein und Schleswig. Es war Großes zu tun. Die Eingriffe Pfalzgraf Wolfgang Wilhelms in die Landesregierung von Sulzbach und in die kirchlichen Verhältnisse daselbst, die fortwährende Abwesenheit des verstorbenen Herzogs von seinem Lande, die endlosen Heerzüge, welche dasselbe trafen, hatten das Band gesetzlicher Ordnung, Ruhe und Sicherheit im Lande gelockert, der Wohlstand der Bürger war vernichtet, alle Sicherheit der Personen und des Eigentums war verschwunden, das schlimme Beispiel roher Kriegsknechte und ihrer Ausschweifungen hatte nachteilig auf das Volk gewirkt. Allgemein war Bestürzung, Furcht und Elend; Krankheit und Teuerung trieben die Not aufs äußerste; selbst die Natur schien sich zu empören und die Ordnung anzukämpfen. Nie erhörte Stürme und außerordentliche Wassergüsse verwüsteten das ganze Land ringsumher, dazu kam die Pest, sie raffte in Sulzbach allein in der kurzen Frist von wenigen Monaten 1200 Einwohner hinweg, und das Unheil des Krieges.

Im Jahre 1634 wurde Sulzbach wieder einmal erobert, und zwar von Pfalzgraf Christian von Birkenfeld. Die daselbst verbleibende Besatzung lebte in fortwährendem Kriege mit der kaiserlichen Besatzung in Amberg.

Erst die Schlacht von Nördlingen bewirkte, daß für einige Zeit das Kriegsvolk abzog; sechs Jahre lang waren die Oberpfalz und das Herzogtum Sulzbach frei von Truppeneinlagerungen. Desto schlimmer entlud sich das Kriegsgewitter im Jahre 1641. Inmitten dieser Leiden starb Pfalzgraf Johann Friedrich von Hilpoltstein, der sich die Fürsorge für die Kinder seines Bruders zur Lebensaufgabe gemacht hatte; Herzog August hatte soeben die gesetzliche Volljährigkeit erreicht, als sein Vormund starb.

Am großväterlichen Hofe zu Husum erzogen, in allen Zweigen der Künste und Wissenschaften aufs sorgfältigste und gründlichste gebildet, hatte Christian August seine Kenntnisse auf Reisen durch Italien, Frankreich, England und Dänemark vermehrt. Das Land, welches er als Kind verlassen hatte, ist zur Wüste geworden. Pestilenz und Hunger, Flamme und Schwert hatten sich zur Vertilgung alles Wohlstandes vereinigt. Kaum zwei Drittel der Bevölkerung waren vorhanden. Bettler und Landstreicher durchzogen in hellen Haufen das Land, das selbst verarmt war. Handel und Gewerbe waren vernichtet und der Jammer und das Elend allgemein. Dabei waren die Schweden wieder in der Oberpfalz eingebrochen, hatten sich in Weiden festgesetzt, brandschatzten die oberpfälzischen Städte, darunter auch Sulzbach, streiften bis Amberg und gegen Regensburg hinauf. — Die erste diplomatische Tätigkeit des jungen Herzogs galt den Bestrebungen bei den Friedensverhandlungen zu Münster; seine Selbständigkeit gegen Pfalz-Neuburg für Kurbayern zu behalten.

Am 3. April 1649 vermählte sich Herzog Christian August zu Stockholm mit Amalia Magdalena, Tochter des Grafen Johann von Nassau-Siegen, Witwe des berühmten schwedischen Feldmarschalls, Grafen v. Wrangel. Im nächsten Jahre nahm der Herzog die Huldigung in Sulzbach an. Zu dem am Marktplatz versammelten Volke sprach er in kräftiger, schöner Rede, drückte seinen Dank gegen Gott aus, welcher ihn inmitten aller Widerwärtigkeiten gnädig erhalten und auf den Thron seines Vaters gesetzt hat; dann wandte er sich an die Anwesenden selbst, dankte ihnen, daß sie so bereitwillig und zahlreich zur Huldigung erschienen seien, und versprach ihnen alle fürstliche Huld und Gnade und allen Schutz und Schirm in ihrem Rechte und ihren Freiheiten.

Langwierige diplomatische Verhandlungen zwischen dem neuen Herzog und Pfalz-Neuburg führten endlich zum Kölner Vergleich, der heute noch auf die kirchlichen Verhältnisse des ehemaligen Herzogtums Sulzbach großen Einfluß übt und vor allem in der Einführung des Simultaneums in den Sulzbachischen Landen gipfelte. Die Nachricht von diesem Vertrag wurde von der evangelischen Bevölkerung mit Mißstimmung aufgenommen; aber es gelang dem Herzog durch mildes Zureden den Widerstand allmählich zu beschwichtigen.

Neue Beunruhigungen brachten die Einführung des gregorianischen Kalenders mit sich. Namentlich in den Landen der evangelischen Reichsstände war derselbe ungeachtet seiner Zweckmäßigkeit noch nicht angenommen und selbst der protestantische Theolog Dr. Georg Christoph Gack, der verdienstvolle Geschichtschreiber des Herzogtums Sulzbach, den wir hier hauptsächlich als Quelle benutzen, gesteht offen, daß die Gehässigkeit gegen die Anordnungen des Papstes, auch wenn dieselben merkliche Verbesserungen bezweckten, die unlöbliche Ursache dieses Widerstands war. (Schluß folgt.)

Mitwitz.

Von Fritz Märklin.

Schärfer als allen anderen hat die Natur jenem kleinen Herrschaftsgebiet seine Grenzen gewiesen, das mit dem Sitze in Mitwitz — bis 1806 reichsunmittelbar — in veränderten Formen als Gericht Mitwitz bis 1848 weiterlebte. Auf scharfen Bergkämmen läuft die Grenze, die es im Osten und Süden von bambergischem, redwitzischem, endlich sächsischem Gebiete schied. Und schier hätte es auch im Westen an den sächsischen Bergen eine natürliche Grenze gefunden, wenn nicht die Hassenberger Zent (Zent = Hundertschaft, Gerichtsbezirk, d. h. ein bei der ersten Besiedlung von etwa 100 Familien in Besitz genommenes Gebiet) sich in schmalem Streifen hereinzwängen würde, um dann die Mitwitzer Zent nördlich in weitem Bogen zu umfassen. Nur dorthin, nordwärts, findet der Blick keinen Halt an steilen Hängen, sondern streift über die weite Talebene, die bis zum Thüringer Wald hinreicht und ehemals teils in fürstlich sächsischem teils in ritterschaftlichem Besitze war, heute ganz unter herzoglich sächsischer Hoheit steht. Die, bis Ende des 17. Jahrhunderts redwitzische, Hassenberger Zent reichte bis Lindenberg, dieses eingeschlossen. Dort nun, im Nordosten, ehe sie wieder auf bambergisches Land stieß, berührte die Grenze der alten Mitwitzer Zent zwei Gebiete, die, wenngleich mit dieser in historischem Zusammenhange, doch ursprünglich anderen Gerichtsbezirken angehörten. Burggrub, obwohl schon im Jahre 1425 mit Mitwitz im schaumbergischen Besitz, bildete eine eigene Zent, und wenngleich die Gerichtsgewalt durch die Mitwitzer Gerichtsbehörde ausgeübt wurde, wurden doch bis zur Aufhebung dieser Gerichtsbarkeit die Lehenbriefe über die Burggruber Zent gesondert ausgestellt. Das Rittergut Haig endlich kam — bis dahin waldenfelsisch — erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts an die Besitzer von Mitwitz.

Die alte Mitwitzer Zent umfaßt neben dem Waldgroßbesitze und neben einigen kleineren Ortschaften und zahlreichen Einzelanwesen die Fluren von Mitwitz, von Burgstall und Kaltenbrunn, von Neundorf und Schwärzdorf.

Deutlicher vielleicht als irgend ein anderer scheint dieser Bezirk die Grenzen und den Charakter bewahrt zu haben, den die erste Besiedlung ihm gab. Die Höfe auf fünf Ortschaften verteilt, die sich in drei Flurbezirke: den Neundorf-Schwärzdorfer, den Mitwitzer und den Kaltenbrunn-Burgstaller teilen, wenig Herrenland, der weit überwiegende Teil des urbaren Landes in bäuerlichem, nur gering mit Abgaben belastetem Besitz, der Wald, die Jagd, die Fischerei und die obrigkeitliche Gewalt in den Händen des Grundherrn, — erscheint die alte Mitwitzer Zent, wie sie bis zum Jahre 1848 bestand und mit den durch die Gesetzgebung jener Zeit veränderten Verhältnissen noch heute besteht, geradezu als ein typisches Beispiel der alten Markgenossenschaft wie sie die Rechtsgeschichte als die gewöhnliche südwestdeutsche Besiedlungsform uns darstellt. Der Pfarr- und Schulverband eint heute noch die einst zur alten Mitwitzer Zent gehörigen Ortschaften.



Fürstbischof Vitus II. Freiherr von Würzburg,
erwählt zum Fürstbischof von Würzburg 22. April 1562,
gest. 8. Juli 1577.

Weiter als der Mitwitzer Gerichtsbezirk reichten die Jagd und die lehenherrlichen und zehentherrlichen Befugnisse, die zum Mitwitzer Rittergut gehörten. Die Jagd umfaßte nach Norden noch den Fürther Berg, nach Süden den Leutendorfer Forst und reichte östlich bis an die Tore von Kronach. — Bauerngüter in Beickheim, Mannsgereuth und Trainau, in Orlsdorf und Mogger waren dem Rittergut Mitwitz lehenbar. Die Bauern von Schierschnitz und Sichelreuth, von Blumenroth und Spittelstein fuhren den Zehent ihrer Ernte nach Mitwitz.

Bis zum Jahre 1425 gehörte Mitwitz der Familie Schaumberg, einem Geschlechte, das, wie wenig andere zu damaliger Zeit, eine maßgebendste Rolle in hiesiger Gegend spielte und durch reichsten Güterbesitz ausgezeichnet war.

Der Kaufbrief vom Jahre 1425, durch welchen Mitwitz an die Herren von Rosenau überging, erwähnt bereits das untere Schloß und auch die Kirche. 1525 wurde das Schloß verbrannt, 1527 wieder aufgebaut. 1570 kam das „untere Rittergut Mitwitz" an die Herren von Würzburg, 1594 auch das „obere Rittergut".

Der baufreudige Hans Veit von Würzburg gab in den Jahren 1596—98 dem unteren Schloß und seinen Nebenbauten die heutige Gestalt. Die Kirche scheint ihre jetzige Gestalt 1572 bekommen zu haben, wenigstens ist diese Jahreszahl an den Ecksteinen des Dachsimses angebracht. Der Turm und die Glocken wiederum tragen das Wappen des schon genannten Hans Veit von Würzburg. Sein Andenken ist in der Kirche durch das große Denkmal aus Sandstein und

Alabaster erhalten, das ihn und seine beiden Frauen darstellt. — Ungeheure Verheerung und Verwüstung kam im Dreißigjährigen Kriege über Mitwitz. Das obere Schloß wurde niedergebrannt und erst 1711 wieder aufgebaut.

Die zahlreichen Truppendurchzüge und die Kriegstaten, die in der Nähe vor sich gingen, schildert ausführlich ein Tagebuch, das von zwei Angehörigen der Familie Dötschel, Andreas und Georg, Brüder bäuerlichen Standes, von 1624 bis 1679 geführt wurde und jetzt sich im Archiv zu Mitwitz befindet.

Dieses Tagebuch bringt auch alle anderen merkwürdigen Begebenheiten jener Zeit in Mitwitz, der näheren und ferneren Umgebung und gibt nicht nur ein getreues Spiegelbild des damaligen Lebens, sondern zeugt auch durch die Art seiner Abfassung von einer merkwürdig hohen Schulbildung der Verfasser. — Vielfach finden sich in diesem Tagebuch, aber auch in den Lehenbüchern und sonstigen Urkunden und Akten jener Zeit, die gleichen Namen, deren Träger noch heute hier oder in den übrigen Orten des alten Mitwitzer Gerichtes angesessen oder wohnhaft sind oder bis vor kurzem waren.

Unveröffentlichtes über Johann Kaspar Thürriegels Pläne zu einer Massen-Desertion und -Auswanderung aus Bayern nach Spanien 1768.

Von Archivrat Dr. Joseph Weiß. (Fortsetzung.)

Dem König heut zu Tage höchst-glorreichst regierend seynd nicht minder von verschiedenen Personen gleiche Anträge gemacht worden, und Seine Majestät mehr ein milder Vater, für die Glückseligkeit seiner Völker besorget, als König zu nennen seyender Monarch, haben, durch Allerhöchst-Dero ebenfalls einsichtsvolle und eifrige Ministers unterstützt, die Vermehrung Ihrer Völker beschlossen, und mich Endes-Gesetzten mit Dero Königlichen Zutrauen zu begnadigen, und meinen Vortrag vorzüglich gutzuheissen oder zu begnehmigen, auch unter bereits mir zum Voraus unerwarteten gethanen Gnaden die Einführung besagter Teutschen und Niederländischen Colonien unter denen Bedingungen aufzutragen beliebt, gleich der von Sr. Königl. Majestät Allerhöchsteigenhändiger Unterschrift und mit dem größern Cron-Siegel bedruckte, auch von dem höchst- preislichst- Castillianischen Raths-Präsidenten, Herrn Grafen von Aranda Excellenz, und verschiedenen andern Herren Räthen unterschriebene- und unter dem 2ten April 1767 in dem Königlichen Pallast zu Pardo bei Madrid ausgefertigte- und und den 7ten desselbigen Monats mir zu Handen gestellte Contract in sich enthaltet, und zu Jedermanns Nachricht auf Königlichen Befehl in Lateinisch- und Castillianisch- oder Spanischen Sprache zum Druck befördert worden.

Welche Völker sollen wohl sich lang besinnen, ein Vaterland zu verlassen, wo sie weniges oder gar kein eigenthümliches Vermögen besitzen, und bey ihrem saurn Schweiß in in Armuth seufzen, und der eine Theil weder mit seiner harten Ackers-Arbeit, und der andere mit ihren erlernten verschiedenen Handwerkern zum öftern nicht so viel, was zu einer selbstig-cörperlichen elenden Nahrung vonnöthen ist, verdienen? noch minder aber jemals hoffen können, in rauhen und mit zuvielen Innwohnern besetzten Ortschaften ihren Kindern die geringste Glückseligkeit zu verschaffen! Welche Völker, sage ich, sollen sich wohl saumselig zeigen, nach einem so glückseligen fruchtbaren Spanien zu eilen? wenn sie betrachten, daß sie nicht allein die vor Eingang dieser offentlichen Nachricht in 17 Artikeln enthaltene Vortheile aus dem Glücks-Hafen oder Königlich-Spanischen Schatzkasten, sogleich bey ihrer Ankunft in Spanien, richtig und getreulich geniessen, sondern noch zu allem diesem die Königliche Hülfe nach meinem Contract bekommen, damit sie aus Mangel der Mitteln die Reise nach Spanien machen können. Niemand hat ein solchwidriges Schicksal nach Spanien, als in ein an Frankreich gränzendes angenehmes und fruchtbares Land, zu gehen, zu beförchten, als wie jene gute teutsche Leute, welche über das Meer nach kalten Americanischen- und andere, die nach denen Nordischen-, mehr denn die Hälfte des Jahres mit Schnee bedeckten Moßkowitischen Ländern zu gehen gelocket worden, oder noch wohl dahin zu ziehen verleitet werden möchten, erfahren haben, deren ein grosser Theil in ein ziemliches Elend versetzet worden ist. Es wird daher allen jungen Leuten erlaubt, sich nach Christ-Catholischem Gebrauch vor ihrer Abreis aus ihrem Vaterland, oder bey der Ankunft bey mir oder meinen Commissarien in dem Elsaß, oder in den Meer-Häfen vor ihrer Einschiffung, oder sogleich nach ihrer Ankunft in Spanien, nach Gefallen zusammen zu heurathen; welches junge Ehepaar sodenn allzeit gleich für eine Haushaltung angesehen, und ihm vorgemeldte Vortheile, als Viehe, Ländereyen 2c. 2c. gereichet und eingegeben wird.

Alle diejenige, so aus Westphalen und dem Niederrhein nach Spanien gehen wollen, werden sich nach Amsterdam und Rotterdam in Holland; die Flamänder am nächsten nach Ostende, Dünckerken oder Havre-de-Grace begeben; und in jedem Orte an die Spanische Herren Consuls wenden, welche die Gütigkeit haben werden, sie an meine in jedem Orte seyende Bevollmächtigte zu weisen, welche denen kleinsten Kindern eben so, wie denen grossen und erwachsenen Leuten, nicht nur die freye Fahrt und Kost in denen Schiffen bis nach Spanien, sondern auch in Amsterdam in so lang das Quartier und die Kost verschaffen, bis die Schiffe abfahren werden, welche Bezahlung ich nach meinem Contract besorgen werde. Wenn sich die Lands- und Nachbarsleute zusammen gesellen, so können sie die Reise nicht nur in Gesellschaft zusammen nacher Spanien machen, sondern auch in diesem angenehmen und fruchtbaren Lande wiederumen Nachbarn werden, weilen die Dörfer zu 20—30 Häusern stark angeleget und erbauet werden.

Alle diejenige, welche aus den Jülichschen, Chur-Cöllnschen, Trierschen, Luxemburgschen, Maynzschen, Eichs- oder Eisfeldschen, Thüringschen, Fränkschen, Pfalz-Neuburgschen, Teutsch-Böhmschen, Salzburgschen, Tyrolschen, Schwäbschen, Rhein-Pfälzschen Landen oder Provinzen, auch dem Schwarzwalde sowol, als andern teutschen Ländern, kommen wollen, werden ihren Weg am füglichsten nach dem Elsaß nehmen, und sie werden zu Schlettstadt (zwischen Colmar und Straßburg) wie

auch zu Belfort, Montpellier, Besançon, Dole, Auxone, Châlons-sur-Saonne, Lion und Avignon, bis Marseille oder Cette, von meinen Commissarien finden, welche ihnen nicht nur den richtigsten Weg anzeigen, sondern auch nach meiner Verordnung einer jeden Person, dem Kinde von einem Tag alt, wie einem Manne von 65 Jahren, vier Kreuzer Rheinisch, oder 3 Sols Französisch Geld auf jede Stund Wegs richtig geben werden; und dieses will ich ihnen von dem Orte ihres Heimats aus bis nach Marseille oder Cette reichen, allwo ich ihnen ebenfalls die freye Hinfahrt nach Malaga in Spanien, benebst der guten Kost im Schiffe gratis oder frey verschaffe. Die Überfahrt geschiehet mit schlechtem Wind in 12, mit Mittelwind in 8, und mit gutem Wind in 4—5 Tägen, welche Fahrt um so angenehmer und kurzweiliger geschieht, als man die Spanische Kisten, Ufer oder Gestade niemalen aus den Augen verliehret.

Alle ihr mitbringen wollendes Handwerkszeug, Kleidungen, und andere ihre Notwendigkeiten werden in allen Königlich-Spanischen Ländern Zoll- und Mauthfrey gehen, und die teutsche Zimmerleute werden wohl thun, wenn sie einiges von ihrem Werkzeuge mitbringen; weil man in Spanien es nicht auf die nehmliche Art, wie in Teutschland, gemacht und verfertiget findet.

Die Schweizer werden ebenfalls angenommen, wenn sie von ihrer Obrigkeit die Erlaubniß haben, fortgehen zu dörfen."

Zwei Zeilen reichen noch auf S. 11 hinüber, unter denen die schöne eigenhändige deutsche Unterschrift „Johann Caspar von Thürriegel" und dessen gedrucktes Wappen steht: ein eirunder Schild von 2:2 Fahnen flankiert, auf 2 Kanonenrohren, Trommeln, Degen und Kugeln ruhend, von einem Turnierhelm gekrönt, aus dem ein Phönix wächst; der Schild viergeteilt (1 und 3 ein schreitender Löwe mit 1 Fackel, 2 und 4 halber Reichsadler) mit einem gekrönten Herzschild (aufrechtes Schwert).

Seite 12 ist unbedruckt und ohne Seitenzahl.

Das Papier hat als Wasserzeichen einen Schild mit einem hängenden Hifthorn und der Unterschrift: H. Blum.

Außer dem „Glückshafen" oder nach demselben verbreitete der geschickte Meister der Reklame noch zwei Flugblätter: die „Hülfreiche Hand"[1]) und den „Reichen Schatz-

---

[1]) Vier bedruckte Seiten in klein Quart. Auf Seite 1 am Kopfe befindet sich das spanische Staatswappen von S. 3 des „Glückshafens", jedoch zwischen den beiden Worten: „Hülfreiche Hand", darunter folgt ebenso der Text: „mit welcher rc."; nur heißt es: „denen Deutschen, Niederländischen und Schweizerischen Colonisten (welche der Herr Oberst Johann .....)... beystehen wollen". Dann folgen in Absätzen die Vertragsartikel wie im „Glückshafen"; Artikel 2 hat den Zusatz: „wo gnugsames gesundes Wasser, und derley Erdreich ist". An die Artikel reiht sich: „Offentliche Kurtzgefaste Nachricht und fernere Aufnamb der Colonisten nach Spanien", im wesentlichen dasselbe wie im „Glückshafen". Es fehlt der Absatz „Seine Lage — Wahrheit". In dem Absatz: „Es bringt dasselbige ..." ist hinzugefügt „als Rädig, Ruben, Erdäpfel, Kraut ....." Dann folgt sogleich als Neuheit ein Absatz: „Alle diejenige Deutschen, Schweitzer, Niederländer und andere Landes-Leute, deren in verwichenem Jahre viele tausende an der Zahl in der Neuen Colony, Sierra Morena genannt, angekommen seind, befinden sich in so guthen Umständen in ihrem neuen Spanischen Vaterland, daß sie allen ihren übrigen Landes-Leuten, guten Freunden, und An-Verwandten anrathen wolten ein Vermögen von etlichen hundert Gulden Werths lieber im Stich zu lassen, als gezwungener Weis zu ruck zu bleiben, indeme sie solchen Verlust in Spanien drey und vierfach in denen Königlichen Wohlthaten wider finden." Es fehlen die Absätze „In denen Zeiten, wo die Römer", und „Dem König heut zu Tage .."; es reiht sich sofort der Absatz an: „Welche Völcker sollen ... besinnen ... versetzet worden ist. Alle junge Leute, die zuvor oder sogleich nach ihrer Ankunfft in Spanien nach ihrem Gefallen sich zusammen heurathen wollen, werden auch vor eine Haushaltung angesehen, und solches junge Ehepaar bekombt ebenfalls (lauth deren erst vorgemelten 17 Articlen) eigenes Hauß, Viehe, Feld, Güter.

Dem Kinde von einem Tag alt wie einer Persohn von 65 Jahren werden meiner gestellten Ordnung gemäß auf jede Frantzösische Stund Wegs, 4 Kreutzer Rheinländisches Geld von dem Orth angerechnet, wo sie zu diesem Ende willen ausgezogen seynd, bis nach dem Meerhaffen Cette richtig gegeben und vergütet.

Diejenige, so nicht zu Land, sondern (wegen etwann Müthigkeiten ihrer Reis, oder umb desto ehnder in ihr neues Vaterland zu kommen begirig) lieber den Weeg über das Meer wollen nehmen, alsdann, so lang sie auff die Absahrt und guten Wind warten, welcher sie in 4—5 Tägen in einen der bestimmten Meerhäfen Almeeia oder Malaga in Spanien bringt, genieſt das Kind wie eine große Persohn, täglich 10 Sols oder alle sechs Tage einen Frantzösischen Kleinen Thaler oder ungefähr 21 Batzen Reichsgeld, und die freye Hinfahrt und gute Kost, welches ich ebenfalls für sie bezahle.

Wann einige mit Pferden (keine Studten aber dürfen in Spanien nicht eingeführt werden) auch Wägen und Kärren zu kommen im stande seynd, mögen zu Lande bis in ihr neues spanisches Vaterland gehen, in welch nehmliche Orte auch diejenige kommen, so sich einschiffen und geniesen zu denen 4 Kreutzer per Stund Wegs noch das Nachtlager mit Dach und Fach, gleich es die Königl. Kriegs-Völcker geniessen, so bald sie einmahl auf Spanischem Boden werden ankommen seyn.

Alle ihre mitbringende Werckzeuge, Kleidungen, und andere ihre Nothwendigkeiten, werden in allen Königlich Spanischen Länderen zoll- und mautfrey gehen.

Die Landschaft, welche ihnen der König eingiebt, heißt Sierra Moeena; ist eine der fruchtbaresten von gantz Spanien. Sie grentz von Aufgang und mitternächtliche Seite an das Königreich Neu-Castilien, worinnen die Königlich prächtige Haupt- und Residentz Stadt Madrid von gantz Spanien, von Niedergang der Sonne gegen Portugall, und von mittägiger Seite an das Königreich Andalusien, in welchem die von gantz Europa an Gold und Silber reicheste Meer-Stadt Cadix auf 30 Stunde nahe liegt.

Umb zum Zihl und Ende sich deren Früchten des Reichlichen Landes zu bewerten, können alle diejenige, welche aus dem Julischen, Chur-Cölnischen, Trierischen, Luxemburgischen, Maynzischen, Eißfeldischen, Fränkischen, der Wetterau, der Bergstrase, von dem Hundsrücken, denen Pisithümern Speyer und Wormbs, der Rhein-Pfaltz, aus dem Badischen, und einen Theil Schwabens, kommen wollen, werden ihren Weg am füglichsten nach Schietstadt — zwischen Colmar und Straßburg — Diejenige von dem Theil des Schwartzwalds, der sich gegen Basel erstrecket, ebenfalls auch die Deutsch-Böhmen, Pfaltz-Neuburger und Sultzbacher, item die Pisithum Aichstädtische, Paßauische, Saltzburgerische, Regensburgerische und Freyßingische, so wie von andern Orten, ingleichem die Oesterreicher, Tyroler, wie noch dieselbe, so an dem Lehe-Fluß und Donaustrom am Nächsten liegen, gegen Pregentz und Roschach am Boden See, Flecken Wald, Canton Appenzell rc. rc. wie schon gemeldet, können ihren Weg am besten und füglichsten nach Schletstatt in dem Elsaß zwischen Colmar und Straßburg nehmen, und alda bey dem Herrn Demars umb das Reis-Geld nach Spanien anmelden, welches ihnen nach meine gemachten Verordnung sogleich benebst einer richtig- und deutlichen Marsch-Route, wird zugestellt werden.

Die Commissarien,

welche die Colonisten auffnehmen und ihnen gemeldes von mir verordnetes Reis-Gelde zahlen, seynd:

Zu Schletstadt Herr Demars

Besançon Herr Patot

Lion Herr Richard a la quilotiere, und weiderst, wie es sich in der Marsch-Route zeigen wird.

Anmerkung.

Alles was Königlich Frantzösische Unterthanen seynd, werden hiemit benachrichtet, das sie von meinen Commissarien nicht augenommen

kasten"[1]), die viele Druckfehler und stilistische Mängel aufweisen, weil Th. ihre Herstellung nicht überwachte.

Von Peterwardein bis Schlettstadt, von Stralsund bis Lugano haben sich archivalische Spuren seiner Werbungen erhalten. Es war ein schweres Werk. Die Regierungen sahen dieser Entvölkerung ihrer Gebiete nicht gleichgültig zu. Schon am 31. Oktober 1767 erließ Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz eine gestrenge Verordnung gegen das Auswanderungsunternehmen, die Luzerner setzten 300 fl. auf Thürriegels Kopf, von Wien und Frankfurt, von Jülich und Schwaben ergingen scharfe Erlasse. Das Bayerische Ministerium in Person des Ministers Joseph Graf von Paumgarten, und sein Gesandter in Madrid, Baron Sarny, pflogen fortwährend Korrespondenz; vier Wochen freilich waren die Briefe unterwegs und wurden während dessen nicht selten von den Ereignissen überholt.

In der wallonischen Garde[1]) zu Madrid gab es damals eine große Anzahl von Bayern.[2]) Auch bayerische Offiziere trieben sich stellenlos in Madrid herum. Darunter ein J. C. v Aschauer und zwei Sprößlinge einer durch Max Emanuel nach Bayern gebrachten ungarischen Familie von Zarriwary, Oberleutnant Kaspar und Oberleutnant Max. Der ältere, Kaspar, tauchte, wie aus Sarnys Gesandtschaftsberichten hervorgeht, im Juli 1766 in Madrid auf, ohne ein Wort Spanisch zu können.

Die bayerische Regierung wollte nichts von ihm wissen; er hatte mit seinem Bruder sowie 13 Offizieren vom Leibregiment wegen Falschspiel im Jahre 1765 Bayern verlassen müssen und seine Schritte nach Frankreich gelenkt. Sein jüngerer Bruder Max und dessen Genosse Aschauer wandten sich am 8. Februar 1768 in völliger Mittellosigkeit an Sarny.

(Fortsetzung folgt.)

werden, was aber die aus anderen Ländern seyn, so thun sie wohl, das sie sich vorsehen, wenn es Ihnen immer möglich ist mit einem Tauff-Brieff oder Glaubwürdiges Attestat vorzeigen zu können, seye es durch Heuraths-Abredungen oder anderen Contracten, wie das sie keine Frantzosen oder Unterthanen des Königs von Frankreich seynd, welche zu dieser Colonie nicht werden angenommen.

Getruckt zu Madrid den 1sten October 1768.

(Wappen.) J. C. von Thürriegel" (autographiert).

[1]) 4 bedruckte Seiten klein-Quart. Auf der ersten Seite am Kopfe zwischen den Worten „Reicher" — „Schatzkasten" das spanische Staatswappen von S 3 des „Glückshafens", darunter: „oder

Hilfreiche Hand, mit welcher Ihro Königlich-Catholische Majestät Carl der III. dieses Namens, König von Hispanien und Indien 2c. 2c,

Allen denenjenigen Teutschen Völckern, Jungen und Alten, Ledig- und Verheyrathen, Manns- und Weibs-Persohnen, wie auch kleinen Kindern, welche sich unter Höchst-Deroselben allergnädigsten Schutz in Spanien häußlich niederzulassen gesinnet seyn möchten, huldreichst beyzustehen, den Mild-Vätterlich Königlichen Schluß gefasset, auch vermittelst eines Allerhöchst-eigenhändig gezeichneten Solemnelen Contracts unteren 2. April 1767 und ferneren Hohen Unterschrifft deß Herren Castilianischen Höchsten Raths-Präsidenten, Graffen von Aranda Excelentz, und mehreren Hohen Räthen, auch beygedruckten grossen Königlichen Kron-Siegel, die Publicierung und Einführung besagter Teutschen, und Schweitzern, so andern Lands-Leuthen dem hierunten gezeichneten Obersten Johann Caspar von Thürriegel allergnädigst committirt haben." Am Fuß der Seite unterm Strich: „Auf ein neues gedruckt zu Madrid in deß Herren Don Antonio Santz, des Königs und seines Höchst-preißlichen Raths Buchdruckerey 1769." Auf S. 2 und 3 folgen dann die 17 Artikel wie in der „Hilfreichen Hand" mit unwesentlichen stilist. Abweichungen. Daran reiht sich: „Kurtzer Anhang und Nachricht. Ich finde unnöthig, dem Publico fernere Beschreibung von der Glückseeligen Himmels-Gegend Spaniens, und seiner ungemeinen Fruchtbarkeit zu machen, indeme es denen Gelehrten selbsten bekannt, denen Gemeinen und Ungelehrten aber, in meinem vorigen Manifest betitelt Glücks-Hoffen deutlich genug vor Augen gestelt. Ich begnüge mich demnach, allen und jeden hiermit den Unterricht zu geben, daß ich meine Commissarien in folgende Orten ausgestellt habe, welche allen denenjenigen, die sich bey ihnen persöhnlich einfinden werden, nicht nur richtige Päße biß nach Spanien; sondern auch von jeder Stund Weegs 4 Creutzer Rheinisch oder 3 Sols frantzösisch zum Reiß-Gelde baar und richtig geben, und dieses dem Kind an der Mutter Brust, wie der grossen Persohn ohne Unterschied des Geschlechts, und von dem Außgang ihres Heymats an zu rechnen.

Und weil mir nun auch eine gedruckte betittelt: Offentliche wahrhafft-gründliche Nachricht 2c von einem gewißen Chevalier Jauch unterschriben und zu Zug bey Johann Caspar Bossart 1768 gedruckt, zu Handen gekommen, worauß ich nicht nur ersehe, daß er mein bereits aller Orten in Gefolg und Macht, die nur ich alleinig von Se. Königl. Majestät erhalten, bekannt gemachtes Manifest zum größten Theil abgeschrieben, und sich zu eignet, auch noch andey denen Leuthen vorspiegelt, als hätte er einen Contract mit meinem Allergnädigsten König geschlossen, folgsam sowohl Schweitzer als Teutsche nach Ury zu ziehen sich bemühet, so finde ich meiner Ehre und Reputation ein Genügen zu leisten, nothwendig, das Publicum zu benachrichtigen, daß es unwahr oder gäntzlich falsch seye, daß besagter Chevalier Jauch einen Contract, noch minder jene Vollmacht von König in Spanien habe, welche nur ich alleinig unter Allerhöchst Königl. Hand Unterschrifft, in gleichem der Hohen Unterschrifft von Sr. Excellentz dem Höchstpreißlichen Castilianischen Raths-Praesidenten Hr. Graff von Aranda und mehrere dessen Hohen Raths-Gliederen, auch beygedruckten Königlichen grossen Kron-Siegel, alle Stunden der Welt vor Augen legen kan. Derohalben wolle sich niemand von demselben verleithen lassen, noch an Persohnen wenden, die ihnen besagter Jauch anweisen möchte. Meine Commissarien, welche allen und jeden, die sich bey ihnen persönlich melden, obgemelte Reiß-Gelder von dem Orte ihres Heymats an bis nach Sponien richtig bezahlen, und mit aller Menschlichkeit auff nehmen werden, seynd im Elsaß und Frankreich folgende:

Zu Schletstatt Herr Demars,
Zu Befort Herr Royer der Jüngere,
Zu Besançon Herr Patot,
Zu Lyon Herr Richard,
Zu Cette Herr Chevalier de Gorce.

In Spanien:

Zu Barcelona Herr Frantz Ponte,
Zu Pamplona Herr Bueguy,
Zu Madrid Herr Frantz Godin,
Zu Genua in Welschland Herr Carl Ponte.

Welches alles unter meiner eigenen Hand Unterschrifft, und beygedrucktem meinem Insiegel der Wahrheit gemäß hiermit bekräfftige.

Madrid den 12. Jenner 1769.

(Wappen.) J. C. von Thürriegel" (autogr.).

[1]) In französischer Sprache. Wir geben sie in deutscher Übersetzung.

[2]) Ihr General, Graf Priego, lud die bayer. Regierung ein zu einem Vertrag über jährliche Lieferung von 300 Rekruten nach Spanien; der Sache war man in München sehr zugeneigt, nur die Bedingungen fand man nicht vorteilhaft genug und stand deshalb von einem Vertrage ab. Siehe Briefwechsel von Baron Sarny mit Minister Graf Paumgarten 1766 Aug. 17 und 1767 Febr. 9 im Münch. Staatsarchiv 294/3.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel 1150

Nr. 10.

Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Altfränkische Bilder mit erläuterndem Text von Dr. Adolf Henner. 13 Jahrgang 1907. Druck und Verlag der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz, Würzburg. — Wir sind durch die Liebenswürdigkeit des Verlags imstande, im Anschluß an die Besprechung dieses Werkes unsern Lesern noch eine weitere Illustrationsprobe vorzuführen.

„Methode Schliemann" zur Selbsterlernung fremder Sprachen (Verlag von Wilhelm Violet in Stuttgart). — Wir haben vor kurzem mit Worten wärmster Anerkennung des englischen Lehrgangs dieses Verlages gedacht. Jetzt ist diesem auch eine neue Ausgabe des französischen Lehrgangs gefolgt, die in jeder Beziehung den heutigen Anforderungen an ein Selbstunterrichtswerk Rechnung trägt. In 62 Lektionen wird eine eigens für diesen Zweck geschriebene französische Novelle behandelt, und der Schwerpunkt der sprachlichen Übungen liegt in der Anleitung zu Nachahmungen und Umformungen des gebotenen Sprachmaterials, so daß der Schüler von Hin- und Herübersetzungen ganz absehen darf. Dabei ist darauf Bedacht genommen worden, daß sich der Sprachstoff immer auf französischem Boden bewegt, was den Schüler zum voraus auf diesem heimisch werden läßt. In der neuen Auflage des französischen Lehrgangs fehlt weder eine Münztabelle noch die Wiedergabe einer Originalspeisekarte. Auch ein Plan von Paris ist beigegeben, auf Grund dessen der Lernende die Ereignisse der zu Grunde gelegten Novelle verfolgen kann. Die Methode Schliemann empfiehlt sich also besonders deshalb, weil sie nur geringe Anforderungen an die Arbeitskraft des Schülers stellt, weil sie ihn ferner sofort zu nachschaffender Tätigkeit in der lebenden Sprache hinführt und drittens, weil sie ihn ganz nach Frankreich versetzt, indem sie ein Bild der Gebräuche und Verkehrsverhältnisse des heutigen Frankreichs vor seinem geistigen Auge entrollt. Das Werk, das wir aufs wärmste empfehlen, umfaßt 20 Lieferungen zu M. 1.— und ist ebenso wie die für das Englische, Italienische und Spanische erschienenen Lehrgänge der Methode Schliemann in eleganter Einbandmappe überall in den Buchhandlungen zu haben.

Meyers historisch-geographischer Kalender für das Jahr 1907. Elfter Jahrgang. — Dieser Abreißkalender hat sich durch die anmutende Form, mit welcher er in Wort und Bild für jeden Tag des Jahres anregende Belehrung bietet, sowie als ausgezeichneter Kalender überhaupt große Beliebtheit erworben. Er ist auch diesmal recht zur Stelle, um das verdiente Plätzchen im Familienzimmer oder auf dem Schreibtische zu erhalten.

Altöttinger Liebfrauenkalender. Illustrierter Familien- und Schreibkalender für das katholische Volk. 12. Jahrgang. Verlag der Sft. Antoniusbuchhandlung Altötting. Adolf Steiner.

Alljährlich seit 1886 erscheint ein neuer Jahrgang des von der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., München-Regensburg herausgegebenen **Münchener Kalenders**, der sich in den zweiundzwanzig Jahren seines Bestehens Freunde in aller Welt erworben hat und nicht bloß eine Zierde für jedes Haus, sondern auch seit 1895 geradezu ein einzigartiges deutsches Wappenwerk geworden ist.

Der gleichzeitig zur Ausgabe gelangte herzige **„Kleine Münchener Kalender"**, zu welchem O. Hupp gleichfalls die Monatswappen entworfen, enthält außer dem Kalendarium noch eine Übersicht über die größten Städte der Erde, über Europas Eisenbahnen 1903 und Europas Postwesen 1904, und außerdem Monatsverse unseres einheimischen Dichters Ernst von Destouches, welchen derselbe eine äußerst sinnige Idee zugrunde gelegt, indem er sie zu einem Strauße von „Jahresblumen" gebunden.

Vom Steinberg zum Felsengebirg. Ein Ausflug in die Weltausstellung von St. Louis 1904 von Liborius Gerstenberger, Mitglied des bayerischen Landtags und des Reichstags. Kommissionsverlag der Buchhandlung B. Bauch, Würzburg 1905. — Es gibt nichts Genußreicheres als wenn wir in Gesellschaft jemanden zuhören können, der mit Anmut und Geschick von weiten Reisen zu erzählen versteht. Diese Gabe ist nun dem



Schloß Römhild.
Illustrationsprobe aus: „Altfränkische Bilder", 13. Jahrgang. Von Dr. Adolf Henner.
Verlag der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz, Würzburg.

Autor des vorliegenden Buches in hohem Grade zu eigen. In allerliebster reizender Weise schildert er uns seine Erlebnisse vom Steinberg zu Würzburg zum Felsengebirg in Nordamerika. Er versteht so faßlich, so anschaulich zu schildern, daß man dieses Buch als das Vorbild einer populären Reisebeschreibung nennen kann, welches Hoch und Nieder mit gleichem Vergnügen aber auch mit gleichem Nutzen lesen kann.







Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 11. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 [illegible] für das Quartal bezogen werden. Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Ingolstadt.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Schwedenkriege. Von J. Baumann. Illustriert von A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Dies war auch der Augenblick, wo Jungfer Haberlin in die Flut der Begeisterung mitgewirbelt wurde. Wem sie den Strauß gegeben, konnte sie später nicht mit Sicherheit sagen; aber sie meinte, es wäre der Kurfürst gewesen, und in ihrer Seligkeit glaubte sie gesehen zu haben, daß er ihr besonders gnädig zugenickt.

Von rückwärts folgten die Zünfte mit ihren Fahnen und dann die Menge des Volkes; von den Fenstern aber warfen die Frauen und Kinder Blumen. So gestaltete sich der Einmarsch zum Triumphzug, an ein Fest des Friedens, das schier an eine kirchliche Feier gemahnte, an eine Prozession. Am Heiligen Geistspital, das Ludwig der Bayer 1319 gestiftet hatte, waren längs des Hauses Bänke aufgestellt, und darauf standen in langen Reihen die Pfründner und Pfründnerinnen und beteten laut den Rosenkranz. Als man gleich darauf am Salzmarkt vorüberkam, erhob sich bei den hier am dichtesten stehenden Zuschauern erneuter Jubel, während die Landreiter ihre Fähnchen schwenkten.

Dann aber trat eine lautlose Stille ein, denn vom Pfeifturme bliesen die Stadtzinkenisten den ergreifenden Choral des hl. Ambrosius: „Großer Gott, wir loben dich, preisen deine Macht und Stärke.“ Dazu ertönten von den Wällen die Schläge der Kartaunen. Auf der hohen Stufenreihe der Kirche von St. Moritz stand der vollzählige Stadtklerus, angetan mit dem Ornate und umgeben von den Chorknaben. Der Pfarrherr, in der Linken die silberne Figur des Stadtpatrons, des hl. Mauritius, tragend, reichte das Aspergil.

Wo nun die Donaustraße bei der städtischen Trinkstube im rechten Winkel zur Schloßstraße umbiegt, warteten an den Eingängen zur Kreuz- und Harderstraße die Minoriten und Augustiner mit vorgetragenem Kreuze, das sie wie bei kirchlichen Festen mit Blumen umwunden hatten. Daran schlossen sich die Jesuiten und der akademische Senat in den schwarzen Mänteln der Professoren. Von da ab bildeten die Studierenden der Hochschule das Spalier und die anderen Schulen. Als hier der Rektor der Universität, Arnold Rath, seine kurze Ansprache geendigt hatte, begann von Westen her die große Glocke von Unserer Lieben Frauen ihr feierliches Geläute, und einfielen alle Glocken der Stadt: die von St. Moritz und die vom Heiligen Geistspital, die der Augustiner und Minoriten, die von St. Sebastian, vom Heiligen Kreuz und die der Nonnen vom Kloster St. Johann im Gnadental. Und wo große Glocken fehlten, da stimmten die kleineren in das allgemeine Jubelgeläute mit ein: die vom St. Bernhardi-Kirchlein, von St. Michael, die von St. Peter und Paul, vom Georgi-Kirchlein und dem der Bruderschaft Maria vom Siege.

So erreichte der inzwischen ganz gewaltig angewachsene Triumphzug den Platz vor dem Schlosse. Hier hatten sich aufgestellt der Statthalter mit einem Teile der Leibkompagnie, die berittenen adeligen Studenten, der ansässige und der zum Feste aus der Umgebung erschienene Adel, ferner die Offiziere und die Staatsbehörden. Allen dankte der Kurfürst für den überaus herzlichen Empfang und betrat dann mit den Seinigen das Schloß. Ein Teil vom Gefolge fand ebenfalls daselbst Unterkunft, ein Teil aber wurde im Kastnerhaus untergebracht, auch bei den Professoren und angesehenen Bürgern.

Eine besondere Freude machte es dem Kurfürsten, andern Tags mit seinen Söhnen durch die Stadt zu wandern, ihnen

die vielen Merkwürdigkeiten zu zeigen, und die Stellen, wo er in seiner Jugend gerne geweilt hatte. Zunächst gingen sie durch die Räume des Schlosses, das Ludwig der Bärtige begonnen und Georg der Reiche vollendet hatte. Er fand hierbei Anlaß, gar mancherlei Belehrendes über den letzten Krieg zu erzählen; hier waren nämlich mehrere gefangene Kriegsmänner verwahrt gewesen, deren Namen Bedeutung hatten, wie Torstenson, der schwedische Feldzeugmeister, den sie bei Nürnberg gefangen; ferner General Horn, der in der Nördlinger Schlacht in der Bayern Hände gefallen, und der französische Marschall Gramont, der gleichzeitig mit dem toten Mercy in Ingolstadt eingetroffen war. Dann beschauten sie in dem am Schloß gelegenen Zeughaus die Vorräte an alten und neuen Waffen, die stattliche Anzahl kunstfertig gearbeiteter Geschütze und den Schwedenschimmel. Von hier machten sie einen Rundgang auf den Wällen und Basteien. Von der Eselsbastei erklärte der liebevolle Vater, wo drüben am Galgen das Schwedenlager gestanden, und wo Gustav Adolf sein Pferd verloren, weil er waghalsig bis nahe an die Donau herangeritten, um die Festung zu erkunden. In der Harderstraße zeigte der Kurfürst ein großes, am Minoritenkirchhof gelegenes Haus, das dem Doktor Lichtenauer gehörte und in welchem der Prinz während seiner Universitätszeit gewohnt hatte.

Dann besuchten sie die Kirche St. Moritz. Hier lagen im Chore bestattet: seit 1644 der Statthalter Graf Christian v. Wahl, der kurbayerischer Feldzeugmeister gewesen, ein gar frommer Herr; ferner dessen Nachfolger Franz Freiherr v. Mercy, ebenfalls bayerischer Feldmarschall, der den Ranzau bei Tuttlingen besiegt und den Turenne bei Mergentheim geschlagen, aber „im Treffen bei Allerheim unfern Nördlingen mit einer Kugel durchschossen worden und so sein Leben vor dem Feinde den 3. August 1645 ritterlich gelassen und dessen Seele Gott gnädig und barmherzig sein wolle: seines Alters im 48. Jahre“. Also lasen sie zusammen auf der ehernen Gedenktafel. Der Kurfürst gedachte am Grabmale des getreuen Dieners in dankbarer Erinnerung. Dann geleitete er die Prinzen zur kleinen Kirche der Bruderschaft Maria vom Siege, welche in der Kreuzstraße der Frauenkirche gegenüberlag. Da gab es für die Prinzen viel zu sehen, denn hier waren an den Wänden überall Waffen und Feldzeichen aus den Türken- und anderen Kriegen als Weihegeschenke aufgehängt. Unter anderem sah man die grüne Feldbinde des Grafen v. Wahl und die Reiterfahne, welche Papst Gregor XV. im Jahre 1621 dem Feldherrn Tilly geschenkt hatte.

Mancherlei Volk hatte bisher mit entblößten Häuptern die hohen Gäste auf ihrer Wanderung durch die Stadt begleitet, nicht der Neugier wegen, sondern aus Liebe zu den hohen Herren, um sich am Anblick der schmucken Prinzen zu erfreuen, und um bescheiden aus der Ferne zuhorchend, auf die belehrenden Erklärungen zu lauschen.

Überaus erstaunten die Prinzen, als sie in dem gewaltigen Schiffe der Liebfrauenkirche standen, jenes herrlichen Gotteshauses, zu dem ihr Ahne Herzog Ludwig der Bärtige den Grundstein gelegt hatte. Sie bewunderten das daselbst aufbewahrte kunstvolle und kostbare Kleinod, ein Geschenk des Herzogs Ludwig, welches aus Paris stammte und nach dem die Kirche den Namen zur „Schönen Unserer Lieben Frau“ erhalten. Dann betrachteten sie das Glasgemälde im mittleren Chorfenster „Maria Verkündigung“, das die Herzoge Wilhelm und Ludwig gestiftet. Nun stiegen sie hinunter in die unter dem Chore gelegene Gruft, welche die Überreste von mehreren Wittelsbachern enthielt. Während hier Maximilian I. bei der Asche seiner Ahnen im Gebete verweilte, ahnte er nicht, daß schon nach nur neun Tagen in der gleichen Kirche beigesetzt sein würde, was von ihm am vergänglichsten war.

Freudig schlug sein Herz, als er sich dem Jesuitenkollege näherte, dem Wohnsitz seiner ehemaligen Lehrer. Erst besuchte er noch das gegenüberstehende Haus des derzeitigen Rektors Arnold Rath, in dem Tilly seine Seele ausgehaucht hatte. Im Sterbezimmer unterließ es der Vater nicht, seinen Kindern von den treuesten aller Diener zu erzählen. Bevor sie nun das große Klostergebäude betraten, machte er auf den zugehörigen Turm aufmerksam, auf welchem vor wenig Jahren (1611) der Jesuitenpater Scheiner die seltsamen Sonnenfackeln entdeckt hatte.

Im Kollege wurde der hohe Gönner und Schirmherr überaus herzlich empfangen. Liebevoll zeigte man den Prinzen die für die damalige Zeit sehr ausgedehnten geologischen und zoologischen Sammlungen und die lange Reihe von Bildern der Herrscher aus dem Hause Wittelsbach. Schließlich erfüllte die hohe Familie eine Pflicht der Pietät und besuchte in der Gruft den Sarg des Feldherrn Tilly; noch befand er sich bei den Jesuiten, denn erst im nächsten Jahre wurde er, wie es Tilly gewünscht, in die in der Stiftskirche zu Altötting vorbereitete Ruhestätte verbracht. (Schluß folgt.)



Dann beschauten sie in dem am Schloß gelegenen Zeughaus.

Der Nestor der Wittelsbacher.

Von H. Leher. (Schluß.)

Auch die Sulzbacher Landstände setzten den Vorschlägen ihres Herzogs Widerstand entgegen; sie billigten den gregorianischen Kalender, sprachen sich aber dennoch für die Beibehaltung des alten julianischen Kalenders aus. Sie bedachten dabei nicht, daß nicht nur die Katholiken des Herzogtums Sulzbach selbst diesen Kalender angenommen hätten, sondern auch die Nachbarländer. Der Herzog beriet sich 10 Monate über das Gutachten seiner Landstände, dann folgte die Entscheidung am 31. Oktober 1655. Sie lautete dahin, daß in Erwägung der vielen Irrungen und Unordnungen, welche notwendig durch den gleichzeitigen Gebrauch der beiden Kalender dem ganzen Lande erwachsen müßten, und zur Beförderung des allgemeinen Besten nach dem rühmlichen Beispiel vieler Königreiche, Fürstentümer, Freistaaten und Städte in und außer dem heiligen römischen Reiche, der neue Kalender mit dem ersten Adventsonntag gleichmäßig und überall im ganzen Lande eingeführt werden solle.

Christian August war bei diesen Unterhandlungen vielfach in persönliche Beziehungen mit seinen katholischen Vettern von Pfalz-Neuburg, speziell mit dem kurfürstlichen Hofe in Düsseldorf gekommen. Bei diesem Verkehr wurde in seinem empfänglichen Herzen Neigung und Liebe zur katholischen Religion geweckt; mächtig wirkte auch auf sein empfindsames Gemüt der Übertritt seines besonderen Vertrauten und Geheimen Rates, des einer Nürnberger Patrizierfamilie entstammenden Johann Abraham Prömer, welcher zur katholischen Kirche übertrat. Das Andenken dieses Mannes ist heute noch in Sulzbach ein gesegnetes. Nach seinem Tode vermachte er sein ansehnliches Vermögen den katholischen Armen der Stadt Sulzbach und seine Stiftung bildet heute noch den Grundstock des dortigen Armenfonds. Lebhafte Einwirkung auf den Herzog übten ferner der Pfalz-Neuburgische Kanzler Freiherr Franz v. Giese, der Freiherr Franz Mercurius v. Hellmont. Mehrere hervorragende Mitglieder des Kapuzinerordens traten mit dem Herzog in Verkehr, und ihre Beredsamkeit brachte es zustande, daß sich Christian August bereit erklärte, zum Katholizismus überzutreten. Am 1. Januar 1656 sprach er in der Schloßkapelle des Fürstbischofs zu Würzburg das katholische Glaubensbekenntnis und wiederholte es in feierlicher zeremonieller Weise fünf Tage später in der Jesuitenkirche zu Neuburg a. d. D.

In einem rührenden Briefe gab er seiner Mutter, die ihren Witwensitz in der Reichsstadt Nürnberg aufgeschlagen hatte, hiervon Kenntnis. Sie antwortete ihm mit der Mahnung, daß er namentlich seine protestantischen Untertanen nicht bedrücken solle. Ein ähnlicher Briefwechsel entspann sich mit seiner älteren Schwester Anna Sophia, Gräfin von Ötlingen. Diese Briefe gewähren uns einen tiefen Einblick in das edle Herz des Fürsten und beweisen, daß er nur seiner Überzeugung folgte und nicht persönliche Rücksichten oder Vorteile bestimmend waren.

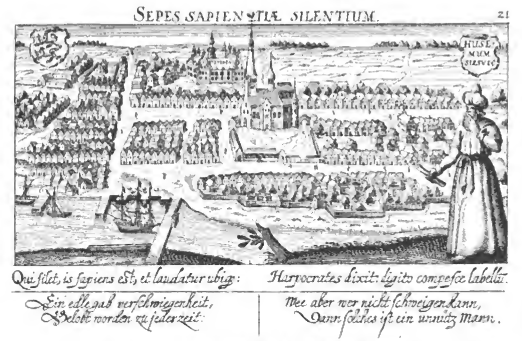
Seiner Schwester schrieb er: „Ich verdenke es dir nicht, daß du mir den Übertritt mit schwesterlichem Beklagen verweist. Deine unverhohlene Mitteilung ist mir lieber, und ich danke dir dafür. Würdest du wie ich die Welt durchreist, die Bücher gelesen, die Streitigkeiten der Menschen erwogen und die Gnade Gottes im Gebete erschaut haben, und den Trübsalen so lange unterlegen gewesen sein, würdest du nicht weniger erkannt haben, wie stark der Herr ist, dem ich von Jugend auf in guten wie in bösen Tagen und nun in Erwartung und Hoffnung, noch Besseres zu erleben, in Gehorsam diene. Meine Jahre werden immer weniger, der Tod naht. Der Weg ist schmal und die Verantwortung und Rechenschaft groß. Große Trübsale warten noch meiner, und ich muß sie erdulden, weil ich durch Gottes Gnade den Gekreuzigten gewählt habe, der wolle mich auch vertreten und die Erkenntnis seines Willens kund geben zu seiner Zeit, damit auch du in ihm täglich zunehmen und der Wahrheit in ihm teilhaftig werden mögest. Ich gedenke dabei nicht, jemanden seines Glaubens wegen zu hassen, weil nicht meine Verdienste sondern Gottes Gnade meinen Willen gebrochen und sich mir kund gegeben hat."

Papst Alexander VII. gab in einem Handschreiben vom 5. Februar 1656 seiner Freude über diesen Übertritt Ausdruck und übersandte ihm sein Bildnis. Als auch die Herzogin Amalia Magdalena mit den Kindern zur katholischen Kirche übertrat, sandte der Papst ein neues Schreiben und gab dem Erzbischof von Pisa, seinem Nuntius in Wien am kaiserlichen Hofe, den Auftrag, daß er sich der Angelegenheiten des Herzogs bei dem Kaiser und bei dem Kurfürsten von Bayern mit aller Sorgfalt annehme. Als sichtbares Zeichen der Konversion dient heute noch die von Christian August erbaute St. Annakirche auf dem Kastenbühl zu Sulzbach. Bis dahin befand sich auf dem Berge nur eine hölzerne Kapelle; die Kirche wurde erst vor wenigen Jahren neu restauriert und erweitert. Der Blick vom Berge hinaus in die weiten Lande gehört wohl unstreitig zu den schönsten Aussichtspunkten der Oberpfalz.

Leider änderte Pfalz-Neuburg seine feindselige Politik gegen Christian August nicht, sondern bezichtigte insbesondere seinen Freund, den Freiherrn von Hellmont, daß er ihn zu bedenklichen Religionsneuerungen zugunsten der Evangelischen verleitet habe. Kurfürst Philipp Wilhelm ließ den Freiherrn auf einer Reise durch bewaffnete Reiter aufheben, und nach kurzer Verwahrung in Neuburg nach Rom bringen. Darüber grämte sich Christian August so sehr, daß er in einem Anfall von Schwachheit niedersank und im ersten Augenblicke von seiner Gattin für tot gehalten wurde. Er sandte sofort einen Beschwerdebrief an den Papst. Unter solchen Kränkungen und Verdrießlichkeiten floß die Regierung Christian Augusts dahin.

Er versäumte nichts, seine Residenzstadt zu verschönern, baute ein ansehnliches Gebäude für die Landesregierung und Hofkammer; auch der stattliche Turm der Stadtpfarrkirche, der heute noch von weitem den Besucher von Sulzbach begrüßt, wurde von Christian August erbaut. Der Turm wurde im Jahre 1552 durch einen Blitzstrahl eingeäschert, nach 10 Jahren hatte man ihn wieder hergestellt, aber der Grund war sehr leichtfertig gelegt, so daß der Turm am 19. April 1691 wieder einstürzte.

Es nahte der Tag, an welchem Christian August vor 50 Jahren die Regierung seines Landes angetreten hatte und



Husum. Jugendaufenthalt des Herzogs Christian August.
Aus „Meisners Schatzkästlein, Frankfurt 1626. Stich von Georg Keller.“

mit der Feier dieses Jubelfestes sollte zugleich die Feier seines 73. Geburtstages verbunden sein. Der greise Fürst wollte diese Doppelfeier zum Festtage für sein ganzes Volk machen und nahm sich vor, alle seine Untertanen, welche das 70. Jahr zurückgelegt hätten, an seinem Geburtstag zusammenzuberufen, und ihnen ein feierliches Mahl anrichten zu lassen. Es wurden zunächst alle Personen beiderlei Geschlechts aufgezeichnet. Es ergab sich, daß ihre Zahl für ein derartiges Fest doch zu groß sei, und viele auch des hohen Alters und der körperlichen Schwäche halber nicht herbeikommen könnten. Der Herzog beschloß daher die Einladung auf das Landgericht Sulzbach zu beschränken. Sein Kammerdiener Wolfgang Philipp Panzer wurde beauftragt, mit Hilfe der Pfarrer beider Konfessionen die vollständige Liste aller dieser Personen festzustellen.

Als Sinnbild der Vergänglichkeit alles Irdischen sollte bei dem beabsichtigten Mahle nur irdenes Geschirr gebraucht werden. Es wurde für die fürstliche Tafel ein neues Service Majolika-Geschirr bestellt, für die zu labenden Gäste wurden Krüge von Creussen herbeigebracht und fein mit Zinn beschlagen; ferner wurden bestellt 300 zinnerne Löffel, 200 große und 100 kleine Schüsseln, 500 Teller, 60 Salzfässer, alles von sauberem Hemauer-Geschirr; dann 300 Bestecke, Messer und Gabeln, und heißt es des weiteren in der heute noch erhaltenen Relation: „über diesen Fest bei weilen Sr. Durchleuchtigst gnädigst beschlossen, Ihre Gäste auch noch absonderlich zu regalieren, und ihnen etwas zum Besten und zum Verspielen aufzusetzen, so wurde zu solchem Ende, unter der Hand ein schöner großer Ochse und eine nicht minder schöne Kuh auf gnädigsten Befehl erhandelt und etliche Wochen heimlich gemästet.“ Als Ort der Festlichkeit wurde der Saal des Rathauses gewählt. Seine churfürstliche Durchlaucht nahm bei der Tafel im erhöhten Erker Platz, auf 12 Tischen speisten die Gäste. Weil der Platz noch zu klein war, wurde auch im Ballhause an 10 Tischen gespeist. An der hochfürstlichen Tafel saßen der Herzog, der Erbprinz Theodorus Eustach, dessen Gemahlin, drei siebzigjährige Damen, Frau v. Steinlin, Fräulein von Gebertsan, Fräulein Kerbin, der 72 Jahre alte Herr von Gravenreuth zu Pygersreuth, der Kammerat Ströbel, der katholische Pfarrer Silberbauer, beide 70 Jahre alt, der 77 jährige evangelische Pfarrer Florinus von Neukirchen. An dem Tisch der Gäste saß als erster, der 73 jährige Spitaler Jonas Quist, da er zuvor den Ochsen gewonnen hatte, neben ihm der 75 Jahre alte Leutnant Schrör, und daneben der gleich alte Stadtwachtmeister Andreas Burkart. Am Tische der Frauen präsidierte die fürstliche Konfektkammer-Vorsteherin Jungfrau Euphrosine Ayerlinger; 23 Personen, die wegen des hohen Alters und Gebrechlichkeit nicht persönlich erscheinen konnten, wurde die Mahlzeit ins Haus gesandt. Unter ihnen befand sich die Seniorin des Landes, die 93 jährige Anna Stegerin von Königstein. 23 Personen waren während der Vorbereitungen gestorben. Vor dem Mahl hielt der Oberst, Hofrat und Pfleger zu Flossenburg, Andreas Lazarus Imhof von Merlach, einen feierlichen Vortrag, in welchem die Ursache der Festivität erklärt wurde.

Hierauf wurden der schon gemästete Ochse mit vergoldeten und die Kuh mit versilberten Hörnern, jedes von zwei Metzgerknechten an weiß und blauen mit großen Quasten behangenen Schnüren herbeigebracht. Auf dem Schloßplatze standen zwei zubereitete mit zwei Schiedsrichtern bestellte Tische; an dem einen spielten die alten Männer um den Ochsen, an dem anderen die Frauen um die Kuh, und zwar mit Würfel; die allerhöchsten Herrschaften sahen dem Spiele von den Schloßfenstern aus zu. Nachdem Frau Fortuna entschieden, begab man sich an die Tische, wo man in der bereits beschriebenen Ordnung Platz nahm. Die Mahlzeit bestand in vier Gängen; Wein und Bier wurde nach Belieben kredenzt, und dauerte bis 8 Uhr abends, die Herrschaften gingen von Tisch zu Tische und unterhielten sich aufs leutseligste mit den Gästen.

Vom Rathaus aus begab sich der Hof in das Ballhaus. Krüge, Messer, Gabeln, Teller und Servietten durften die Gäste mitnehmen, das Tischtuch an jedem Tische wurde verlost. Am andern Tag erhielten die Gäste vom Hofe noch Geld zur Beschaffung eines Frühstückes.

Damit auch die Jugend von dieser Begebenheit ein Andenken empfangen möchte, wurden Schaupfennige geprägt und an sämtliche in der Stadt befindliche Kinder von 5—10 Jahren geschenkt. Sie hatten sich zu diesem Behufe im fürstlichem Schloßhof vorzustellen, wo sie mit einem kleinen

Trunke gelabt und dann zum höchsten Handkusse zugelassen wurden.

Nochmals sollte der greise Fürst die Schrecken eines großen Krieges in nächster Nähe sehen, im spanischen Erbfolgekriege. Man hörte in Sulzbach den Donner des Bombardements von Amberg, welches der bayrische General Graf von Bonifazio 30 Tage lang gegen die Österreicher unter Graf Ludwig Herbeville verteidigte. 112 Häuser Ambergs lagen in Asche und fast jedes Haus war beschädigt. Am 10. September 1704 reiste der römische König Joseph, der sich in die Pfalz zur Belagerung von Landau begab, durch Sulzbach. Herzog Christian empfing ihn außerhalb der Stadt, und unterhielt sich lange mit ihm.

Still und gottergeben sah der greise Fürst das Ziel seiner Tage nahen. Von allen gleichzeitigen Fürsten der Erde war er der älteste. Am 82. Geburtstag ließ er eine Gedenkmünze prägen, sie zeigt auf der einen Seite sein wohlgetroffenes Bild mit der Unterschrift: Christian August, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Jülich, Cleve nnd Berg; auf der anderen Seite befindet sich das Bild einer starken Eiche mit dick belaubten Ästen.

Das Rathaus zu Sulzbach bewahrt in seinem großen Saale ein wohlgelungenes Bildnis des Herzogs. Das Porträt, von einem unbekannten Meister, ist vorzüglich gemalt und zeigt prägnant die scharfen intelligenten Züge des Fürsten.

Der Herzog steht im kriegerischen Schmuck vor uns in hohen Reitstiefeln, den Degen am Gürtel, über das Büffelkoller den schweren Panzer. Auf dem Tische liegt der Helm, die rechte Hand des Herzogs stützt sich auf eine Standuhr.

Christian August war ein außerordentlich gelehrter Fürst. Er war ein Spezialist in den orientalischen Sprachen, beherrschte das Hebräische, verstand sogar den Talmud zu übersetzen, und unter seiner Regierung siedelte sich eine ansehnliche nunmehr auf wenige Familien zusammengeschmolzene jüdische Kolonie in Sulzbach an. Er verwandte große Summen zur Schaffung von Büchern aus allen Zweigen der Wissenschaft, beschäftigte sich auch mit Chemie, oder vielmehr mit der damals beliebten Alchimie; wähnte man doch, es werde einst gelingen, Metall in gleißend Gold zu verwandeln.

In seinem Hofhalt sowie in seinem Staatswesen übte er die größte Sparsamkeit und hielt peinliche Ordnung.

Immer war er besorgt, daß seine Untertanen so wenig als möglich belastet würden. — Die Armen und Dürftigen priesen seine mildtätige Hand, es war ihm eine Seligkeit, Almosen zu spenden. — In der Künstler- und Gelehrtenwelt genoß der Herzog von Sulzbach großes Ansehen. Er betrachtete Künstler und Schriftsteller als Ritter des Geistes und empfing sie demgemäß an seinem Hofe wie Kavaliere.

In seinen Lebensgewohnheiten war er das Ideal der Mäßigkeit. Er aß äußerst wenig, niemals Fleisch, und trank weder Wein noch Bier, sondern nur Wasser. Seiner einfachen schlichten Lebensweise schrieb man das Geheimnis seines hohen Alters zu. Er starb am Abend des 23. April 1708, und wurde in der von ihm errichteten Fürstengruft in der Kirche von Sulzbach beigesetzt.



Das Rathaus zu Sulzbach, in dessen Saale das „Gastmal der Greise“ stattfand.

Unveröffentlichtes über Johann Kaspar Thürriegels Pläne zu einer Massen-Desertion und -Auswanderung aus Bayern nach Spanien 1768.

Von Archivrat Dr. Joseph Weiß. (Fortsetzung.)

Zwei Jahre zuvor, am 21. April 1766, waren die beiden Zarriwary und Aschauer in Augsburg mit Thürriegel, der sich damals auf dem Wege nach Spanien befand, zusammengetroffen und hatten mit ihm einen Vertrag[1]) vereinbart: 1. die drei versprachen Th. seine Wirtshausrechnung vom 8. April an bis zur Abreise täglich mit 2 fl. und ungefähr 8—10 Kr. zu bezahlen, sowie 2. bei Th.'s Ankunft in Ulm oder Schaffhausen, wo er sein Söhnlein[2]) mit einer Wartefrau in Kosten geben wolle, auf Th.'s Quittung der Wartefrau 70 rheinische fl. zu zahlen. — 3. Kaspar v. Zarriwary soll den Th. und dessen Frau von Augsburg über Schaffhausen bis Madrid begleiten und die gesamten Reisekosten bestreiten mit 600 rhein. fl. oder 120 holl. Dukaten. — 4. Für all das versprach Th.: die Drei „bey dem zum Königl. Spannischen Dienst zu errichtenden mir bereithß versprochenen Corpß" als erste Hauptleute an dem Tag der Kapitulation anzustellen und im Falle „wider alles Vermuthen und erhaltene Versprechen" die Sache sich zerschlage, sich bei einer andern Macht für sie zu verwenden. — 6. Wenn aber einer oder alle 3 ohne Th.'s Zutun unterkämen, wolle Th. alle Vorschüsse zurückgeben. — 7. Alle 4 verbündeten sich „vor einen und einer vor alle", allen Gewinn, ausgenommen die Gage, so zu teilen, daß Th. die eine Hälfte und die 3 die andere Hälfte erhalten sollten. Mit Entwürfen derart waren sie nach Madrid gekommen. Hier habe sie, sagten sie zu Baron Sarny, Th. im Stich gelassen und „in der ganzen Stath blamieret und gesprochen, daß wür als falsche Spieller von Chur-Bayern cassieret warden", er könne sie nicht brauchen. Sie hatten freilich alle vier sich gegenseitig nichts vorzuwerfen. Ihnen sämtlich brannte ja die vaterländische Erde unter den Füßen, allein gegen Thürriegels Schlauheit, der sie ausnützte, solange er sie brauchte, vermochten sie nicht aufzukommen. Sie hatten zwar noch einen Helfershelfer gefunden in der Person eines vierten bayerischen Offiziers, namens Karl v. Schwaiger, ehemals Leutnant und Auditor im Regiment Lerchenfeld. Dieser war wegen einer Affäre mit dem Rat Packenreuth in Straubing nach Frankreich geflohen; in Montpellier traf er mit Thürriegel zusammen, der ihn beredete, mit ihm nach Spanien zu gehen, wo er ihm eine Eskadron in dem neuen Dragonerregiment versprach. In Madrid lebte er bei Thürriegel als Sekretär in dessen Kost ohne Gehalt. Er begann, wahrscheinlich auf Anstiften Sarnys, eine Schrift gegen Thürriegel[1]), als er sich mit diesem, der auch ihn mit Versprechungen hinhielt, überwarf. Von der zur Bloßstellung Thürriegels geplanten Flugschrift ist der Anhang erhalten und lautet folgendermaßen:

[1]) Münch. Staatsarchiv a. a. O.

[2]) Friedrich Alexander Jakob Karl, geb. 28. März 1761 in München.

„Schreiben eines churbayrischen officiers an seinen Freunde über daß Unglick, das er in die Thürrieglische Hande gefahlen.

Freund, wen ich dich noch noch so nenen därffte, wo ich doch nicht glauben kan, das du mir deine Freundschafft nach nach den verabschenungswürdigen Vorschrifften der Mode nur aus dem Grund weil ich aniezo unglicklich bin soltest entzogen haben, göne mir, von meinen dermahligen Schicksaalen dir genaue Nachricht zu geben. Ich wil dich nicht beheligen mit dem dir ohnehin zugenügen bekanten unglicklichen Auftrit des Regirungs Rath Packenreuth, noch weniger mit weitläuffigen Wortgepränge dir abzuschilderm den ungerechten Haß, mit dem mich ein La Rosee[2]) verfolget, denn mir stunden noch mehr Unglicksstürme bevor. Ich name den 9t Octobre ao 67 den lezten Abschid von dir, liebster Freund. Wür redeben fast nur mit Thränen, wo ich dir noch das Inerste meines Herzens entdeckte, du hast selbst gebiliget, das ich bey dem weltbannten General Leutn. v. Luckner[3]) mein zukunftiges Schicksal suchen solte. O hatte ich disen Entschluß gefolget. Aber alleinig (ich weiß nicht, wie ich es nennen solle) die Vorsicht oder das Ungefähre hat mich in die Hande eines Menschen geliffert, dessen Caracteur und alles dir genau abzuschilderen, was mir mit ihme begegnet, vor notwendig finde. Ich ferchte nur, wenn ich dir den Namen schreibe, das

[1]) Erhalten im Geh. Staatsarchiv 294/37.

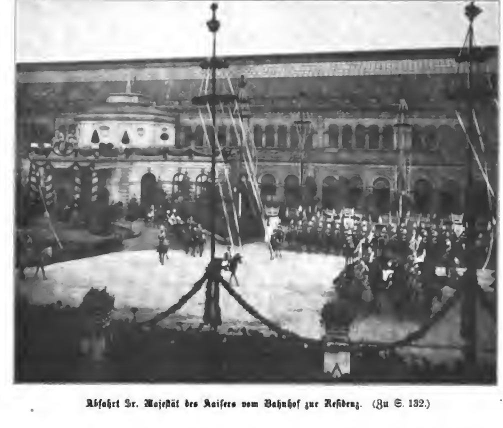
[2]) Wohl der Kriegsminister Johann Kaspar Graf v. Larosee.

[3]) Der bekannte Chamauer, damals im Dienste Frankreichs und Inhaber des Regiments „Bourbon".



Der Platz vor der Feldherrnhalle mit den geschmückten venetianischen Masten. (Zu S. 132.)

du nicht vor Abscheu das ganze Blat wegwürfest und mich unwürdig deiner ferneren Freundschafft achtest. — Kurz: Thurriegel ist diser Man, zu welchen mich das Verhängnuß in Montpellier den 23 Decembre aõ 67 geführet, und ich schäzte mich zu selbiger Zeit glicklich diesen Man (dan sein interieur war mir unbekand) getroffen zu haben, dan ich habe ihne nur von der schönen Seiten betrachtet als vor ein Subiect, dem ganz Spanien wegen seinen ungemein gutt ausgearbeitteten Project, die Bevölckerung ihrer König Reichen betreffend, anbettet, als einen zukunftigen General lieutenant des ihme schon von seiner allerhöchst Cathol Mayestet zu erichtenden versbrochenen Corps, dan also hat er sich selbst bey mir abgeschildert und überdaß noch die masquirte Sprache eines Menschen Freind angenomen, wie das er sich glicklich schäze, nachdeme ihme Seine Königl. Mayest. die gnadigste Erlaub gegeben, bei seinen zu erichtenden dan in leichter Cavalerie und Jnfanterie bestehenden Corps alle Officiers Pläze nach seiner satisfaction zu vergeben, seinen Landes Leuthen zu hälffen, mir aber sogleich in Madrid zu beweisen daß dises nicht leerer Worde sein solte. Wer ware nun in seinen übereulten Einbildungen damahls glicklicher als ich. H. Thuriegel machte mir das offert, mich mit ihme nach Madrid zu nehmen, ich name solches unter tausend Dancksagungen an und wurffe mich mit allen ersinlichen respect in seine Protection. Der 25. X^bre ware der unglickliche Tag, wo er, Thuriegel, seine Frau, sein 7 jahriger Knab und eine von ihme so betitlete 60 jahrige Gubernantin, dan ich die Reise von Montpelier nach Madrid antratten. Jezo komt mir eine ganze andere Scen, liebster Freund, und von nun fangt mein Leiden an. Wür reiseten kaum 8 Täge, dan so lange hatte ich mit meinen 6 louidors, in welchen mein ganzes Capital bestunde, vor die ganze familie bezallet, was entstunden vor Sauerreien, vor Schmehungen, die dises zertlichste Ehebar unter einander vorwarfen, vor dessen Ausdrückungen die nidertrechtigste Seelen errotten. Der gemeinste titl ware, das er seine Frau in denen offentlichen Würtshausern eine H... schelbete, sie ihme hingegen Ohrfeigen versezte, Schipf Haar ausrisse und alles, waß sie nur fande, an Kopf warffe. Diser inerliche Haußkrieg wurde sogar in der Carosse gefüret, so zwar, das sich unsere 2 Fuhrleuthe als Schidrichter mit ihren Geiseln aufgeworfen, wan nicht Fride erfolget wäre. Die alte 60 jahrige Frau, welche ich die gubernantin des minderjährichen Sohn geglaubt habe zu seyn, hat ein Mitl gefunden, daß sie disen tumult nicht anhören und ansehen durffte, und hatte sich entschlossen, täglich einen so dichtichen Rausch anzusauffen."



Abfahrt Sr. Majestät des Kaisers vom Bahnhof zur Residenz. (Zu S. 132.)

Baron Sarny nahm sich der beiden Zarriwarys, Aschauers und Schwaigers an. Sie dienten ihm als Spione gegen Thürriegel in Madrid, zum Dank vermittelte Sarny im September 1768 ihre Rückkehr nach Bayern.

Etwa im Mai 1766 hatte Thürriegel in Madrid sich dem bayerischen Gesandten[1]) vorgestellt als geborener bayerischer Untertan, mit der Bitte, ihm Protektion und Zutritt bei Hof und den Ministern, namentlich beim Kriegsminister zu verschaffen. Er zeigte seine Patente, wonach er 17 Jahre in Frankreich und dann als Oberstleutnant in Preußen gedient hatte. Von seiner Herkunft sprach er nicht, um so mehr strich seine Heirat mit einem „Frl. v. Schwanenfeld" heraus, die nach seiner Angabe die Tochter einer gleichnamigen Baronin aus Augsburg und Kaiser Karls VII. Albrecht sei rc. Sarny traute ihm nicht und wurde vom bayerischen Minister Paumgarten bestärkt, ja zurückhaltend zu sein, denn Thürriegel sei ein schlechter Kerl (»un mauvais sujet«). Dieser aber spottete aller Maßnahmen und Reskripte aus München und pflegte sich über die „ungeschichte dumme Bayren" [2]) lustig zu machen.

Da taucht in einem Bericht Sarnys aus Madrid an den Minister Paumgarten in München vom 29. Februar 1768 eine seltsame Kunde auf.

Der Gesandte schreibt (französisch): Thürriegel hat seine Vertragsverbindlichkeiten gegen die Krone zum großen Teile eingelöst und der König hat alle seine Versprechungen ge-

---

[1]) Sarny an Paumgarten 1767 Mai 3 (Staatsarchiv 294/3).
[2]) „ „ „ 1768 Sept. 12 „ „



Triumphbogen der Münchener Brauer. (Zu S. 132)

wissenhaft gehalten gegenüber ihm und seinen Kolonisten, welche die äußerste Zufriedenheit in ihrem neuen Staate bezeugen. Dieser Umstand hat Herrn Thürriegel in Gunst gesetzt. Soeben entdecke ich nun, daß er heute einen Vorschlag macht, der sich nicht auf Kolonisten bezieht, sondern auf Legionen von regulären Truppen, 10000 Mann an der Zahl. Die Schwierigkeiten, die er in den besser bevölkerten Ländern Deutschlands fand, wo seine Sendboten viele Mühe hatten, zu entkommen, haben ihn bestimmt, seine Blicke auf Bayern und die Pfalz zu richten. Aus diesen beiden Nationen will er seine Legionen bilden, was ihm um so leichter fallen dürfte, als nach seinem Vorgeben unsere Untertanen, des Joches der gegenwärtigen Regierung überdrüssig, nur auf eine günstige Gelegenheit warten, demselben sich zu entziehen. Demgemäß hat er bereits alle seine Maßnahmen gefaßt. Er hat durch seine Kolonisten die unendlichen Vorteile des Dienstes in Spanien übertreiben lassen; er selbst hat nach Bayern geschrieben, wo er Bekanntschaften haben soll, und besonders sind es die Grenadierkompagnien Lerchenfeld und Herold, auf die er sein Auge geworfen hat. Diese Truppen sollen alle mit den Waffen desertieren in genügend hoher Zahl, um sich durch die Staaten der verschiedenen Fürsten, durch die sie hindurch müssen, freie Bahn schaffen zu können. Und damit sich nichts ihrem Abzug aus unsern Staaten entgegenstelle, soll der infame Verführer alle Gerichtsdiener („die Schergen und Ambtleuth") durch die glänzendsten Versprechungen gewonnen haben. Dieses ganze feile Pack, das beauftragt ist, ist, den Ausbruch zu erleichtern und ihn durch Verleitung aller Seinesgleichen zu verstärken, soll hier durch den H. Thürriegel recht vorteilhaft untergebracht werden. Das scheint mir so wichtig, daß ich keinen Augenblick verliere, um Euer Exzellenz zu benachrichtigen, damit Sie ohne den geringsten Verzug die Vorkehrungen treffen können, die Ihnen Ihre Weisheit und Klugheit eingeben wird. Sie begreifen selbst am besten, daß diese Meldung im strengsten Geheimnis bewahrt und daß alle Briefe für die Offiziere, Unteroffiziere und die obengenannte Klasse an Leuten während mehrerer Posten beschlagnahmt werden müssen, damit wir noch weiteres entdecken können. Ein sicheres Hilfsmittel wäre es auch gewesen, wenn ich mich inkognito nach der Sierra Morena begeben hätte, um persönlich zu suchen aus den bayerischen Ansiedlern, deren es dort eine große Zahl geben soll, herauszubekommen, welches Wegs sich der Herr Thürriegel zu ihrer Verleitung bedient hat. So würden wir sicherlich reichliche Aufklärung gewonnen haben, allein, solange man derart in Not ist, wie ich, sind einem solche Hilfsquellen versagt und bleibt man oft ratlos Mißlichkeiten und Unfällen preisgegeben, weil man nicht zur rechten Zeit ein Hundert Thaler springen lassen konnte." Auch den pfälzischen Gesandten, Prinz Gallean, will er einiges von Thürriegels Absichten wissen lassen, die ja auch den pfälzischen Hof interessierten.

Mit Hilfe der Schliffe und Kniffe seiner Spione, der obenerwähnten ehemaligen bayerischen Offiziere, sucht Baron Sarny fortan insgeheim hinter den Thürriegelschen Anschlag auf Bayern zu kommen. Am 7. März 1768 teilt er in Geheimschrift seine neuesten Entdeckungen mit: „Man muß ohne Zeitverlust einen gewissen Berghaimer, Eisenamtmann vom Rentamt Straubing und gewesenen Wachtmeister vom Gschrayischen Korps, festnehmen, ingleichen den Scharfrichter von Ingolstadt, namens Vetterl, die von Thürriegel mit der Ausführung der Desertion, wozu sie alle Amtsknechte im Lande zu gewinnen haben, betraut sind. Vetterl soll auch mehrere Briefe für G. Aichner, Hauptmann bei den Lerchenfeld-Grenadieren, haben. Man könnte, denke ich, seine Brief abbeschlagnahmen und sich seiner Papiere bemächtigen, aber in alledem heißt es mit genügender Umsicht und Verschwiegenheit verfahren, um die Sache, welche möglichste Behutsamkeit verdient, nicht ruchbar zu machen. Nach dem Plan, den sich der fragliche Mensch (Thürriegel) zurechtgelegt hat, sollen die desertierenden Truppen teils über Augsburg, teils über Landsberg, Schongau und Füssen den Weg nehmen. Er weiß, daß wir nur sehr wenig an all diesen Stellen haben, aber man könnte mehr dahinlegen oder unsere Lechbrücken abbrechen.... Der fragliche Mensch fürchtet allmählich, es seien mehreren Offizieren unserer Truppen seine Briefe an sie nicht zugegangen, weil er von ihnen keine Antwort bekommen hat. Der Herr Aichner, den man auch unter der Zahl vermutet, hat ebensowenig geantwortet wie die anderen. Gerade deshalb ist es um so mehr geboten, nur mit der äußersten Behutsamkeit und unendlicher Umsicht vorzugehen, um nicht am Ende Ehrenmänner zu treffen, die ja nichts dafür können, wenn man ihnen schlimme Anträge machte." Mittlerweile vermochte Baron Sarny nach München zu berichten, daß verschiedene Geschäftsmänner von Montpellier und Cadiz gegen Thürriegel in Madrid wegen unerfüllter Forderungen Klage erhoben hätten. Vor Austrag dieser Prozesse wollte die spanische Regierung auf keine weiteren Pläne Thürriegels eingehen. Allein, schreibt der Gesandte am 14. März 1768, das werde Thürriegel, dessen ganzes Benehmen »un tissu de friponneries et d'impostures«, ein Gewebe von Spitzbübereien und Betrügereien sei, kaum abhalten, seine Korrespondenz mit Bayern fortzusetzen. Man müsse im Gegenteil diese scharf überwachen und seine falschen Adressen auskundschaften, um die Briefe abzufangen. Gegen den Ingolstädter Scharfrichter solle man zwar weiter nichts tun, denn der Brief Thürriegels

an ihn sei nicht abgegangen, wohl aber sei der Eisenamtmann Bergheimer festzunehmen, ebenso ein gewisser Hohenreuther, Taglöhner oder Lehenlakai in Amberg, von dem 3 Söhne, einer im Regiment Holnstein, dienen. Wenn ich nur Geld für Bestechungen hätte! jammert Sarny; denn die Genossen Thürriegels wollten bezahlt sein für das Risiko, umgebracht zu werden durch Schergen Thürriegels, »qui n'a ni foi ni loi ni religion«, der keine Treue, kein Gesetz, keine Religion hat. Die Briefe an Th. aus Deutschland seien adressiert an: Ulric Pouff, banquier à Lyon, ihrer müsse man sich auf der Post bemächtigen. Nur der Kurfürst Max Joseph und Minister Paumgarten sollten in das Geheimnis eingeweiht werden.

Endlich, am 21. und 28. März 1768 ist Baron Sarny in den Besitz von Aufzeichnungen und Abschriften gelangt, die mit der Vorbereitung und Ausführung des Anschlages auf Bayern zusammenhängen und ihm von den 3 Offizieren beschafft wurden, welche der Gesandte nun der Gnade und Erkenntlichkeit des Kurfürsten empfahl. „Ich muß erschrecken", ruft er aus, wenn ich das Projekt »du plus exécrable des hommes« des scheußlichsten der Menschen aufdecke, weil es auf nichts Geringeres als eine Aufwiegelung von ganz Bayern abzielt. »Ce méchant homme plein de ruses et d'artifices«, der elende Mensch voller Ränke und Schliche sinnt heute nur auf Mittel, um zu seinem Ziele gelangen, und verfaßt zu dem Behufe ein Schriftstück in Form eines „Gesprächs zwischen einem spanischen und einem bayerischen Bauern", das er drucken und alsbald bei uns und in der Pfalz verbreiten lassen will. Augenblicklich arbeitet er daran, um den Druck einem gewissen Steppler in Frankfurt a. M. anzuvertrauen, der ehedem Prokurator war, aber schlechte Geschäfte machte und heut sein Leben mit dem geheimen Druck von allerlei verbotenen Schriften und Papieren fristet." Bei diesem Steppler in Frankfurt solle man die ersten Exemplare durch einen Vertrauensmann beschlagnahmen lassen, aber sobald als möglich, da der erbärmliche Th. Tag und Nacht an dem verhaßten Werke schaffe. „Ich zittere für unser teueres Vaterland, wo dieser Verbrecher die größten Unruhen anstiften will im Glauben, daß unser Volk aus Unzufriedenheit mit der Regierung nur auf die Revolution wartet . . . Er rechnet mit dem Antrieb, den hiezu die Freiheit bietet, alle Klöster, Ämter und Mauthner im ganzen Land ungestraft ohne daß jemand sich widersetzen kann, zu plündern, wobei die Truppen und Gerichtsdiener als Erste das verhängnisvolle Beispiel geben sollen. Das sind die Absichten und Vorkehrungen dieses Vaterlandsverräters . . Einer Persönlichkeit, die sehr wichtig ist und nicht entschlüpfen darf, muß man sich schleunigst versichern, nämlich eines großen Freundes von Thürriegel und bei dem man viele von Briefen finden muß: Johann Keller, reduzierter Feldscheer in Landau." Das Thürriegelsche Projekt sei zu sicher und gut abgekartet, als daß es mißlingen könnte. Sarny schickt Abschriften und macht besonders auf einen Artikel der Verschwörung aufmerksam, durch den der bayerische Hof mit dem österreichischen entzweit werden soll. Wahrscheinlich wolle Thürriegel damit sich an der Kaiserin Maria Theresia rächen, weil sie einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe. Man müsse ihn durch einen Zeitungsartikel von Regensburg aus entlarven und sich mit Österreich verständigen. Das angebliche Frl. v. Schwanenfeld, das mit Th. als dessen Frau lebe, sei die Tochter eines gewissen Imling, der Hautboist im Münchener Garderegiment war und einen Sohn hinterließ, welcher zurzeit noch Querpfeifer sei. Sie soll Dienerin bei einem Finanz- oder Kriegssekretär in München gewesen sein, dessen Namen ihr Bruder sagen könne; von dort habe Th. sie mitgenommen und in Madrid für sie vom König auf grund der vorgeblichen hohen Abkunft eine Pension von 1000 Thalern nach seinem Tode zugesichert erhalten. Die Familie von Schwanenfeld solle gegen den Mißbrauch ihres Wappens und Namens Einspruch erheben. Unter der Hand habe Thürriegel sein neuestes Projekt der Lieferung von Truppen reduziert von ursprünglich 10 000 Mann auf 2000 Mann und zugleich 46 000 Kolonisten noch dazu angeboten unter der Bedingung, daß er General-Leutnant werde und man ihn auf seine Rechnung 72 Offizierspatente verkaufen lasse. Als Baron Sarny dem spanischen Minister Grimaldi deshalb Vorstellungen machte, entgegnete dieser: Th. arbeite, und im übrigen sei man mit ihm zufrieden; wenn er aber Bayern schade, so, sagte er wörtlich: „laßt ihn aufgreifen, wenn ihr könnt!" Man ist eben in Madrid, meint Sarny am 4. April, so versessen auf Truppen und Kolonisten, daß man selbst mit Belzebub unterhandeln würde! Wegen der oben erwähnten 48 000 Mann (2000 Soldaten und 46 000 Kolonisten) unterhandele der spanische Hof mit dem französischen über den Durchzug durch Frankreich, der ihm auf Grund des bourbonischen Familienpakts nicht verweigert werden dürfe. All das beweise, daß man „den Verbrecher in allen Stücken zu begünstigen suche", da man ihm sogar einen viel beträchtlicheren Gewinn zuwende, als wenn er, wie er selbst zuerst vorgeschlagen hatte, genötigt wäre, die Kolonisten über Savoyen und Genua zu führen.

Indessen kamen Thürriegels Verhandlungen mit dem Hof, da dieser jetzt wie alljährlich von Madrid nach Aranjuez übersiedelte, ins Stocken.

* * *

Mittlerweile wollen wir die Schriftstücke betrachten, die Thürriegel zur Verbreitung in Bayern abfaßte und von



Die Gruppe der Schäffler vor dem Rathause.
(Zu S. 132.)

denen sich Baron Sarny Abschriften[1]) verschaffte: 1. Das Gespräch[2]) in 1 Abschrift vorhanden, 2. der Aufruf nebst dem Brief aus der Sierra Morena in 3 Abschriften, 3. der Verschwörungsplan in 3 Abschriften.

[1]) Enthalten im Münch. Staatsarchiv 294/37.

[2]) Das „Gespräch" ist eine damals beliebte literarische Form. Schon in seinem Buche gegen Gschray, in dem „Bayer. Eisenamtmann", hat Thürriegel sich dieser Form bedient.

Die Schriftstücke sind ungemein charakteristisch für Thürriegel. Sie geben Zeugnis von seiner Bildung, seiner schriftstellerischen Gewandtheit, seiner Kenntnis der Dinge. Er weiß ganz gut, seinen Ton so zu wählen wie er für die Kreise paßt, zu denen er gerade spricht. Er kennt ihre Beschwerden. Er wendet sich an die Instinkte der Massen und versteht, ihnen zu schmeicheln.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fronleichnamsfest zu Landshut.

Von Thomas Firman. (Schluß.)

Die Schneider nahmen einen gar hohen Flug; sie entwickelten auf ihrem Triumphwagen die ganze Welt und zeigten allegorische Gestalten von Europa, Asien und Amerika; Australien war damals noch nicht bekannt (36).

Zu heutiger Zeit erscheint es fast unglaublich, daß auch eine Bruderschaft der Winzer erscheint. Wir wissen, daß der Weinbau in Niederbayern früher sehr ausgedehnt war und ein sehr annehmbares Produkt erzielt wurde. Es liegt auf der Hand, daß sie die Botschafter wählten, welche aus dem gelobten Lande mit den großen Trauben zurückkehrten, außerdem sah man allegorische Gestalten als Trauben, welche von dem himmlischen Vater gekeltert wurden (37).

Die ehrbare Zunft der Kupferschmiede stellte Christus und die Samariterin am Brunnen. Man sah Christus im Gefolge von Petrus und Johannes und das Weib aus Samaria; ihr folgte Maria Magdalena mit sechs Büßerinnen (38).

Die Weinwirte versinnbildeten den 4. Vers 2. Kapitel des Hohen Liedes Salomons: „Er führet mich in den Weinkeller und die Liebe ist sein Panier über mir." Und weiters: „Fanget mir die kleinen Füchslein, welche den Weinberg verderben"; denn „unsere Weinberge haben auch Augen gewonnen". — Man sah die Braut des Hohen Liedes, wie sie von dem göttlichen Bräutigam in den Weinkeller geführt wurde (39).

Hiermit war der Aufzug der Zünfte beschlossen; an sie schlossen sich die verschiedenen Bruderschaften. Zunächst die Allerseelenandacht bei Heiliggeist. Sie nahmen das Bild der Heiligen Schrift. Das Bild war folgendermaßen gestellt: Joseph saß auf einem über Wolken schwebenden Throne; unten erblickte man arme Seelen im Fegfeuer schmachtend. Joseph hält in der rechten Hand einen Kelch mit Hostien, in der linken eine Getreidegarbe. Ein Genius zeigt einen Schild, worauf stand: „Gehet zu Joseph" (1. Buch Moses, 41. Kap.). Dieser Figur folgten die elf Brüder, in der linken Hand Stäbe tragend, in der rechten die mit Getreide beladenen Pferde führend. Der kleine Benjamin saß auf einem Pferde und hielt einen goldenen Pokal in der Hand (40).

Nach dieser Figur kamen die Klausner um ihr Ordenskreuz gesammelt (41).

Die kurfürstliche Erzbruderschaft des hl. Erzengel Michael unter Vortritt eines mit Schild und Stab ausgerüsteten Genius. Brüder in weißen Habiten, mit weißen Stäben, umgaben die weißen Bruderschaftsfahnen; auf dem Triumphwagen sah man die neun Chöre der Engel in Anbetung des heiligen Sakramentes; auf der andern Seite Erzengel Michael, Luzifer aus dem Himmel vertreibend. Weiß gekleidete Brüder schlossen die Gruppe (42).

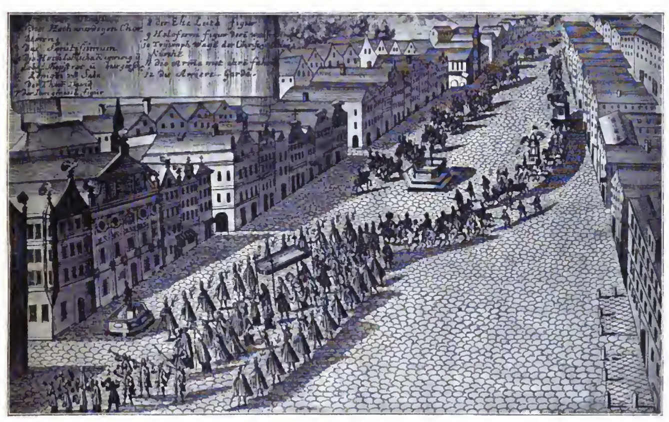
Die Kleine Marianische Kongregation, aus den Studierenden des Jesuitengymnasiums bestehend, hatte einen besonders kostbaren Wagen aufgerichtet. Auf demselben sah man auf der einen Seite die hl. Barbara, in Wolken sitzend, mit Kelch und Turm; den hl. Stanislaus in dem kostbar zubereiteten Bettlein, mit reichem Schlafrock angetan. Fünf Engel bemühen sich, ihm das Abendmahl zu bereiten; auf der andern Seite sah man den Propheten Elias, wie er von dem Engel in der Wüste gespeist wurde (43).

Der Triumphwagen der Großen Kongregation übertraf an Pracht seinen Vorgänger. Man sah, wie Abigail den bedrängten David und seinen Kriegsleuten Brot, Wein und Früchte brachte; anderseits sah man als Gegenstück aus dem Neuen Testament Maria als die Mutter des Herrn. In diesem Wagen befanden sich folgende Personen: König David und Abigail, sechs Diener mit zwei Maultieren, welche mit Brot, Wein und Früchten beladen waren. Um Maria gruppierten sich folgende Gestalten: Die Welt mit dem Netz der Eitelkeit, der Satan, Kupido, eine Seele zu den Füßen Marias, Trost und Hilfe suchend (44).

In bunten Farben erschien die Erzbruderschaft des heiligen Rosenkranzes. Ihr wurde die große rote Fahne vorangetragen, die von zwei Dienern gestützt war. Hierauf folgten 15 Brüder mit Kränzen auf den Häuptern, in den Händen weiße, rote und gelbe Stäbe; sodann drei Engel, silberne Schalen haltend; in der einen lag eine Krone von Rosen, in der andern eine von Dornen, in der dritten eine mit Steinen und Perlen besetzt, die drei Geheimnisse des Rosenkranzes versinnbildend. 15 Brüder in blauen Kutten, auf dem Haupte rote, weiße und gelbe Kränze, tragen Bilder, die 15 Geheimnisse darstellend, auch die brennenden Kerzen, welche sie in den Händen halten, wechseln in Weiß, Rot und Gelb. Auf dem Wagen prangte eine große Galeere, als Sinnbild das große Schiff, aus der Hl. Schrift, Buch der Sprichwörter 31. Kap. 14 Vers; auf diesen sieht man die Madonna, welche das Brot der Engel dem Priester übergibt. In der Mitte des Schiffes speist ein Engel die hl. Agnes, vorne auf dem Schiffe steht der hl. Thomas von Aquin. Zwölf Trabanten eskortieren diesen Wagen. Hier sind die Ordensgesellschaften eingereiht: Franziskaner, Kapuziner und Dominikaner.

Unter einem kostbaren Himmel wird das hochwürdigste Gut getragen, und zwar vom Propste des Kollegiatstifts St. Martin und Kastullus. Zur Rechten und Linken sah

man Se. Exzellenz den Vizedom und Se. Gnaden den Kanzler, ferner zwölf Edelknaben mit brennenden weißen Fackeln, 24 Trabanten in Galauniform, von einem Leutnant kommandiert, gaben die Eskorte. Der Adel Niederbayerns stellte eine eigene Figur; zwei Pferde sind an eine goldene Sänfte gespannt, in welcher sich die Königin von Saba befindet. Zur Seite der Sänfte sind sechs kostbar gekleidete Läufer, Reiter beschützen zwei Pferde, die mit dem kostbaren Gepäck der Königin beladen sind. Auf einem von sechs Pferden gezogenen Triumphwagen befindet sich der Turm Davids, mit vielen auf das Fronleichnamsfest und den Adel deutenden Schildern einem mit einer Dornenkrone gekrönten Totenkopf. In der Mitte stand die Hostie. Auf diesem Wagen befanden sich nicht weniger als 22 Personen, samt einem Pauker, zwei Trompetern und 16 Schilden. Als liebliche Begleitung schritten hinter dem Wagen zwölf zierlich weiß gekleidete Schäferinnen mit Früchten und Blumen auf großen silbernen Schalen; ihre Führerin trug einen silbernen Stab und vergoldeten Schild. Darauf der Spruch aus Johannes 10. Kap.: „Meine Schafe hören meine Stimme.“ Sodann kamen die hochadeligen Frauenzimmer. Zuerst die ehr- und tugendreichen Jungfrauen. Sie repräsentierten auf ihrer Figur die zehn törichten und klugen



V. Die Landshuter Fronleichnamsprozession 1733.

und Sinnbildern; eine weitere Figur zeigte die fromme Stadt Landshut mit allen geistlichen und weltlichen, hohen und niederen Personen. 24 Personen kamen hierbei zur Verwendung. Ein Propst, ein Jesuit, ein Dominikaner, ein Franziskaner, ein Kapuziner, eine Klosterfrau, ein Vizedom, ein Bürger, ein Bauer, eine Vizedomin, eine Bürgerin, eine Bäuerin, zwei Brüder mit roten Kutten und Stäben in den Händen.

Die Bruderschaft des heiligen Grabes schritt hinter ihrer kostbaren Fahne und einem Kreuz mit den daranhängenden Passionsinstrumenten. Die Brüder waren in verschiedenfarbigen Kutten gekleidet und hielten vergoldete Stäbe in den Händen. Auf dem Wagen ruht unter einem roten Baldachin der Leichnam Christi, über ihm Kreuz und Kelch; über dem Kelche eine goldene Krone mit einem Lorberzweig und Jungfrauen, Jesus und die Braut. Die Gruppe der verheirateten adeligen Damen zeigte die sieben heiligen Sakramente; diese Figur erforderte 17 Personen. Hinter diesem Wagen durften auch die bürgerlichen Ehefrauen einhergehen. Die Witfrauen ließen in ein weitgeöffnetes Zelt schauen, in in welchem man den von Judith enthaupteten Holofernes erblickte. Hinter ihm eine Siegesgöttin mit einem Schild mit der Inschrift: „Ein hebräisches Weib hat die ganze Verwirrung gemacht in dem Hause des Königs.“ Zwei Diener begleiteten sie.

Vier Gefangene wurden neben dem Wagen gefesselt von Genien geführt, alsdann kamen die andächtigen Witfrauen. Die Armen der Stadt haben auch eine Fahne. — Den Schluß des Zuges bildete ein glänzend uniformiertes Reitergeschwader.

Kleine Mitteilungen.

Erinnerung an Münchens Kaisertage. Als Chronik der Gegenwart übergeben wir hiermit unsern Lesern Aufnahmen aus den festlichen Tagen des Kaiserbesuches anläßlich der Grundsteinlegung des Deutschen Museums. Wir sehen auf dem ersten Bilde den Platz vor der Feldherrnhalle mit den geschmückten venetianischen Masten, das zweite Bild zeigt uns die Abfahrt der kaiserlichen Majestäten vom Bahnhofe zur Residenz. Weitere Bilder zeigen uns den Triumphbogen der Münchener Bräuer an der Einmündung der Weinstraße in den Marienplatz und die Gruppe der Schäffler vor dem Rathause. Die Aufnahmen stammen von dem Atelier Christian Stuffler, München.

Der Vorstand des Vereins deutscher Zeitungsverleger hat in seiner Sitzung vom 22. Nov. d. J. folgende Resolution einstimmig angenommen: „Der Vorstand des Vereins deutscher Zeitungsverleger stellt fest, daß infolge der am 1. Januar 1907 in Kraft tretenden bedeutenden tarifmäßigen Erhöhungen der Arbeitslöhne, der fortgesetzt bedeutenden Steigerung der Preise für alle Materialien und der unausgesetzt erhöhten Anforderungen an die redaktionelle Ausgestaltung der Zeitungen die große Mehrzahl der deutschen Verleger vor die Notwendigkeit gestellt ist, eine Erhöhung der Preise für die Abonnements und Inserate eintreten zu lassen."

Herzog Ernst in Landsberg. Herzog Ernst von Bayern, ein gerechter, aber auch fröhlicher Herr, nur durch die zu schnelle Strenge gegen die schöne Agnes Bernauerin, deren Schönheit und Liebe seinen jungen Sohn Albert gefesselt hatte, in der Geschichte bekannt, ritt in düsterm Unmut eines Tages nach Landsberg. — Die Räte und Bürger, welche den Herzog liebten, gaben ihm auf dem Rathause einen Schmaus und Tanz, daß er wohlgemut und froh sein möge, der Herzog unter seinen Bürgern ließ sich das Gastmahl wohl schmecken, und ward eines sehr munteren Gemütes. Darauf kamen anmutige wohlgeschmückte Frauen und Mädchen von der Stadt und reichten ihm einen schönen Blumenkranz mit der Bitte, mit ihnen zu tanzen. Das gefiel dem Herzog wohl, und er tanzte mit solcher Güte und Lust, daß er endlich ganz ermüdet auszuruhen wünschte. Da stieg er vom Saale herab in das kühle Gewölbe, allein die Bürger baten ihn, in der reinlichen, hübschen Halle ihrer Trinkstube sich zu erquicken und auszuruhen. In dieser kühlte ein frischer Springbrunnen die Luft, an dem der müde Herzog seine Glieder in Ruhe und Labung stärkte. Da baten die Frauen und Mädchen diesen ihren gnädigen Herrn hinwieder, oben auf dem Saale zu Nacht auch noch einen Tanz zu tun, was er den Schönen alsogleich gegönnt hatte. Am andern Morgen ritt Ernst mit wohlgestimmten Gemüte wieder nach München zurück. Er gedachte der guten Stunden in Landsberg, wie folgende Urkunden bewahren:

„Von Gottes Gnaden, Wir Ernst ꝛc. tun zu wissen, daß Wir auf dem Rathaus zu Landsberg mit den schönen Frauen getanzt haben, daß wir etwas müde gewesen, und in derselben Müdigkeit baten uns die von Landsberg, daß wir ihre Trinkstube schauen möchten, da die unter dem Rathsaal steht. Das thäten wir und beschauten die Trinkstube. In derselben Trinkstube aber fanden wir allerlei Wein, und auch einen schönen Brunnen, der mitten in der Stuben ausgeht, viel liebliche froven und mägdlein darneben, und brachten wir uns in solcher Stuben unsern ganzen guten Muth wieder. Und da Wir unsern lieben Getreuen Unserer Stadt Landsberg die Förderung zu ihrer Trinkstube gethan haben, daß wir schaffen unsern Hoffischern (am Würmsee), daß sie alle Jahre, wann die rechte Fischzeit (um Weihnacht) den vorgenannten, unsern lieben Getreuen, wenn sie ihren Bothen darnach senden, etwelche gute Ferchen, (Goldferchen) ausantworten. Die sollen sie dann in Landsberg durch unsern Willen auf der Trinkstube essen, und Unsers Tanzes dabei gedenken. — Wir achten auch nicht, was sie ein Mehreres darüber verzehren." — München, am Mittwoch nach St. Antonitag 1434."

Die zwei Fechtmeister in Rothenburg. „Ein trutzig verwegener Fechtmeister aus Wien in Österreich, Conrad Siebenbürger (aus einem früh ans Ungarn eingewanderten, durch den Donauhandel wohlhabend gewordenen Bürgergeschlecht, von dem einer der letzten in dem Aufruhre der falschen wider die echten Regenten nach Kaiser Max I. Tode und vor der Besitzergreifung Karl V. und Ferdinand I. eine Rolle gespielt hatte) kam her gen Rothenburg und hing ein bloßes Schwert aus dem Rathaus, daran ein Kränzlein und hat ein Fechtschul hie und nahm 1 Gulden von einem, den er lehrt ein Monat. Also kam auch her ein anderer Gesell auf der Herrschaft vom Wirtemberger Land bürtig und hieb dem obengenannten Siebenbürger sein Schwert ab, und meint, er soll kein Fechtmeister seyn und es mit den fechten noch nicht gewonnen noch erlangt noch erfochten haben. Der Würtemberger begehrt von Heinrich Trüber, derzeit Bürgermeister und andere Räthen eines Schirm vom Rath gegen den Siebenbürger, er wolle mit ihm scharf fechten, welcher unter ihnen des andern Meister sollt seyn, und er wäre ihm wohl 80 Meil oder mehr darumb nachgezogen; welcher ihm zugesagt. Also ward ihm Griswartel mit Stangen zugegen, Hanns Vermetter der Jung, und Peter Werninger der Jung und auch von Rechtswegen mit, Meister Georg Fröhlich und Meister Endres, der Steinmetz, die sich darumb verstehen sollten. Also ward ein Creys gemacht mit einem Sail in die Schremme, wurden alle Söldner und der Stadt Diener mit Harnisch und Wehre herumgestellt. Also gingen sie aufeinander mit abgebrochenen Spitzen und der Siebenbürger begehrt den Wirtenberger sein Haupt zu spalten, traf ihn am Ballen an der Hand. Da liefen die Grieswärter zu, sagten, er hätt' ihn unredlich geschlagen der Siebenbürger ward gefangen lag bey 2 oder 3 Stund im Gefängnis, darnach kamen sie beide hinweg."

Vierer. Dieses Wort ist heute eigentlich ganz vergessen und doch war es Ende des 16. bis Mitte des 18. Jahrhunderts üblich zur Bezeichnung des Ausschusses, welcher den Vorstand der damaligen altbayerischen Dorfgemeinden, Obmann oder Hauptmann genannt, in Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten zu unterstützen hatte. Diese Würde wurde nicht besonders geschätzt, da sie viel Mühe und Plage mit sich brachte. Denn während den zur Landfahne ausgewählten Bürgern in Städten und Märkten eine Bevorzugung in bezug auf Ernennung zum Stadtrat in Aussicht gestellt ward, war das Umgekehrte bezüglich der Landgerichts- und Hofmarksuntertanen der Fall. Diesen wurde das Privileg zuteil, daß sie, so lange sie unter den Fahnen stehen oder denselben einverleibt sind, wider ihren Willen das Dorfviarer-, dann Kirchen- oder Zechprobstamt nicht aufgedrungen, sondern davon befreit gelassen werden sollen.

Durstige Polizei. Im Jahre 1613 mahnte eine kurfürstliche Instruktion die Rentmeister darauf zu sehen, „ob sie nit ihr Amt mehr in Wirtshäusern als an andern Orten verrichten, des Fraß und Genuß halber durch die Finger sehen."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Vom Büchertisch.

Paul Beneke. Ein harter deutscher Seevogel. Jungdeutschland gewidmet von Gustav Schalk. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalen von Fritz Bergen und C. Arriens. Gr. 8°. 322 S. In dauerhaften Leinwandband mit vielfarbigem Titelbild geb. M. 5. München, J. F. Lehmanns Verlag. — Dieser neueste Band der weit verbreiteten Lohmeyerschen Jugendbücherei enthält die Lebensgeschichte Paul Benekes. Wer ist Paul Beneke? Meyer und Brockhaus versagen — wenigstens bis heute — die Antwort, ebenso war Beneke in seiner Vaterstadt Danzig nahezu vergessen, und erst Admiral Werner hat diesen größten Seehelden wieder der Vergangenheit entrissen. Was war Beneke und was leistete er? Als Befehlshaber der Danziger Flotte rächte er den an den Deutschen verübten Mord im Stahlhof zu London. Er schlug die englische Flotte, sperrte die Themse und blockierte die englische Küste so gründlich, daß kein englisches Schiff mehr auszulaufen wagte. Als Zeichen, daß er das „Deutsche Meer" reingefegt habe, band er einen großen Besen an den Mast seines Schiffes. Später nahm er den Bürgermeister von London und den König von England gefangen, schlug die französische und dänische Flotte aufs Haupt und zwang England, der Hansa die alten Privilegien wiederzugeben. Einzig seinem zielbewußten und tapferen Auftreten verdankt die Hansa, daß ihr bereits im Versinken begriffener Stern fast noch 200 Jahre in hellem Lichte glänzte. Leben und Taten dieses siegreichen und hervorragenden Seehelden schildert G. Schalk in trefflicher Weise und gibt gleichzeitig ein hochinteressantes Bild der damaligen Zeit. Wir wüßten der deutschen Jugend kein herrlicheres Vorbild zu geben wie diesen Danziger Seevogel, der mit schwachen Mitteln das Größte leistete.

Illustrationsprobe aus: „Paul Beneke." Ein harter deutscher Seevogel. Jungdeutschland gewidmet von Gustav Schalk. Mit zahlreichen Abbildungen. J. F. Lehmanns Verlag, München

Regina. Volkserzählung aus dem Passauer Walde von Maximilian Schmidt. Leipzig, H. Häffels Verlag. — Der Verleger sagt in seinem Vorworte, den Lesern werde kein zages Erstlingswerk geboten, sondern das Werk eines Veteranen der Feder, der mit Gottes Willen am 25. Februar 1907 seinen 75. Geburtstag feiern wird, der seit vielen Jahrzehnten nicht müde geworden ist, dem deutschen Volke von seiner bayerischen Heimat und ihren Bewohnern zu erzählen. Nicht müde trotz seiner 75 Jahre! Frisch sprudelt der Born seiner Phantasie, und der Faden der Erzählung stockt nie, reißt nirgends ab. Die hellen Augen sehen noch mit der Schärfe der Jugend das Gegenständliche der umgebenden Natur, und der Geist will nicht nur den Stoff gestalten zur Unterhaltung, sondern um Kraft und Anregung zu geben zum Dienste für das Vaterland und den Nächsten. Und diesen Worten wird jeder Leser beistimmen. Der Autor hat die alte Meisterschaft neuerdings erprobt. Dabei erkor er sogar ein neues Feld für seine Erzählung, den Graphitbezirk im sogenannten „Granitz", dem südlichsten Teil des Passauer Waldes.

Unser Bayerland. Unter diesem Titel erschien im Verlage der Allgem. Verlagsgesellschaft in München eine illustrierte Geschichte Bayerns von Kgl. Rat Dr. O. Denk („Otto von Schaching") in Regensburg und dem Kgl. Archivrat am Geh. Hausarchiv in München Dr. J. Weiß. — Die Verfasser machten es sich zur Aufgabe, die Geschichte Gesamtbayerns von der Urzeit bis heute in volkstümlicher Sprache zu erzählen. Es werden nicht nur die altbayerischen Gebiete berücksichtigt, sondern auch die übrigen Bestandteile des heutigen Königreichs, Franken, Schwaben und die Pfalz, und zwar in der Weise, daß chronologisch fortschreitend nach einzelnen Epochen die Geschichte dieser Länder nebeneinander behandelt wird. Die Darstellung ist einfach und leicht verständlich, frei von gelehrtem Beiwerk, aber auch frei von politischer und religiöser Tendenz. Es galt ja nicht, so fast neue wissenschaftliche Resultate zu gewinnen, sondern die Geschichte unseres engeren Vaterlandes einem größeren Publikum in anziehender Weise vorzuführen. Besonders hervorzuheben ist der reiche Bilderschmuck, 15 Vollbilder und 461 an geeigneter Stelle in den Text eingefügte Abbildungen. Neben Reproduktionen der bekannten historischen Gemälde im alten bayerischen Nationalmuseum finden sich Porträte von Fürsten und bedeutenden Männern, Städteansichten, Ab-

bildungen von Denkmälern, Münzen, Waffen und Geräten, Siegeln, Autographe u. a. Das Buch wird jedem Freunde der bayerischen Geschichte eine willkommene Lektüre bieten und empfiehlt sich zur Anschaffung von Privat- wie von öffentlichen Bibliotheken. J. Widemann.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher. Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 12. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Ingolstadt.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Schwedenkriege. Von J. Baumann. Illustriert von A. Hoffmann.

(Schluß.)

Am folgenden Tage, den 19. September, empfing der Kurfürst den akademischen Senat in Audienz und erwiderte die lateinische Ansprache des Rektors. Dann unterhielt er sich längere Zeit mit dem greisen Bürgermeister Sebastian Wolf, vornehmlich über die schönen Tage der Studentenzeit, und schwelgte hierbei in seliger Erinnerung.

„Ich weiß es noch heute", als wäre es erst gestern gewesen, erzählte Wolf, „wie wir Euere Durchlaucht empfangen haben. Ach Gott! wie lange ist's doch her!"

„Es war im Jahre 1587", sagte Maximilian, mehr zu sich selber.

„Vor Euerer Durchlaucht sind schon die drei jüngeren Brüder auf der hiesigen Hochschule gewesen. Gleichzeitig waren aber auch drei badische Prinzen an der Schule. 1590 kam Erzherzog Ferdinand von Österreich, der nachmalige Kaiser, mit einem Gefolge von 20 Jünglingen aus hohem österreichischen Adel. Ihr durchlauchtigster Bruder, Bischof von Regensburg, war damals Rektor. Auch lithauische Fürsten erschienen und Fürsten von Polen. Es war die berühmteste von den katholischen Schulen Deutschlands geworden, wodurch sich der Wohlstand unserer Stadtgemeinde zusehends erhöhte. Darf ich noch unter anderem an die festlichen Tage erinnern, wie Euer Durchlaucht Bruder die vielen Reliquien von Trier mitbrachte und wie dann dieselben in feierlicher Prozession unter Begleitung der vier bayerischen Prinzen und aller akademischen Professoren und Studenten in der neuen Kreuzkirche beigesetzt wurden? Ich weiß alles noch wie heute. Durchlaucht und der Erzherzog Ferdinand beteiligten sich auch öfters eifrig an den öffentlichen Disputationen, und Ferdinand erhielt sogar einmal den ersten Preis beim Studententheater.

„Ich verließ 1591 nach vierjährigem Studium die Stadt" bemerkte Maximilian.

„Und der Erzherzog folgte drei Jahre später."

„Aber 1599 kam ich mit meiner Gemahlin wieder", setzte Maximilian hinzu, der sichtlich gern bei allen diesen Erinnerungen verweilte.

„Wir huldigten damals," erklärte Wolf; „denn Ihr durchlauchtigster Vater hatte die Regierung abgegeben. Und nun genoß die Stadt eine Reihe von Wohltaten, bis der unselige Krieg ausbrach. Aber noch 1623 feierten wir unter der freudigsten Teilnahme der ganzen Bevölkerung die für unser Bayern so wichtige Begebenheit, daß Euer Durchlaucht zum Kurfürsten und Erztruchseß des heiligen römischen Reiches erhoben wurden. Dann kamen die Schweden und damit unsägliches Drangsal und Elend."

„Auch die Universität hat es wohl verspüren müssen."

„Es sind die Zuhörer von vielen Hunderten einmal bis auf 31 geschwunden."

„Ja die Musen gedeihen nicht, wenn der Feind die Mauern berennt."

„Und die aushielten," fuhr Wolf fort, „mußten oft mit uns zu den Waffen greifen. Hat uns sogar der Feind mehrere Studenten weggefangen, die sich zu weit vor die Tore wagten."

„Ja die Stadt mußte viel ertragen; und die letzten Jahre sollen, wie mir berichtet worden, noch besonders schlecht gewesen sein?

„Traurig, Durchlaucht! über die Massen traurig. Was die Stadt an Geld ausgeliehen, war verloren; und sie mußte nun selber gegen hohen Zinsfuß aufnehmen. Das Landvolk, das sich seit der Schweden Ankunft hereingeflüchtet, war nicht mehr wegzubringen, selbst nicht einmal nach dem Friedensschluß. Freilich die Umgebung ist ja noch lange unsicher geblieben. Der Wrangel trieb sich mit seinen verwilderten Scharen herum und der Turenne. Krankheiten hausten auf gar arge Weise, so namentlich das ungarische Fieber. Viehseuchen verminderten unser eigenes und das vom Landvolk hereingebrachte Vieh, und Mäusefraß verdarb die geringe Feldfrucht auf der Stadtflur. Die Bürger sind verarmt, und man empfindet Erbarmen, wenn man sie ansieht."

„So ist es in meinem ganzen Bayernlande", tröstete der Kurfürst, „und in allen deutschen Landen. Aber nun ist Friede, und ich weiß, daß mein Land sich wieder erholen und erstarken wird. Wollen wir alle hoffend auf Gott vertrauen! — Seht da unsere Zukunft!" fuhr er fort, als seine beide Söhne eben in den Saal traten. „Wir beide haben ja nicht umsonst gelebt, sondern immer versucht, unsere Schuldigkeit zu tun. Möge uns der Herr unsere geringen Verdienste als ein gerechter Richter zugute rechnen! Ich habe nun mein liebes Ingolstadt noch einmal gesehen und meinen Kindern gezeigt. Alle meine Wünsche, die ich noch hatte, sind erfüllt. Jetzt scheide ich gerne im Frieden."

Nachdem er nun eine Weile seinen Gedanken nachgegangen, fuhr er fort: „Wißt Ihr, woran mich vorgestern mein feierlicher Einzug gemahnt hat? Habt Ihr nicht gehört, wie Kaiser Rudolf, als er sein Ende fühlte, mit Trauergepränge nach Speyer geritten zum Kaiserdome? So kam es mir vor, als ich unter frommen Gesängen und unter Glockengeläute durch die festlich prangenden Straßen fuhr, begleitet von Priestern und Mönchen, den Zünften und einer ungezählten Volksmenge. Der Herr gebe mir eine frohe Urständ und nehme mich in sein Reich!"

Wolf wollte trösten: „Meine Jahre sind ja gezählt denn nur wenigen sterblich Geborenen wird die seltene Gnade meines Alters gewährt; bin ja nächstens ein Hundertjähriger. Aber Ihr, Durchlaucht! müßt noch leben und den Lebensherbst noch genießen, nachdem nun die wilden Wetter vorüber sind. Die Fluren beginnen zu ergrünen, und die Menschen freuen sich wieder."

„Auch ich freue mich von Herzen der Friedenssonne aber wie es mein Herr und Gott will: ich bin bereit." —

Diese Ahnung sollte sich rasch erfüllen. Für den 20. September hatte der fromme Fürst einen Wallfahrtsgang veranstaltet nach der vier Stunden von Ingolstadt entfernten Salvatorkirche bei Betbrunn. Andächtig ging der hohe Herr unter den Gläubigen. Es war ein frostiger Regentag, und der Fürst mußte sich hierbei erkältet haben. Gleichwohl wohnte er auch noch am folgenden Tage einem Amte und einer Predigt in der Jesuitenkirche bei und nahm daselbst das Abendmahl.

Am nächsten Tage, dem 22. September, am Feste des Stadtpatrons Mauritius, wollte der fromme Herr ebenfalls bei den Kirchenfestlichkeiten anwesend sein; es war ihm aber nicht mehr möglich, das Schloß zu verlassen. Das Übel verschlimmerte sich, und man berief die Ärzte von München. In den Kirchen der Stadt hielt man öffentliche Betstunden.

Maximilian sah mit aller Ergebung dem Tode entgegen. Mit der Welt hatte er abgeschlossen; das Zeitliche war geregelt, und nur noch weniges gab es zu ordnen. Sein Beichtvater, P. Verveaux, der später unter dem Namen „Adelzreiter" die Annales boicae gentis geschrieben hat, war ihm hierbei behilflich.

„Die Prediger", empfahl diesem der totkranke Kurfürst, „möchten von den Kanzeln ihre Zuhörer in meinem Namen um Verzeihung bitten, falls ich den einen oder andern meiner Untertanen beleidigt oder geärgert haben sollte. Alle möchten für mich beten, und ich will es nicht unterlassen, das gleiche zu tun, wenn ich durch Gottes unendliche Güte und Barmherzigkeit seines Angesichts teilhaftig werde. — Meinen Madensack lasset nicht lange auf der Erde, sondern bestattet ihn alsbald, aber ohne viele Zeremonien und ohne Pomp. Die Spesen soll man den Armen geben." [1])

Später wandte er sich zum Grafen Max v. Kurtz-Senftenau: „Euch, mein lieber Kabinettsrat! danke ich für alle die Liebe und Treue, die Ihr mir immer und überall erwiesen habt. Dient meinem Nachfolger, meinem viellieben Sohne, mit derselben Treue und Gewissenhaftigkeit wie mir, und der Allbarmherzige wird es Euch vergelten."

Dann reichte er ihm die Hand zum letzten Lebewohl.

„Du, mein Bruder Albrecht! hast ein schweres Amt: du sollst während der Minderjährigkeit des Kurprinzen an meiner Statt der Kurfürstin als Mitregent an der Seite stehen. Bei all der Liebe, die uns durch ein langes Leben verbunden hielt, bitte ich dich, nimm dich meiner herzallerliebsten Gattin an und meiner armen Waisen!"

Am 27. September in aller Frühe, noch ehe der Tag graute, versammelte sich die kurfürstliche Familie um das Sterbebett. Pater Verveaux spendete seinem Beichtkinde die Tröstungen der Religion, die der Sterbende mit einer rührenden Frömmigkeit empfing. Dann unterhielt sich dieser in lateinischen Gebeten mit seinem Schöpfer, vor dessen Angesicht er demnächst treten sollte. Nun fühlte er sein Ende nahen. Milde lächelnd warf er noch einen Blick der Liebe auf die Seinen, welche weinend an seinem Bette knieten, und versuchte, jedem nochmals die Hand zu geben, welche diese schluchzend mit Küssen bedeckten. Dann legte er sie segnend auf das Haupt seiner Kinder und grüßte diese mit dem letzten Blicke. Nun wandte er sich mit den leisen Worten: »Nunc dimitte servum tuum!« an seinen Herrn und Gott, flüsterte ein Gebet für sein Bayernland und entschlief ruhig und still.

Der Schmerz der Kurfürstin war namenlos. Als um die vierte Morgenstunde die große Glocke von Unserer Lieben Frauen zu läuten begann, und dann allmählich die Glocken aller anderen Kirchen mit einfielen, da wußten die treuen Bürger, daß das Herz ihres vielgeliebten Landesfürsten zu schlagen aufgehört hatte, und eilfertig strömten sie in Scharen auf den Schloßplatz, warfen sich daselbst auf die Knie und beteten, während nun der Tag graute, laut für die Seele des Abgeschiedenen. Selten wird die Trauer um einen Landesfürsten so allgemein und herzlich gewesen sein als bei Maximilian.

Noch am selben Tage abends 8 Uhr bewegte sich bei Fackelbeleuchtung langsam ein feierlicher Trauerzug durch die

[1]) Zschokke, Bayerische Geschichten, 3. Bd.



Am zweiten Tage führte man die Leiche auf einem schwarzen Trauerwagen . . .

Schloß- und Kreuzstraße zur Kirche Unserer Lieben Frauen, wo die Eingeweide beigesetzt wurden. Die beiden Prinzen, Ferdinand Maria und Maximilian Philipp Hieronymus, gingen mit im Zuge. Des Statthalters und Grafen v. Fugger Leibkompagnie bildete Spalier. Am zweiten Tage führte man die Leiche auf einem schwarzen Trauerwagen nach München; bis zur Donaubrücke gab die ganze Bevölkerung das Geleite. In München wurde dann der Tote mit einfacher, ernster Feier, wie es der Sterbende gewünscht hatte, in der Fürstengruft der St. Michaelskirche beigesetzt, neben seinem Vater und neben seiner ersten Gemahlin. Das Herz trug man nach alter bayerischer Landessitte in die Marienkapelle zu Altötting. Dahin brachte man im folgenden Jahre in einem silbernen Gefäße auch das Herz des treuen Tilly, das im Leben so warm für seinen Gebieter geschlagen hatte. Dort steht es noch heute neben dem seines Fürsten und Herrn, eine Auszeichnung, welche fortan nur mehr regierenden Häuptern aus dem Hause Wittelsbach zuteil werden sollte.

So war denn auch der letzte von den einflußreichen Fürsten und Männern aus der Zeit des großen Krieges von der Erde geschieden, nachdem ihm der große Feldherr und König Gustav Adolf, der treue Tilly, der edle Pappenheim, der ehrgeizige Wallenstein und viele andere längst vorausgegangen. Die Schwedenzeit war aus und ganz langsam begann sich die Nation von den überaus schweren Wunden, die allenthalben der entsetzliche, 30 Jahre dauernde Krieg geschlagen, zu erholen. Die Erinnerung an die Schweden ist aber selbst heute noch nirgends verschwunden; überall erzählt man noch von den nordischen Söldnern und zeigt da und dort Waffenstücke, die zurückgeblieben; die seltsamste der Erinnerungen aber ist wohl der in der Sammlung des Historischen Vereins zu Ingolstadt aufbewahrte Schwedenschimmel.

Allerhand von Augsburgs alten Stadttoren und Türmen.

Von A. Vetter.

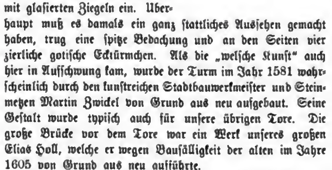
Diesmal machen wir, lieber freundlicher Leser, miteinander eine Wanderung um Augsburg. Wir gehen „ums Tor", wie unsere Eltern sagten. Es wird uns dabei freilich gar oft passieren, daß wir Halt machen müssen, wo schon längst von einem Tor nichts mehr zu sehen ist, wo das alte Mauerwerk modernen Straßen oder prächtigen Anlagen gewichen ist; aber wir werden uns doch Mühe geben, das Entschwundene, so gut es geht, ins Gedächtnis zurückzurufen, und dabei wiederum erzählen, wie es da und dort in alter Zeit ausgesehen hat.

Nehmen wir an, wir haben einen lieben Freund vom Bahnhof her abgeholt, und bevor wir in die Stadt eintreten, machen wir mit ihm einen kleinen Rundgang rings um die Stadt. So heben wir also unsern Gang beim Königsplatz an, an der Stelle, wo noch vor einem halben Jahrhundert das gewaltige Göggingertor stolz in die Lüfte ragte. Es gehörte zwar nicht zu den ältesten Toren, doch wurde an dieser Stelle, als sich die Stadt nach Süden mächtig auszudehnen begann, ein Tor gebaut und wegen der in das benachbarte Dorf Göggingen führenden Straße das „Gögginger Tor" genannt. Damals stand aber noch kein solcher Bau, wie er vielleicht noch manchem von unseren verehrlichen Lesern erinnerlich sein wird, sondern vielmehr, wie bei den übrigen Toren in jener Zeit, ein höchst primitives Bauwerk. Erst im Juli 1321 wird in dasselbe eine Stube, wie nachher auch in die übrigen Stadttore, angebracht, damit dort ein Turmwart wohnen könne. Dieses Amt bekleideten meist Bogenschützen oder des Schießens kundige Armbruster (Armbrustverfertiger). Nach löblichem Brauch unserer Vorfahren versah im Jahre 1362, nachdem es zuvor umgebaut, ein Maler, Meister Hermann, dasselbe mit hübschem Bilderschmuck. Später kommt auch noch ein Vortor oder ein Zwingolf, wie mans benannte, hinzu. Die unruhigen Zeiten erheischten eine solche doppelte Befestigung. Dies kostete drei Gögginger Bäuerlein einmal das Leben.



Wertachbruckertor in Augsburg.

Die armen Tröpfe hatten sich in der Stadt bei einem guten Trunke irgendwo verspätet und, weil die Nacht über dieses Tor wegen baulicher Veränderungen mit Brettern verschalt war, so brachen sie kurzweg die Bretter weg, wurden aber bald bei ihrem frevelhaften Tun erwischt und darnach enthauptet. Ein weiterer Umbau, wahrscheinlich Neubau, wurde in den Jahren 1443 bis 1445 bewerkstelligt und dieser dann von dem Maler Mang Schnellaweg mit Bildern geschmückt. Diese haben aber nicht gar lange standgehalten, denn schon 1498 muß Maler Peter Abbt an dem Tor seine Kunst zeigen. Man wandte etwas darauf, die Tore möglichst prächtig herzustellen, denn diese waren es ja, die der Fremde von der Stadt zuerst zu sehen bekam; man deckte nun unser Tor auch mit glasierten Ziegeln ein. Überhaupt muß es damals ein ganz stattliches Aussehen gemacht haben, trug eine spitze Bedachung und an den Seiten vier zierliche gotische Ecktürmchen. Als die „welsche Kunst" auch hier in Aufschwung kam, wurde der Turm im Jahr 1581 wahrscheinlich durch den kunstreichen Stadtbauwerkmeister und Steinmetzen Martin Zwickel von Grund aus neu aufgebaut. Seine Gestalt wurde typisch auch für unsere übrigen Tore. Die große Brücke vor dem Tore war ein Werk unseres großen Elias Holl, welche er wegen Baufälligkeit der alten im Jahre 1605 von Grund aus neu aufführte.



Wir setzen nun unsere Wanderung „ums Tor" in nördlicher Richtung fort und machen beim neuen Stadttheater ein wenig Halt; hier befand sich noch vor etwa 50 Jahren ein höchst merkwürdiges Bauwerk. Bevor wir dies aber etwas näher beschauen, müssen wir auch der sieben Mauertürme und des sogenannten unteren, aus 42 Hausnummern bestehenden Zwingers gedenken, doch sind sie alle samt Zwinger — ein alter Mauerdurchgang beim Haus D 204 erinnert noch an die alte Befestigung — schon längst verschwunden, ebenso wie das merkwürdige Bauwerk, der alte Einlaß. Dieser „Einlaß", der auch ein Stadttor gewesen ist, war aber nicht so alt, als die anderen Tore. Er entstand erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts und, wie es heißt, dem Kaiser Maximilian I. (1493 bis 1519) zu Ehren, welcher so oft und so viel in unserer Stadt verweilte und gar manchesmal zu spät von der Jagd heimgekehrt ist, so daß Se. Majestät oftmals sich gezwungen sahen, zu nachtschlafender Zeit irgend einen brummigen Herrn Torwärtel herauszuklingeln.

Diesem Übelstand half die allezeit getreue Stadt ab und erbaute extra für den Kaiser das geheimnisvolle Törlein, so daß Se. Majestät und auch noch andere fürnehme Herren ungeniert von ihren nächtlichen Ausflügen heimkehren konnten, denn durch den „Einlaß"

„. . . läßt man einen yeden ein
Zur Mitternacht, wenn alle Thor
Beschlossen seynd, kommpt dann davor:
Ein Burger oder frembder Mann
Und meldet seynen Namen an,
Zahlt auch ein' Batzen nach Gebühr,
Dann thut man Brücke auf und
Thür' . . .
. . . Ein Büchsen kommpt vom Gang
herab.
Gelassen an eym langen Draht,
Darinnen man das Geldt empfängt,
Bald über sich die Büchsen lenkt. . . .
. . . Erst läßt man eine Brücke ab,
Darüber müßt du geh'n vorab,
Stracks hinter dir sie aufsteht wieder,
Eine and're geht dagegen nieder,
Darüber mustu auch passieren,
Bald kommpstu für beschloß'ne Thüren,
Sich keine deren sperret auf,
Die erst sey dann beschloßen drauff,
Von selbst geht Alles auf und zu
Und kannst nicht wissen, wer es thu;
Du kommpst hindurch und siehst bey dir
Doch Niemand, daß dich's wundert
schier. . ."

Selbstverständlich wurde dieses Werk in der damaligen Zeit wie ein Weltwunder angestaunt; als die stolze englische Königin Elisabeth von England (1558 bis 1603) davon hörte, hatte dieselbe nichts eiligeres zu tun, als sofort — es war im Jahre 1580 — an den Rat der Stadt zu schreiben, ihr doch eine Zeichnung von diesem höchst wundervollen Mechanismus zu schicken; die englische Majestät erhielt aber einen Korb. Das Hebelwerk, welches die Brücken und Tore wie von selbst öffnete, konstruierte der Zimmerpalier Balthasar Ul im Jahre 1514; er soll dafür vom Rat eine „Verehrung von drei Gulden" erhalten haben.

Zwischen dem Einlaß und dem Klinker-, dem nächstgelegenen Tore, eine verhältnismäßig sehr kurze Strecke, standen noch im 16. Jahrhundert acht feste Mauertürme, von welchem einer direkt hinter der (katholischen) hl. Kreuzkirche der stärkste gewesen ist.

Das Klinkertor (F 178) hat schon oft seinen Namen gewechselt; in der ältesten Zeit, nachdem die nördliche Vorstadt gleichfalls in die Stadt eingezogen worden war, hieß es die „Porta hinter hl. Kreutz"; später wird es des „Kornmessers Thurm", weil zu Anfang des 15. Jahrhunderts hier der städtische Kornmesser seine Dienstwohnung hatte, genannt. Dann hieß es auch das Rosen- oder Rosenautor, wegen der draußen sich ausdehnenden Rosenau. Eigenartig ist die Benennung „Sluderlinstor". Den Namen Klinker- oder Klenkertor soll es von einem Bewohner namens Klenk erhalten haben, alte Chronisten vermeinen aber, diese Benennung schreibe sich daher, weil hier unter den „Klingeln" der Armensündenglocke die Verbrecher zur nahen Richtstatt geführt wurden. Was den Bau selber anbelangt, so wurde dieser zuerst 1358 genannt, jedoch wird er fortwährend vergrößert. Ausgang des 16. Jahrhunderts geriet das Tor sehr in Verfall und wurde um 1608 von Elias Holl erneuert. Seine schwersten Zeiten machte es aber in der Beschießung im Dezember 1703 durch, wo es fast gänzlich zerstört, aber bald wieder restauriert wurde. Seinen

schönsten Schmuck erhielt das Tor durch ein prächtiges „Ecce Homo“ von dem berühmten Maler Johannes Bergmüller (1709—1740).

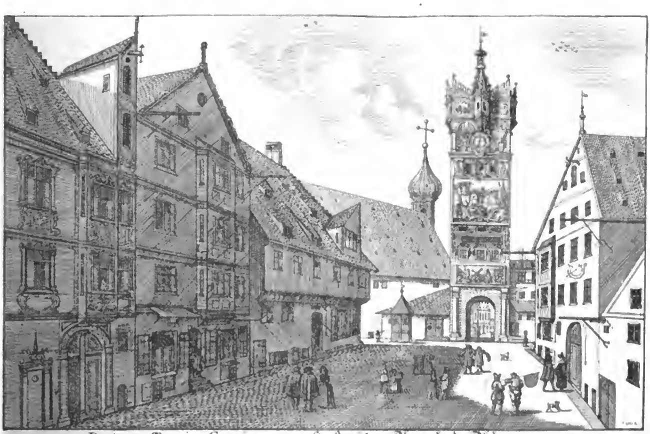
Vom Klinker- bis zum Wertachbruckertor zählte man ehedem an der Stadtmauer zehn feste Türme; unter diesen befanden sich allein drei hohe mit gotischen Erkertürmchen flankierte alte Bauwerke. Hier befand sich aber in alter Zeit auch noch ein weiteres Tor, das Hauhers- oder Nachrichtertor, durch das der Scharfrichter, der Hau- oder Hoh-Herr, die Verbrecher zum Hochgericht führte, es verschwindet dieses Tor aber schon ausgangs des 14. Jahrhunderts. Ehe wir weitergehen, müssen wir auch noch des sogenannten Judenwalls ein bißchen gedenken. Hier lag ehedem der Friedhof der Augsburger Juden, welche aus Erkenntlichkeit für die vielen Freiheiten, die sie damals hier genossen haben, auf ihre eigenen Kosten von hier an bis Heiligkreuz die Stadtmauer und was dazu gehörte, erbauten.

Hier und namentlich in der Gegend des heutigen Wertachbruckertors haben sich im Laufe der Zeiten gar viele Veränderungen in der Gestalt der Stadt vollzogen und deshalb hat auch der Mauerring oft seinen Lauf gewechselt. Unser Wertachbruckertor dürfte an seiner jetzigen Stelle vielleicht bis in das Jahr 1301 (?) zurückzudatieren sein. Seltsamerweise heißt es in dieser alten Zeit aber der „Rote Turm“ oder gar das „Rote Tor“ (das jetzige rote Tor am Südende der Stadt hieß damals ganz anders. Wir werden auf unserer Wanderung schon noch darauf zu sprechen kommen.) Unser Wertachbruckertor erhielt diesen Namen vermutlich von den recht farbenprangenden Gemälden, mit denen es ein sonst unbekannter Augsburger Künstler Konrad der Judmann um 1402 geschmückt hat. Noch bis zu des seligen Elias Holls Zeiten war das Tor trotz seiner vielen „Gemähl“ und trotz des gewaltigen Verkehrs als Bau recht unbedeutend. Holl erzählt in seinem Tagebuch, daß es „nider und unförmblich gewesen“ und daß ers drum auf des Raths Geheiß im Jahre 1605 um zwei „Gaden“ (= Stockwerke) erhöht habe; auch hat er „das Schlagwerk und die Glocken zu oberst mitten des Thurns Dach in ein kleines Thürnle gericht, auch diessen Thurn aussen zierlich von Colonen und Quadraten gemacht.“

Das nächste Tor ist das Fischertor. Auch dieses ist schon längst verschwunden; es verband ehedem die an den Abhängen des sogenannten Pfannenstiels und an der Singold ꝛc. sich hinziehende Fischervorstadt mit der eigentlichen Stadt und wird schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts genannt, hieß aber damals das Burgfeldtor und dann erst im 15. Jahrhundert das Lorhubentor nach einem hier wohnenden hochangesehenen Schäffler Lorhub.

„Pfannenstiel“ als Ortsbenennung ist aber weder deutsch noch lateinisch, sondern dürfte seinem Ursprung nach ein Sprachrest unserer keltischen, also vindelizischen Vorfahren sein: In dieser Gegend ragt die letzte höchste Bodenerhebung wie eine »pfen« (Bergspitze) in die Ebene hinaus, daran mag später das germanische „biehl“ als Übersetzung gehängt worden sein und weil das Wort dann schwer auszusprechen war, so machte der phantasiereiche Volkswitz einen leichter zu behaltenden „Pfannenstiehl“ daraus.

(Fortsetzung folgt.)



Porta ac Turris Cruciana H. Kreuzer Thor und Thurn 21

Unveröffentlichtes über Johann Kaspar Thürriegels Pläne zu einer Massen-Desertion und -Auswanderung aus Bayern nach Spanien 1768.

Von Archivrat Dr. Joseph Weiß. (Fortsetzung.)

1. „Gesprech zwischen einen Bauern und einen in das Teutschland redurnierenten Spanischen Collonisten.

Baur. Waß machst dan du hier, es ist ja schon eine lange Zeith, das ich dich nicht mehr gesehen, wo bist dan der Zeith geweßen?

Collonist. Liebster Brueder, ich habe in disser Zeith eine große Reiß gemacht, die mich aber nicht reyet, dan ich selbe gleich widerumb antretten werde. Daß du aber auch weist, wo ich geweßen, so wisse daß: von Spanien auß der Sierra Morenna, welche der Spanische Könnig Carl der 3te mit ungemeinen Uncosten bevelckern lässet.

B. Waß, du komst von der Sierra Morena auß Spannien? O liebster Herzensbrueder, ich habe schon so vill weitschichtig davon reden hörren, erzöhle mir (aber ich bitte dich, wahrhaffttig) waß ist das vor ein Landt und wie ist da zu leben?

C. Da mich nichts anderes bewogen, die Ruckhreiß in mein deutsches Vatterland zu machen, alß meine Landtsleyde ebenfahlß glicklich zu machen, so will ich dir alles genau und ohne das Mindiste zu vermehren, erzellen. Ist dir dan noch kein so benambster Spanischer Gligs Haffen unter die Augen gekommen?

B. Ich habe schon im Wirdtshauß von einen sollichen erzehlen gehöred, aber gelesen selbsten habe ich noch keinen.

C. Ich glaube dir's, daß deine Beambte dir solchen werden auß dennen Zehnnen geraumet haben. Daß das Land gueth ist, wird dir ja die beste Zeignus seyn die vorbigen Jahr ergangen churfürstlichen Mandat, wo es außtricthlich (welches weegen den Obrist Thierriegl, so disse Collonie einzuführen, ergangen) in welcher glar gestanden, eines der fruchtbahristen Erdtreichen von Spanien. Wan es dan der, welcher solche Collonie zu verhindern trachtet, selbst lobet, so kanst du umb so mehr versichert seyn, daß es die Wahrheit ist, dan dise wollen nicht, daß der armbe Bauer glicklich werden sollte. Hier will ich dir einen geben, lesse ihm.

Der Bauer lest die guet Zatten.

hülfreiche hand

2c. 2c. / stimmt mit Ausnahme von sprachlichen Abweichungen mit dem gedruckten Aufruf überein. (S. S. 100.)



Johann Kaspar v. Thürriegel.
Nach dem im Schlechtischen Gasthause zu Neurandsberg befindlichen Originalporträt.
Photographie durch gütige Vermittlung des Herrn cand. hist. Simon Höpfl.

B. Ja, Brueder, wan das Ding so wehre, aber schreyben und truckhen last sich freylich viell.

C. Du zweiflest, und waß kombt dir dan unglaublich vor?

B. Die Guetthatten seind mir halt zu groß, die der Könnig denen Leithen so sich in seinem Könnigreich ansessig machen wohlen, ertheylen solle.

C. Du mußt aber auch wissen, daß disses der allerreichiste König ist und mehr ein Vatter alß ein Regent zu nehnen. Ich glaube, daß du meinst, es ist etwan ein kleiner Reichß-Fürst oder ein Margraff. Disse, da häst recht, konnten freylich solliches nicht halten. Aber glaube mir, nicht nur allein disses haltet disser allergnädigste Könnig auf das genauisten, sondern den andern Nuzen mueß du betrachten, auß waß vor eine erbahrmungswürdige Sclaverey disse Spanische neue Bevelckerung dich erröttet. Zum Ersten sichest du, waß du alles bekommest, waß dises vor eine himlische Gegend, wo du hinkomest, hernach hast 10 ganze Freyjahr, und nach Verfluß dissen sehr gleine Anlagen.

B. Ja, ja, sehr kleine! Unser Beambter sagt auch alzeit: Kleine Anlagen, und vor lautter kleinen Anlagen kan ich mein Weib und Künder nicht genueg trocknes Brod mehr zu essen geben. Seyd dessen, daß du forth bist, haben wür arme Baurn schon wider eine kleine Anlag bekommen, schau nur einmahl, ob das christlich ist. Dir ist ja bekandt, daß wan wir einen Sohn haben oder Knecht, so hatt man ihme zum Soldatten weeggenohmen. Da ist ein Mayor vom Clementi'schen Regiment[1]) zum Churfürsten auff Minichen hinauff gereist und hat ihme mit Beyhülf deß Larosee eingeschwazt, daß er unß inskünfftig kein Bueben mehr nehmen soll, aber ieder Hoff solle järlich vor disse Gnad 3 f. bezahlen[2]). Disse neue Schinderey vor unß arme Baurn hat gleich Gehör gefunden und zur Erkantlichkeit hat der Churfürst dem Mayor seine ybergrosse Schulden bezahlt.

C. Vor die 3 fl. Anlag werden wohl recrouten gemacht werden.

[1]) Siehe im folgenden „Aufruf“!

[2]) Sog. Bubensteuer; s. d. folgenden „Aufruf“!

B. O du Nahr! Recrouten, ja, wen daß wehre, so hätte doch der Churfürst einen Nuzen und wür wehren versichert, daß wir unsere Söhne nicht mehr zum Soldatten-Leben hergeben durfften, aber hör einmahl, laß dir nur erzehlen, wie man den Churfürsten und mit unß Unterthanen umbgehet. Da wür disse neue Steur haben geben mießen, so haben sie unser Bludt Geld ein baar Wochen öffentlich untern Trumlen und Juchzen herumgetragen, alß wollten sie Soldathen anwerben, nach der Hand aber haben sie die schön gediente Leith abgedanckht, und weiß der Teuffl, unter waß vor Glauen unßer Gelt kommen ist. Jetzt haben wür gahr keinen Soldatten mehr und wird gahr nicht lang dauren, so werden wür unser Bueben auch wider hergeben miesen. Wie unß die Beambte schünden, könte ich dir nicht genueg erzehlen. Von Pfläger zu Braunau, von Trestl, glegete[1]) mir ein halbes Jahr nicht. Alles weindt und schreyet über seyne Ungerechtigkeit, und wan du bey der Regierung von Burghausen wider ihme wilst Recht fünden, so kommen die Regierungß Räthen nach Braunau zum Fressen zu ihme, und wan du nur das Maull auff thuest, so sperns dich gahr in das Zuchthauß. Wir miesen zu grund gehen. Der Herr Churfürst und das Landt ist armb, und die zu unß komen seind wie die Beedtlbueben, die fahren iezt und haben bald alle stund wider ein neues Guett.



Thürriegels Gattin Marianna.
Nach dem im Schlechtischen Gasthause zu Neurandsberg befindlichen Originalporträt.
Photographie durch gütige Vermittlung des Herrn cand. hist. Simon Höpfl.

C. Ich sehe nun gar zu wohl, daß der Sibilla Weißagungsspruch wahr wird, da sie sagt, disses Landt wird durch ihren eignen Herrn zu grund gehen. Was würdet ihr wohl thuen, liebe Leuthen, wen Gott das ganze Landt mit seiner Straffruethen als Mißwachß, Schauer und andern heimsuchen wirdet. Es ist schon offt geschehen, daß weegen deren Sinden der Großen ganze Länder gestrafft worden. Jezto ist aber die Zeith, wo auch die göttliche Vorsichtigkeit gleichsamb einladet, wie es den Israelitern gethan, da sie unter dem schweren Joch der Egibter so hart getrückhet worden, disses Euer Joch von euch abzuschittlen. Ihr werdet von Tag zu Tag mehr gebresset, und man wird euch nach und nach wohl noch gahr leibaigen alß wie die Böhmen machen. Euere Oxen, eure Pferde sind mager, ihr fresset das truckhne Brod und trinckhet Wasser. Sehet aber jene fette Pferde und Oxen, mit welchen die Minister, so doch vor etwelchen Jahren nichts gehabt, brallen! Sehet ihre brächtige Schlösser, sie seind von euren Schweiß und Blut erbauet! Entschüttet euch disses Joches! Ziehet auß, und nemmet ihnen, waß sie haben, den es ist euere Sache. Kombt mit mir in das Land, wo man von den thieranischen Verfahren nichts weiß, wo ihr mehr einen Vatter alß König antreffet, wo ihr der alleinig sellig machenden Relligion dienen könnet, ohne notwendig zu haben, den letzten Pfenning, so auch noch yber gelassen worden, denen Pfarrern zu geben. Da habt ihr nichts zu befurchten, daß man eure Söhne beraubet und die selbige gleich wie es bey euch geschiechet, an außwertige Höffe alß Schlacht Opfer gefürth und verkaufft werdet. Waß habt ihr wohl bei solchen untertruckhte Zeit zu gewarten alß des ellendiste Leben? Kombt derowegen, und lasset disse Anerbiettung, die man euch machet, nicht fruchtloß vorbey streichen, damit ihr nicht zu spadt beweinen derffet euer beforstehendes Ellend."

Das folgende stellt den Aufruf dar, mit dem sich Th. an die Gerichtsdiener 2c. zu wenden gedachte.

2. „Geliebteste deutsche Landes Leuthen.

Hela! Ich schreye euch auf 400 Stund weit entfernt in die Ohren, und mache einen andern Johannes in der Wisten, welcher gekommen ist, denen durch die Adams Sünde an Leib und Selle kranckh und beträngt gewessenen Völckern daß Heyl und die freydige Ankonfft Christy, deß unentlichen Erlössers anzukündigen. Hela! sage ich, ich schreye euch geliebteste deutsche Landes Leuthe in die Ohren und verkündige euch das Heyl und den Freydens Stern, welcher unß in den Königreich Spanien auffgegangen ist! Auf dissen Spanischen Thron sizt ein König und einer der grösten, reicheften und preyßlichsten Monarchen. Disser grosser König Carl von Spanien ist nicht nur ein mächtigster Regent, sondern hat zugleich ein wahres Vatter Herze gegen alle seine Unterthanen, dessen Milde so uneingeschrängt ist, daß er so gahr dem allergnädigsten Sluß gefasset, vielle tausende Deutsche, Schweyzer und Niderländische Baurs Leuthen und Handtwerckher von allerley Arth benebst ihren Weibern und Kindern in seine von Himmel gesegnete fruchtbahriste Länder auf und anzunehmen und besagte außländtische Völckher mit denen vornen angesetzten in 17 articl enthaltenen Wohldatten zu überhäuffen. Disser Könnig, sage ich euch, geliebteste Landes Leuthe! ist ein guetter Vatter für alle Völcker, welche sich unter seynen mächtigsten Schutz begeben wollen, und hat lauter

[1]) = klecken, = genügen.

Margodej[1]) zu Minister, welche ihme getreulich beystehen, seinne unbeschreyblich grosse Statten oder Königreichen zu regieren, dahingegen, theureste Landes Leuthe! in euren Deutschland in denen catolischen Stätten bald lauter Hamons zu Minister gesezet seind, welche euch das Bluth auß den Adern sagen, euch und eure Weiber und Künder, ebenso wie dorthen ein Egibtischer Pharo zu ihre Leibeigene machen und geringer alß ihre Pferde und Hunde tractieren. Disser Spanische Könnig, sage ich euch, liebet die Unterthanen und schäzet hoch den Soldathen und officiers Stande; bei euch hingegen habt ihr die tägliche Proben vor Augen, daß eure bömmische Fürsten, Graffen, Prälaten, Klöster und ihre Richters euch die in dem Schweiß eures Angesichts gepflanzte Früchten gleichsamb von den hungerichen Mund hinwegreißen und sich darmit mästen. Ihr miest dorthen in Beyrn, Schwaben, Rhein- oder der Manheimer Pfalz und yberall, wo geistliche und catholische Fürsten, Prälaten und Dergleichen zum theyl ein tieranisches Rueder über ihre Unterthanen und Soldatten selbsten führen und zum Theyl durch unbekandte Außländer fiehren, lassen, wie sie es nur fiehren wohlen. Dorth reist euch ein Beambter auf Besell eines, eures Geld und eures Schweises nimmer sath werdenter Minister den Sohn, ja gahr dem jungen Eheweib ihren Mann von der Seyte hinweckh und mueß auf Lebens lang ein Soldath werden und sich an demjenigen Herrn gleich ein Stuckh Viech verkauffen lassen, welche Eueren geldbegierigen Minister oder Prälaten, ja Geistlichen Herrn Bischöffen oder Ehrzbischoff das mehriste Geld für euren Körber hinzelt. Hier hat sich ein frembt hergeloffener Meyor Kreut auß seinen Schulden geriesen, welcher einen neugemachten[2]) Graff La Rosée angezeiget, wie man einerseyts mit einer neu aufgebrachten, so betitleben Bubensteur[3]) dem alten Vatter, dem man glaubent machte, er werde seynen Sohn in Hause behalten, auß dem Sparbeutl die ybrige Groschen Geldes heraußfischen und denen officiers darmitt die vielle Monathß schuldige Besoldungen abzahlen, und beim Ende jedannoch den alten Kreyß mit Fordtschlepung seines Sohns in denselben die Stizen entreißen und ins Grab stürzen könneu. Einem ebensahlß landesveräterischen Graff Seinshaim[4]) und geldbegierigen, in euren sauren Schweiß, geliebste Landes Leyde, sich badenten Percheimb[5]), fünden die Vorträge ebensahlß guetes Gehör und werden ihre Beselche gegeben, daß man den armen Bauren verbiette, seyn Hornvieche und Pferde, noch münder seyne Feld früchten auß dem Lande zum Verkauff zu führen, und wisset ihr wohl, warumb? Kombt, ich will es euch sagen, wan ihr es noch nicht wisset. Disse besagte Ministers oder Bludtigels haben drite Persohnen, welche eure Feldfrichten, Hornvieh und Pfärde umb einen geringen Preiß abdruckhen, weill euch der Weeg außer Landes damit verbotten ist, sie selbsten aber lassen es durch ihre Helffers Helffer auß dem Lande verkauffen, umb denjenigen Gewinn, so euch so billig zugehört, ebensahlß an sich zu reissen.

Hörth ebensahlß ihr geliebte Ambtleuthe oder Schörgen, wie man euch anjezto zu nenen befohlen hat! Eben da ich disses schreybe, ligt der Plan schon unter deß Percheims Händten, welcher euch angehet, daß ihr nunmehro sollet mit Röcken begleydet sehen, deren die eine ganze Seyte mit dem Ermel und Strumpf weiß sein mueß. (Und disses, heißt es in der Geheimen Schreybstube von Percheim ist die Farbe von Bayrischen Wappen und mueß uns eine grosse Schergen Steyr einbringen, wen sie disse Kleydung nicht tragen wollen. Und disses halb blau und halb-weisse Rockh und Strumpf Project, sagt der Percheim zu seine vertrautte Bludtiglen, wollen wür so offt alß wir einen Schörgen in contribution sezen wollen, zu tragen befellen.) Höret, sage ich, geliebte Bayrische Ambtleuthe oder neu betitelde Schörgen! Wie die Geld Begierd eines Perchem euch sogar alß Nahren zu gleiden und euch bald denen Juden, so bey der Creyzigung Christy mit zweyerley Strimpfen abgemahlen werden, ändtlich zu machen weiß. Ich weiß gar woll, daß ihr fast von ganzen Landtvolck, sonderbahr von denen reichen Bauren und Bürgern weit mehr verhasset seyet und gesorchten werdet als von denen armen Schelmen und Dieben. Dessen Ursach könne ich beßer als tausend andere, wie ungegrindtet euch disse Bauren und Bürger hassen und beneyden, dan ich sage, ich weiß es gahr woll, daß ihr geliebte Ambtleuthe, Sohn und Knächte, ohne alle gegründete Ursachen gehasset werdet, dan die gnädig und stränge Herrn Pflegers und Gerichtschreybers tractieren euch sogleich mit aller Strenge, wan ihr die reiche Baurn und Bürger nicht in allerley Unglickhe hinein bringet, und den armen Hauslern und Taglöhnern ihre Söhne alß Capidulanten hinweeg schlepet, welche die reiche Bauren ihnen denen Beambten theyr bezahlen mießen. Und disses seindt die wahre Ursachen, worumb die Geldbegirdt und geylle Vennus in denen Bayrischen Beambten und esterreichischen sogenannten Polycey Comissarien eine Mänge Unschuldige dorth in die Schärgen Stuben, und hier in das Romor Hauß[1]) schleppet, wo eintweders das Geld oder die abgelöschte Venus Lieb so bald wider die angeglagte Unschuld herstället und die Gesangenen Porte auffschließet, in Versagung deß einen oder deß anderen aber, mehrmal die Unschuld lange Zeith wie dorthen ein Egytischer Joseef seyffzen und hier einer und mehrer alß angeblich falsche Spiellers des Land meyden miessen, weyll der Minister von dem ebensahlß angeblich ungerechten Gewin nicht drey und ein halb 4tel Deyl zum tribut yberkommen. Ihr Schörgen und Romor Knächt miest dennach freylich unmenschlich gegen die Burger und Baurn (von denen doch alles seyne Nahrung herhollen mueß) handlen, wan ihr keine strenge, sondern gnädige Herrn haben wollet.

Ein Stubenrauch[2]), welcher dem Churfürsten rechtschaffen betrogen, würde entlich gar zum Hofcommerath gemacht, und scheinet, daß disser beyßende Stubenrauch dem ganzen Land die Threnen auß denen Augen, ja gar eine Mänge zu ihren Glickhe auß dem Lande nach Spanien treybe und unentlichen Viellen, ja das ganze Landt durch seyne neue Mautordnung in dem gänzlichen Verderb stürzet, dem Landesfürsten aber selbsten in solchen Armuth herunder zu setzen, daß er den ehrenvollen Soldathen und officiers nicht mehr kan bezahlen. Es läget glar vor Augen, daß man den Landes Vatter, das Land und Leythe bey lebendigen Leib verkauffen wolle. Ein anders Proyect soll auch zu seiner Volkommenheit gereichen,

[1]) Mardochai.
[2]) 21. März 1765.
[3]) Siehe d. „Gespräch.
[4]) Minister Joseph Franz Graf v. S.
[5]) Finanzminist. Maximilian Freiherr v. Berchem.

[1]) = Rumorhaus, = Polizeiwache.
[2]) Franz Xaver Anton v. St.

welches dahin gehet, daß kein einziger Schreyber keine Beambtenstelle solle zu hoffen haben, wen er nicht vorhero 10 Jahr alß Oberschreyber bey Gericht gestanden oder für ein jedes Jahr eine ziemliche Summa Geldes erlege um darzu zu gelangen. Also, wan Oxen und Eslen Geld bezahlen können, so können sie sicher seyn, daß man sie in Bayern zu Beambten mochet.

Also und demnach rueffe ich euch zu, geliebteste, theyreste und in euren Vatter Stätten mit ungerechter Plage zu Boden getruckhte Bauren, Bürger, Ambtleithen und samentlichen Schreybern, ingleichen allen denen jenigen Officiers und Soldatten, welche obgemälte Plagen und Ungerechtigkeithen erdulten miessen, auf daß ihr euch zusammenrottet zu hundert und zu taußend und in größter Eintracht mit einander den Weege nach Spanien antrettet und keine Zeith versaumen wollet, an dem in Könnigreich Spanien für euch alle offenstehende Gnadenschatz oder Glickhßhaffen, welche euch in denen 17 articuls sehr vielle Gnaden eines großen Königß anbiettet, theylzunehmen. Ich sage euch, geliebteste Landes Leythe! rottet euch zu hunderten und zu thaußenden zusammen, folget der Strassen, welche euch guette Anführers, die sich unter euch werden hervorthuen und zu erkennen geben. Nemet mit alles, waß von euren Geld, Gueth und Schweiß in denen Clöstern und in denen Händen eurer ungerechten Beambten und ministers habet hinderlegen oder durch Zwang abgeben miesen, dan alle disse Reichtdiemer gehören euch und ist eure saure Arbeith, welche besagte Pludtigelß von euch, von euren Eltern und von euren Ureltern herauß gepresset haben. Dan die Zeit ist nunmehr kommen, hat Johannes auß der Wiesten geruffen, wo das Heyl des Erlößers euch auß der lebendigen Leibeigenschaft reißen solle, wan ihr seyner Stimme folgen wollet. Und ich sage euch, geliebte theureste Landes Leuthen, daß nun die Zeit da ist, wovon die Sibilla geweißsagt, daß das Landt wird wider seinen Herrn auffstehen und daßselbige durch ihm oder viellmehr durch seine ungerechte Ministers zu grunde gericht oder verhöret und verzehret werden! Macht euch auf, sage ich euch, geliebteste Landesleuthe! und nemet alles mit, waß euch gehöret, und setzet euer Leib und Leben gegen alle diejenigen, welcher sich euerm Vorhaben widersetzen mächten, und zeigt, daß ihr an eure Weiber, Söhne und Töchtern wahre Hürdten seyet, welche sich denen Wölffen widersezen, die ihr Schäfflein mitsambt der Wohle entreißen und verschlingen wollen! Kommet, sage ich, zu mir nach Spanien und genieset die Königlichen Wohlbathen in den glickhseligsten Erdstrich Spaniens, welche folgende sind und ich mit so viellen taußenden Anderen bereithß geniesse. Die Ambtleuthen und Söhne und alles, waß in Bayrn so verachtet und verfolget würd, seyd versichert, daß sie in Spanien ein ganz anderes Schücksal zu geniesen haben, dan eur Standt und Geburth ist keine so hirnspinnstige Verachtung gleich wie in Bayrn.

Friedrich Gottlieb Menschenfreundt,
wohnhaft in der Sierra Morenne."

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues bayerisches Geschichtswerk.[1]

Von H. Leher.

Es ist für ein Volk unbedingt notwendig, daß es seine eigene Geschichte genau kenne. Die Vergangenheit ist ja die Mahnerin und Lehrerin der Gegenwart; schon der griechische Historiker Diodor sprach dies aus mit den Worten: „Die Geschichte erwirbt der Jugend den Verstand der Alten." Das Bedürfnis nach einem guten Geschichtswerk wird bei uns in Bayern längst empfunden, der Wunsch liegt auf aller Munde, man sehnt sich nach einem Werke, das uns in einer den Anforderungen der heutigen fortgeschrittenen historischen Wissenschaft entsprechenden Weise Bericht gibt über den Werdegang, über die Schicksale unseres Bayerlandes im Laufe der Jahrhunderte. Nach einer Geschichte Bayerns sehnt man sich, geschrieben etwa nach der Anweisung Wilhelm v. Humboldts in seiner „Aufgabe des Geschichtschreibers", der da sagt: „Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideal der Schönheit, so strebe die Geschichte nach dem Bilde der Menschenschicksale in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit. Zwei Wege müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue parteilose Ergründung des Geschehenen und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren."

Wohl könnte man einwenden, daß wir für Bayern bereits eine standard work in Riezlers „Bayerischer Geschichte" besitzen. Gewiß, niemand wird die Bedeutung dieses großartigen Werkes unterschätzen, aber es ist noch nicht vollendet und gehört der gelehrten Welt; die allgemeine Sehnsucht ruft nach einem Buche, das auch der Allgemeinheit gehöre. Nur der Berufshistoriker, der Gelehrte von Fach unternimmt das Studium eines bändereichen Werkes, ein anderer Leser weicht zögernd zurück, er berechnet, ob seine Zeit ihn nicht im Stiche lasse.

Hier tritt nun das neue Werk vermittelnd, ja helfend ein. Es verdankt seine Entstehung, wie uns die Vorrede kündet, der unmittelbaren Anregung und dem Auftrage Sr. Exzellenz des Kultusministers. Für die schwierige Aufgabe wurde die richtige Kraft gefunden. Die Vorrede kündet uns die Tendenzen des Autors, sein Buch sollte in erster Linie ein Hilfsmittel für die Lehrer der Geschichte an den Mittelschulen sein, sei aber auch weiters für die Studierenden der Universität, für die Gebildeten überhaupt geschrieben. Der Hauptnachdruck ist auf die Zeichnung der Entwicklung gelegt; Zersplitterung in Einzelheiten wurde vermieden, es wurde nur bei den Gegenständen, die für den Entwicklungsgang besonders maßgebend zu sein schienen, länger verweilt; das Verständnis hierfür sollte durch möglichst geschlossenen und zugleich großzügigen Aufbau erleichtert werden. Entsprechend den Forderungen der neuen Geschichtswissenschaft wurde besonders liebe-

[1] Entwicklungsgeschichte Bayerns von Dr. M. Döberl, Professor an der Universität München. I. Bd., 594 Seiten, gr 8°. Preis M. 12.—, elegant gebunden M. 13.50. Verlag von R. Oldenbourg, München.

volle Pflege den inneren Verhältnissen zugewendet, das Typische in Staat, Kirche, Wirtschaft und Geistesleben herausgeschält, die hier jeweilig wirksamen Richtungen und Strömungen bloßgelegt und die Wechselbeziehungen zwischen politischer und Kulturgeschichte durch zweckdienliche Anordnung schon äußerlich ins Auge gestellt. Den Blick stets vom Engeren auf das Weitere gerichtet, suchte Döberl die bayerische Geschichte im Rahmen der deutschen und der allgemeinen Entwicklung zu zeichnen, die bayerische Territorialgeschichte zu einer Geschichte der deutschen Entwicklung auf dem Boden des engeren Vaterlandes aufzubauen, dazu ist ja Bayern mit seiner 1400 jährigen Kontinuität mehr als irgendein anderer deutscher Staat geeignet.

Das sind die leitenden Grundsätze, die der Autor für die Schaffung seines Werkes proklamiert, und er hat sie strenge beobachtet und sie haben ihn zum glücklichsten Ziele geführt. Es ist ein ernster Forscher, der vor uns tritt, eminentes Wissen vereint sich mit unermüdlichem Fleiße; das Werk ist nicht allein ein Triumph der Arbeit, nein ein Triumph des Talents. Es erfüllt, was Napoleon III. in seiner Geschichte Julius Cäsars verlangt. »L'historien doit être plus qu'un peintre; il doit, comme le géologue qui explique les phénomènes du globe, découvrir le secret de la transformation des sociétés. Der Geschichtschreiber soll mehr sein als ein Maler, er soll gleich dem Geologen, der die Erscheinungen des Erdballs erklärt, das Geheimnis der Umgestaltungen der Gesellschaft offenlegen."

Das tut dieses Buch, es öffnet unsere Augen und klar und deutlich zieht die Vergangenheit an uns vorüber mit ihren Vorzügen, ihren Fehlern. Man glaube ja nicht, daß das Werk, weil es gewissermaßen einer offiziellen Anregung sein Entstehen verdankt, dahin strebte, eine Verherrlichung Bayerns zu schreiben; mit nichten. Für Döberl galt die Weisung, die der große Lamartine in seiner „Geschichte der Gironde" aufstellt: „Die Geschichte ist nicht unparteiisch wie der Spiegel, der nur den Gegenstand selbst zurückstrahlt, sie ist unparteiisch wie der Richter, der sieht, hört und seinen Spruch erläßt." Solch ein Richter ist Döberl, klagt an, wo wir Fehler begingen, klagt an, wo uns Unrecht geschah, und das hat sich gar manchesmal ereignet. Mit diesen Vorzügen verbindet der Autor außerordentliche Formengewandtheit, sein Stil ist glänzend, er kann oft klassisch genannt werden, viele Stellen verdienten in einer Anthologie Aufnahme zu finden. Der Freund der Geschichte, der wahre Vaterlandsfreund blickt mit Entzücken auf dies Buch, denn ein unerschöpflicher Born des Wissens strömt den Gebildeten entgegen und es wird bald seine segensreiche, befruchtende Wirksamkeit erweisen.

Der Leser wird es mir zu Danke wissen, wenn ich ihm nicht bloß das zugeschlagene Werk preise, wenn wir uns nebeneinander setzen und es Seite für Seite durchblättern. Vor uns liegt zur Zeit der erste Band: „Von den ältesten Zeiten bis zum Westfälischen Frieden," dem in kürzester Bälde der Schlußband folgen wird, welcher die Entwicklung bis zur Gründung des Deutschen Reiches führt und mit einem Ausblick auf die Stellung Bayerns im heutigen Deutschen Reiche schließt.

Das erste Kapitel des ersten Buches, „Bayern in der Zeit des Stammesherzogtums. Erster Anlauf zum Stammesstaat," belehrt uns über „Einwanderung der Bayern in die Süddonauländer. Ihre Abstammung und älteren Stammessitze". Gar mancherlei wurde darüber früher gefabelt, die Dunkelheit ist der Leuchte der forschenden Wissenschaft gewichen. Auch Döberl tritt für die Abstammung der Bayern von den Markomannen ein. Hierauf prüfen wir „Land und Leute", hören von der prähistorischen Zeit, erfahren, welche Landstriche schon damals besiedelt waren, beschauen das Landschaftsbild zur keltischen Periode. Bevor sich die keltische La Tène-Kultur völlig ausleben kann, bricht ein neues Volk herein und hinterläßt im Lande Spuren seines geschichtlichen Daseins und seiner Gesittung — die Römer. Das römische Bayern steigt herauf, wir beschauen seine stolzen Städte und dräuenden Wälle und Festen, bereisen sein Straßennetz. Bald erweist sich das römische Imperium militärisch wie moralisch nicht mehr kräftig genug, die Nordgrenze gegenüber dem Eindringen der freien Germanen aufrecht zu erhalten.

Nach vorübergehenden Invasionen tritt ein Volk auf, das durch seine Zahl wie innere Widerstandskraft befähigt ist, dem Lande nicht bloß eine dauernde Besiedlung zu geben, sondern ihm seinen Stempel aufzudrücken — die Bayern. Wie sie kamen, welche Einwirkung der Landwechsel auf den Stamm übte, die Einwirkung der keltisch-römischen Kultur wird uns dargelegt. Bemerkenswert ist hierbei die Konstatierung einer gewissen Empfänglichkeit gegen kulturelle Einwirkungen der romanischen Welt, welche dem bayerischen Stamme trotz seines Mißtrauens gegen die fremde geblieben sei. „Im geistlichen Zeitalter des 10. und 11. Jahrhunderts wird Bayern vornehmlich unter dem kulturellen Einfluß Italiens, im ritterlich-höfischen Zeitalter des 12. und 13. Jahrhunderts unter dem Frankreichs stehen. Im 16. und noch einem guten Teil des 17. Jahrhunderts wird Italien wenigstens in den fürstlich-höfischen Kreisen neuerdings die kulturelle Führung übernehmen, in der verfeinerten Lebensführung und Geselligkeit, in der Literatur und Kunst, woran noch heute zahlreiche Lehnwörter im bayerischen Wortschatz erinnern, um dann einem Jahrhundert französischen Kultureinflusses Platz zu machen. Aber Bayern ist dem fremden Kultureinfluß niemals erlegen, hat vielmehr der fremden Kultur sein provinzielles Gepräge aufgedrückt und seine Eigenart, seinen Grundcharakter bewahrt."

Wertvolle Forschungen gibt uns das Kapitel: „Äußere Geschichte. Verhältnis zum Frankenreich." Es wird da zunächst der Beweis angetreten, wie das agilolfingische Herzogtum nicht ein fränkisches Amtsherzogtum, sondern eine Modifikation eines vorfränkischen Königtums war. Es folgt nun der Bericht über die Verwicklungen mit den mächtigen Herrschern des karolingischen Hauses, der vergebliche Widerstand und endlich die Katastrophe Tassilos. Döberl weiht dem unglücklichen Fürsten ehrende Anerkennung seiner großen Verdienste. Volle 18 Jahre behauptete er seine Unabhängigkeit; vollständig selbständig regelte er im Verein mit den geistlichen und weltlichen Großen die Verhältnisse des Landes; die Akten zweier Synoden seiner Zeit, der von Dingolfing und Neuching, gewähren einen tiefen Einblick. Unter der tüchtigen Leitung Tassilos erreichte das Land eine hohe Blüte; namentlich das kirchliche Leben und im Zusammenhang damit die Segnungen der Zivilisation erstarkten in dieser Zeit. Auch die Grenzen wurden weiter vorgeschoben im Süden wie im Südosten des

Reiches. Durch die Bekämpfung der Avaren, durch die zweite Unterwerfung Karantaniens, durch den Beginn der Christianisierung daselbst, bereitete Tassilo in der Zeit seiner Selbständigkeit den Boden vor für die schönste Aufgabe des bayerischen Stammes, für die bayerische Kolonisation und eröffnete damit dem bayerischen Stamme den geschichtlichen Weg nach dem Osten.

Wahre Kabinettstücke sind die Kapitel: „Grundlagen in der Wirtschaft und in der Gesellschaft," „Grundlagen im Staate," „Grundlagen in der Kirche," und schließlich „Der Tassilonische Prozeß und die Katastrophe von 788." Noch einmal tritt Döberl für ihn in die Schranken. Tassilo verdient nicht weniger unsere Achtung als der Sachse Widukind. In seinem Schicksal liegt wirklich eine Tragödie; er ist nicht dem Mangel der Herrscherbefähigung erlegen — die innere Verwaltung Bayerns beweist das Gegenteil —, vielmehr, wie so mancher von Rom bezwungener König, den Mitteln eines überlegenen Weltreichs, dem Willen einer alle Zeitgenossen überragenden und erdrückenden Persönlichkeit. Genau wird nun geprüft und gewogen, ob die „Wirkung der karolingischen Staatsverwaltung auf bayerischen Boden" sich günstig erwies. Der Schluß lautet, wir können nicht den Eindruck gewinnen, daß mit der Absetzung Tassilos, mit der Verwandlung Bayerns in eine fränkische Provinz ein schlechter Zustand einem schlechthin guten gewichen sei. Das Frankenreich verfügte nicht über die Mittel, namentlich nicht über die wirtschaftlichen und Verkehrsmittel, um seine weiten Gebiete von einem Zentrum aus zu leiten; die fränkische Verwaltung war im Gegensatz zu dem kunstvollen festgefügten Gebäude der römischen Verwaltung ein roh gezimmertes, unfertiges Bauwerk, das der Staat von Anfang an nur notdürftig unter Dach und Fach brachte.

Der Zusammensturz des Karolingerreiches bringt „die Erneuerung des Stammesherzogtums" und „Bayerns Eintritt in das mittelalterliche Deutsche Reich". Diese Kapitel, sowie das folgende, „Die unitaristische Politik der Ottonen und der beiden ersten Salier", lassen sich hier nicht flüchtig skizzieren. Ihren Wert erfaßt der, welcher sich in ihr Studium versenkt.

Zu den schönsten Seiten des Buches zählt das Kapitel: „Kolonisierende und germanisierende Tätigkeit des bayerischen Stammes." Wenn wir es lesen, gewinnt der stumme Buchstabe Laut und Sprache, wir glauben den Meister selbst zu hören, der zu uns seine lehrenden Worte spricht. „Wie das Leben des einzelnen erst dann einen höheren Wert erlangt, wenn er herantritt aus dem engen und beengenden Kreise jener Tätigkeit, die lediglich seiner Selbsterhaltung gewidmet ist und sich in den Dienst einer größeren Gemeinschaft, in den Dienst einer höheren sittlichen Aufgabe stellt: also ist es mit dem Leben eines Volkes. Eine höhere Mission erfüllt ein Volk, wenn es entweder produktiv weiter arbeitet an der kulturellen Entwicklung der Menschheit oder wenn es seine Nationalität und die überkommene Gesittung schützt gegen den Ansturm barbarischer Völker, noch mehr, wenn es ihm gelingt, diese Kultur und diese Nationalität hinauszutragen in barbarische oder halbbarbarische Nachbarländer, und zugleich Raum zu gewinnen für nachkommende Generationen. Eine Kulturaufgabe nach beiden letztgenannten Richtungen hin ist vornehmlich zwei deutschen Stämmen zugefallen, die an der Ostmark des Reiches saßen und so manche Charaktereigenschaft miteinander teilen, dem sächsischen und dem bayerischen. Man hat mit Recht diese Kolonisation des Ostens die größte Tat des deutschen Volkes genannt, mehr als die Hälfte des heute von Deutschen bewohnten Gebietes ist so gewonnen worden. Der bayerische Stamm ist am frühesten vor die Lösung seiner Kulturarbeit gestellt worden, schon im 8. Jahrhundert, als die Sachsen ihre heidnischen Götter noch gegen fränkisches Christentum verteidigten.

Diese Kulturarbeit des bayerischen Stammes erstreckte sich über ein weites, wechselreiches Gebiet, im Norden bis zu den dunkelbewaldeten Granitmassen des Fichtelgebirgs, im Osten bis zu den weichen Wassern des Plattensees, im Süden vorbei an hochragenden Firnen und tiefgründigen Schluchten einerseits bis zu den Steinwüsten des Karst, anderseits bis zu den Pforten des Landes, „wo die Zitrone blüht und das blaue Gewässer dämmert unter der Sonne Homers." Das Ergebnis dieser mehrhundertjährigen Tätigkeit war die vorherrschende Geltung des Deutschtums in Steiermark, Kärnten und Krain, die ausschließliche Herrschaft des Deutschtums in Niederösterreich, in der heutigen Oberpfalz, in Teilen von Mittel- und Oberfranken und im Egerlande. Die bayerische Kolonisation griff auch über die politischen Grenzen deutscher Herrschaft und gewann ausgedehnte Gebiete im nordöstlichen Italien, im westlichen Ungarn, im südlichen Mähren, im südlichen und westlichen Böhmen. Eine zusammenfassende Geschichte dieser bayerischen Kolonisation gibt es noch nicht. Und doch ist es eine reizvolle, wenn auch schwierige Arbeit. Der Historiker, der Geograph, der Sprachforscher müssen zusammenwirken, die Geheimnisse der Urbar- oder Einkunftsbücher, der Traditions- oder Schenkungsbücher, der Urkunden, der Orts-, Fluß- und Flurnamen, der Mundarten, namentlich des Lautstandes, müssen erschlossen werden. Dann wird die Geschichte der bayerischen Besiedlungen zu einer lebensvollen, genußreichen Wanderung von Tal zu Tal, von Pfarrdorf zu Pfarrdorf, von Stadt zu Stadt werden."

Der Wirtschaftspolitik gehört das Kapitel „Die Grundherrschaft der Rechtsgeschichte", gehört „Die bayerische Stammesverfassung".

Eine verhängnisvolle Zeit behandelt Kapitel 6: „Die Bilanz des welfischen Herzogtums und der Zusammenbruch im Jahre 1180." In der Schilderung dieser merkwürdigen Periode erkennt man Döberl so recht als den scharfen und kritischen Forscher. Er weist uns nach, wie hier Fehler auf Fehler folgte, und schon unter Heinrich dem Stolzen die Anhäufung von Herrschaftsgebiet, namentlich die Verbindung Sachsens mit Bayern auf das welfische Haus wie für Bayern gleich verhängnisvoll wurde.

Ebenso genau entwickelt sich vor uns der Konflikt zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen, der mit der Absetzung Heinrichs des Löwen endete, worauf am 16. September 1180 zu Altenburg in Thüringen Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit Bayern belehnt wurde, wobei leider Steiermark, der Traungau und ein großer Teil von Oberösterreich ständig von Bayern getrennt wurden. Döberl knüpft hieran die ernste Betrachtung, wie die Auflösung der Stammverfassung ein Unglück war, nicht bloß für Bayern, sondern auch für die deutsche Nationalität.

Das nächste siebente Kapitel zeigt uns den Anteil des bayerischen Stammes in der Kultur des geistlichen und ritterlichen Zeitalters deutscher Geschichte. Es wird mit den stolzen

Worten eingeleitet: „Damals als der bayerische Stammesstaat endgültig auseinanderfiel, hat er, der bayerische Stamm, auf dem Gebiete geistiger Kultur sein Bestes geleistet.“ Es wird uns nun weiters gezeigt, wie der Verfall des karolingischen Reiches und seiner Kultur auch von einem Verfall der Kirche, namentlich der mönchischen Niederlassungen begleitet war, wie dann Bischof Wolfgang in Regensburg die Restauration der Kirche und insbesondere die Klosterreform in Angriff nahm. Die Wirkung seiner Tätigkeit äußerte sich darin, daß Kaiser Heinrich II. die ersten Kirchenstühle des Reiches mit Bayern besetzen konnte, und diese Männer waren nicht bloß in der Kirche, sondern auch im Staate die führenden Männer. Die Geistlichen und Mönche jener Zeit waren die Führer des geistigen Lebens, die Träger einer höheren internationalen Kultur. Das Kapitel schildert uns nun die Wirksamkeit der Kirche auf dem Gebiete der Schule, führt uns in die berühmten Bibliotheken der Klöster, verbreitet sich über das literarische Wirken der Geistlichkeit, weiht uns in die Organisation der einzelnen Orden ein. Nicht minder geschickt ist das Auftreten der weltlichen Literatur gezeichnet; es war ja die Zeit da Wolfram von Eschenbach, der Kürenberger, Walther von der Vogelweide und andere berühmte Minnesänger lebten. Der Autor wendet sich sodann zur bildenden Kunst und hebt hervor, daß die Kirche auf diesem Gebiete die führende Stellung selbst noch in einem guten Teil des ritterlichen Zeitalters behauptete. Die bayerische Architektur wird von ihm in anschaulicher Weise charakterisirt und in der ihr speziellen Eigenart der Zusammenhang mit Volk und Volksleben hervorgehoben. Das Studium dieses Kapitels ist für den Leser ein Hochgenuß. (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Erinnerungen an Münchens Kaisertage. Wir ergänzen den Bilderzyklus der letzten Nummer, indem wir die originelle Gruppe vorführen, welche der Verein der Gastwirte Münchens stellte. Auch diese Aufnahme entstammt dem Atelier Christian Stuffler, München.



Die Gruppe der Gastwirte im Tal.

König Ludwig I. und die Gymnasien. Die bezüglichen königlichen Erlasse zeugen von gesundem Menschenverstand, so 1833: „Zu viel lateinische Schulen sind nicht zweckmäßig. (4857) 1838: Das Übermaß der Aufgaben, welche Knaben wenigstens in der griechischen Sprache bekommen, muß aufhören. Fleißig soll die Jugend sein, aber sich nicht versitzen, nicht an Geist und Körper alt werden, bevor sie noch jung war. Freudigkeit und Lebensschwung werden vernichtet. 1838: Von den Gegenständen, welche in den Unterschulen und auf Gymnasien gelehrt werden, soll weggestrichen werden, was möglich. Keine Vielwisserei, keine Kopfhänger, freudige Jugend soll werden. (7618) 1838: Die Hausaufgaben, gegenwärtig viel zu groß, sollen auf das Notwendige verkleinert werden, die so recht dazu gemacht sind, die Jugendlichkeit zu unterdrücken. Es gibt keine Jugend mehr, alt, ohne jung gewesen zu sein, wird dieses Geschlecht, aber das darf nicht so fortgehen.“

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Filiale der

Dresdner Bank in München

Telephon: Nr. 4498 und 4499. **Briennerstrasse 53.** Telegramm-Adresse: DRESDBANK.

Hauptsitze: **Dresden-Berlin.**

Niederlassungen in Altona, Bautzen, Bremen, Bückeburg, Chemnitz, Detmold, Emden, Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Fürth, Greiz, Hamburg, Hannover, London, Lübeck, Mannheim, München, Nürnberg, Plauen i. V., Zwickau.

Aktien-Kapital 180 Millionen Mark :: Reserven ca. 50 Millionen Mark

Konto-Korrent-Verkehr Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung.

Check-Verkehr Führung provisionsfreier Check-Konten.

Entgegennahme von Bareinlagen

Verzinsung erfolgt bei:	täglicher Kündigung mit	$3\frac{1}{2}$%	Zinsen p. a.
	1 monatlicher " "	$3\frac{1}{2}$%	" " "
	3 " " "	$3\frac{3}{4}$%	" " "
	6 " " "	$3\frac{3}{4}$%	" " "
	12 " " "	4 %	" " "

An- und Verkauf von Wertpapieren an allen Börsenplätzen zu kulantesten Bedingungen; Erteilung fachmännischer Auskünfte.

Annahme und Verwaltung offener Depots Gedruckte Bestimmungen hierüber sind an der Kasse erhältlich oder werden auf Wunsch portofrei zugesandt.

Ankauf von Wechseln Diskontierung von Prima-Bank-Accepten sowie von Geschäftswechseln; An- und Verkauf von Devisen und Sorten.

Einlösung von Coupons Alle Zins- u. Dividendenscheine, sowie verloste Effekten werden an den Schaltern der Bank eingelöst.

Kreditbriefe und Tratten Ausstellung solcher auf alle Plätze des In- und Auslandes, insbesondere auf Kur- und Badeplätze.

(69)



Importeure: (27)

Franz Kathreiners Nachf.

G. m. b. H. München Hamburg.

Münchener

Gichtbalsam

ist das Beste bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen und Geschwulsten.

— Zu haben in Gläsern à 1 M. —

Schützenapotheke München

Schützenstr. 2. — Bayerstr. 4. (22)



Für **Vorträge mit Lichtbildern** liefert Apparate und Bilder Ed. Liesegang in Düsseldorf. — Katalog 400 S. gratis.

Kirchen-Orgeln

jeder Grösse.

Harmonium, deutschen und amerik. Systems

von (50)

G. F. Steinmeyer & Cie., Ottingen (Bayern)

Kgl. Bayer. Hof-Orgel- und Harmoniumfabrik.

Dr. med. Pfeuffer's

Hämoglobin

Deutsche Erfindung 20927 vom 10. Juni 1882

(in der Kgl. Universitäts-Kinderpoliklinik zu München, Reisingerianum, fortwährend in Anwendung)

ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Bleichsucht und Blutarmut für Erwachsene, aber auch für schwächliche Kinder zur Kräftigung. — Herr Dr. Wacker, früher Arzt an der Kgl. Kinderpoliklinik zu München, jetzt prakt. Arzt in München, Blumenstr. 30/II, hat die Güte, Auskunft zu erteilen. — Vorzügliche Zeugnisse. — En gros: Ludwigs-Apotheke. — Vorrätig in den meisten Apotheken. — Preis à 1 Mk. 60 Pfg. und à 3 Mk. —

Man achte auf die Bezeichnung „Dr. Pfeuffer's Hämoglobin".

Joseph von Mendel

Apotheker, Hoflieferant

München-Schwabing, Siegesstrasse 1

empfiehlt alle natürlichen (97)

MINERALWASSER

heuriger Füllung, Quellen-Produkte und Bade-Ingredienzien.

Telephon 2392. Auswärts-Versandt rasch besorgt.

Die

M. Gmähle'sche Leihbibliothek

Salvatorstrasse 3/I (90)

empfiehlt

ihren soeben erschienenen neuen Katalog pro 1907 in deutscher, französischer und englischer Literatur.

Druck von R. Oldenbourg in München.


18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 13.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4 gespaltene Nonpareille-Zeile

Vom Büchertisch.

Paul Beneke. Ein harter deutscher Seevogel. Jungdeutschland gewidmet von Gustav Schalk. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalen von Fritz Bergen und C. Arriens. Gr. 8°. 322 S. In dauerhaften Leinwandband mit vielfarbigem Titelbild geb. M. 5. München, J. F. Lehmanns Verlag. — Wir geben zu der Besprechung dieses Buches in letzter Nummer eine zweite Illustrationsprobe. Sie zeigt, daß bei der Auswahl des Bilderschmuckes auch der Belehrung volle Rechnung getragen ist. Das Bild zeigt uns die einstig mächtige Handelsstadt Wisby auf der Insel Gotland, einst eine der reichsten unter den Hansastädten. Sie wurde 1361 von dem dänischen König Waldemar III. zerstört und konnte sich nicht mehr zu ihrer früheren Blüte erheben. Von ihrer einstigen Größe zeigen die großartigen Ruinen von sieben Kirchen und die der ehemaligen Befestigungen. Von den übrigen elf Kirchen sowie von dem 1675 von den Dänen zerstörten Schlosse Wisborg ist keine Spur mehr vorhanden; ihre Reste sind in die Kalköfen gewandert.

Der neueste 85. Band der Künstler-Monographien (Preis M. 4. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig) ist dem Meister **Fra Angelico da Fiesole**, dem Maler der unvergleichlichen Engelschöre und der Heiligen seines Dominikanerordens, gewidmet. In ausgezeichneter Darstellung würdigt hier Max Wingenroth den großen stillen Künstler, stellt ihn in seine Zeit hinein, lehrt uns ihn aus dieser Zeit heraus verstehen, ihn und seine Werke mit ihrer innigen religiösen Lyrik. Der Band, den über hundert vollendet reproduzierte Abbildungen schmücken, bildet eine herrliche Gabe für das Weihnachtsfest.

Spemanns Alpenkalender 1907. Preis 2. M. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. In seiner äußeren Ausstattung, wie in der inneren Einrichtung ist genau nach den bisherigen Grundsätzen verfahren worden. In bunter Reihe werden dem Beschauer Bilder aus allen Teilen der Alpen, aus Berg und Tal vorgeführt, er erhält kurze Schilderungen von Örtlichkeiten Personen und Dingen, die für jeden, der das Gebirge besucht, von Interesse sind.

Spemanns Historischer Medizinalkalender 1907, bearbeitet von Prof. Dr. J. Pagel und Prof. Dr. J. Schwalbe in Berlin, Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. Preis 2 M., wird in seinen Porträts und Bemerkungen vor allem die Ärzte interessieren. Der illustrative Teil wie die Sentenzensammlung sind vollständig erneuert. Möge es auch dem dritten Jahrgange des



Illustrationsprobe aus „Paul Beneke.“ Ein harter deutscher Seevogel. J. F. Lehmanns Verlag, München

historischen Medizinalkalenders beschieden sein, Freude an der Geschichte der ärztlichen Wissenschaft zu erwecken und das Studium der Vergangenheit der Heilkunde zu beleben und zu fördern!

Spemanns Kunst-Kalender 1907. Verlag von W. Spemann. Berlin und Stuttgart. Preis in hochelegantér Ausstattung 2 M. — Zum fünften Male begehrt dieser prachtvolle Abreißkalender, der ein Kunstkalender im wahren Sinne des Wortes ist, bei der deutschen Familie Einlaß. Er dient in Wahrheit der künstlerischen Erziehung und Förderung des deutschen Volkes in hervorragender Weise und gibt seiner Kunstliebe stets reiche Nahrung. „Jeden Tag ein anderer künstlerischer Eindruck, jeden Tag eine andere künstlerische Erinnerung, jeden Tag ein anderer künstlerischer Nachweis" ist der Grundsatz des Kalenders, der wärmstens empfohlen sei.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 13. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M 2.— für das Quartal bezogen werden. Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben | 18. Jahrgang 1907.

Sigrun und Gernot.

Vaterländische Erzählung von M. Zoller. Illustriert von Anton Hoffmann.

I.

Mächtig zürnte der hammergewaltige Donar im Gewittersturm. Seine unwiderstehliche Götterfaust schleuderte den grellen Blitz in blendenden Flammenbüscheln durch die schaudervoll empörte Luft und trieb die schwarzen Wolken kühn vor sich her, daß sie wild aufbrüllend über die Eichenriesen des Hünheimer Forstes dahinjagten. Die Wipfel und Äste der knorrigen Ungetüme des germanischen Urwaldes rauschten und krachten im Sturme wie dereinst die Weltenesche am schreckensvollen Tage der Götterdämmerung. Auch drunten im tiefgefurchten Tale der Altumys[1]) heulte und winselte der Sturm und wühlte in den Wassern des den umwohnenden Stämmen heiligen Flusses, daß die trotzigen Wellen sich schäumend an den Felsenrippen seiner waldigen Ufer brachen.

Der alte, reckenhafte Ferge Starchand kauerte in einem bärenpelzbedeckten Winkel seiner starken Baumstammhütte am flußbespülten Bergeshang und ließ die Hexenschauer der Gewitternacht im wohlgeschützten Heim an sich vorüberbrausen. Da war es ihm, als gelle plötzlich durch das Sturmestoben ein Menschenschrei in seine Einsamkeit. Schnell richtete er sich empor und horchte schärfer. Vernehmlich unterschied er jetzt den wiederholten Ruf und riß ein Kienscheit aus den Flammen seines Herds. Damit trat er dann lauschend vor die Tür. Zwar prasselten die Schloßen dicht auf seinen Breithut und das Lederwams, doch achtete der wetterharte Mann mit nichten dieses Ungemachs, denn deutlich drang nunmehr vom andern Ufer her mit dröhnender Stimme der Ruf an sein geübtes Ohr:

„Heiaho, Ferge, über!"

Schweigend schritt er zum Ufer hinab. Die Fackel rauschte und zischte im Sturme. Nun löste der brave Alte den ungefügen Einbaum von dem Ring am Steine, steckte die unsichere Leuchte in den Schnabel des Fahrzeugs und zwang es dann mit seiner Riesenkraft hinein in die schwarzen, sturmgepeitschten Fluten.

Drüben am schaumbespritzten Strande wartete auf ihn ein hochgewachsener Mann, ein Krieger mit Helm und Brünne, mit Fram und Schild, den breiten Skramasax an starker Hüfte. Ein Grauhund fletschte neben ihm, und am Schildarm hing ihm der Zügel seines Rosses. Starchand sah voll tiefen Staunens, aber furchtlos auf das kriegerische Bild, das ihm der Flammenschein der Blitze zeigte. Endlich stieß der Einbaum an das Land. Hurtig sprang der Krieger bei, neigte sich und faßte rasch mit offenbar geübter Hand des Nachens Spitze und zog das schwere Fahrzeug näher an das seichte Ufer bis sein Boden auf dem Sande knirschte. Jetzt trat er in das Boot, indem er zu dem Fergen sprach:

„Hab' vielen Dank, mein wackrer Ferge! Die Thursen treiben's heute arg da droben. Gar gräßlich dringt ihr Kampfgetöse bis zu uns hernieder. Aber Donar wird wohl — hörst du, Alter, seine grimmen Hammerschläge? — das trotzige Riesenvolk mit seiner Götterkraft wir immer bald zu Boden schmettern!"

Der Ferge schwieg. Die tolle Windsbraut hatte wohl des jungen Kriegers freundlich Wort dem Ohr des dienst-

[1]) Jetzt die Altmühl.

beflissenen Fergen nicht vergönnt. Nun zog der Kriegsmann seinen Hengst in die begehrlich um den Einbaum tanzende Flut. Schnaubend, aber willig folgte er dem Zügel. Dann sprang der Grauhund in den Kahn zu seinem Herrn. Der Fährmann aber stemmte sich jetzt auf die Ruderstange, und bald schoß das plumpe Fahrzeug wieder durch den Wogenbrand. Das Roß schwamm wacker mit und brauste triefend, als es jenseits Boden unter seinen Hufen fühlte, schnell zum Uferrand empor. Mit Sorgfalt nestelte der Ferge seinen Einbaum wieder an dem Steine fest und stieg dann mit dem Krieger seiner Hütte zu. Dort angekommen, ergriff er wie selbstverständlich die Zügel des Hengstes und führte ihn in einen nahen Schuppen. Hierauf winkte er dem Krieger und ging mit ihm in seine Hütte. Hier fachte er zunächst das herabgebrannte Herdfeuer wieder an, daß der lodernde Schein der Flammenzungen gespenstisch durch die Hütte irrte; dann sprach er endlich mürrisch zu dem Krieger:

„Du bist willkommen bei dem Fergen; aber eine schlimme Zeit hast wahrlich du gewählt, den altersgrauen Starchand zu bemühen; denn wisse, nicht aller Menschen Freund sind Nacht und Sturm. Mir deucht zudem, daß du gar fremd in unserm Gaue bist, wiewohl es anderseits ein Wunder scheint, daß du in dieser Finsternis die Furt des Fergen Starchand fandest!"

„Wohl bin ich fremd in diesem Gau und heische deine Gastfreundschaft für diese Nacht," entgegnete der späte Gast. „Zu schnell hat sich die Sonnengöttin mir entzogen, und deine Furt hätt' ich wohl nimmermehr gefunden, wenn nicht ein sonderbar Geschöpf, geheimnisvoll und zwergenhaft, doch dienstbereit, dem ratlos Irrenden den Weg zu dir gewiesen hätte. Wie eben erst dem Alfenheim entschlüpft, stand plötzlich es vor mir und war, als ich das Ziel erreicht und eh' ich meinen Dank ihm spenden konnte, trudenhaft von mir verschwunden."

Starchand nickte, sah dem Krieger scheu ins jugendfrische Antlitz und sagte sinnend:

„Die Sprache, die du sprichst, klingt seltsam meinen Ohren. Sag an, wessen Stammes Sprossen meine Hütte birgt!"

„Gönne mir an deinem Herd ein Plätzlein für die Nacht; ich will dir's überreichlich lohnen", wich der Gast der Frage aus.

Der Alte sah ihn nochmal forschend an, dann frug er nimmer weiter, sondern sprach:

„Für einen Gast, wie du mir einer scheinst, ist meine Hütte wohl zu arm, doch immer besser als der wilde Forst in unheildrohender Gewitternacht. Beim Fergen Starchand bist du, wer du auch seiest, gut geborgen. Leg Helm und Brünne ab und ruh dich aus! Ich will indes dir einen Trunk und Imbiß schaffen, vorerst jedoch das müde Roß versorgen."

Hierauf entnahm der Alte seinem Herde wieder eine Leuchte und ging. Das Gewitter hatte bereits etwas nachgelassen, aber in langgezogenen, schauerlichen Tönen heulten nun die Wölfe durch den Forst. Leise wiehernd empfing das Roß den Fergen. Unter allerlei Kosenamen entledigte er dasselbe nun des Sattels und Zaumzeuges, bereitete ihm aus Moos und Schilf ein weiches Lager und warf ihm Heu und ungedroschenen Hafer vor. Dann tränkte er's, verrammelte die Tür und kehrte zu dem fremden Gast zurück. Dieser saß am Herd auf einer Bank und blickte weltverloren, düster fast in die knisternden Flammen. Der Ferge reichte ihm ein Horn voll Met und eine Keule dürren Fleisches.

„Die Wölfe," sprach er dabei lächelnd, „wittern deinen Rappen; doch sei unbesorgt; die Balken hemmen ihr Gelüste."

Der Krieger sprach der Labung wacker zu. Auch der Hund, der behaglich zusammengerollt zu seinen Füßen ruhte, wurde nicht vergessen. Der Ferge aber zog sich wieder in seinen Winkel zurück und versuchte in scheuer Unterwürfigkeit aus dem Antlitze seines jungen Gastes das Rätsel seiner Anwesenheit zu entziffern. War ihm derselbe am Rande des vom heiligen Flusse bespülten Urwaldes im Zauberglanze seines auserlesenen Rüstzeuges wie ein aus den lichten Höhen Walhallas niedergestiegener Einherier erschienen, so glaubte er jetzt in dessen edlen, von dichten Blondlocken umrahmten Zügen jene Leidensrunen zu entdecken, wie sie die unerbittlichen, strengen Schicksalsmächte den von ihnen verfolgten Menschenkindern einzuritzen pflegen. Seine blauen, freundlichen Augen, die jetzt so düster in das Feuer starrten, blickten vormaleinst wohl freudigeren Mutes in die Welt. Von Zeit zu Zeit nur schienen sie im vollen Glanze aufzulodern, in der Erinnerung vielleicht an die fernen Lieben daheim oder an manchen siegreichen Holmgang. Solcher Art waren die Gedanken Starchands über den kriegerischen Jüngling, und der schweigsame Alte begann für denselben ein stetig wärmer sich entwickelndes Gefühl der Teilnahme zu empfinden.

Die Mahlzeit war beendet. Der Gast stand auf, reckte seine gewaltigen Glieder und schritt dann sinnend auf dem Estrich der Hütte hin und wider. Plötzlich blieb er vor dem Fergen stehn und sprach:

„Der junge Fremdling sucht den Rat des vielerfahrenen Alten. Heimatlos und flüchtig durch der Nornen harten Schicksalsspruch und unerledigt noch der Rache für den Vater und den Bruder, vielteure Helden, denen die Walküren nun das Methorn reichen, kam ich nach langer Fahrt in diesen Gau. Sag an, wes Namens ist der Boden, der mich jetzund trägt? Wer herrscht auf ihm und über welchen Stamm?"

Der brave Starchand sah bestätigt, was er geahnt, richtete sich auf und sprach mit warmer Herzlichkeit:

„Im Chelsgau bist du, Herr, und Adalhart heißt unser Graf. Talwärts, drei volle Rasten weiter unten liegt sein Herrenhof. Doch meine Furt und Grund und Boden, Wald und Weide, die vom Fluß gen Abend hin sich bis zur Römergrenz erstrecken, sind dem Adaling zu eigen, dessen stolzer Sitz hier ober meiner Hütte auf dem Felsenberge thront.[1]) Wingolf nennt er sich und ist uns allen lieb und teuer. Den Feinden freilich scheint er wild und ungefüge, denn seine Schwertfaust fällt gar rauh auf Helm und Brünne."

„Heil mir!" rief jetzt der Gast, indem er seine Hände auf des Fergen Schulter legte; „denn wisse, Wingolf ist der Blutsgenosse meines Heldenvaters. Schildarm an Schwertarm haben die beiden Tapfern einst gemeinsame Feinde bestanden. Weit entfernt noch glaubte ich den Wohnsitz des trefflichen Mannes. Dank den lichten Schwestern der finsteren Urd, die mich nun glücklich die gastliche Stätte des Helden erreichen ließen, dessen unsere Sänger auf der festlichen Metbank noch lange gedachten und an den mich der Vater einst in ahnungsschwerer Stunde verwiesen."

„So bist du, hochgemuter Jüngling," sprach der Ferge nun freudig erstaunt, „ein Sprosse Ordulfs, des tapferen

[1]) Später Burg Rabenstein, oberhalb Riedenburg.

Frilings aus dem Heldenstamme der Saxonen aus dem Eldegau, von denen einst sich Wingolf gesondert und in unsern Wäldern eine neue Heimat gegründet hat? Auf der Metbank und beim Lagerfeuer hörte ich ihn oft den Blutsgenossen Ordulf rühmen, als eines Helden sonder Furcht und Tadel. Bart und Haare sind nun Wingolf zwar gebleicht, doch jung blieb seine Treue zu dem Freunde. Frohwillkommen wird er dich auf seinen Hochsitz führen, und die vieltraute Sigrin wird dir das volle Methorn reichen. Der alte Starchand aber darf sich rühmen, ihm den Sohn des Blutbruders zugeführt zu haben. Doch jetzt ruhe aus auf meinem Lager, daß du morgen frisch und munter in die Halle trittst. Ich will noch nach dem Rosse sehen und die Wache für uns alle halten."

Der Brave ging. Ordulfs Sprosse aber suchte tiefbewegt die Ruhe, und ein sanfter Schlaf voll süßer Träume bannte bald die müden Lider. —

Kaum graute der Tag, so schlich sich Starchand in die Hütte, um das Rüstzeug seines jungen Gastes sachgewohnt instand zu bringen. Spiegelblank erglänzten Schild und Helm und Brünne, als der Jüngling endlich munter wurde. Neugestärkt und frohen Blickes sprang er auf; dann eilte er zum Fluß hinab und nahm ein Morgenbad. Eine heilige, ergreifende Stille lag noch über den im fahlen Dämmerlichte ruhig dahinfließenden Wassern, und nur der unermeßliche Eichwald rauschte geheimnisvoll im leisen Morgenwinde. Lichtgraue Nebelwolken entstiegen den Rändern des Baummeeres und krochen auf den dichtbelaubten Wipfeln an die Felsenkämme der Uferberge empor. Die letzte Spur vom wilden Sturme.

Sinnend wandelte er nachher am Ufer des Stromes, da sah er plötzlich in einiger Entfernung eine Frauengestalt. Die rabenschwarzen, aufgelösten Haare glitten in langen, glänzenden Strähnen den Körper entlang, und die großen Augen blickten ängstlich nach dem Jüngling herunter. Flüchtend verschwand das rätselhafte Wesen dann in dem Weidengestrüppe des jenseitigen Ufers. Sinnend schaute ihm der Krieger nach. Es mußte seine geheimnisvolle Wegweiserin zur Furt des alten Starchand sein; nur größer und menschlicher erschien sie ihm im Zwielichte des anbrechenden Tages. Nun ging er wieder dem Gestade entlang; da tönte von drüben her ein unendlich wehmütiger, klagender Gesang in seltsamen fremdländischen Lauten an sein Ohr.

„Wer ist die Sängerin?" frug er den Fergen hastig, als er wieder zu der Hütte kam.

Der Alte schüttelte das graue Haupt, sah verlegen zu Boden und schwieg. Sein Gast jedoch ließ sich hierdurch nicht beirren, sondern sprach:

„Gewißlich ist's das elfisch Wesen, das mir gestern deine Furt gezeigt. Ich möchte gern des Dankes ledig sein, den ich ihm für die Guttat schulde."

„Gräme dich nicht ob dieser Schuld!" entgegnete der Fährmann ernst. „Nicht spricht man gern von Dingen, die dem Sinn der Sterblichen verborgen sind. Nun wappne dich und laß uns froh zu Wingolfs Halle ziehen!"

Der Ferge ging und kehrte mit dem Rappen wieder. Sein Gast aber begab sich in die Hütte, um sein Rüstzeug anzulegen. Nach kurzer Zeit stiegen sie sodann zum Herrenhof empor, der mehr und mehr sich aus dem Nebelmeere schälte und bald im Morgensonnenglanz vor ihren Augen lag. Wenig anheimelnd, fast düster ragten die mächtigen Bruchsteinmauern, wie dem grauen, turmhohen Jurablocke entwachsen, auf dem Talrande gegen den Himmel hinan, ein sicherer Horst in jenen unruhigen, wildbewegten Zeiten. Der felsige Bergpfad wand sich links vom Bergkegel, gegen Abend hin zum Hofe empor und bog sich dann droben auf der wellenförmigen Hochebene mit einer scharfen Krümmung nach rechts gegen den Eingang ab. Ein künstlich angelegter tiefer Graben schied die von Mauern und Pfahlranken geschützten Baulichkeiten von dem Gelände. Eine starke, schmale Bohlenbrücke, nur Raum für Mann und Roß gewährend, überspannte die tiefe Kluft.

(Fortsetzung folgt.)



. . und bald schoß das plumpe Fahrzeug . . .

Unveröffentlichtes über Johann Kaspar Thürriegels Pläne zu einer Massen-Desertion und -Auswanderung aus Bayern nach Spanien 1768.

Von Archivrat Dr. Joseph Weiß. (Fortsetzung.)

Es folgt nun die „Hilfreiche Hand" wie im „Gespräch" und dann nachstehender Brief:

„Ein Schweytzer, welcher auß dem Flecken Martinnach[1]) nach dem Lande Sierra Morenne in Spanien gezogen, schreybet folgenten Brief an seine vorigen Nachbahren:

Liebster Schwager und samentlichen Mardinnacher!

Ich thue euch mein Worth halten und hiemit bekand machen, daß ich mit meinem Weib und zwey Gnaben bin wohl und gesundt ankommen. Zu Cette in Frankhreich seind unser 251 Menschen in einem Schöffe nach Spanien abgefahren und nach 10 Tag Fahrdt seind wür glichlich auf Spanischen Boden gestiegen. Die Spanier haben eine herzliche Freude gehabt, unß zue sehen, und haben unßere Gleidungen bewundert. 5 Tage Reiße haben wir wider vom Mehr in das Landt hineingezogen, welches ein Paredeiß gleich sichet und wo nimmer kein Schnee gesehen wirdt. Ich hab von den Obrist Befelchhaber die Erlaubnus erhalten, mit unseren anderen Landts Leuthen eine Gegend außzusehen, wo wür unß niderlassen wollen. Wür haben schon neugebauthe Häuser angetroffen, und ich sage euch nur mit wenig Worthen, daß ich mein Gueth, waß mir eingegeben worden ist, jezto schon nicht umb 2000 Gulden verkauffen möchte, und disses bekombt eine jede Haußhaltung. Ich habe in verwichenem Herbst 8 fanegas außgestreyet, und ich habe Hoffnung, daß ich es zehnfältig einsamble. In dissen Frue Jahr habe ich 24 Öhl Bäume gepflanzet und auß meinen Walt gedänckhe ich dissen Herbst für etlich 50 Thaler Aichelen einzusamlen. Ich lade dich, lieber Schwager und alle Landts Leuthen in Martinnach ein, umb fein balt zu unß zu kommen. Es gehet unß allen recht gueth und wohl. Das Orth heißt Penuela, wo ich meine Wohnung habe, und ist 38 Stund von Madrid. Ich bin Dein getreyer Schwager Lorenz Oberdorff.

Ich griese alle Martinacher tausendmahl."

Hieran reiht sich das förmliche Programm zur Verschwörung und Auswanderung:

3. Erste Lärmen- und Sammel Plätze.

Dem 1. Monathstag Eschekam[2]). Ziehen die Kötztinger bei Camb[3]) an sich und versterkt sich auf seinen Auszug mit denen von Furth, Camb, Wetterfeld, Falckenstein, Stadtamhof (wo sie die Donau passiren) Pfatter, Rottenburg, Landshuth oder Mosburg und Erding nach München.

Dem 1. Regen. Versterkt sich mit Bernstein und Schönberg und denen auf ihren Zug über Deggendorff, Plätling[1]), Landau, Dingelfing, Landshuth, Moßburg und Erding nach München.

Dem 1. Viechtach. Gehet ebenfalls über Deggendorff, ziehet Rumansfelden und Zwißel an sich und folgen denen von Regen über Pladling, Landau, Dingolfing, Landshuth nach München.

Dem 1. Nabburg. Ziehet die Hirschauer, Pfreimter, Schwarzhöfner, Rötzer, Neuburger und Schwandorfer an sich und nehmen ihren Zug über Schwarzfeld, Schmidmühl, Kalmünz, Dietfurth, Berngrieß[2]), alwo die von Neumarkt und Freystadt darzu stossen, nach Aichstädt, Neuburg an der Donau, aber anstadt Neuburg gerade nach Keysersheim[3]) und Höchstädt, nach Summerhausen[4]) bey Augsburg. Und lassen sich alle obige von allen Klöstern, bösen Beamten, Churfürstl. Brauämtern, Mautten und Salzämtern rc. Pferde, Lebensmitlen und Reiße Gelder geben und folgen genau ihren Anführers.

Dem 3. Mon.-Tag Brauna[5]). Mit dem Zug über Märckl[6]), Mülldorf und Haag nach München, und ziehen die Mauerkürchner, Attinger, die von Ried[7]), Matigkofen, Fridburg rc. rc. an sich.

Den 3. Traunstein. Gehet über Troßburg[8]) und Wasserburg nach München, und ziehet die von Craÿburg, Wald und Wildshuth an sich.

Den 3. Marquarstein. Geht über Rosenheim, Ebersberg nach München und ziehen die von Craÿburg und Aybling an sich.

Den 3. Schärding. Ziehet über Krießbach, und versterckt sich auf seinen Weg nach München in seiner Route über Pfarrkürchen, Neumarkt, Haag und Ebersberg.

Den 3. Osterhofen. Gehet über Landau, Dingelfing, Landshuth, Moßburg und Erding nach München, welche sich auf ihrem Zug versterken.

Den 3. Mitterfels. Marschirt über Schwarzach, Deggendorff, Pläd-



La Carolina in Andalusien. Stadtverwaltung und Markt.
Photographie durch Vermittlung J. Kgl. Hoh der Prinzessin Ferdinand Maria von Bayern in Madrid.

[1]) Heute Martigny im Kanton Wallis.
[2]) Eschelkam.
[3]) Cham.

[1]) Plattling.
[2]) Beilngries.
[3]) Kaisheim.
[4]) Zusmarshausen.
[5]) Braunau.
[6]) Marktl.
[7]) in Österreich.
[8]) Trostberg.



La Carolina in Andalusien. Madrider Tor.
Photographie durch Vermittlung J. Kgl. Hoh. der Prinzeßin Ferdinand Maria von Bayern in Madrid.

ling[1]), Landau, Dingelfing und Landshueth nach München. Besuchen die Klöster Oberaltaich, Wiedenberg[2]) und Metten ꝛc.

Den 3. Hengersberg. Mit seinem Zug über Wünzer, Hoftürchen, Vilßhofen, Aitenbach, Allersbach, Pfarrkürchen, Neumarkt, Haag und Ebersberg nach München, und vergessen das Kloster Niederaltaich nicht.

Alle obige lassen sich von allen Klöstern, bößen Beamten und Edleuthe, Churfürstlichen Brau-, Mautt- und Salzämtern Pferde, Lebensmütel und Reisegeld geben.

Den 5. Kelhaim. Zieht über Abensberg, Moßburg, Erding nach München und versterckn sich mit an sich Ziehung deren von Abach, Neustadt, Schierling, Eckmül, Maunburg[3]) und des berühmten Kloster Weltenburg und Kloster Rohrs.

Den 5. Voburg. Geht über Geissenfeld, Pfaffenhofen, Aicha nach Friedberg bey Augsburg und ziehen nicht nur die auf ihren Weg, sondern auch die Schrobenhäuser und Rhainer an sich.

Den 5. Schongau. Ziehen die Weilhaimer an sich und gehen über Landsberg gegen Summerhausen[4]) in Schwaben oder gerade von Schongau nach Ravensburg und Schafhausen in der Schweiz.

Den 5. Starrenberg. Geht über Fürstenfeldbruck und Möringen[5]) nach Friedberg oder folgen denen von Schongau ausser Lands und laden zu gleicher Zeit die Wolfertshauser[6]) darzu ein.

Alle obigen lassen sich von denen Klöstern, bösen Beamten und Edelleuthen, in gleichen von denen Churf. Brau-, Salz- und Mauttämtern Pferde, Lebensmitlen und Reisegeld geben.

Instruktion an alle Anführers.

1. Sollen alle Klöster, böße Beamte und Edlleuthe ingleichen die Churf. Brau-, Salz-, Mautt- und Castenämter Pferde, Lebensmitlen und Reisegeld geben, dahingegen alle Bürger und Baurren nicht in alles geringsten müsen beunruhiget oder von ihnen etwas gefodert werten. Sogar soll denenselben alle von ihnen empfangende Verpflegung oder andere Gütter mit baaren Gelde bezahlt werden.

2. Alle Schörgen oder Amtleuthe sollen als Anführers gebraucht werden, welche sich getrey und tapfer bezeugen und welche die Mißvergnügten selbsten verlangen oder zu ihre Anführer erwählen. Dahingegen diejenige Beamte, Schörgen oder Herschaften, welche denen Mißvergnügten daß allergeringste in Weege zu legen nur anscheinen lassen, sich in die sichere Gefahr setzen, sogleich tod geschlagen oder tot geschoßen werden.

3. Benennet der Chef von denen Mißvergnügten alle erste Anführers unter denenselben und zwar wird bey allen Rotten ein oder mehrere fouriers sein, welche die Quartier und die Stationen nach der Müßvergnügten Verlangen außmachen werden.

4. Alle Soldaten, Unter Officiers, ja wohl gar Ober Officiers, so sich wahrscheinlich zu denen Mußvergnügten gesellen derfften, sollen alß Freunde angesehen und angenommen werden, dahingegen alle diejenigen so sich widersetzen mit aller Härte solen tractiert werden.

5. Alle erhebende Gelder sollen dem Haupt Anführer angezeigt und zugestellt werden, welcher dieselben nach eines jeden Zufridenheit vertheillen wierd, und kan ein jeder sicher sein, daß alles wird brüderlich zugehen.

6. Sofehrn aber ein oder mehrere alß falsche Kammeraden oder gar, um Verräter abzugeben, sich zu denen billich Müßvergnügten gesellen sollte, derselbe oder diejenigen sollen gefanglich mitgeführt und bey Überführung seiner oder ihrer Falschheit alß ein Verräther dererjenigen, wovon sie sich alß Freunde angegeben, mit dem Tode bestraffet werden. Dahingegen diejenigen, so sich bey dem Auszug als tapfere und kluge Kerln oder Männer hervorthun, sollen reichlicher und nach Verdiensten belohnet werden.

7. Alle für einen und einer für alle sollen standhaft sein und Leib und Leben und Guth für seine Freyheit nicht schonen, die weil man sich von einen unerträglichen Joch und Tyraney der von dem Bluth und Schweiß der armen Unterthauen lebenden Ministers und Beamten befreyen will.

8. Derjenige oder diejenigen, welche die Unmenschen, besagte Ministers, und zwar den Baron Berchem[1]), La Rossee beede[2]), Zech[3]) ꝛc. ꝛc. in die Hände der müßvergnügten Unterthanen tod oder lebendig liffern, derselbige oder dieselbigen sollen für jeden Kopf 500 fl. zum Lohn überkommen.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Plattling.
[2]) Prämonstratenserabtei Windberg (?).
[3]) Mainburg.
[4]) Zusmarshausen.
[5]) Mering.
[6]) Wolfratshausen.

[1]) Siehe oben.
[2]) Der obengenannte Kriegsminister und der Revisionsrat Johann Kaspar Alois Graf L.
[3]) Der Geh. Rat ꝛc. ꝛc. Johann Nepomuk Anton Graf v. Z.

Allerhand von Augsburgs alten Stadttoren und Türmen.

Von A. Vetter. (Fortsetzung.)

Doch kehren wir nach dieser etymologischen Abschweifung wieder zu unserm „Fischertörle“, an dessen ehemalige Existenz noch das „Fischergäßchen“ (E 49—53) und die „Fischermauer (F 112) erinnern. Wie das benachbarte Wertachbruckertor hat Holl auch das „Fischertörle“ im Jahre 1609 um zwei Gaden erhöht, „das Geschütz darin zue brauchen, hat zuvor kein Geschütz darin gehabt; auch zu obrist des Dachs ein kleiner Thürnlein zu Schlagglocken hinausgesetzt, auch das gantze Thürnlein aussen herab erneuert und etwas weiter ausgebrochen, ingleichen auch die gantze Brugg neu gemacht, daß man jetzt mit Bräu-Wägen und Kärren darauff fahren kann . . .“ — Beim Bombardement 1703 wurde das Fischertörle gänzlich ruiniert; der noch stehengebliebene Torbogen wurde im Jahre 1770 als nicht mehr notwendig zugemauert und später abgetragen.

Von hier bis zum nahen Lueginsland zählen wir ehedem (1521) sieben feste Wehrtürme; unter diesen befand sich (möglich aber auch weiter westlich vom Fischertor) der „Turm in des Teufels Garten“, eine Benennung, die manchem phantasievollen Chronikschreiber (cfr. Haid) schon manche recht gruselige Geschichte in die Feder diktiert hat. Der Garten hatte aber mit dem leidigen Gottseibeiuns nichts zu tun, sondern gehörte einem Manne dieses allerdings nicht sonderlich schönen Namens.

Auf unserer Wanderung müssen wir dem romantischen Lueginsland, obwohl wir es an dieser Stelle schon einmal getan haben, doch einen kleinen Besuch abstatten. Im Mittelalter hieß die Gegend da herum der „Vogelsang“. Da machte einmal Kaiser Sigmund im Jahre 1430 „mit denen Herren Bürgermeistern“ einen Spazierritt, und da vermeineten Se. Majestät, als sie „das fein Eck im Vogelsang“ erblickten: „Da stund wohl ein hoher Thurn an dieser Statt und war ein rechter Lueginsland“. Es hat also Kaiser Sigmund dem herrlichen Platz den Namen gegeben, den er noch heute hat. Alsbald wurde natürlich ein Turm mit einem Aufwand von — 1060 Gulden (nach anderen aber mit mehr) gebaut. Man hatte noch dazu so sieben bis acht Jahre daran gearbeitet und ihn durch die Maler Ketz, Hartmann und Kron mit reichem bildlichem Schmuck versehen lassen. Die Herrlichkeit war aber gar nicht lange von Bestand, denn: „am Dienstag nach der äschren Mittwuchen (1499) hat es in der neunten Stunden in der Nacht fast feindlich blitzget und dunnret und hat ein Fuirstral in den hohen Thurn Lueginsland geschlagen, und zu Aeschen all inwendig Inbay (Innenbau) von oben herab bis auf den Boden verprendt und ist die Maur des Thurns allenthalb gantz blieben ohn allen Klumtzen (Risse) und allen Schaden und ist dazwischen ein grosser Schnee gefallen und seynd dazu groß Wind gangen von Aufgang der Sonnen.“ Der auf kaiserlichen Wunsch erstandene Turm bereitete den Stadtvätern überhaupt viel Sorge, denn kaum hatte man ihn mit schweren Geldopfern wieder hergestellt, da schlug am Palmsonntag 1522 der Blitz abermals in den Turm, ohne jedoch besonderen Schaden anzurichten, aber im Jahre 1532 mußte er aus taktischen Gründen abgetragen werden.

Im Vorbeigehen müssen wir auch eines alten, kleinen Tores gedenken, das zwar nicht zum Mauergürtel der Stadt selber gehörte, aber doch recht oft genannt wird; es ist dies das Knäppelinstörlin, welches unterhalb des Lueginsland etwa bei der heutigen Haindlschen Papierfabrik stand. Ob es aber eine Bedeutung als Befestigungswerk je hatte, ist sehr in Zweifel zu setzen. Es soll hier in alten Zeiten ein Meister Knäpplin ansässig gewesen sein und dieser dem Tor zu seinem Namen verholfen haben. In den Jahren 1510 und 1609 brannte es ab, wurde aber jedesmal wieder aufgebaut, um endlich in der Schwedenzeit (ca. 1633) gänzlich zu verschwinden.

Vom Lueginsland an verläuft die alte Stadtmauer in genau südlicher Richtung gegen das auch schon lange abgebrochene Steffingertor zu, dazwischen befanden sich vier alte Mauertürme. Das Steffingertor hieß ursprünglich wegen des in der Nähe befindlichen St. Galluskirchleins das „St. Gallentor“. Es wurde mehrfach umgebaut, im Jahre 1495 erhielt es ein steiles, pyramidenförmiges Dach mit vier Giebeln und vier Ecktürmchen. Diese ganz eigenartige Gestalt wurde durch E. Holl im Jahre 1619 vollständig abgeändert, indem er es bis auf den Grund abbrach „und wieder neu wie das Fischer-Törlen vollends ausmachte“. Während des Bombardements von 1703 wurde der Turm vollständig zusammengeschossen, so daß nur das Tor stehen blieb. Der Turm wurde auch bis zum gänzlichen Abbruch nicht mehr erneuert.



Der Fünfgratturm in Augsburg.

Von der Stadtmauer vom St. Galluskirchlein bis zum ehemaligen Oblattertor bzw. bis zur sogenannten Schwedenstiege, über die wir als einem inneren Tor noch in einer weiteren Arbeit an dieser Stelle sprechen werden, sind Stadtmauer und Türme noch so ziemlich erhalten, doch sind vor etwa 20 Jahren die Wehrgänge weggerissen worden. Über den Namen des Oblattertores kann man verschiedene Ansichten hören: da heißt es, es werde so von dem nicht weit davon entfernten Blatter-

hause genannt; andere behaupten, hier habe ein Oblaten- oder Hostienbäcker gewohnt, und wieder andere leiten den Namen des Tores von einem allerdings urkundlich nachweisbaren Pulvermacher Meister Ulrich Oblatter her; noch heute heißt ein in der Nähe befindliches Gäßchen (H 311 bis 318) das Pulvergäßchen, wo vordem der reichsstädtische Pulvergarten als an der tiefsten Stelle der Stadt liegend sich befand.



Porta S! Stephani. das Steffinger Thorlin 28

Von hier ab müssen wir unsere Schritte ostwärts lenken und erfahren, daß hier die Stadtmauer gänzlich ohne Wehrtürme gewesen ist. Von der Stadtmauer selber steht noch von dem neuen Übergang über den Stadtgraben beim Knabenschulhaus von St. Max bis zum Blatter-Wall ein gutes und wohlerhaltenes Stück. Hier sind die Befestigungsanlagen verhältnismäßig neueren Datums, da die Jakobervorstadt erst später in den eigentlichen Festungsgürtel hereingezogen wurde. Eine starke Befestigung um die ganze Stadt und so auch um die Jakobervorstadt wurde im Jahre 1444 begonnen. In diesem Jahre erbaute man auch, wie uns unser gewissenhafter Chronist Burkhard Zink mit vieler Umständlichkeit und Behaglichkeit zu erzählen weiß, den Blatterwall. Dieses Werk hat aber gar nicht lang Gefallen gefunden, sondern ist später wieder eingeworfen worden. An seiner Stelle wurde dann ein Turm im Jahre 1485 erbaut; man nannte diesen Turm, weil er ohne Verputz war, den „Roten Turm“, der jetzige niedrige Turm ist nur ein Rest desselben. Ein größerer Wall wurde erst im Jahre 1543 hier aufgeworfen.

Von hier aus bis zum Jakobertor zählte man nach Selds Plan nur drei Mauertürme, den Fünfgradturm und von diesem bis zum Tor noch zwei unbedeutende turmartige Anbauten. Im 17. Jahrhundert entstanden aber gerade an dieser Mauer zwei herrliche Bauwerke, der sogenannte „Untere und obere Jakoberbrunnenturm“ (H 332 u. 69a). Ihr reiner italienischer Charakter und der heitere rot und gelbe Verputz verleihen der dortigen ohnehin schon romantischen Gegend einen ganz eigenartigen Reiz. Die beiden Wassertürme gleichen einander wie ein Ei dem andern und wurden, eigentlich brauchte man es nicht zu sagen, man kennt das auf den ersten Blick, von Elias Holl im Jahre 1609 gebaut; Holl sagt selber von ihnen „seyn schön und zierlich vor die Augen“.

Wohl der interessanteste von allen noch erhaltenen Mauertürmen ist der Fünfgradturm. Seinen jetzigen Namen erhielt er erst in neuerer Zeit, denn früher galt er hinsichtlich seiner Bauart, weil die meisten diese Form gehabt hatten, als nichts besonderes. (Wie in Reisebüchern steht, soll er „Fünfgradturm“ deshalb genannt werden, weil man von seinen fünf Türmchen angeblich immer nur vier sieht, was übrigens nicht einmal zutrifft. Buff, Augsb. S. 61.) Wir müssen ihn aber desto mehr in unser Herz schließen, weil er eine von den wenigen gotischen Profanbauten ist, die noch auf uns gekommen sind; sein Erbauer ist im Jahre 1454 ein Meister Entris Ernst gewesen. Von dem Turm gehen allerlei sagenhafte Erzählungen im Volke herum. Es heißt, in ihm sei seinerzeit jenes furchtbare Marterinstrument, die sogenannte „Eiserne Jungfrau“ aufgestellt gewesen, was auch Veranlassung gewesen ist, dem Turm allerlei Gespenster-, Hexen- und Geistergeschichten anzudichten.

Vom oberen Jakoberbrunnenturm bis zum Jakobertor ist wieder eine zwar kurze Strecke der alten Stadtmauer mit Lauf- oder Wehrgang erhalten. Das Jakobertor ist wohl, obwohl an einem erst verhältnismäßig spät zur Stadt (im 14. Jahrhundert) gekommenen Stadtteil angebaut, in seiner auf uns gekommenen Gestalt im allgemeinen unser ältestes Tor. Weil es aber, wie alles hienieden, einmal neu gewesen ist, so hieß es darum auch schon das „Neutor“. Das ist jedoch schon recht lange her; es war in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Aber auch unter anderen Benennungen treffen wir es: Lechhauser Tor wegen des benachbarten bayerischen Dorfes gleichen Namens, und „Äußeres Tor“, wegen seiner vom eigentlichen alten Mauergürtel weit entfernten, äußeren Lage. An ihm sieht man am besten, wie früher zu den Befestigungsbauten die altrömischen Tempel- und anderen Bautenreste als Steinbrüche verwendet worden sind. Über dem inneren Torbogen sehen wir noch heute oben rechter Hand einen alten Römerstein mit Inschrift. Im Jahre 1406 soll das Tor durch eine große Lechüberschwemmung beinahe eingestürzt sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues bayerisches Geschichtswerk.

Von H. Leher. (Schluß.)

Es beginnt das zweite Buch: „Bayern in der Zeit der Entstehung und Entwicklung des dynastischen Territorialstaates. Von der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts bis zum Westfälischen Frieden." Da sind es zunächst „die ersten drei Wittelsbacher im Verhältnis zu Kaiser und Reich," über welche wir belehrt werden; für die Klage, wie sehr Bayern durch die Trennung des Stammherzogtums geschädigt wurde, wird im zweiten Kapitel weiterer Beweis geliefert. Der Historiker, der ehrlich und aufrichtig seine Mission ausübt, darf nicht zum Lobredner werden, keine Schäden verschweigen, daher betitelt sich das dritte Kapitel: „Anfänge des Teilungsprinzips und seine Folgen," und fügt das für Bayern oft verhängnisvoll gewordene Wort hinzu, „bayerische Versäumnisse"; es nennt als eines der bedeutendsten, daß Ludwig der Strenge es unterließ, für sich die Kurwürde zu gewinnen, so daß Bayern das bedeutendste territoriale Fürstentum auf mehr als drei Jahrhunderte vom Kurfürstenkollegium und damit nicht bloß von der Königswahl, sondern auch von irgend bedeutendem Einfluß auf die Reichspolitik ausgeschlossen war. Ebenso schädlich nennt er die Verleihung der niederen Gerichtsbarkeit an geistliche und weltliche Grundherren, wodurch innerhalb des arrondierten Territoriums neue Fremdkörper entstanden, welche die staatliche Funktionstätigkeit unterbrachen und mit ihren zahlreichen Mißbräuchen bis ins Jahr 1848 fortlebte.

Wieder folgt ein Glanzkapitel des Buches: „Ludwig der Bayer." Er beginnt es mit folgenden ergreifenden Worten: „Jetzt, Schreiber, schärfe deinen Geist, denn eine schwere Arbeit harrt deiner. Willst du schildern den langen und langsamen Flug eines gewaltigen Adlers, der töricht zugleich und klug, achtlos zugleich und sorgenvoll, träge zugleich und ungestüm, niedergeschlagen zugleich wie heiter, kleinmütig zugleich und tapfer, unglücklich zugleich und glücklich noch aufstieg, während ihm schon die Flügel versengt waren." Mit diesen Worten charakterisiert der Zeitgenosse Matthias von Neuenburg die Persönlichkeit und Regierungstätigkeit Ludwig des Bayern. Und in der Tat begegnen wir im Charakter und in der Regierung des Fürsten Widersprüchen oft in derselben Richtung. Er ist keine streng einheitliche, innerhalb geschlossene Persönlichkeit, daher die verschiedene Beurteilung der Nachwelt. Daß Ludwig in seiner Gestalt und seiner persönlichen Tapferkeit, in seiner vornehmen Gesinnung eine echt ritterliche Erscheinung war, darüber herrscht ziemliche Einigkeit, aber über den König, über seine Herrscherbefähigung und Herrschertätigkeit schwankt das Urteil in der Geschichte, und bis auf den heutigen Tag ist die Ansicht über den Charakter Ludwig des Bayern geteilt.

Am liebsten möchte ich dieses Kapitel ganz zum Abdruck bringen. In der Haupt- und Residenzstadt des Landes erhebt sich das Reiterstandbild des großen Kaisers. Schade, daß das Werk Döberls schon damals noch nicht geschrieben war, man hätte dieses Kapitel herausnehmen und in kostbarem sichernden Einband mit in den Grundstein einsenken sollen.

Das Zeitalter Ludwig des Gebarteten und Heinrich des Reichen, das Teilungsprinzip in seiner schlimmsten Ausartung, nennt sich das fünfte Kapitel. Schmerzlich und traurig sind seine Schlußfolgerungen, „über die Teilung und Zwietracht gehen den bayerischen Wittelsbachern die Führung Deutschlands, der Mitbesitz der pfälzischen Kur, die großartigen Früchte der Hausmachtpolitik Ludwig des Bayern, das politische Ansehen im Reiche verloren, selbst alle Besitzungen und Rechte, wie die wichtigen Burggrafenbefugnisse in Regensburg, werden verkauft und verpfändet, doppelt empfindlich in einem Jahrhundert rücksichtslosen Machtstrebens des Territorialfürstentums. Die Wittelsbacher mußten ruhig zusehen, wie sich das Haus der Grafen von Habsburg dauernd den Weg zum Königsthrone bahnt, mit dem wertvollen Gewinn Ludwig des Bayern, mit Tirol, die Verbindung zwischen seinen neuen Besitzungen im Osten und seinen alten im Westen herstellt, wie es das bayerische Territorium im Osten, Süden und Westen umklammert und seiner Nachkommenschaft das Erbe des Hauses Lützelburg sichert, das sich von Norden her über das bayerische Territorium hineingebohrt hat."

Frohe Botschaft bringt das sechste Kapitel: „Aufschwung Bayerns nach innen und außen unter Herzog Ludwig dem Reichen und Albrecht dem Weisen, die Begründung der politischen Einheit der altbayerischen Lande."

Zu den traurigsten Kapiteln bayerischer Geschichte zählt das des „Bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieges", die Folge des unseligen Testaments Herzog Georg des Reichen von Landshut, welches ihm der Haß gegen die Münchener Linie des Hauses Wittelsbach diktierte. Aber man hatte die Lehre im Unglück verstanden, und Albrecht IV. war es, welcher, um sein Lebenswerk, die staatliche Einheit Bayerns wie mit einer schützenden Mauer zu umgeben, am 8. Juli 1506 die sog. Primogenitur gesetzlich erließ. Döberl weiht ihm am Schlusse dieses Kapitels eine besondere Charakteristik, durch welche wir die Bedeutung seines Wirkens so recht verstehen lernen. Diese Charakteristik ist das Muster eines in prägnanter Form dabei mit lebendiger Anschauungskraft geschriebenen Lebensbildes.

Und wieder hält der Autor inne, um im siebenten Kapitel uns in ausführlicher Weise „Bayerns Anteil an der Kultur des bürgerlichen Zeitalters" zu schildern. Da zeigt er uns zunächst, wie das spätere Mittelalter und die beginnende Neuzeit unter dem Zeichen des Bürgertums und damit des Städtewesens standen, während im 10. und 11. Jahrhundert die Geistlichkeit, im 12. und 13. Jahrhundert das Rittertum dem öffentlichen Leben Deutschlands und seiner Kultur ihr Gepräge aufgedrückt haben. Nun schauen wir das allmähliche Werden der Städte, hören vom Königsfrieden, von den Stadtprivilegien. In Bayern hat das Städtewesen keine reichen Blüten getrieben. Das erklärt sich aus der geographischen Lage, der Bodenbeschaffenheit, dem Klima des Landes, besonders aber aus der Bauerneigenschaft des bayerischen Stammes, seiner Vorliebe für die Landwirtschaft, seiner mangelnden Veranlagung für den Handel, seiner geringen Einschätzung des Gewerbe- und Kaufmannstandes. Wir sehen nun das allmähliche Entstehen der Städte. Bayern brachte es nur zu zwei königlichen Städten, Nürnberg und Eger. Eine größere Anzahl entstand im Anschluß an Bischofsitze, weitaus die größte Zahl gehörte einer dritten Gruppe an, den sog. Territorialstädten, welche meist Gründungen der bayerischen Herzoge waren. Ich kann mir nicht versagen, als

typisches Beispiel für die Genauigkeit und Anschaulichkeit, mit welcher Döberl zu lehren und zu schildern versteht, seinen Bericht über Landshut zu geben.

„Landshut entstand im Anschluß an die hoch über der Stadt gelegene Burg, die ursprünglich Landeshut hieß, erst seit dem 16. Jahrhundert den Namen Trausnitz führt. Die Burg Landshut wird im Jahre 1183 zum erstenmal urkundlich erwähnt. Herzog Otto stellte »apud Landishutam« für das Kloster Schäftlarn eine Urkunde aus. Darf man dem Chronisten des ausgehenden Mittelalters, Veit Arnpeck, einem Landshuter Kinde, Glauben schenken, so war Landshut ursprünglich nur eine Bergwarte, ein hölzernes, mit Wächtern besetztes Blockhaus, errichtet zum Schutze der Land- und der Wasserstraßen; daher der Name Landshut, Schirm oder Hut des Landes; daher auch die drei Sturmhauben, sog. Landeshüte, im Stadtsiegel. Herzog Ludwig I. erweiterte die Warte zu einer wirklichen Burg und erbaute am Fuße derselben eine Stadt. Hermann von Altaich schreibt in seinen Annalen zum Jahre 1204: »Ludwicus dux Bavarie castrum et oppidum in Landshuot construere coepit.« Der Streit mit dem Bischof von Regensburg, der in der Nähe das befestigte Teisbach besaß, mag die Gründung mitbestimmt haben. Das eigentliche treibende Motiv lag aber sicherlich in der Wahl Landshuts zur Residenz und in den aus dieser Hofhaltung entspringenden wirtschaftlichen Bedürfnissen; Ludwig I. brach nämlich mit dem Wanderherzogtum und wählte wieder wie in alter Zeit eine feste Residenz.

Vielleicht hat auch die räumliche Neuorganisation des Landes unter Ludwig I. die Gründung mit beeinflußt. Ob schon vor der Gründung der Stadt, am Fuße des Hofbergs eine hofrechtliche Niederlassung bestand und ob die Stadt auf dieser oder neben dieser Niederlassung gegründet wurde, läßt sich nicht mehr bestimmen. Der zuerst bei Radolfszell bemerkte Dualismus zwischen Markt- und Hofgemeinde ist bei zahlreichen anderen Marktgründungen beobachtet worden: in der Regel wurden die Märkte in den schon bestehenden Ort nicht hineingelegt, sondern als selbständige Ansiedelung neben denselben gesetzt; die beiden Orte, die hofrechtliche und die kaufmännische Gemeinde, bestanden mit besonderen Verfassungen oft jahrhundertelang nebeneinander, bis die ursprünglich ältere Hofgemeinde als Neustadt mit dem Markt, der nunmehrigen Altstadt, vereinigt wurde. Die Besiedelung des Marktes oder der Stadt, die eine reine Kaufmannsstätte sein sollte, erfolgte in der Regel durch Heranziehung von Händlern und Handwerkern, auch Juden, die man als Kaufleute (mercatores) oder Geschäftsleute (negotiatores) zusammenfaßte. Den neuen Ansiedlern wurden auf dem für die Stadtgründung bestimmten dem Fronlande genau abgemessene Baustellen angewiesen, die sie in freier Leihe zu vererblichem und zu veräußerlichem Rechte, meist gegen einen geringen Hauszins erhielten. Landshut verdankte der Residenz der Herzöge seine Entstehung und ebenso sein Wachstum, denn auch Herzog Otto II. residierte hier, und nach seinem Tode wurde Landshut infolge der Teilung des Jahres 1255 Haupt- und Residenzstadt Niederbayerns und blieb es mit Unterbrechungen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Die steigende Zahl der Urkunden über Kauf-, Tausch- und Stiftungsverträge wie die Niederlassung der beiden städtischen Orden der Minoriten und Dominikaner zeugen von dem raschen Anwachsen der Bevölkerung, die frühe schriftliche Regelung des Sicherheitsdienstes, der Viktualien, Gewerbe- und Handelspolizei (durch die 23 Artikel vom Jahre 1256) von dem lebhaften wirtschaftlichen Verkehr. Die wachsende Bevölkerung und der steigende Verkehr zwangen zur Erweiterung der Stadt. Herzog Heinrich II. fügte im Jahre 1338 zur Altstadt die Neustadt; die Lage dieser Neustadt unmittelbar am Fuße des Hofbergs, die Spuren älterer Siedelungen daselbst, die Niederlassung der Dominikaner und der Franziskaner im Grenzgebiet der Altstadt und der Neustadt, der Name Freyung, die Analogie anderer Städtebildungen könnten darauf schließen lassen, daß auf dem Boden der heutigen Neustadt eine ältere, vielleicht über die Stadtgründung zurückreichende hofrechtliche Siedelung bestand.

Unter den „drei reichen Herzögen" erlebte Landshut seinen wirtschaftlichen Höhepunkt; das älteste Steuerregister zählt nicht weniger als 50 Goldschmiede auf, einzelne Bürger besaßen außerordentlichen Reichtum, wie aus ihren Geldgeschäften und ihrem Grundbesitz geschlossen werden kann; die Blüte der Stadt lockte selbst zahlreiche Adelsgeschlechter zur Übersiedelung.

„Die Stadt bietet ein jugendliches Aussehen, ist schön gebaut und besitzt zwei herrliche Hauptplätze, wo allerlei feil geboten wird, und die Krieger ihre Erholungsstunden haben. Höchst selten sind sie von Menschen leer; denn entweder sprengen Reiter hin und her oder die Fußgänger treiben ihre Kurzweil. Nirgendwo sah ich schönere Plätze, was immer Neugierde oder Vergnügungssucht wünscht, bietet sich dem Auge dar, und auf alles blickt die Burg hernieder, wert ein Königssitz zu sein, so daß die Stadt auf dieser rechten Seite den herrlichsten Anblick gewährt." So schreibt Abt Angelus Rumpler von Fornbach um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts. Eine ebenso rühmende Schilderung von der Schönheit, dem Reichtum der Stadt und ihrer Umgebung, der Betriebsamkeit und dem Unternehmungsgeist ihrer Bewohner entwirft Veit Arnpeck. Noch heute sind die kirchlichen Bauten und die burgähnlichen Bürgerwohnungen mit ihren wappengeschmückten Lauben und gotischen Zinnen lebendige Zeugen von dem Wohlstand und dem Selbstgefühl der Landshuter Bürger jener Zeit. Erst mit dem Ausgang des Landshuter Erbfolgekrieges, mit der Wiedervereinigung der altbayerischen Lande zu Anfang des 16. Jahrhunderts sank Landshut zur Stellung einer Provinzhauptstadt herunter.

Die nächsten Seiten belehren uns über die Verfassung der Städte, über ihre Gerichte, Verwaltungen, Ausübung der Polizei. Der Autor wendet sich nun zum geistigen Leben, zum Werdegang der Literatur und Bildung. Wir wandern mit ihm in die Stadtratschulen, in die Poetereien, zur Universität Ingolstadt, erfahren nebenbei, daß im Jahre 1482 zum erstenmal ein Buch in Bayern gedruckt wurde, und zwar bei Johann Schauer in München. Es ist eine deutsche Ausgabe der »Mirabilia urbis Romae«, ein Führer für römische Pilger; ein einziges Exemplar hat sich davon erhalten, es stammt aus der Bibliothek des Benediktinerklosters von Tegernsee und zählt jetzt zu den Kostbarkeiten der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

Der Meistersang gedieh in Bayern wenig, bedeutender war das Volkslied. Echt volkstümlich war auch das geistliche Lied und das Schauspiel; nicht bloß das Fastnachtsspiel, sondern auch die Mysterien, die an kirchlichen Festen aufgeführt wurden.

Die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner verbreiteten sich in Bayern mit größter Schnelligkeit. Döberl geleitet uns zu Bertold von Regensburg, von welchem er sagt, daß er der bedeutendste Kanzelredner war, der je in deutscher Sprache zum Volke redete. Auch in der Wirkung erinnert er an Walter von der Vogelweide, „der größte Prediger hat den größten Sänger beerbt." Die imponierende Gestalt des individuellsten deutschen Scholastikers Albertus Magnus aus Lauingen tritt uns entgegen. Eine rege Tätigkeit herrscht auf dem Gebiete der Geschichtschreibung zunächst in den Klöstern. Wir durchblättern mit Döberl die Chroniken des Freisinger Bischofs Albrecht von Hohenberg, Andreas von Regensburg, Veit Arnpeck, Hans Ebran von Wildenberg, Ulrich Fuetterer, der sich auch als Dichter und Maler versucht hat, des Münchener Patriziers Jörg Katzmeier, Angelus Rumpler, des Abtes von Fornbach, Augustin Kölner, des Geheimschreibers Albrecht IV., Andreas Zainer, Stadtschreibers von Ingolstadt usw.

Der Humanismus tritt auf den Plan und schwingt mächtig seine Fittiche; aus der hohen geistigen Kultur Italiens herausgewachsen, brachte er eine Vermehrung des Wissens überhaupt, schärfte die Geisteskräfte, vervielfältigte die geistigen Interessen, ließ Natur und Menschen mit neuen Augen sehen, mit neuen Fragen bestürmen. Voll Widerwillen gegen jede Einigung in ein starres Formenwesen verstärkte er die schon mit der städtischen Kultur anhebende individualistische Färbung, den Trieb nach der Entwicklung einer freien Persönlichkeit. Nachdem solcherweise das Geistesleben beschrieben ist, zeigt uns Döberl die Pflege der Künste in jener Zeit. Ich möchte am liebsten jede Zeile dieses Kapitels zum Abdruck bringen; nehmen wir als Probe nur die Skizze der Münchener Frauenkirche. „Das Äußere des Ziegelbaues in seiner braunen Naturfarbe, unbelebt, schmucklos, fast öde; die Verhältnisse, die Fenster, der Dachstuhl derb und massig, ganz im Gegensatz zu den graziösen Bauten der gotischen Klassik, aus deren Gestein Leben hervorquillt; der Entwurf, an Geist und Kühnheit auch hinter der Landshuter Martinskirche zurückstehend, aber das Äußere doch naturwüchsig und kraftvoll, und das Innere durch Einwärtsziehen der Streben von einer Weiträumigkeit und Großartigkeit der Gesamtwirkung, wie sie nicht bloß der Landshuter Kirche, sondern selbst vielen schmalbrüstigen Kathedralen fehlt. Die großartigste ‚Backsteinhallenkirche' ist ein getreues Abbild des bayerischen Stammes." In der gleichen liebevollen Weise sind Plastik, Malerei und das bayerische Kunstgewerbe behandelt.

Das achte Kapitel benennt sich: „Die Verteidigung der neu begründeten Staatseinheit unter Wilhelm IV." Bestand doch große Gefahr, daß gleich nach dem Tode Albrecht des Weisen seine segensvolle Schöpfung, das Gesetz der Primogenitur, wieder zerstört würde. „Bayern und die Gefahr einer kirchlichen Spaltung," betitelt sich der erste Abschnitt; voraus folgt: „Bayern und die Gefahr einer Übermacht der Landschaft." Döberl betont hier nachdrücklich, daß damals der bayerische Klerus viel würdige und pflichtgetreue Mitglieder zählte, die von apostolischem Eifer durchdrungen, und zwar beweist er dies sowohl für den hohen wie für den niederen Klerus; anderseits stellt er auch nicht in Abrede, daß viele kirchliche Schäden bestanden, auch Fehler und Irrungen werden nicht verschwiegen; der Leser erhält ein klares Bild kirchlicher Zustände des Landes im Moment des Auftretens der Reformation. Nun folgt eine ausführliche Darlegung der Kirchenpolitik der bayerischen Herzoge. Das Ergebnis derselben war folgendes:

Was Sachsen für die lutherische Bewegung, war Bayern für den Katholizismus; Bayern hat die Ausbreitung des Protestantismus erst gehemmt, denn es war durch die Berufung des Jesuitenordens zum Ausgangspunkt der Gegenreformation geworden.

Gerade in jetziger Zeit, wo die soziale Frage die Gemüter aller beschäftiget, wird der nächste Abschnitt, „Bayern und die soziale Reformation," unsere lebhafteste Beachtung finden. Bayern hatte das Glück, von den Greueln des Bauernkrieges verschont zu bleiben, obwohl die Lage des Landvolkes eine sehr traurige war. Döberl verschweigt das nicht und gibt für ihre Ruhe folgende Erklärung: Während die Nachbarlande von der Flut aufgewühlt worden, brachen sich an den Grenzen Bayerns die Wogen. Zur etwas besseren Lage der Bauern traten noch andere Momente der Beruhigung hinzu; der weniger bewegliche konservative Charakter des bayerischen Stammes, die vornehmlich bäuerliche Kultur, die vom Handel und Verkehr weniger berührt war, die Strenge, mit der die bayerischen Herzoge die Reformation von ihrem Lande abwehrten. Das wichtigste Hindernis aber war die Kraft und Strenge, mit der die bayerische Regierung die leiseste Bewegung schon in den Anfängen niederschlug. Dabei gedenkt Döberl mit Worten lebhaftester Auszeichnung der Treue, welche die bayerischen Bauern in Peissenberg in dieser kritischen Lage den Lockungen und Drohungen ihren schwäbischen Standesgenossen gegenüber bezeigten. Hier tritt uns die markante Gestalt des klugen Staatsmannes Leonhard v. Eck entgegen, aber mit Recht tadelt Döberl, daß er sich lediglich begnügte, die Bewegung mit roher Gewalt niederzuwerfen, ohne die Quellen derselben durch zeitgemäße Reformen zu verstopfen.

Wir geben die Schlußworte dieses Kapitels, um zu zeigen, wie geschickt und gewandt Döberl die Situation zu zeichnen versteht. Der Bauer auf dem Lande, die unteren Kreise der städtischen Bevölkerung sanken im allgemeinen wirtschaftlich, rechtlich und sozial tiefer als je zuvor. Selbst in Bayern leitete man nach dem Kriege keine ernste Besserung der bäuerlichen Lage in die Wege. Eine herzogliche Erlaubnis, das Wild mit den Hunden aus den Feldern zu jagen, war die einzige Belohnung für die loyale Haltung der bayerischen Bauern. Leonhard v. Eck trägt einen Teil der Schuld, daß die bäuerlichen Bedingungen im Sande verliefen, daß die Gesundung der sozialen und damit der politischen Verhältnisse zwei Jahrhunderte verschoben wurde. In den späteren Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts sind wohl einzelne Auswüchse des herrschenden Systems gemildert, einige Maßnahmen zum Schutze gegen ungesetzlichen Druck der Grundherrschaft getroffen wurden, aber größere Einläufe zur Hebung der bäuerlichen Lage wurden erst unter den Kurfürsten Ferdinand Maria, Maximilian III. und Karl Theodor gemacht. Den Hauptgrund für die schlimme wirtschaftliche und rechtliche Lage aber, die einseitige ungerechte Besteuerung die Grundherrlichkeit mit ihrer Unsicherheit, die Besitzdauer mit der Leibeigenschaft, mit dem Drucke der Abgaben, mit der Zersplitterung der Arbeit durch die Fronden, die wirtschaftliche Gebundenheit mit ihrem

Flurzwang überwand erst die Grundentlastung und Bauernbefreiung des 19. Jahrhunderts.

Mit hoher Politik befaßt sich der nächste Abschnitt: „Bayern und die Gefahr einer habsburgischen Universalmonarchie.“ Es sind wenige Seiten, aber sie geben uns Kunde von den wichtigsten Geheimnissen der Diplomaten und ihrer Verhandlungen.

Kirchengeschichte und politische Geschichte beherrschen den „Ausbau des Systems der ausschließlichen Katholizität unter Albrecht V.“, die Bildung des Religionsrates, der Kampf gegen den protestantischen Adel, die allgemeine Kirchenvisitation, das förmliche Verbot des Laienkelches sind die Hauptmomente der ersteren, in der Reichspolitik tritt der ausgesprochen katholische Charakter noch mehr hervor, Kaisertum und Reichsverfassung gelten der bayerischen Politik als die letzten Stützen des Katholizismus in Deutschland. Mit tiefer Gründlichkeit ist die „vertragsmäßige Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche unter Wilhelm V.“ ausgearbeitet.

Vor der entsetzlichen Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges noch ein Einblick in den „bayerischen Territorialstaat zu Ende des 16. Jahrhunderts“. Der ganze Organismus wird uns vorgelegt, die Hoheitsrechte des Herzogs, seine Stellung im Reiche, die Befugnisse der Landstände, die Behördenorganisation, die Gerichtshoheit, das Heer-, Finanz- und Steuerwesen, innere Verwaltung. Das Kapitel schließt mit folgender Reflexion: „Das Territorium umfaßte trotz seiner Unterordnung unter Kaiser und Reich die ganze Summe staatlicher Tätigkeit und nahm im wesentlichen alle Funktionen wahr, die nach unserer heutigen Anschauung in den Bereich des Staates fallen, versuchte insbesonders in die Polizeigesetzgebung die Lösung aller jener Aufgaben, die das Wesen der modernen Staatsverwaltung bilden, atmete sogar den Geist polizeilicher Bevormundung und burraukratischer Vielregiererei. Kaum ein Gebiet blieb von der staatlichen Fürsorge unberührt. Hinter den staatlichen Leistungen des bayerischen Territorialstaates blieb das, was das Römisch-Deutsche Reich an solchen Aufgaben wirklich löste, weit zurück. Das



Der schöne Brunnen in der Residenz zu München, in Nachbildung von Hofsilberarbeiter Eduard Wollenweber, München. (Zu S. 156.)

heutige Deutsche Reich umfaßt alles, was die Wohlfahrt und die Macht des großen Ganzen fordert: Recht und Wirtschaft, Waffen und Politik; das damalige Reich war trotz hochtrabender Rechtstitel weder eine rechtliche, noch wirtschaftliche, noch diplomatische Einheit, ihm fehlte es vor allem an Attributen der Macht.

Nun wendet sich das Buch zu einem der größten Herrscher des Hauses Wittelsbach, zu Kurfürst Maximilian I. Seiner historischen Bedeutung entspricht seine Behandlung durch Döberl. „Innere Regierung Maximilians. Ausbau einer systematischen Verwaltung. Anbahnung des fürstlichen Absolutismus“ nennt sich das erste Kapitel. Zunächst läßt der Autor vor uns die Gestalt des Fürsten emporsteigen, das volle Licht der Wahrheit fällt darauf, aber gerade dadurch tritt Maximilians Größe recht hervor. Zitieren wir nur ein paar Zeilen: „Der alles beherrschende Grundzug Maximilians I. war das Pflichtgefühl. Der Fürst muß einer Kerze gleichen, die sich selbst verzehrt, indem sie andern leuchtet.“ Es ist derselbe Gedanke, den Friedrich der Große in die Worte gekleidet hat: „Der Fürst ist der erste Diener seines Staates.“ Wir schauen Maximilian als den Schöpfer eines tüchtigen Beamtentums, als den unbeugsamen, energischen Ordner der Finanzverhältnisse, den Reorganisator des Heeres und der Landesverteidigung, den Förderer des Handels, der Gewerbe und der Landwirtschaft, den Beschützer des Unterrichts und der Künste. Döberl verhehlt gleichzeitig keineswegs, daß gerade in seiner inneren Politik große Gefahren lagen, welche viel zu dem späteren geistigen und wirtschaftlichen Niedergang Bayerns beitrugen. In den nun folgenden Seiten zieht die diplomatische Geschichte, ziehen die Kriegsereignisse jener schrecklichen Zeit vorüber, welche wir unter dem grauenhaften Namen der „Dreißigjährige Krieg“ in unserm Gedächtnis bewahren. Tolle lege! nimm und lies! Dieser wichtige Abschnitt, wie ihn Döberl behandelt, ist ein vorbildliches Meisterwerk moderner Geschichtschreibung.

Die Waffen ruhen! Die Verträge zu Osnabrück und Münster haben dem todwunden Deutschland den Frieden gegeben. Noch ein Blick auf Bayerns Anteil an der Kultur des humanistisch-theologischen Zeitalters, ein wohlthuender, versöhnender Ausklang nach all dem Leid, das wir zuvor vernommen.

Der Leser und ich sind bei der letzten Seite des Buches angelangt. Wir haben lange darin geblättert, und doch war es nur ein flüchtiger Blick in seinen Reichtum und seine Schönheit.

Hagedorn sagt einmal: „Ein Buch, das leben soll, muß seinen Schutzgeist haben,“ und für unser Buch können wir hierzu Schiller berufen mit seinem Spruche: „Was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit.“

Kleine Mitteilungen.

Der schöne Brunnen in der Residenz zu München. Das Kunstwerk, welches wir im Bilde vorführen, gehört der Vergangenheit und der Gegenwart. Es ist der „schöne Brunnen“ in der Residenz zu München, das Werk Pieter de Wittes, genannt Peter Candid, in Nachbildung durch Hofsilberarbeiter Eduard Wollenweber. Das entzückende Kunstwerk wurde auf der Nürnberger Ausstellung allgemein bewundert. Alle Figuren sind in ein Siebentel der Größe nach der Natur modelliert und in Silber ausgeführt. Die Einfassung besteht aus Bronze, in Wirklichkeit aus Sandstein. Der Rand ist mit acht allegorischen Figuren geschmückt, die vier Elemente in Götterfiguren versinnbildend, Vulkan mit dem Hammer das Feuer, Juno mit dem Pfau die Luft, Neptun mit einer Muschel und einem Delphin das Wasser, Ceres mit der Getreidegarbe die Erde; neben ihnen die vier Hauptflüsse Bayerns: Donau, Inn, Isar und Lech. Gruppen von Tritonen und mit großer Lebendigkeit dargestellte Wasserungeheuer vermehren die Schönheit des Werkes. In der Mitte steigt ein mit Widderköpfen geschmücktes Piedestal empor, auf welchem die Statue Ottos von Wittelsbach steht. Er ist in vollständiger Rüstung, nach hinten hängt in malerischer Drappierung der Mantel, die eine Hand hält den Feldherrnstab, die andere das Schlachtschwert. Am Sockel sind die Wappen von Bayern und Lothringen und die Monogramme Kurfürst Max I. und seiner Gemahlin Elisabeth.

Aus der kurfürstlich bayerischen Hofmarschallsinstruktion vom Jahre 1657. „Unser Hofmarschall soll mit allem Ernste darob sein, und das Gotteslästern, Spielen und andere ungebührliche Leichtfertigkeit, Völlerei und andere Laster und sträfliche Untugenden, dadurch denn der allmächtige Gott schwerlich erzürnet, nit weniger als unser oberster Hofmeister bei allen unseren Hofgesind Niemands ausgenommen keineswegs nit gestatten. Weil er auch nit allzeit selbs bei dem Hofgesind sein kann, durch Andere Acht darauf geben, folgends ihm Solches anzeigen lassen, und so oft Einer darin betreten würde, so seiner Jurisdiktion unterworfen, seine gute Acht darauf geben, daß derselbe um solcher Verbrechen willen durch den hohen Offizier, darunter er gehörig, unserer Ordnung gemäß endlich abgestraft werde Denn, wo daßelbig nit geschehe, und ein oder der ander Offizier hierin nachläßig sein würde, soll der Hofmarschall Solches dem obristen Hofmeister um Einsehens willen anfügen, damit also desto mehr gute Zucht erhalten werde.“

„So soll er alle Jahr auf's wenigst um die österliche Zeit darauf halten, daß ein jeder seiner untergebenen Leut katholischer Ordnung nach beichte und communicire, ihm auch deshalb einen Beichtzettel oder schriftlichen Schein überbringe. Dieselben soll er alsdann auch unserm obristen Hofmeister überschicken.“

Die Bäckerschupfe. Es war in der Vorzeit Sitte und Ordnung, daß in den Städten ein Bäcker, wenn er zu kleines oder schlechtes Brod verkaufte, auf einen Schneller gesetzt und dann in eine Kotlacken geschleudert wurde. Auf diese Art wurde zu Regensburg im Jahre 1326 ein solcher betrügerischer Bäckermeister bestraft, darauf ein Bürger ihn, da jener, aus der Lacke ganz beschämt heraustrat, aus besonders ärgerlichem Unmut wieder in die Lacke zurückstieß. Gleich darauf ging ein Priester mit dem heiligen Sakrament eilend vorüber, der Bürger mit dem andern Volke kniete nieder und schnell stürzte der erbitterte Bäck rückwärts auf denselben, ihn mit einem Dolche ermordend.

Flüchtig sprang er in den Bischofshof der Freyung zu; allein die entrüsteten Bürger schonten die heilige Sicherungsstätte nicht und packten den Verbrecher, dem man alsdann den Kopf abschlug.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Aktiva. Bilanz am 30. September 1906. **Passiva.**

Aktiva	ℳ	₰
Grunderwerb	1,651,607	53
Gebäude	3,791,979	21
Maschinen	266,865	40
Inventar	468,376	50
Neubauten	223,030	21
Vorräte	2,005,906	55
Außenstände	1,050,586	68
Kassa	196,672	98
Wechsel	65,474	20
Effekten	2,593,300	40
Bankguthaben	2,889,215	21
Hauptzollamt und Magistrat	148,759	73
Realitäten	9,540,569	06
Ausw. Ausschank-Einr.	247,447	50
Hyp.-Darlehen und sonstige Debitoren	7,996,648	65
	33,147,437	81

Passiva		ℳ	₰
Aktien-Kapital		8,400,000	—
4% Schuldverschreibungen		4,850,000	—
Hypotheken auf Wirtschaftsanwesen		5,670,601	31
Gesetzlicher Reservefonds		4,931,393	27
Spezial-Reservefonds		1,596,071	95
Delkredere-Reserve		250,000	—
Reserve f. Gebühren-Äquivalente		60,964	50
Reserve f. Arbeiterwohnungen		100,000	—
Reserve f. Neubauten		300,000	—
Reserve f. Beamten-Pensionsversich.		88,163	60
Pensions-Kassa		911,226	34
Kautionen und Einlagen		1,563,992	21
Malzaufschlag und diverse Kreditoren		948,410	19
Nicht erhobene Dividenden		3,240	—
Schuldverschreibungs-Zinsen		58,000	—
Gewinn- und Verlust-Konto			
Bruttogewinn	ℳ 3,191,969.31		
Übertrag a. d. Vorjahre	„ 430,095.63		
	ℳ 3,622,065.63		
ab: statut. Abschreib	„ 189,693.70	3,432,371	44
		33,147,437	81

In der heute stattgehabten General-Versammlung ist auf Grund des Rechnungsabschlusses vom 30. September 1906 die Verteilung einer Gesamt-Dividende von 20% beschlossen und deren sofortige Auszahlung genehmigt worden.

Es wird demgemäß von heute an

der Dividende-Coupon Nr. 24 unserer Aktien	I. Emission	mit ℳ	60
„ „ „ „ 19 „ „	II.	„ „	240.—
„ „ „ „ 12 „ „	III.	„ „	240.—
„ „ „ „ 7 „ „	IV	„ „	240.
und „ „ „ „ 6 „ „	V	„ „	240.

(41)

bei der **Bayerischen Vereinsbank** in **München** und dem **Bankhause Anton Kohn** in **Nürnberg** zur Einlösung gelangen.

München, 17. Dezember 1906.

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

F. Mildner. Döll.

Aktienbrauerei zum Eberl-Faber in München.

Aktiva. Bilanz-Konto am 30. September 1908. **Passiva.**

Aktiva		ℳ	₰
Immobilien-Konto I, Brauereianwesen		2 591 815	48
do. II, Wirtschaftsanwesen	ℳ 2 430 965,82		
Hyp.	„ 1 607 823,36	823 141	96
Maschinen- und Kühlanlage-Konto		127 935	73
Sudhaus- und Mälzerei-Einrichtungs-Konto		130 298	59
Utensilien-Konto		22 579	85
Faß-Konto		118 026	47
Eiswaggon-Konto		32 576	94
Fuhrpark- und Pferde-Konto		18 419	38
Inventar-Konto		22 007	37
Mobilien-Konto für ausw. Ausschankstellen		74 815	56
Flaschenbier-Einrichtungs-Konto		29 601	25
Elektrische Beleuchtungsanlage-Konto		17 420	06
Wechsel-Konto		18 211	79
Kassa-Konto		42 037	23
Debitoren-Konto		420 641	07
Hypotheken-Darlehens-Konto		1 289 248	36
Filiale-Konto		164 094	20
Vorräte		445 756	98
		6 379 121	32

Passiva		ℳ	₰
Aktien-Kapital		2 100 000	—
Hypotheken-Konto		1 653 021	59
Obligationen-Konto		290 000	—
Kreditoren-Konto		1 443 340	83
Kautions-Konto		62 100	65
Reservefonds-Konto		312 200	03
Dispositionsfonds-Konto		2 080	16
Pferde-Versicherungs-Konto		15 500	35
Zinsen-Konto		35 228	01
Diverse Konto		12 500	93
Gewinn-Konto			
1. Vortrag	ℳ 23 410,37		
2. Gewinn	„ 422 552,97	445 963	34
		6 379 121	32

Soll. Gewinn- und Verlust-Konto am 30. September 1906. **Haben.**

Soll	ℳ	₰
Gerste- und Malz-Konto	629 191	91
Hopfen-Konto	70 875	83
Malzaufschlag-Konto	281 682	66
Feuerungsmaterial-Konto	88 662	91
Eis- und Wasser-Konto	28 289	99
Futtermittel-Konto	24 334	14
Schäfflerei-Konto	64 963	45
Reparaturen-Konto	15 006	91
Beleuchtungs-Konto	7 591	60
Steuer- und Assekuranz-Konto	25 957	06
Lohn- und Gehalt-Konto	203 933	74
Handlungs- und Betriebs-Unkosten-Konto	186 684	19
Haustrunk-Konto	10 159	44
Zinsen-Konto	173 100	71
Dubiosi-Konto	41 240	70
Gewinn	445 963	34
	2 287 638	48

Haben	ℳ	₰
Bier-Konto	2 063 035	84
Trebern-Konto	66 845	50
Malzkeime-Konto	14 170	16
Miete-Konto	88 119	48
Filiale-Konto	30 104	70
Diversi	1 952	09
Gewinn-Vortrag vom Vorjahre	23 410	37
	2 287 638	48

In der heute stattgefundenen Generalversammlung wurde beschlossen, daß Coupon Nr. 15 (pro 1905/06) ab heute mit M. 65.— zur Einlösung kommt und zwar an unserer Kasse oder bei der Pfälzischen Bank, hier, Neuhauserstraße 7.

München, den 18. Dezember 1906.

Aktienbrauerei zum Eberl-Faber.

Max Kugelmann, Vorstand





C. Putz: Die Bayern in Bazeilles (Sedan), 1. September 1870.



C. Putz: Batterie Prinz Leopold bei Villepion.

Bilder von

Deutschlands Heer und Flotte.

Eine Sammlung mehrfarbiger, künstlerischer Original-Lithographien.

Das Bildformat der Blätter ist 100 × 70 cm.
Der Preis beträgt M. 7.—.

Bei größeren Bezügen gewähren wir einen entsprechenden Rabatt.
Wir liefern die Bilder auch in geeigneten Rahmen zu billigen Preisen.

Illustrierte Prospekte in Farbendruck sowie Rahmen-Prospekte stehen auf Verlangen gratis u. franko zur Verfügung.



Harry Schultz:
S. M. Kanonenboot „Meteor" vor Havanna, 9. Nov. 1870.

Bis jetzt sind folgende Bilder erschienen:

Blatt 1: **R. Röchling**, Preuß. 74er Füsiliere bei Spichern.
Blatt 2: **R. Knötel**, 2. Leibhusaren bei Artenay.
Blatt 3: **Anton Hoffmann**, Batterie Hasse bei Gravelotte.
Blatt 4: **C. Becker**, Preuß. Pioniere bei Wörth.
Blatt 5: **Ludwig Putz**, Sturm der Bayern auf die Häuser von Bazeilles.
Blatt 6: **Willy Stoewer**, S. M. S. Iltis im Kampf gegen die Takuforts. (Auf Stein übertragen v. Dr. C. Wolf & Sohn.)
Blatt 7: **A. Jank**, Attacke der Brigade Bredow bei Vionville.
Blatt 8: **C. Becker**, Die Badenser bei Nuits, 18. Dez. 1870.
Blatt 9: **Harry Schultz**, S. M. Kanonenboot „Meteor" vor Havanna, 9. Nov. 1870.
Blatt 10: **Ludw. Putz**, Batterie Prinz Leopold bei Villepion.
Blatt 11: **P. F. Messerschmitt**, Am Abend nach der Schlacht von Belle-Alliance.
Blatt 12: **A. Hoffmann**, 3. Bayer. Chevaulegers-Rgt. bei Wörth.
Blatt 13: **M. Zeno Diemer**, Untergang S. M. Kanonenboot „Iltis" an der Küste von Shantung.



Willy Stoewer:
S. M. S. Iltis im Kampf gegen die Takuforts.

Druck von R. Oldenbourg in München.



18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel 850.

Nr. 15.

Zweites Blatt.

Inserate:Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Die Kunstdenkmale von Oberpfalz und Regensburg. Heft 1: Bezirksamt Roding, bearbeitet von Georg Hager. Mit 11 Tafeln, 200 Abbildungen im Text und 1 Karte. München, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. (Fortsetzung.) — Der Einzelbeschreibung der Orte jedes Bezirkes gehen historisch-topographische Angaben voraus; sie geben kurz und knapp Aufschluß über Größe, Lage, Bodenbeschaffenheit, Vorkommnis von Baumaterialien, Siedelungsverhältnisse, Stammeszugehörigkeit, Handel und Verkehrsverhältnisse, territorialgeschichtliche Entwicklung, kirchliche Entwicklung, insbesondere Diözesanverband. Abbildungen werden in möglichst großer Zahl gegeben, dabei darf nicht allein das kunstgeschichtlich Wichtige berücksichtigt werden. Auf diesem Grundsatze baut sich die Schaffung dieses Werkes auf, von welchem nun das erste Heft, richtiger gesagt das erste Buch, vorliegt. Es bildet einen Gegenstand des Entzückens für den Geschichtsforscher, für den Kunsthistoriker, und zeigt uns so recht, wie zahllose wertvolle Schätze der Kunst bei uns selbst in verhältnismäßig einsamen, vom Fremdenverkehr nicht berührten Gegenden verborgen sind. Das offizielle Programm verlangt Gewissenhaftigkeit der Forschungen; in welch ausgezeichneter Weise dies geschah, mögen die Ziffern der für diesen Band verwendeten Literatur bezeugen. Unter Geschichte sind vorgetragen 146 Werke; über Rechtsverhältnisse 27; über Kirchen und Schulen 42; über Kulturgeschichte 47; über Kunstgeschichte 13; Topographie 67; Karten 35.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. W. Spemann, Berlin-Stuttgart. — Das ist ein Buch, wie es die jetzige Zeit verlangt. Da findet man Schilderungen von Art und Bräuchen fremder Völker, von kühnen Reisen in unbekannte Länder, von den Meisterwerken der Technik und großen Entdeckungen, von seltsamen Abenteuern und aufregenden Jagden, von weiten Seefahrten in Sturm und Sonnenschein, von manch Wissenswertem auf den verschiedenen Gebieten der Naturkunde. Der Illustrationsschmuck ist sehr reich und besonders wertvoll, da nach Möglichkeit auf Vorführung von photographischen Naturaufnahmen Bedacht genommen ist. Der Band enthält 5 größere Erzählungen, 32 Arbeiten über Reisen, Länder- und Völkerkunde, 3 über deutsche Erde, 11 über Abenteuer, 10 über Meereskunde und Schiffahrt, 9 über Zoologie, 4 über Luftschiffahrt, 2 über Höhlenforschung, 8 über Jagd, Sport und Spiel, 5 über Technik, 21 über Kuriositäten, 3 über Verschiedenes.

Alt-Miltenberg. Eine Sammlung von Baudenkmälern in Miltenberg a. Main. Herausgegeben und Sr. K. H. Prinzen Rupprecht von Bayern gewidmet von Ph. Wirth. Geleitsworte von Karl Brack. — Miltenberg, das bayerische „Klein-Heidelberg", hat im „Bayerland" bereits ausführliche Schilderung in Wort und Bild gefunden. Ph. Wirth hat in aufopfernder Begeisterung für die Schönheiten seiner Vaterstadt die Ausgabe dieser köstlichen Sammlung unternommen. Es sind 20 Kunstblätter in hübscher gefälliger Mappe vereint; die Aufnahmen, die Reproduktionen sind erstklassig. Möge das Album dem schönen Miltenberg recht viele Freunde und Besucher erwerben!

Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Hermann Graef. Leipzig 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. a) **Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur** von Lulu v. Strauß und Torney; b) **Konrad Ferdinand Meyer als Lyriker** von Dr. Karl Busse; c) **Nikolaus Lenau** von Hermann Graef; d) **Der lutherische Charakter in Goethes**



Vetterfeld. Das alte Schloß.

Illustrationsprobe aus: „Kunstdenkmäler Bayerns" von Georg Hager. Verlag von R. Oldenbourg, München.

„Faust“ von Dr. Richard Degen; e) R. E. Knobt von Karl Engelhard; f) Peter Rosegger von Dr. Richard Plattensteiner; g) Das Erwachen und Werden des Dichters in Schiller von Julius Burggraf; h) Annette v. Droste-Hülshoff von Hermann Graef; i) Friedrich Hebbel von Theobald Bieber; k) Parcival und Faust von M. v. Eschen; l) Wilhelm Hauff von Hermann Graef; m) Ulrich Braeker, der arme Mann im Tockenburg von Adolf Wilbrandt; n) Robert Reinick von Bruno Pompecki; o) Friedrich Nietzsche als Lyriker von Paul Friedrich.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 15. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M 2.– für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Sigrun und Gernot.

Vaterländische Erzählung von M. Zoller. (Fortsetzung.) Illustriert von Anton Hoffmann.

Sogleich erwiderte Gernot seinem ehrwürdigen Gastfreunde und sprach:

„Frisch bluten wird zwar manche Herzenswunde wieder, wenn ich dir und den beiden liebtrauten Frauen vom Glücke und vom Untergange unseres Geschlechtes erzähle; doch ziemt es dem wehrhaften Manne, mit Gleichmut das Unvermeidliche zu tragen und der Vergangenheit, mag sie auch noch so trostlos sein, im Kreise von teilnehmenden Lieben zu gedenken. Auch drängt es mich, meines Heldenvaters und des tapferen Bruders Ruhm vor Euch zu preisen. Zu Dank bin ich dir wahrlich, väterlicher Freund, verbunden, daß ich dir künden darf, was ich bisher als schwere Last allein im Busen trug. So hört denn, was uns die Nornen spannen: Gutes wenig, doch des Schlimmen überviel. Mein Vater Ordulf war, wie du, sein bester Freund und Schwertgenosse, selber weißt, ein stolzer frohgemuter Recke. Was ich im Kampfspiel aller Arten leisten kann, ist nur ein Schatten dessen, was der Vater seinen Söhnen durch sein Beispiel lehrte. Im ganzen Nordland ward sein Name ehrenvoll genannt, sein Schwertarm überall gesucht zu Kampf und Sieg. Gar neidvoll schaute mancher Stammgenosse auf den edlen Kämpen, ihm Erfolg und Glück mißgönnend. Ein solcher Neidhart war auch Wolfried, Heinrichs Sohn. Die beiden Höfe lagen wenig Rasten voneinander, nah genug, um gegenseitig sich recht leicht das Leben zu verbittern. Mein Vater dachte anders, wollte Frieden mit dem Nachbar haben; denn er liebte Wolfrieds Schwester Gunehild. Auch sie war ihm gar hold, doch scheute sie den Zorn des Bruders. Die Maid vertröstete den Vater auf eine sicher noch kommende Sinnesänderung des Unholden; aber Monde und Jahre schwanden, und der alte Groll zwischen den beiden Höfen verlor nichts an seiner Schärfe."

„Auch ich," unterbrach ihn Wingolf, „hatte als Blutgenosse deines Vaters darunter zu leiden und war einmal nahe daran, dem schieläugigen Wolfried den Hirnkasten einzuschlagen. Wie sich Ordulf später mit seiner Liebe zu Gunehild und mit seinem Hasse gegen Wolfried zurecht fand, weiß ich jedoch nicht, denn Tatendrang und Kampfeslust trieben mich aus dem Heimatgau über Berg und Tal hierher in die Waldgründe des wogenden Danubius."

„Dem stolzen Heldensinn des Vaters," fuhr hierauf Gernot weiter, „widerstrebte es, wie ein armsel'ger Bettler um den Hof des feindlichen Nachbarn herumzuschleichen; deshalb nahm er sich vor, nicht länger mehr zu zaudern und mit bewaffnetem Gefolge die minnigliche Gunehild zu freien. Damit war auch die Maid einverstanden, denn das Leben bei ihrem argwöhnischen Bruder wurde ihr täglich mehr verleidet. — Da ereignete sich eine Begebenheit, die den Vater vor der untilgbaren Schmach bewahrte, mit Spott und Hohn von Wolfrieds Gehöfte gewiesen zu werden. Der Nachbar überfiel nämlich mit einer Anzahl seiner Leute unsern alten Waffenmeister, erschlug die Knechte und setzte den braven Alten in den Turm zu schmählicher Gefangenschaft. Nun gab es offenen Krieg, und der Vater schwur, die treulose Tat zu rächen; doch mußte er zuvor noch Gunehild erwerben und den alten Waffenmeister aus den Fängen Wolfrieds reißen.

Du hast sie noch gekannt, Wingolf, die greise Waltrude, die runenkundige Waldfrau" — —

„Sie, die hehre," entgegnete Wingolf, „alt und grau, doch stolz und aufrecht, überragend ihre Jahre; die mit Wodan, Donar, Saxnot und den Göttern allen war im Bunde, die weise Wala, erzumgürtet und im weißen, wallenden Gewande!"

„Ja!" bestätigte Gernot den Ausbruch der Begeisterung seines Gastfreundes und fuhr dann in seiner Erzählung weiter:

„Diese Frau, die mit hellem Auge in das Dunkel fernster Zukunft schaute, kam einst in der Nacht zu meinem Vater und tat ihm sonderbare Mär von Gunehild, der vielteuren Maid, mit kurzen Worten.

„Wahre Gunehild, man will sie dir entführen!" sprach sie und verschwand.

Der Vater wurde blaß und sann der unheilvollen Kunde nach. Dann aber rief er seinen treuesten Schalk und befahl ihm, sich zu wappnen. Er sollte wachen über Walfrieds Hof. Die erste Nacht verging und dann noch Tag und Nacht. Am zweiten Tage aber kamen fremde Reiter im festlichen Gepränge in des Nachbars Hof. Beim ersten Hahnschrei dann in nächster Nacht zog's aus dem Hof in langer Reih'. Der Vater selber sah den Zug und ahnte, was es galt. Mit seinen Treuen ritt er sogleich aus, um mit der Schwerthand um die Braut zu werben. Wie ein Wettersturm brauste er dahin und fiel dem ahnungslosen Feinde in die Seite. Speere flogen, und die Saxe schmetterten auf Helm und Brünne, daß der finstre Wald vom Kampfgetös erscholl. Da sah er Gunehild auf ihrem edlen Schimmel, umringt von einer Schar verwegener Männer. Nur matt und flackernd von einigen Kienleuchten erhellt, stand das Häuslein trotzig auf einem steinumfriedeten heiligen Hügel. In ungestümer, wilder Hast sprengte der Heldenvater darauf zu und hieb um sich, daß Funken aus den Brünnen stoben. Verloren aber wäre er gewesen, wenn ihm nicht Hilfe ward von seinen Kampfgenossen. Dann hob er Gunehild auf seinen Hengst und flog mit ihr in seinen Hof. So wurde Gunehild des Vaters Weib und später meine und des tapfern Bruders wackre Mutter."

Mit glänzenden Augen hatte Wingolf die Schilderung dieser blutigen Brautwerbung verfolgt, und auch die Frauen ließen gespannt lauschend ihre Spindeln eine Weile müßig.

„So hat der unholdige Wicht also seine arme Schwester einem fremden Manne angefreit, um sie dem kühnen Ordulf zu entreißen?" fuhr dann Wingolf heftig auf.

Der junge Gernot nickte und fuhr fort:

„Kaum war der goldne Himmelswagen leis und strahlend aus dem Meer emporgetaucht, machten sich der Vater und die Schwertgenossen auf, den Platz des heißen Kampfes zu besuchen. Fünf der Seinen hatten ihre Treue mit dem Männertod bezahlt. Der Feinde aber lagen mehr als zehn im Walde kalt und starr. Zwei Hügel wurden aufgetürmt und Freund und Feind gar ehrenvoll bestattet. Dann ritt der Vater mit den Mannen hin zu Wolfrieds Hof, um ihm zu künden, daß er Gunehild im Männerkampfe sich errungen und sie von ihm zum Weibe heische. Allein nur wenig Knechte und die Mägde traf er an; sonst waren Hof und Halle öd. Nun forschte er nach seinem eingeschlossenen Waffenmeister, löste seine Fesseln und nahm ihn mit in unser Heim. Als dann die nächste Nacht sternenlos und sturmesschwanger angebrochen war, da brannte Wolfrieds Hof in grauser Lohe nieder bis zum Boden; ein wirrer Trümmerhaufe nur war jetzt das Vaterhaus der trauten Gunehild. Von Wolfried hat man lange nichts gehört; doch heißer Groll wird niemals kalt. In Glück und Frieden lebten froh die Gatten auf dem reichen Hofe. Zwei munt're Knaben wuchsen unter ihrer Hut zu starken Jünglingen heran. Da rief die götterhohe Freya uns're Mutter ab durch Urd die finsterste der Nornen. Öd und traurig deuchten uns nun Hof und Halle, wie wenn mit der vielteuren Frau des Glückes Sonnenschein von uns gewichen wäre."

Gernot hielt jetzt in seiner Erzählung bewegt inne, und in den blauen Augen Siguns glänzten die Tränen heißen Mitgefühls. Da sagte Wingolf im Tone wehmüt'ger Erinnerung:

„Im Geiste seh' ich Gunehild, die herrliche Jungfrau, noch vor mir; sie allein war deines Heldenvaters würdig, und du darfst stolz sein, Gernot, einem solchen hehren Stamme zu entsprossen."

„Kaum war die Totenfeier vorbei und der Leichenhügel für die edle Mutter getürmt," fuhr nach einer langen Pause Gernot wieder weiter, „so brach das Unheil über uns herein. Von des Meeres fernem Strande brach ein wildes Volk ein in den Eldegau. An der Spitze ritt kein Fremdling. Unsrer Heimaterde einer war es, der die Eisenmänner führte; Wolfried hieß er, denn der heiße Groll wird niemals kalt. Vergessen ward nun Leid und Trauer; wir rüsteten zum wilden Streit. Die Wisenthörner brüllten durch den Heimatgau, und die Männer schwangen Sax und Fram voll Kampfesgier und Siegeszuversicht. Fünfhundert an der Zahl, so zogen wohlgewappnet wir dem Feind entgegen. Wo der Eisenbach eine viertel Rast etwa von unserm Hofe aus einer steilen Schlucht heraus ins Freie tritt und tosend seine Wellchen durch ein weites, blumenreiches Tal hineilen, trafen wir den Feind. Die Schlacht begann. Mein Schildarm deckte unsers Vaters rechte Seite, der Schwertarm meines Bruders seine linke. Das Kriegsgeschrei erscholl, und die Banner flatterten im Morgenwind. Blutrot drang die Sonne durch den Nebelschleier. Gestärkt durch Donars Hammersegen, den die greise Waltrude düsterlohenden Blickes am Opferherde über uns herabgefleht hatte, warfen wir uns dem grimmen Feind entgegen. Pfeilgewölk und Wurfgere schwirrten; die Brünnenspalter und Mordäxte schmetterten krachend auf Helme und Schilde. Schritt für Schritt drängten wir den Feind talab. Weit offen standen die Tore der finsteren Hel, denn der zerstampfte Wiesengrund war in kurzer Zeit von gefallenen Recken übersät. Schon begannen die Banner der Feinde zu sinken, und unser Siegesruf scholl brausend durch das Tal. Da stoben plötzlich aus den Waldhängen rechts und links im sausenden Ritte neue, schwergewappnete Streitmassen auf uns los und brachten uns in eine fürchterliche Lage. Wie gereizte Bären kämpften wir im Schlachtgewühl; doch war aller Mut vergebens. Die Übermacht erdrückte uns. Da sah der Vater einen Krieger, der im Schild den Eber führte. Wolfried war's, der Heimat ungeratener Sohn. In wilder Hast hielt nun der Vater auf ihn zu. Die Mordaxt spaltete des Buben Schild. Da sank, von einem Speerwurf schnöd getroffen, unser Heldenvater von dem Hengst. In grenzenloser Wut und aller Vorsicht bar, stürmten wir nun mitten in den Feind hinein. Auf einmal ward es finster um mich her."— —

In fieberhafter Erregung und mit geballten Fäusten hatte Wingolf den Verlauf der grausen Männerschlacht erzählen hören. Angehaltenen Atems nahmen auch die beiden Frauen teil an dem ruhmvollen Ende eines blühenden, tapferen Stammes.

Endlich nahm der Gast den Faden wieder auf und sprach:

„Mein erster Blick nach finstrer Nacht fiel auf Waltrude. ‚Wo bin ich? Wo ist der Vater, wo der Bruder mein?‘ ‚Sie sind geborgen!‘ sprach sie rätselhaft; ‚doch bleib ruhig liegen, Püppchen, sonst wirft die grausame Urd den Faden gegen Mitternacht.‘ Wie lang' ich in der Felsenhalle der treuen Seele lag und wie ich dorthin kam, erzählte sie mir später. Als der letzte Gaumann nämlich seine Heldenseele auf der Walstatt ausgehaucht hatte, zog der Feind von dannen. Waltrude aber schlich aus ihrer Felsenhöhle hinab zum blutgefärbten Bach. Ein Jammerbild erschaute sie. Unter Hunderten gefallner Nordlandsrecken lagen all' die braven Gaugenossen starr und kalt. Den Vater suchend und die beiden Söhne, fand sie uns auf einem Haufen toter Feinde. Mit brennendem Blicke forschte die heilkundige Frau an uns nach einem Funken Leben; vergebens leider bei dem Vater und dem Bruder, mit Erfolg doch an mir selbst. Die Treue gab ihr Riesenkraft, und so trug sie mich in die nahe Höhle. Wie eine Mutter pflegte sie mich, bis aus schwerem Fieber ich genas. Soll ich's ihr danken? Läge ich nicht besser bei den Helden, bei dem Vater und dem Bruder, denen sie den Leichenhügel wölbte? Ein Fremdling unter Fremden war ich nun im Heimatgau, des Lebens keinen Augenblick mehr sicher. Auf unserm Hofe saß der rachegesättigte Wolfried. Wie oft schlich ich durch Wald und Au und um das väterliche Erbe, dem verräterischen Mann das kalte Eisen in die Brust zu rennen; aber Wodan scheint ihn für ein anderes Strafgericht zu sparen; niemals wußt ich ihn zu treffen. Da sprach die mütterliche Wala einst:

‚Nun Gernot mußt du fort; mein Auge wird dich nimmermehr erblicken. Zieh hin gen Mittag, wo der Danubius sich durch kühne Felsenwände zwängt. Dort lebt noch mancher Brave unsers Namens. Wingolf nenn ich dir zumeist, des Heldenvaters edlen Schwertgenossen. Doch komme wieder um der Rache willen! Die Höhle hier birgt gute Waffen aller Art und Schätze, die dich reicher machen, als du dir je geträumt. Der Rache seien sie geweiht! Wenn ins Abendmeer der Himmelswagen sinkt, so sei zur langen Wegfahrt wohl gerüstet. Des Stammes letzter edler Sprosse muß bei Nacht und Nebel die vieltraute Heimaterde lassen! O, daß ich den Frevel hab' erleben müssen, der an unserm Volk geschah, an unserm Heldenvolk, von einem seiner Söhne! Verflucht sei er bei allen Göttern, verflucht die Lüfte, die er atmet, verflucht was seine Frevelhand berührt!‘

In unaussprechlicher Hoheit, mit göttergleicher Würde stand die Wala im Scheine des gespenstisch lodernden Herdfeuers in der hochgesprengten Halle ihrer Felsenhöhle, und mich überkam eine seltsame, heilige Scheu vor der Frau, die mir das Leben gerettet.

(Fortsetzung folgt.)



. . . und flog mit ihr in seinen Hof.

Altes und neues von Schloß Hart.

Von Ignaz Johann Hibler.

Wurde schon von den Zeitgenossen das von den Gebr. Wening 1701—1724 herausgegebene Prachtwerk »Topographica Bavariae« ein verdienstvolles Werk genannt, so sind doch erst wir Nachkommen in der Lage, die eigentliche Bedeutung dieses Sammelwerkes gebührend zu schätzen. Denn in leider nur allzu vielen Fällen sind die uns in dem genannten Werke erhaltenen Abbildungen die einzigen Belege, die von der Schönheit der Baudenkmäler jener Zeit sprechen.

Einer Anregung des kgl. Bezirksamtes Wasserburg folgend, hat der Besitzer von Schloß Hart dem Verfasser den Auftrag gegeben, die künstlerisch und historischen Einzelheiten seines Besitzes zusammenzustellen.

Wenn auch das Alter des Schlosses, es wurde erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut, wenig Interessantes verspricht, so ist doch die Aufzählung der einzelnen Geschlechter, die es bewohnten: Fürsten, Grafen, Freiherren, geadelte Börsenmänner und nun Landwirte, geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen. Mit ein paar Sätzen sei auch der früheren Zeit und der Bedeutung des Namens des Schlosses gedacht.

Ein Bericht über einen Grabfund aus der vorrömischen Zeit, erschienen in der „Altbayr. Monatsschrift des Histor. Vereins von Oberbayern, Jahrg. 1900, S. 125" meldet die Aufdeckung eines sehr seltenen Flachgrabes mit Fundstücken aus der Bronzezeit, auf dem Sandfeld zwischen Edling und Schloß Hart. Dieser Fund beweist, daß die Gegend zwischen Wasserburg und Rosenheim damals schon bewohnt war und läßt keinen Zweifel aufkommen, daß auch der Name Hart für den Platz, der ihn heute trägt, damals schon bestand. Der Name Hart kommt in verschiedener Schreibweise und in verschiedenen Zusammensetzungen vor. Im Nordischen, siehe Förstermann II 734, gilt heute noch „Haar" eine Anhöhe auf der Haide gelegen. »Haar« abd. »harn«, (Duvelhara = Teufelstein), auch als »hard«, »hartz« (Hartesburg) vorkommend, finden sich bei Förstermann in über 60 Namen aufgezählt in Verbindung mit bach, baum, berg, burg, heim, weg, gau, kirch, dorf usw. Nicht erwähnt sind: Faistenhart, Roßhart und Dürrenhart, alle drei im Bezirksamt Wasserburg, auch nicht Kuhhart von dem kürzlich im „Bayerland"[1]) zu lesen war. Ob seiner guten Bonität mag unser Hart im Mittelalter zum Namen „Faistenhart", wie es Wening schreibt, gekommen sein, im Gegensatz zum gegenüberliegenden, heute zum Gut gehörigen „Roßhart", das auf die Hauptbeschäftigung der Germanen die Pferdezucht hinweist. Die um Hart liegenden ing Orte weisen auf eine starke Besiedlung der der Gegend in der nachrömischen Periode. Das hügelige Gelände war besonders für Einzelsiedelungen geeignet.[2]) Nur wenige hundert Meter entfernt von Hart liegt der Weiler „Breitbraun", der seinen Namen von dem starken Quell herleitet, der dort zutage tritt. Wer dächte da nicht, wenn er von dem hochgelegenen Hart aus die Gegend überblickt, an den Göttersitz „Breitablick", von dem aus der „lichte Baldur", der Liebling aller Wesen, sein Reich überblickte.

[1]) „Bayerland" 1906, Seite 484.

[2]) Beiträge zur Anthologie in Urgeschichte VII Weber, Vorgeschichte von Oberbayern.

Der Bittgesang der Kinder am germanischen Götterfest, wo zur Sonnwendfeier das Roß geopfert wurde:

„Schirm uns schütz uns weiser Balder
Vor des Christengottesgrimme"[1])

ist ohne Erfolg geblieben. Das Kinderherz der Starken fügte sich der christlichen Lehre und die schwertgewohnten Hände lernten sich zum Gebet falten. Als das Kloster Attl in der ersten Hälfte des XI. Jahrh. gegründet wurde, war das umwohnende Landvolk schon seit Jahrhunderten dem Christentum gewonnen. Jahrhunderte lang bleiben wir von Hart ohne Nachricht. Wie der bayerische Obrist und Pfleger von Wasserburg Herr Sigmund Hauser in den Besitz des Gutes gekommen, hat sich nicht ermitteln lassen. Nach Wenings Angaben soll dieser Hauser „omb das Jahr 1640" das Schloß erbaut haben. Es ist aber kaum anzunehmen, daß kurz nach dem westfälischen Friedensschluß zu einer Zeit, in der das ganze Land heruntergekommen, verarmt und entvölkert war, für die Bedürfnisse eines Einzelnen ein so großes Gebäude errichtet worden wäre.

Ich neige zu der Ansicht, daß auf dem wahrscheinlich im 30jährigen Krieg zerstörten Hof, Hauser sich ein wohl nicht allzu umfangreiches Gebäude errichtet habe und daß das uns im Wening'schen Stich überlieferte Schloß[2]) von einem Anderen erbaut wurde, von dem bald die Rede sein wird. Nach Hausers Tod ging das Anwesen in den Besitz der Familie Schobinger „als Erbe" über. Der Familie Schobinger Begräbnis ist in der unweit von Hart gelegenen Kirche von Rettenbach, wo die Familie wohl noch anderen Besitz hatte.[3]) Auch die Schobinger kommen nicht als Erbauer von Hart in Betracht[4]) Sie werden es auch nicht lange im Besitz gehabt haben. Wir haben nun zwar keine genaue Zeitangabe, wann die Schobinger Hart verkauften, aber aus den nun bekannt werdenden Jahreszahlen können wir Schlüsse ziehen, wann das Schloß eigentlich erbaut worden ist. Der Bauherr jedoch war der bayerische Herzog Albrecht Sigmund 1623—1685.

Sohn Herzog Albrechts VI., des Leuchtenbergers, Domherr in Salzburg, Augsburg, Domprobst in Konstanz, Stiftsprobst in Altötting, von 1652 an Bischof von Freising und seit 1668 gleichzeitig Bischof von Regensburg, ließ er sich nie zum Priester weihen, obgleich er sonst fromm und erbaulich lebte. Maßgebend für diesen Entschluß war die Rücksicht auf die etwaige Thronfolge in Bayern. Albrecht Sigismund dürfte um 1658 Hart erworben haben, er hatte überhaupt Neigung und Vorliebe, sein Vermögen in Erwerbung von Ländereien anzulegen. Wann der Bau begonnen wurde und wer der Baumeister war, wissen wir nicht. Unzweifelhaft erscheint, wie schon ein Vergleich der in Wening gegebenen Abbildung zeigt, daß der Erbauer des Schlosses Berg am Laim wohl der gleiche Meister war. Wening nennt als Besitzer unsern

[1]) Webers Dreizehnlinden.

[2]) Topographia Bavariae mit dem Untertitel: die vier bayerischen Rentämter Seite 234.

[3]) Maier und Westermaier. Beschreibung des Erzbistums Freising. III. 545.

[4]) Die Schobinger wurden 1628 geadelt. Siehe Stammenbuch des blüh. u. abgest. deutschen Adels 1865. B. III. Seite 338.

Herzog und als Jahr der Erbauung 1677, so daß wir annehmen dürfen, das Hart als Vorbild für Berg am Laim gedient hat.[1]) Sowie nun das alte Schloß Berg am Laim längst dem Erdboden gleich gemacht und einem andern Baue weichen mußte, sind auch die anderen Besitzungen, die Wening aufführt und deren an anderen Orten gedacht wird, nicht mehr erhalten. Nur Schloß Hart, das, wenn es auch in der äußeren Ansicht heute nicht mehr dem Wening'schen Stich gleicht, ist in der Partie des Schloßhofes sowie in den Innenräumen fast vollständig unverändert. Bevor wir deshalb der weiteren Geschichte des Besitzes gedenken, wollen wir dem Hause selbst etwas Aufmerksamkeit schenken.

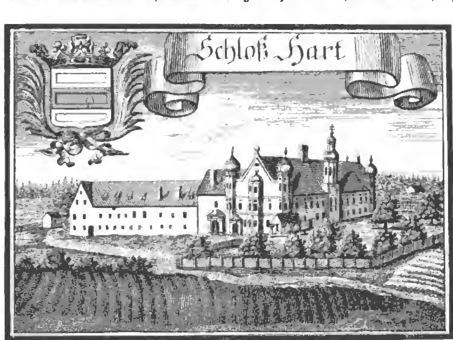
Der Weningsche Stich läßt die Einteilung genau erkennen. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet die Kapelle, einst zwei- jetzt nur mehr einstöckig. Sie wurde 1671 eingeweiht und hat am Fest Maria Heimsuchung[2]) ihr Patrozinium, das heute noch gefeiert wird. Früher war sie auch im Parterre zugänglich. Das ganze Erdgeschoß ist als Wohnung der Dienerschaft und für Wirtschaftsräume gebaut und einfach gehalten.

An die Kapelle im ersten Stock schließen sich die von Bischof Albrecht bewohnten Räume an. Die auf der Abbildung an der Seitenfront liegenden südlichen Zimmer mit den Türmen dienten als Repräsentationsräume. Das südöstliche Eckzimmer wird das „Zimmer der Klosterfrau" genannt. Die Herkunft dieser Bezeichnung konnte nicht ermittelt werden. Die entgegengesetzten Räume dienten dem Personal und den Beamten. Von den Stuckarbeiten im Schloße ist leider im Laufe der Jahre vieles zugrunde gegangen, so auch die Kamine, von denen nur ein paar Eisenteile mit dem Freisinger Wappen erhalten sind. Auch wurde beim Umbau der Kapelle der hübsch gemusterte Marmorboden zerstört. Ebenso sind Altar, Paramente usw. verloren gegangen.

Gar manch frohe Tage der Jagd und Erholung gewidmet mag Albrecht Sigmund auf Hart zugebracht haben. Den Plänen seiner Verwandten entrann er durch die Geburt Max Emanuels und er mag sicher in den Dank und die Freude der Eltern, dessen bleibendes Denkmal die Theatinerkirche in München ist, eingestimmt haben. — Zum Priester ließ er sich aber doch nicht weihen, wenngleich er noch 1683 dem damaligen Kurfürsten Max Emanuel in dem Sinn berichtete, 1685 starb Albrecht Sigmund, Schloß Hart erwarb sein langjähriger Kammerrat Franz Rudolph Holzner. Dieser verkaufte 1687 das Gut an Freiherrn von Lidl, bayerischen General Kriegs-Comissarius und Oberst. Durch einen Gnadenbrief von 1689 erhielt dieser für seinen Besitz Hofmarchsrechte.[1])
„auch die Edelmanns Freiheit dergestallt / daß auf allen da-
„zu gehörigen Grund vnd Boden die Niedergerichtsbarkeit
„jure reali kann vnd mag genossen werden."

Dieser Herr Oberst Johann Baptista von Liedl scheint noch in alten Tagen gefreit zu haben und dem Anschein nach ein gar junges Weib, das, nachdem er zu seinen Vätern eingegangen, Herz und Hand einem schneidigen Reitersmann zu Füßen legte. Franz Moriz von Manneufel heißt der neue Besitzer. Zwei nicht signierte und datierte Porträts der beiden Manneufelschen Eheleute aus der Zeit von 1690—1700 haben sich in Hart erhalten. Sie sind leider aber auch schon einmal einer ungeschickten Restaurierung zum Opfer gefallen. Trotzdem geben die beiden Bilder ein gar stattliches Paar wieder, dessen Nachkommen wohl über hundert Jahr auf Hart lebten. Im Zechschen Anzeiger[2]) wird als Besitzer Gottlieb von Manneufel genannt. Ob nun dieser[3]) oder vielleicht ein gleichnamiger Sohn es ist, der 1790 als bayerischer Kämmerer ein Grafendiplom erhält, konnte ich nicht feststellen, auch nicht, wie lange die Manneufel Hart noch besaßen. Ihr Geschlecht gilt seit 1800 in Süddeutschland als ausgestorben.

In meinen Aufzeichnungen kommt nun eine Lücke. Von 1793, wo ich den Grafen Manneufel das letztemal erwähnte, bis 1848 fand ich nichts mehr über Hart. In diese Zeit fällt der große Brand, der das Schloß seiner schönen Kuppeltürme beraubte, wenn er auch den gewölbten Räumen nicht Herr wurde und sich mit der Zerstörung des Dachstuhles begnügen mußte. Der Versuch, das Dach in der früheren Weise wieder zu errichten, mißlang, weil man auch die Kniestöcke nicht herstellte. — Im selben Jahr lebt auf Hart der Kgl. Major v. Streit, der das Anwesen für 80000 Gulden



Schloß Hart. Nach einem Stich Wenings Topographia Bavariae.

[1]) Wening Top. Bav. II Tafel. Text S. 261.

[2]) S. Maier und Westermaier B. III, S. 525.

[1]) Über die Bezeichnung Hofmark schreibt Bigol. Hundt auf Sulzemoos im bayr. Stammenbuch II Seite 402: „Hofmarch ist ein „altes Wort in Bayern .. und begreift das niedere Gericht ... auser „das Malefiz .."

[2]) Die Zech Anzeige der im kurfürstl. Bayern befindlichen Herrschaften Hart siehe unter Ort Wasserburg.

[3]) Stammenbuch des blühenden und abgestorbenen Adels in Deutschland Regensbg. 1865, Bd. III S. 13.

dem Hofbankier Freiherrn von Hirsch verkauft.[1]) In dieser Zeit war das Erdgeschoß der Kapelle demoliert worden, es wurde ein Gewölbe eingezogen und im ehemaligen Betraum eine Branntweinbrennerei errichtet.[2])

von Hirsch verkaufte das Gut bald an die Pächtersehelente Windsberger, deren Sohn es 1905 an den derzeitigen Besitzer Franz Xaver Eßlinger verkaufte.

Hart ist heute das Muster eines großen Ökonomiegutes. Um das Herrschaftshaus gruppieren sich die anderen Gebäude mit der Brauerei und den Pferdeställen. Der durchschnittliche Bestand beträgt 75—80 Kühe, darunter ein großer Teil reinrassiger Graubündnertiere von hohem Wert. Auch der Schweinezucht und des Geflügelwesens wäre noch zu gedenken, doch es ist hohe Zeit endlich des besten, was Hart bietet, gerecht zu werden.

[1]) Siehe Stumpf, Handbuch von Bayern. 1852. Damals dürften auch die Brauereibaulichkeiten von Attel für Hart erworben worden sein. S. 196.

[2]) Die Branntweinbrennerei wird nicht mehr betrieben.

Ich befinde mich hier in einer ähnlichen Lage wie Maierhofer in der Beschreibung von Schleißheim, der auch so gern die Zeugen der Vergangenheit heraufbeschworen hätte, aber solche nicht finden konnte.[1]) Und wie er, sage auch ich, wo die Toten und ihre Werke schweigen, da reden die Lebenden.

Harter Gold heißt das braune Gebräu und wahrlich der Name sagt nicht zuviel. Für des Stoffes Güte spricht schon die weite Verbreitung in der ganzen Umgebung und wer einmal in der hochgewölbten Gaststube gesessen, kehrt gern wieder. Da, wo die Ansicht des Schlosses den mittleren Turm zeigt, ist ein lauschiger Erkerplatz. Während der Blick über die gewellte Ebene zwischen Wasserburg und Rosenheim gleitet, gedenken wir der Schicksale der verschiedenen Besitzer, deren Schatten vor unserer Phantasie heraufsteigen.

Die Stunde schlägt, die Gläser klingen und wir müssen Abschied nehmen. Wir wissen Hart in guter Hut und in die Abschiedsstimmung tönts verheißungsvoll: auf Wiedersehn.

[1]) Schleißheim von Johannes Maierhofer, bayer. Bibliothek, 8. Bd., Seite 76. ff.

Allerhand von Augsburgs alten Stadttoren und Türmen.

Von A. Vetter. (Fortsetzung.)

Darnach, Anno 1428, wurde der neue Torturm „recht schön“ bemalt, was ihm den neuen Namen „Rotes Tor“ eintrug. — Der Turm hatte aber damals eine ganz andere Gestalt wie heute, er war ähnlich dem Fünfgradturm, nur höher und schlanker. Wegen Baufälligkeit mußte dieses jedenfalls sehr hübsche Bauwerk im Jahre 1622 durch Elias Holl abgetragen werden; an seiner Stelle erbaute sodann derselbe Meister den Turm „auf neue Manier“ in seiner jetzigen Gestalt. Auf das Dach setzte Holl ein zierliches, kleines „Thürnlein“, in welches er die 10 Ztr. wiegende Viertelstundenglocke vom alten Rathausturm hängte. An dem „roten Torwall“ hatte Holl seine Kunst schon früher erprobt, indem er im Jahre 1611 auf Rats Befehl „eine verborgene Stiegen in den Wall hinab mit etlichen 50 Stapffen gemacht hat, daß man in untern Lauffgraben kann“. Die schöne, sehenswerte Doppelbrücke erbaute der Stadtmaurermeister Christoph Singer im Jahre 1777.

„— Und vor allen Toren laufen
Oft zusammen große Haufen;
Jung und alt erfreut sich sehr,
Denn es geht da lustig her;
Wenn ein Bauer her vom Land
Kommt mit einer Fuhr von Sand,
Oder Heu und Stroh und Stein und Letten,
Abbeißen mußt er eine Ketten,
Kann's der arme Tropf nicht machen,
Mußt er unter hellem Lachen
Greifen in seyn volle Taschen,
Und bezahlen Bier und Wein
Zu dem Zoll noch obendrein.“

Wie an anderen Orten habe nämlich auch in Augsburg der Unfug des Kettenabbeißens an den Toren geherrscht. Selbstredend sollte der Rat von diesem Unfug nichts wissen, aber es kam halt trotz manchen Verbotes oft genug vor, daß arme einfältige Bauern von der übermütigen und allzeit durstigen Torwache gebrandschatzt wurden; erst im Dezember 1730 wurde dem Unfug ein Ende gemacht.

Wir beginnen nun unseren letzten Gang außerhalb der Stadt. Auf unserem alten Stadtplan von Seld (1521) zählen wir vom Roten bis zum Gögginger Tor, unserem Ausgangspunkt, allein 24 feste Mauertürme, die aber schon bis zum Jahre 1626 vollständig verschwunden sind. Der interessanteste von all diesen Türmen war der „Turm bei dem Eser“. Er zeigt sich uns auf dem Plan als ein ganz stattliches Bauwerk von eigenartigen Verhältnissen. Hier befand sich noch in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts ein sehr tiefer Stadtgraben, welcher nicht nur militärischen Zwecken diente, sondern auch für die Herren vom Rat als Jagdgebiet benutzt wurde. Man hatte dort schon in früher Zeit stattliche Hirsche eingesetzt, die diesem Teil des Stadtgrabens darum auch den Namen „Hirschgraben“ verliehen haben.

An der Stelle, wo die Stadtmauer ihre scharfe Biegung in fast rechtem Winkel von Westen gegen Süden machte, ragte bis etwa 1885 ein mächtiger Wall in die Höhe, der sog. Eserwall, an den noch heute die „Eserwallstraße“ erinnert. Wenn wir in alten Chroniken nachsehen, finden wir, daß die ganze Gegend südlich von der Stadtmauer zwischen dem gedachten Eserwall, dem Roten Tore und noch weiter der „Öser“, auch „Äser“, „Ysel“ usw. schon im 13. Jahrhundert hieß. (Daß die Gegend etwa als ein früherer Schindanger ihren Namen von Aas, Äser herleitet, wie auch schon zu erklären versucht worden ist, dürfte doch nicht ganz stimmen.)

Als im Jahre 1447 der Stadtgraben erweitert wurde, fand man in der Tiefe einen mächtigen, 6 Ztr. schweren bleiernen Sarg, in diesem lag ein altes Gerippe mit verrostetem Harnisch. Welch Geheimnis war wohl darin verborgen? Man gab sich zwar alle Mühe, Licht in die Sache zu bringen, allein vergebens. Den eigenartigen Fund stellte man drunten im alten Zeughaus (F 144/146) auf, wo aber

leider eine furchtbare Feuersbrunst auch diese schweigenden Reste vollends vernichtete.

Von den vielen Türmen und Befestigungswerken ist fast jede Spur verschwunden, nur von einem Turm steht noch ein Rest, nämlich von dem Turm beim „Baumgartengäßchen", der etwa um 1409 erbaut wurde. Es ist dies der Grund der jetzigen Gastwirtschaft „zu den Lüften", Lit. A 299. Elias Holl baute, wie er in seinem Tagebuch selbst vermeldet, im Jahre 1613 „am Esser ein gantz neu Hauß oben an der Stadtmaur vor den (protest.) Todengräber, 78 Schuh lang, mit gewölbten Dunken (= Keller und Kellerfenster), Waschküchen, Badstüblein und aller Notdurft versehen; seyn vorigt alt Hauß, so am Copel-Thor (= Kapellentor) gestanden, hat der Herr Prälat (von St. Ulrich) wegen seynes neuen Baues meinem Herrn 400 fl. dafür bezahlt, daß mans daselbst hinwegbreche." Dieses Haus ist zugleich der letzte Rest einer großen Kasernenanlage, Zwinger genannt. Da sich die vielen Mauertürme mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen als höchst unnütz erwiesen, so brach man sie an dieser Stelle im Jahre 1582 fast alle ab und erbaute dafür vom Roten Tor ab 52 schmucke Wohnhäuslein mit Gärtchen für die in der Stadt Sold stehenden Soldaten, die sich früher mit elenden Hütten vor dem Steffingertor hatten behelfen müssen. Da sich diese Neuerung trefflich bewährte, so schickte man sich im Jahre 1585 an, die Erbauung von weiteren 42 solchen Häuslein zwischen dem Gögginger Tor und dem „alten Einlaß", die man im Gegensatz zu den zuerst gebauten den „unteren Zwinger" nannte; in diese wurde die „Stadtguardi" gelegt. Zu diesen beiden Zwingern kam dann im Jahre 1597 noch der „mittlere Zwinger" mit 222 Nummern. Mit der Sprengung des alten unnütz gewordenen und Licht und Luft absperrenden Mauergürtels fiel auch unser „Zwinger"; doch diente der „obere Zwinger" noch bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts unbemittelten, aber gut beleumundeten Leuten zu Wohnungen, deren man im ganzen ehedem 516 zählte; an einzelnen Stellen wie beim Klinkertor und in der Gegend von St. Anna waren „Lusthäuser" für die Herren Stadtpfleger angebaut.

Die lange Strecke vom Roten bis zum Gögginger Tor war, wie wir bereits wissen, in den alten Zeiten gänzlich ohne Aus- und Eingang, erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts, nachdem unsere Stadt bayerisch geworden war, wurde, es war im Jahre 1807, in den bisher unantastbar gewordenen Mauergürtel eine Bresche gebrochen und bei der Stadtmauer beim großen Garten des säkularisierten St. Katharinenklosters ein Durchbruch hergestellt, den man das Halltor nannte. Es war dies aber nie ein Tor wie unsere anderen Tore, sondern lediglich eine Einfahrt zu dem gleichfalls im Jahre 1807 nach den Plänen des Landesdirektionsrats v. Plank und vom Maurermeister Gelb für Augsburg etwas zu gewaltig aufgeführten Hallgebäudes, jetzt Kgl. Zollamt B 20 a und b; als einzigen Schmuck zeigte das „Halltor" auf seinen beiden Pfeilern je einen sitzenden Löwen, von denen der eine nach der Stadt und der andere auf den Graben hinausschaute; von letzterem behauptete der Volkswitz, er habe sich einmal umgedreht, weil's drinnen so langweilig sei. — Weil die Stadt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch Festungscharakter besaß, so war das „Tor" nicht für den allgemeinen, sondern nur für den „Fracht- und Güterverkehr" geöffnet; erst später wurde es dem allgemeinen Verkehr übergeben. — (Bei der Besprechung des Klinkertors ist ein Irrtum vorgekommen: das Ecce homo-Bild war nicht von Bergmiller,



Porta et Turris Mariana. Unser Frauen Thor und Thurn.

sondern von dessen Schüler Johannes Holzer [1709—1740]. die Farbenskizze dazu besitzt unser Maximilians-Museum.)

II.

Weil der bisherige Spaziergang rund um unser altes Augsburg so gut gefallen hat, so ergreifen wir wieder den Wanderstab und schauen, was aus ältester Zeit von Befestigungstürmen, Mauerresten und Toren noch übrig ist. Einer der ältesten Teile unserer Stadtbefestigung ist noch ziemlich gut erkennbar, es ist dies jene reizende, herrliche und abwechslungsreiche Partie, die sich vom ehemaligen Oblattertor bis zum Vogeltor hinzieht und unter der Benennung „unterer", „mittlerer" und „oberer Graben" heute allgemein bekannt ist. Bevor in frühester Zeit die sich immer weiter ausdehnende Jakobervorstadt auch in den Mauergürtel der Altstalt eingeschlossen wurde, bildete diese Mauerreihe mit ihren sehr stattlichen Türmen die östliche Befestigung der Stadt.

Der erste Tor, dessen wir hier beim Beginn unserer Wanderung ansichtig werden, ist die sog. Schwedenstiege, eine den steilen Hang hinaufführende stattliche Stiege, die oben durch einen durch die alte Stadtmauer gebrochenen Bogen in ein Gäßchen der Altstadt führt, das man gemeinhin den „Schwedenweg" (E 181—183) nennt; die Erklärung des Namens ist höchst einfach, denn es heißt, die schwedische Garnison habe Anno 1632 die nach ihr benannte Stiege angelegt. Jedenfalls hat aber an dieser Stelle schon seit uralter Zeit ein Steig die Höhe hinangeführt, wird ja doch auch behauptet, gerade hier habe Herzog Welf von Bayern zu Kaiser Lothars Zeiten im Jahre 1084 seinen bösen Einfall in die Stadt gemacht. Daß in dieser Gegend die Stadt sehr oft vom Feinde bedrängt worden ist, beweist die hier spielende Sage vom „steinernen Mann". Auf den alten Stadtplänen ist an dieser Stelle übrigens nichts Besonderes ersichtlich.

Von hier bis zum 1826 abgebrochenen Barfüßertor standen im 16. Jahrhundert bloß sechs, im 17. Jahrhundert dagegen acht feste Mauertürme, von denen noch drei so ziemlich in ihrer alten Gestalt auf uns gekommen sind. Der erste davon ist der hohe „astronomische Turm", wie die Augsburger sagen; in ihm haben die hochwürdigen Patres Benediktiner von St. Stephan eine treffliche Sternwarte eingerichtet. Wegen der Nähe der schon längst abgebrochenen St. Egidienkapelle hieß früher der Turm St. Egidien- oder im Volksmund St. Gilgenturm. Der Turm hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich, denn seinetwegen gab es vor 500 Jahren böse Händel in der Stadt. Es war in den Zeiten, da Domkapitel und Stadt sich unaufhörlich in den Haaren gelegen sind. Die Gegend da herum ist bekanntlich sehr schön und die Aussicht ganz prächtig, darum gefiel es dem hochwürdigen Domkustos Anselm v. Renningen, gerade an dieser Stelle ein prächtiges „Lusthaus", wie die Alten sagten, zu erbauen (1404). Das „Lusthaus" gefiel dem hochwürdigen Herrn „über die Maßen" wohl, aber nicht dem Rat, welcher nicht leiden mochte, daß „Einer aus dem Thumbkapitul" auf die Stadtmauer mir nichts dir nichts ein Haus hinbaue. Flugs ließ nun der Rat, als der Herr Domkustos einmal auf Reisen war, besagtes „Lusthaus" bis auf den Grund niederreißen und an dessen Stelle einen hohen, halbrunden Mauerturm aufführen. Als nun der Herr v. Renningen gesehen hatte, wie man mit seinem Eigentum umgegangen, da verdroß ihn solches natürlich ganz mächtig, es war im Jahre 1407, zog von der ungastlichen Stadt hinweg und verklagte diese bei den Bayernherzögen. Diese hörten die Sache mit vielem Behagen an, denn sie hatten schon längst beschlossen, der Stadt einmal wieder eins anzutun und faßten darum in der Gegend von Partenkirchen, wo die Straße von Italien her aus dem Gebirge herauskommt, einen Augsburger Kaufmannszug, der aus 20 Wagen bestand, ab. Dies verdroß hinwiederum die Augsburger Kaufleute mächtig, doch diese erhielten, wahrscheinlich durch Vermittlung des Domkapitels, nach mehrfachem Hin- und Herstreiten, ihre Wagen samt Waren wieder zurück.

Der nächste Turm, in welchen jetzt Wohnungen eingebaut sind, wird schon in Urkunden im Jahre 1370 genannt; er gehörte um diese Zeit denen von Freyberg, nach welchen er in den Chroniken und Urkunden auch lange so benannt wird.

Nun folgt der hohe, stattliche „untere Brunnenturm" (C 92); er steht auf der höchsten Stelle des vom Lueginsland sich hinziehenden Hügelzugs, den man in alten Zeiten das Horn hieß. Er sieht wenigstens in seinen Grundmauern auf mehr als ein halbes Jahrtausend zurück; denn im Jahre 1405 ließ der Rat an dieser Stelle einen sehr festen Turm aufführen, welchen man nach der Gegend auch das „Horn" zubenannte; übrigens stand in der Nähe schon in früherer Zeit ein kleinerer Turm. Wie die meisten bedeutenderen Türme wurde er auch bemalt, doch war es entweder mit der Bemalung nicht recht weit her oder das allgemeine Kunstverständnis lag noch sehr im argen, denn man nannte den Turm um diese Zeit den „scheckelen Turm". Nach unserem Seldischen Plan von 1521 hatte er etwa die Gestalt des schon besprochenen „Fünfgradturmes". Die Ehre, darin zuallererst ein Wasserwerk eingerichtet zu haben, gebührt dem edlen Bischof Friedrich Grafen von Zollern (1486—1505), welchem vom Rat im Jahre 1502 vergönnt wurde, von dem Turme aus mittels Druck aus einem großen Behältnis Wasser zu leiten; zwei archimedische Schrauben, ein damals viel angestauntes Werk, förderten das Wasser in die Höhe. Im Jahre 1537 wurde der Turm erhöht, um das Trinkwasser in die Brunnen vor dem Frauentor und bei St. Stephan und von 1547 ab auch in die Jakobervorstadt zu treiben. Seine jetzige Gestalt erhielt der Turm erst im Jahre 1684 unter den Bauherren J. W. v. Langenmantel, Melchior Imhof und Jeremias Voit. Im Jahre 1737 wäre er beinahe eingestürzt, darum mußte man ihn mit gewaltigen Streben, die wir noch heute an ihm gewahren, stützen. Auch wurde das in ihm untergebrachte Wasserwerk selber gänzlich erneuert, und 1781, woran noch eine gleichzeitige Gedenktafel erinnert, werden vier ganz neue Maschinen eingesetzt. Im Jahre 1821 wurde das Werk durch den berühmten Salinenrat Georg Ritter v. Reichenbach (1772—1826) gänzlich umgebaut. Das Röhrennetz, welches die anfänglich viel geschmähte Maschine bis zur Errichtung des neuen Wasserwerks (1878—1880) auf dem Ablaß mit Wasser zu versorgen hatte, besaß eine Länge von 37200 Fuß und speiste 309 Privat- und 24 öffentliche Brunnen. Getrieben wurde das Werk von den vom mittleren und oberen Graben herabfließenden Brunnenbach, welcher hier in einem von sechs eisernen Stützpfeilern getragenen gußeisernen Gerinne den mächtigen „Stadtbach" überquert; dieses „Gerinne", gewiß ein Wunder der früheren Eisenindustrie, wurde im Jahre 1848 in der damaligen Maschinenfabrik von

C. Reichenbach und C. Buz (jetzt Maschinenfabrik Augsburg) gegossen; es wiegt 177 Ztr. 32 Pfd. und kostete 2127 fl.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurden hier für die damalige Zeit sehr starke Befestigungsanlagen hergestellt. Um aber doch mit der Altstadt und mit der Vorstadt hier eine bequeme Verbindung zu haben, schuf man im Jahre 1543 den engen Gang, welcher noch heute in seiner alten Form ebensoviel begangen ist, wie in jenen Zeiten, man nannte ihn den „unteren neuen Gang“. Den Abschluß dieses eigenartigen Ganges bildete ein kleines Tor, welches man das „Walker-, auch Blaicher- und Reibbadthörlin“ hieß. Der Umfang der Jakobervorstadt hatte damals noch nicht die heutige Ausdehnung, sondern war noch viel kleiner; in den ältesten Zeiten der Jakobervorstadt nahm diese erst hier ihren Anfang und nicht beim sog. Oblattertor und erstreckte sich, man kann es jetzt noch ziemlich genau verfolgen, etwa um die sog. Sächsengäßchen herum gegen den Lauterlech zu, dann zu St. Jakob und von hier über den St. Jakobsplatz zum Vogeltor. — Die „Walkmühle“ und „Bleiche“, welche dem „Thörlin“ den Namen gegeben haben, lagen außerhalb der Stadt damals etwa in der Gegend des heutigen Krankenhauses und St. Max. Als sich mit der Zeit die Jakobervorstadt immer mehr ausdehnte, sank die Bedeutung dieses „Thörlins“, es wird nur mehr „Pforte“ genannt, während als nördliches Tor dieser Vorstadt das schon besprochene Oblattertor entstand. Auf dem schon oft genannten Seldschen Plan (1521) ist ganz deutlich ein turmloses Tor zwischen den Häusern H 333 b („sieben Kindlein“) und H 334 zu erkennen, während es auf dem Plan von Wolfgang Kilian (1629) verschwunden und nur der „untere neue Gang“ mit einer Art Pforte oder Tür abgeschlossen ist. — 1625 wurde Elias Holl beauftragt von hier an bis zum Findelhaus, dem ehemaligen Herbrudklösterlein (späterem Findelhaus C 231) und nunmehrigem Stadtbad eine feste Stadtmauer zu bauen, die erst im Jahre 1826 niedergelegt wurde. (Forts. f.)



Erinnerungsblatt an die Rosenau. Stich von Göß.
Aus der Sammlung des Gymnasialprofessors D. Th. Stettner. (Zu S. 180.)

Unveröffentlichtes über Johann Kaspar Thürriegels Pläne zu einer Massen-Desertion und -Auswanderung aus Bayern nach Spanien 1768.

Von Archivrat Dr. Joseph Weiß. (Schluß)

Sarny vermutet, daß es der Brief sei, mit dem man Thürriegel in falsche Sicherheit bringen wolle, damit er an eine Adresse schreibe, die dazu dienen solle, ihn packen zu können. In der Tat schrieb Thürriegel noch am 13. Juli an Schwaiger[1]): „Jetzo ist die question, was dem P. solle geantwortet werden, ingleichen dem Kasten-Bereiter zu Auerb.“; Schwaiger solle nur kommen. Sein (Thürriegels) Sprichwort sei: „Fählen ist menschlich, aber darinnen verharren ist teuflisch!“

Allein Baron Sarnys Zuversicht auf Thürriegels Vernichtung wurde bald zerstört. Am 4. August 1768[2]) mußte er melden, daß Thürriegel vollständig über das Komplott gegen ihn im klaren sei und am 3. August einen Drohbrief an Schwaiger gerichtet habe, der folgendes enthielt:[3]) „Der Madrider Gerichtshof werde ihm (Thürriegel) die Klageschrift seiner bayerischen Gegner zur Rechtfertigung zustellen. Er erinnere Schwaiger an all seine Hohnreden über die spanische Justiz. Schwaiger wisse, wenn er vom Wein bemeistert sei, nicht mehr, „was das Wörthlein ‚verschwiegen zu sein‘ heiße, eben das Laster der Vollsauferey“ habe seinerzeit Schwaiger zu Schimpfereien auf den Grafen Larosee veranlaßt, die er ihm nie vergessen werde. Er (Thürriegel) sei rot geworden vor Scham, als Schwaiger im Weinrausch sich rühmte, daß er in München „bayerische Groschen“ gemünzt und vom Stempelstecher einen Stempel für „dicke Thaler“ bekommen habe. „Sie haben mich,“ fährt Thürriegel an Schwaiger fort, „in Montpellier angetroffen; in Schlettstadt, Belfort, Besançon stehen Sie unter französ. Kriegskommissariatsregistern als Kolonist eingeschrieben, haben Gelder als solcher erhoben, sind also der Kolonie verfallen oder als Musketier fürs Militär, können aber auch als Spion verhaftet und nach Brasilien geschafft werden, gleichwie es in Bayern ein Rottenburg oder Grünwald gibt.“ Schwaiger sei „ein leidiger Satan gegen

[1]) a. a. O.
[2]) Münch. Staatsarchiv 294/3.
[3]) a. a. O. 294/37.

seine Freunde“, und ein „Tüger“ (= Tiger) plage seinesgleichen nicht so wie er. Er (Thürriegel) habe soeben van einem graßen Edelmann aus Bayern ein Schreiben bekommen, wonach Schwaiger „ein verratender Iscariot“ an mehr als 20 seiner alten Bekannten, wie Aichner, Leutnant Stichrath und Oberst Beckhoff sei. „Zu München sei eine ganze Kommission eingesetzt und Zarriwarys Schwager, der Leutnant, stehe in vollen Gnaden bei Minister Baumgarten, welcher der Präsident dieser Kammission sei. Aichner habe Schwaigers Briefe vom Januar im März zu Braunau erhalten, aber kurz vor Ausgang Juni seien dessen Papiere in Ingolstadt beschlagnahmt, Aichner sei verhaftet und kreuzweis gefesselt nach München in den Falkenturm geschafft warden. Auch Beckhaff sitze, ebenso der Stempelstecher und die anderen. Schwaiger solle um 4 Uhr schleunigst zu ihm kammen, er wolle ihm aus der Schlinge helfen. Wahrscheinlich habe Schwaiger alles „in dem Wein dem Sarny und den 3 schlechten Kerlen“ es verraten, die es nach Bayern geschrieben. Er rate Schwaiger als wahrer „Menschenfreund“, aus seinem Koffer die bekannten „eisernen und stählernen Effekten“ zu entfernen; ein Genosse von ihm, der das Holzinstrument mit dem gezackten Eisenhobel zum Spielkartenfälschen an Zarriwary verhandelt habe, sitze schan fest. „Sapienti pauca. Peu de temps apprendra beaucoup.[1]) Kammen Sie, wenn Sie keinen Biran[2]) abgeben wallen.“ — In der Tat hatte damals die Behörde in Bayern mit fester Hand in das Kamplott Thürriegels hineingegriffen und ein paar Aufsehen erregende Verhaftungen vorgenammen, wie aus folgenden Bericht[3]) des österreichischen Ministers in München, Grafen Padstatzky-Liechtenstein an den Hof- und Staatskanzler in Wien, Fürst Kaunitz-Rittberg, vam 17. Juni 1768 hervorgeht: „Vor einigen Tagen traf allhier mittelst der Past ein starkes Paquet an einen Churfürstlichen Trabanten[4]) ein, und da der Past-Träger dasselbe an seine Adresse überbrachte, so nahm dieser Trabant anstand, den davar abverlangten zimlich beträchtlichen Porto zubezahlen, und erklärte sich, daß er dieses Paquet niemalens auslösen würde, sandern man hatte selbes dahin, von wannen es gekommen, zurückzusenden, welches dann das hiesige Kayl. Post-Amt nach beöfterten fruchtlosen annahmen in die Notwendigkeit versezte, selbes zu öfnen und hieraus zu ersehen, daß dieses Schreiben van dem bekannten Spanischen Werber Thierriegl seye und einen Wechsel Brief von etlich hundert Gulden enthielte, das Past-Amt gab nun hiervon dem Churfürsten heimliche Nachricht und beursachte anmit, daß oberwähnter Trabant in seiner Behausung ganz unvermuthet überfallen und ihm alle vorgefundene Papier abgenommen worden, welche zur überzeigenden Probe anbienten, daß dieser Mensch allschon mit geraumer Zeit von gewinnsucht eingenommen dem Thierriegl eine groſze Anzahl Leute vom Militär- und Civilstande mit beyhilfe verschiedener anderer Persanen, welche sich hierzu haben gebrauchen lassen, verkauft, und eingeliefert habe. Ein gewisser Hauptmann vom Preysingischen Regiment ist allschon in Eisen und Banden geschlossener von Ingalstadt anhero gebracht worden, und die Inquisition über ihm sowohl, als über den Trabanten hat bereits ihren Anfang genommen, und das Ende hiervon dürfte vorselbe sehr gefährlich und betrübt aussehen, indem der Churfürst ungemein aufgebracht ist, und dieses Verbrechen nach aller Schärfe derer Gesätzen gestraft wissen will, man versichert mich auch, daß diese Leute die mehrst unserer in hiesige Lande eingetrettenen Deserteurs an sich gelocket, und unter allerhand Vorspieglungen zu ihrer absicht verführet haben; ob es denn also seye, will ich dahin gestellet seyn lassen.“

Man wird es aber auch dahingestellt sein lassen, ob die bayerische Behörde, wenn sie Thürriegels Auswanderungsgeschäft in all seinen geheimen Verbindungen aufdecken und lahm legen wollte, wirklich zweckdienlich handelte, indem sie gleich so schraff und affenkundig vorging, statt den Rat ihres Madrider Gesandten zu befolgen, der ihr die größte Vorsicht und Verschwiegenheit wiederholt nahelegte. Denn zu dem Mittel der bayerischen Regierung nahm auch die spanische ihre Zuflucht. „Man öffnet hier ahne Umstände alle Briefe,“ schrieb Sarny nach München[1]), „und man gesteht sogar ziemlich ungezwungen, daß die Geheimschrift nichts nützt.“ Sa kam es denn dahin, daß keine Partei zum Ziele gelangte. In Madrid jedoch richtete sich der ganze Verdacht und Unwille gegen Sarny, und dieser begann jetzt allen Ernstes, für sein Vermögen und selbst für sein Leben vor Thürriegel sich zu fürchten, da diesen die spanische Regierung stützte. Es bleibe ihm nun, klagt er am 4. August 1768, nichts übrig, als die vier Offiziere aus Madrid verschwinden zu lassen, damit sie nach München reisten, wo sie alles mündlich darlegen könnten. Damit war auch die Angelegenheit abgetan, es verlautet nichts weiter darüber; am 15. Februar 1769 machten sich die zwei Zarriwary, Aschauer und Schwaiger auf den Weg nach Bayern. Ende desselben Jahres verließ Baron Sarny ebenfalls Spanien.

So tragisch auch Thürriegels hochverräterischer Anschlag auf sein Vaterland in den ersten Akten zu werden gedroht hatte, so flau war sein Schlußakt geworden. Einen ganzen Erfalg hatte keine Partei erzielt. Die Gefahr für die Armee, die Massendesertion, war zwar durch das Verfahren der bayerischen Regierung abgewendet, allein die weitverzweigten Fäden seiner Werbetätigkeit für die Auswanderung nach Spanien aus Bayern und dem Reiche wurden Thürriegel damit nicht unterbunden oder gar abgeschnitten. Er arbeitete ruhig weiter — am 20. Juli 1769 konnte die spanische Regierung das Kalonisationswerk für abgeschlossen erklären — und gegenüber den Ministern in München tat Thürriegel, als sei nichts vorgefallen, ja er schickte am 12. Juli 1769 dem Minister v. Berchem, den er in seinem Aufruf als den „geldbegierigen, in euerm sauern Schweiß, geliebteste Landsleute, sich badenden“ verwünscht hatte: zwei Fäßchen Malaga „als ein gehorsamstes Dankopfer“ und zwei andere für den Hofkammerrat Joseph Max Freiherrn v. Erdt!![2]) Er habe, schreibt er dazu, am 31. Juli an Berchem, am 12. Juli zehn Fäßchen Malaga an den Statthalter von Niederbayern, Graf Sig-

[1]) Für den Einsichtigen genügt das Wenige. Kurze Zeit wird vieles lehren.

[2]) Charles von Gontaut, Herzog von Biron, 1602 als Hochverräter in Paris enthauptet

[3]) K. u. k. Kriegsarchiv zu Wien („H. K. R. 1768, 49 — Juli /91“). — In den Kgl. bayer. Archiven ist die Nachforschung über Thürriegel leider ergebnislos geblieben, mit Ausnahme des Geh. Staatsarchivs und Kriegsarchivs.

[4]) Der Leibgardetrabant Leonhard Troß. Konzeptsprotokoll vom 23. Juli 1768; Kriegsarchiv zu München.

[1]) 1768 Nov. 21. Münch. Staatsarchiv 294/3.

[2]) Münch. Staatsarchiv 294/37.

mund Spreti, geschickt und ermangele nicht, sich „der Gnaden zu erinnern“, die ihm Berchem 1760 durch dem Geh. Kanzlisten Hayd bekannt machen ließ. Er bitte um Befehle, „derley oder andere Remissen von unßeren deliciosen Spanischen Producten zu übermachen.“ Es gäbe noch ein Gegenstück zum Malaga im Xeres. Beide Weine gälten an der königlichen Tafel in Madrid soviel wie der Tokayer zu Wien. Der abgeschickte Malaga sei überdies von der gleichen Qualität, wie ihn der König bekomme. Jedes Fäßchen enthalte ungefähr 60 Burgunderflaschen; sie seien durch Eisenreifen gegen Anzapfen und Fälschen gesichert und würden ihm über Frankreich nach Deutschland, Ulm, Augsburg zugehen. Er wisse, daß das Ministerium alarmiert gewesen sei wegen der Kolonisation. Aber es sei „sicher und heilig“, daß Bayern von Geburt unter den Ansiedlern „keine 10 Familien“ seien, und selbst diese kämen nicht unmittelbar aus Bayern, sondern anderswoher, wo sie kein „solides etablissement“ hatten.[1])

Gleichzeitig schickte er noch ein Fäßchen Malaga von ebenfalls 60 Burgunderflaschen an den Statthalter der Oberpfalz, denselben Grafen Holnstein, bei dem er 1766 wegen Fälschungen verurteilt worden war. Der Handelsmann Georg Hieronymus Haas in Regensburg, sein Zwischenhändler auch in anderen Korrespondenzen (siehe oben), sollte es übermitteln, den Absender jedoch nicht verraten, sondern nur sagen, es komme aus Spanien. Wie diese Adressaten Thürriegels Präsente aufnahmen, ist nicht bekannt; nur vom Minister Baumgarten wissen wir, daß er dem Grafen Spreti, an den damals Thürriegel auch behufs verschiedener Zuwendungen an seine Angehörigen sich gewandt hatte, über eine solche Beziehung sein Mißfallen ausdrückte.[2]) Die Eingabe, die Thürriegel am 24. August 1775 an den Kurfürsten um Übernahme in bayerische Dienste richtete, scheint lediglich zu den Akten gelegt worden zu sein. Er kehrte bekanntlich nicht mehr zurück. Seine weiteren Kolonisationsversuche 1781 und 1785, sowie seine und seiner Familie fernere Schicksale in Spanien hier zu schildern, würde zu weit führen. Nur die beiden Bilder, die er von sich und seiner Frau in die Heimat schickte und welche jetzt im Schlechtischen Wirtshause zu Neurandsberg hängen, wollen wir der Betrachtung zum erstenmal vorführen.[1]) Es sind der Verwitterung preisgegebene Ölgemälde unter Glas und Rahmen. Die Frau hält ein Notenblatt in der Hand, er ein Papier mit der Inschrift: „Den 24. Juli 1769 vollendete ich den mit Sr. Königl. Katholischen Majestät geschlossenen Contract, kraft welchem 7321 Familien aus Teutschland zur neuen Kolonie der Sierra Morena eingeführt und vom König aufgenommen worden sind.“ Links auf Thürriegels Bild ist sein Wappen angebracht.

Das Zwischenspiel des Jahres 1768 in Thürriegels Geschichte ist in zweifacher Hinsicht lehrreich. Einerseits gestattet es uns einen Rückschluß auf den damaligen Druck der politischen und sozialen Verhältnisse in Bayern; Thürriegel betrachtete den wirtschaftlichen Notstand der Landbevölkerung, die Erbitterung über die Steuerlasten, die Unzufriedenheit und Unverläßigkeit in weiteren Schichten der öffentlichen und privaten Bediensteten sowie des Soldatenstandes als die gegebenen Faktoren, um auf diesen seinen Versuch zur Revoltierung der bäuerlichen und militärischen Kreise aufzubauen. Anderseits beweisen uns die Mittel, welche Thürriegel anwandte, daß er zwar ein nichts weniger als moralisch einwandfreier Charakter, aber ein zu allem fähiger Kopf war, der Rücksichten in seinem System nicht kennt, auf Land und Leute hüben und drüben durchaus sich versteht; zu den Bauern spricht er mit biblischer Salbung, zu den Offizieren im frivolen Tone des Weltmanns; er weiß den menschlichen Hoffnungen und Schwächen zu schmeicheln, und insgeheim — verachtet er die Menschen. Den gleichen Eindruck macht auch sein Mienenspiel auf dem Bilde. Wie sollte Thürriegel anders sein? Er war ein Kind seiner Zeit, des Jahrhunderts der Abenteurer und Glücksritter, ein Schiffbrüchiger in seinen Lebensschicksalen. Glaube und Treue, Vaterlands- und Menschenliebe waren ihm als Leitsterne längst erloschen. Und doch rächten sie sich noch an ihm, diese von ihm verachteten Ideale. Das Heimweh kam über ihn. Er starb „versunken und vergessen“.
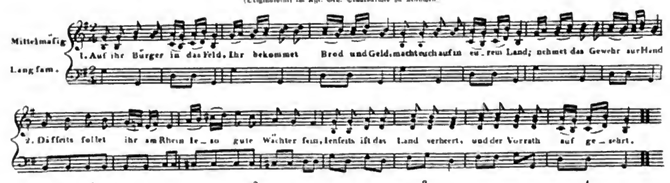
[1]) In der Tat bildeten Schweizer, Schwaben, Elsässer, Lothringer, Rheinpfälzer rc. rc. den Hauptteil der Kolonisten.

[2]) Münch. Staatsarchiv 294/37.

[1]) Die Photographien werden der Liebenswürdigkeit des Herrn cand. hist. Simon Höpfl verdankt.

Kleine Mitteilungen.

Joseph Jakob Fuchs, der Leinweber beim Auszug der kurpfälzischen Bürger und Bauern gegen die tollen Franken (Originalblatt im Kgl. Geh. Staatsarchiv zu München.)



1.
Auf, ihr Bürger, in das Feld,
Ihr bekommet Brot und Geld;
Macht euch auf in eurem Land,
Nehmet das Gewehr zur Hand!

2.
Diesseits sollet ihr vom Rhein
Gute Wächter sein;
Jenseits ist das Land verheert
Und der Vorrat aufgezehrt.

3.
Auf, ihr Bauern, in das Feld,
Bei euch find't man Frucht und Geld;
Wenn der Feind mein Haus aufsucht,
Find't er weder Geld noch Frucht.

4.
Streite, was nur streiten kann,
Reich und arm, wie Mittelmann;
Tut dem Feind recht Widerstand,
Sonst fällt er in unser Land!

5.
Die Gewehre tut probieren,
Lernet auch gut exerzieren,
Damit wenn der Feind ruckt an,
Jedee von euch schießen kann.

6.
Wenn Franzosen rucken an,
Schaut sie recht wie Kälber an;
Seid recht hurtig und behend,
Tapfer auf sie losgebrennt!

7.
Mancher Arme denket zwar:
Ich soll jetzt mich stellen dar
Und deß Reichen Hüter sein,
Der niemals geachtet mein.

8.
Doch die stellet auf die Seit',
Macht zu Waffen euch bereit!
Wenn der Feind sonst Meister wird,
Wird die Geiß auch weggeführt.

9.
Bin ich gleich nicht lang und groß,
Dennoch schieß ich tapfer los;
Bin ganz und willig und bereit,
Mitzugehen in den Streit.

10.
Kommt der Feind auf unsere Seit',
Läuft er nicht nach Handwerksleut;
Es wird schnell und ganz behend
Auf die Bauern losgerennt.

11.
Gold und Silber, Habee, Heu
Und was sonst noch mehr dabei:
Küh' und Kälber, Ochsen, Pferd,
Alles ist mitnehmenswert.

12.
Laufen hilft nicht, wehren gilt,
Hiermit sei mein Wunsch erfüllt,
Daß der Herr zu diesem Streit
Gnad' und Segen uns verleiht.

Bayerisches Münzkabinett. Gedenkmünze auf den Salinen-Oberinspektor Johann Sebastian Clais. Clais gehört zu jenen begabten Männen, welche Kurfürst Karl Theodor nach Bayern berief, um die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes zu fördern. Geboren 1742 in Deutschland hatte Clais zu Winterthur in der Schweiz das Bürgerrecht erworben. Er erlernte in der Jugend die Uhrmacherkunst; aber Neigung und hervorragender Geist trieben ihn zum Studium der höheren Mechanik, wobei er seine Kenntnisse durch große Reisen nach Frankreich und England bedeutend förderte. Karl Theodor berief ihn zur Reorganisation des Salinenwesens. Clais gab 1782 dem ganzen Sudwesen in Reichenhall eine neue vorteilhafte Gestaltung. Wir erblicken auf dem Medaillon das Karl Theodor-Sudhaus in Reichenhall mit rauchenden Schornsteinen.

Gedenkmünze auf den Salinen-Oberinspektor Johann Sebastian Clais.

Aus unsern Bildermappen. Wir können den Bildern, mit welchen wir unsern Artikel über Augsburgs Türme schmücken, ein sehr seltenes Augsburger Bild anreihen, welches noch dazu den Reiz der Aktuellität besitzt. Vor kurzem enthielten daselbst die zwischen den Wertachhang und Göppingen gelegenen Anlagen die Rosenau die Bezeichnung „Wittelsbacher-Anlagen". J. F. Götz, ein bedeutender Kupferstecher von 1754 bis 1815 in München, Augsburg und Regensburg schuf dies Blatt zum 75. Geburtstag des Wirtes von der Rosenau. Wir erblicken das wohlgelungene Porträt des biederen Mannes, darunter die Abbildung der Rosenau, wie sie zu Ende des vorletzten Jahrhunderts erschien. Der Künstler läßt sich als Dichter folgendermaßen vernehmen:

„Dies ist der Ehren Greyß von Fünf- und Siebzig Jahren,
Der offtmahls Pulver roch, und viel im Krieg erfahren,
Den jetzt die Rosenau als braven Wirth erkennt,
Und jeder Biedermann den Teutschen Klauber nennt
Ihr Gäste! denen er offt ein Glas Bier gegeben,
Wünscht mit mir: daß Er mög noch viele Jahre leben."

Das Originalblatt befindet sich im Besitz des Herrn Gymnasialprofessors Dr. Thomas Stettner in München und wurde uns von demselben in liebenswürdigster Weise zur Reproduktion zur Verfügung gestellt.

Leiden des Krieges. Im Jahre 1742 schreibt Pflegsverweser Unger von Regen: „Hat man bei Annäherung des Feindes für höchst nöthig erachtet, wegen der Bedrohungen des Panduren-Kommandanten Trenk, da ihm die Waldschützen Widerstand entgegensetzten, Alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen, und in völligen Ruin zu versetzen, die besten Scripturen nebst der eisernen Kassatruhen nach Straubing zu bringen. Schließlich sind die sämmtlichen Unterthanen durch den heuer schon um Lichtmeß erfolgten feindlichen Einfall unter General Merci nicht allein mit Gewalt abgeforderten Brandsteuer und Contributionen, sowie unterschiedliche Getreide- und Fouragelieferung, sondern auch mit mehreren starken Durchmärschen und übermäßig schweren Quartier gänzlich ruinirt, noch dazu viele geplündert, auch sogar mittelst Bockspannens unmenschlich hart binden und schlagen, dann zusammenwerfen in Ställe und Böden in größter Kälte dergestalt grausam traktirt werden, daß einige hieran sterben mußten, und daß ihnen die Feinde nach entgangenen Mitteln, neben allem Vieh, ebenfalls die Speis und den Samen mittelst öfterer Einfälle und genauer Visitation, wie auch da sie mit dem Anbauen im Begriff gestanden, den Pflug und Eggen selbst gezogen, auf das Feld nachgelaufen und den Samen abgenommen, wodurch die Unterthanen in den äußerst betrübten Nothstand gefallen. Auch war das Landgericht wegen den Geld-Fourage- und andern Forderungen so in Anspruch genommen, daß im ganzen Jahr keine Amtshandlungen konnten vorgenommen werden."

Karl IV. in Regensburg. Kaiser Ludwig der Bayer starb. König Karl von Böhmen eilte nach solcher Nachricht schnell nach Regensburg, dort vor allen als Kaiser sich huldigen zu lassen. Die Stadt eröffnete erst dann das Tor zum Eintritt, nachdem alle Bürger die Häuser und Herbergen, sowie die Kirchen verschlossen, sich in Harnisch und Rüstung größtenteils auf den Türmen zusammenhielten. — Karl ritt durch die leeren Straßen und konnte nirgends eintreten, bis er vor dem Rathaus anhielt. Da trat zu ihm herab der bayerische Ritter Sinzendorfer, Bürgermeister der Stadt, neben ihm der Zandt und der reiche Gumbrecht, und sprachen, daß Regensburg ihm nicht eher huldigen werde, bis er nicht von der Fürstenversammlung anerkannt sei. Die Bürger gaben ihm dann das Geleite zur Stadt hinaus, da einige Volkshaufen ihn vom Pferde zu reißen gedroht hatten.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Gegründet 1825. **Münchener und Aachener** Gegründet 1825.

Mobiliar-Feuer-Versicherungs-Gesellschaft.

Grundkapital	M. 9 Millionen	Prämien und Zinsen	M. 25 411 142,19
Reserven	ca. M. 23 Millionen	Für Schäden bis jetzt bezahlt .	M. 263 815 586,09

Für Feuerlöschzwecke, zur Hebung der Landwirtschaft, zur Linderung der Landeskalamitäten und zu sonstigen wohltätigen Zwecken aus dem gemeinnützigen Fonds bezahlt M. 34 208 212,07

Die Feuerversicherung umfaßt **Feuer-, Explosions- und Blitzschäden.**
Besonders coulante Bedingungen für Landwirtschaft mit weitgehendster Freizügigkeit.
Schadenregulierungen anerkannt liberal.
Die Gesellschaft versichert auch gegen

Wasserleitungs- sowie gegen Einbruch-Diebstahlschäden

zu mäßigen Prämien; letztere Versicherung bildet ein dringendes Bedürfnis für Private, Gemeinde- sowie Sparkassen- und sonstige Verwaltungen. (Geldschrankberaubungen.)

Näheren Aufschluß verlange man von unseren sämtlichen Agenten oder direkt von der

Spezial-Direktion für Bayern: München, Lenbachplatz 6

General-Agentur Nürnberg, Gleisbühlstraße 10
General-Agentur Neustadt a. H., Amalienstraße 33. (33)

Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft

Sechsundzwanzigster Rechnungs-Abschluß für die Zeit vom 1. Juli 1905 bis 30. Juni 1906.

Bilanz vom 30. Juni 1906.

Aktiva.

	M	Pf	M	Pf
Forderungen an die Aktionäre für noch nicht eingezahltes Aktienkapital (Solawechsel)			15,000,000	—
Inländische Effekten:				
Deutsche Staatspapiere	4,867,510	—		
Ausländische Effekten:				
Staatspapiere	5,516,038	65		
Kommunalanlehen.	430,756	63		
Eisenbahn-Prior.-Obligationen . .	11,738,818	—		
Diverse.	641,498	29	23,194,611	57
(Wert der Gesamteffekten nach dem Kurstande vom 30. Juni 1906 M 23,767,528.35)				
Hypotheken-Darlehen und sonstige zinstragende Forderungen			9,342,489	71
Guthaben bei Banken			9,849,145	44
Kapitalbeteiligung an Versicherungsunternehmungen			10,192,184	10
In Aufbewahrung und Verwaltung der rückversicherten Gesellschaften befindliche Prämien-Reserve:				
Lebensbranche	41,402,392	75		
Unfallbranche	1,679,376	54	43,081,769	29
Guthaben bei Versicherungsgesellschaften abzüglich Kreditoren	36,752,476	32		
	3,935,212	51	32,817,263	81
Guthaben bei Agenturen			379,078	27
Stückzinsen			84,587	60
			143,941,129	79

Passiva.

		M	Pf	M	Pf
Aktienkapital				20,000,000	—
Prämien-Reserven bzw. -Überträge:					
Feuerbranche		21,139,901	09		
Unfallbranche		6,567,073	84		
Lebensbranche		44,758,457	85		
Transportbranche		2,506,530	61	74,971,963	39
Schaden-Reserven:					
Feuerbranche		18,852,769	13		
Unfallbranche		4,973,217	87		
Lebensbranche		599,376	83		
Transportbranche		4,166,014	03	28,591,367	86
Gesetzlicher Reservefonds		10,000,000	—		
Spezial-Reserve-Konto I		3,000,000	—		
Spezial-Reserve-Konto II		1,000,000	—		
Gewinn-Reserve-Konto	M 3,000,000 —				
ab zur Bestreitung einer Dividende von 15% an die Aktionäre	„ 750,000 —	2,250,000	—		
Sicherheitsfonds für Kapitalbeteiligung an Versicherungsunternehmungen .		1,000,000	—	17,250,000	—
Bau- und Einrichtungskonto				250,000	—
Guthaben der Retrozessionäre für von uns einbehaltene Lebensversicherungs-Reserven				1,663,227	96
Sonstige Passiva				2,800	—
Dividende an die Aktionäre				750,000	—
Vortrag auf neue Rechnung				461,770	58
				143,941,129	79

Die Direktion.
C. Thieme. (44)

Die Richtigkeit des Abschlusses bescheinigen wir hiermit auf Grund der Bücher.

Wilh. von Fink. **Dr. von Pemsel.** **Freiherr von Cramer-Klett.** **Kaempf.** **Hugo von Maffei.**

Druck von R. Oldenbourg in München.



18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

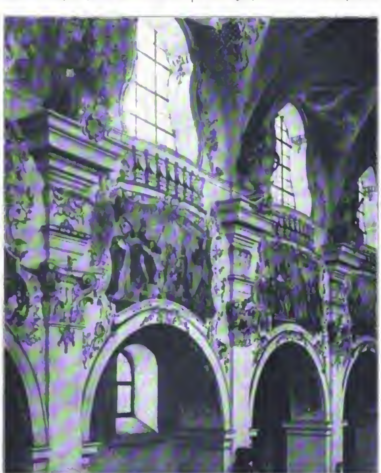
Herausgegeben von H. Leher.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel 930

Nr. 17.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Die Kunstdenkmale von Oberpfalz und Regensburg. Heft 1: Bezirksamt Roding, bearbeitet von Georg Hager. Mit 11 Tafeln, 200 Abbildungen im Text und 1 Karte. München, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. (Schluß) Ungemein belehrend ist die am Schlusse angefügte „Kunststatistische Übersicht". Da entrollt Hager mit der ihm eigenen Meisterschaft das Gesamtbild der künstlerischen und historischen Durchforschung des Bezirksamtes. Bezüglich der Kunstentwicklung bemerkt er, daß sie in erster Linie von dem nächsten großen Kunstmittelpunkt von Regensburg beeinflußt wurde, aber auch die frühere Hauptstadt der Oberpfalz, Amberg, machte ihre Einwirkung geltend; im Gebiete der Herrschaft Falkenstein treten Einflüsse der niederbayerischen Kunstzone auf. Auch Nürnberg, zu welchem Kloster Reichenbach im 15. Jahrhundert in engen Beziehungen stand, muß in Betracht gezogen werden. Die beiden Klöster Reichenbach und Walderbach waren nicht nur Mittelpunkte der Kunstpflege im Gebiete, sondern auch zeitweise der Sitz ausübender Künstler. Nach einem Überblick über die „Kirchliche Baukunst" wird es uns schwer, das Buch zu schließen; immer wieder möchten wir dieses vorzügliche Resümee von neuem durchlesen; das Wort gewinnt Gestalt, und mit Hilfe des prächtigen Bilderschmukkes treten die Bauwerke sichtbar vor unser Auge. Welche Lust für Freunde alter Burgen und Ruinen, sie mit Hager in der „Profanen Baukunst" noch einmal zu besuchen.



Reichenbach. Detail vom Innern der Nordseite des Mittelschiffes der Klosterkirche.
Illustrationsprobe aus „Kunstdenkmäler Bayerns" von Georg Hager. Verlag von R. Oldenbourg, München.

Sagen des Spessarts. Gesammelt von Adalbert v. Herrlein herausgegeben von A. H. Häcker. Verlag der C. Krebsschen Buchhandlung (H. Hausmann). Preis gebunden M. 4, broschiert M. 3. — In Nr. 52 des 17. Jahrgangs dieser Zeitschrift war in ausführlicher Weise von der Sage des Spessarts die Rede. Zu unserer Freude hat nunmehr das Werk, das die Grundlage dieses Aufsatzes gab, eine Neuauflage erlebt. Dank der Pietät einer Enkelin des Verfassers sind die „Sagen des Spessarts" von A. v. Herrlein in würdiger Form und in der ursprünglichen, durch den Nachlaß vermehrten Fassung neu ediert worden. Vor allem sind aus den Tälern der Lohr und der Hafenlohr hübsche, bisher nicht veröffentlichte Sagenstoffe zu verzeichnen. Aus den den Text begleitenden Fußnoten ist ersichtlich, daß der überwiegende Teil der Sammlung aus Originalen besteht, während einige Schöppners Sagenbuch der bayerischen Lande entstammen. Das gediegen ausgestattete, mit einem Porträt des Verfassers geschmückte Buch wird dem Germanisten bei vergleichenden Studien gute Dienste leisten, der Jugend aber und den Erwachsenen durch seinen kulturgeschichtlichen Charakter in anmutiger Form eine belehrende und anregende Lektüre sein. G. H.

In der Sammlung der Künstlermonographien (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) erschien soeben zum Preise von M. 4 als 82. Band **Peter Cornelius** von Christian Eckert, der in feinsinnigster Weise das Leben und das Schaffen

des großen Künstlers, der auch ein großer Mensch war, schildert. Der Band ist wundervoll illustriert; gerade die Schöpfungen von Cornelius eignen sich ja so recht für die Reproduktion in Schwarz. Nicht weniger als 130 Abbildungen, alle Hauptwerke umfassend, begleiten und ergänzen die fesselnde, stets interessante textliche Darstellung.



Sigrun und Gernot.

Vaterländische Erzählung von M. Zoller. (Fortsetzung.) Illustriert von Anton Hoffmann.

Ein edles Rot überflog jetzt die edlen Züge Sigruns. Sie ließ die Spindel sinken und stand auf.

„Heil uns!“ rief sie freudig aus, „wenn Wernfried wiederkehrt. Deine sorgenvolle Stirne wird sich wieder glätten und der Kummer meiner Mutter wird zerstieben vor dem Sonnenblick des vielvermißten Sohnes. Doch, fürchtest du nicht, Vater, daß der Cäsar böse Absicht hat, wenn er an unsere Grenzmark kommt?“

„Den Römern, Mädchen, ist zu allen Zeiten schlecht zu trauen,“ entgegnete der Vater ihr. „Gut wird es sein, wenn wir von jetzt an wieder schärfer gegen Mittag spähen. Sorglosigkeit möchte ihr Gelüste sonst erhöhen“.

Indessen trat der junge Gernot auch herein. Er kam vom Wildgejaid und hing den Bogen an die Wand der Halle; einen feisten Hasen trug der Grauhund in den Fängen. Wingolf lächelte und drückte ihm zum Gruß die Hand. Sigrun stand tief errötend und den Blick zu Boden senkend, zwischen beiden.

„Eben bracht ich,“ wiederholte Wingolf dann, „der Schwester Botschaft von der Wiederkehr des Bruders. Cäsar Hadrianus selber kommt auf seiner Reise durch die Gaue des Danubius in unsere Nähe und hat gewiß auch unsere Friedensbürgen im Gefolge, da die ausbedungene Zeit ja ohnehin schon im Verstreichen ist“.

Gernot drückte seine Freude über diese Nachricht aus, indem er sprach:

„Wie? Jungwernfried kehrt zurück in seinen Heimatgau? Heisa, das wird dann ein lustig Leben draußen im Forst und in der Halle!“

„Gemach, mein lieber Gernot!“ sagte Wingolf ernst; „nicht völlig sicher noch ist seine Wiederkunft, doch wohlbegründet die Vermutung. Ein lustig Leben in der Männerschlacht mag's zunächst werden, wenn der Cäsar ländergierig gegen Mitternacht in unsere Gaue schaut. Nicht einen Fußbreit weichen wir von der erstrittnen Scholle!“

„Nicht einen Fußbreit!“ wiederholte Gernot feurig. „Mögen nur die Römer ihrer Grenze selber sorglich hüten, daß wir ungestört sie am Danubius belassen. Gestern war ich hart an ihren Wällen und sah im Abendrot ihr stolzes Zwingwerk Abusina[1]) an dem Ufer des Danubius sich bläh'n und recken. Ein Bollwerk scheint's fürwahr, doch unbezwingbar nur dem weiberhaft Verzagten“.

„An Kraft und Mut im offnen Kampfgewühl auf freier Männererde sind wir dem Kriegervolk der Römer wohl gewachsen, doch bietet ihre Kriegskunst uns noch viel zu lernen. Und ihre Mauern gar! Wie erzgegossen spotten sie dem kühnsten Wagemut. Schon manches der Kastelle fiel und ward dem Boden gleich gemacht; aber immer nur durch List kam es in unsere Hände!“ entgegnete Herr Wingolf seinem jungen ungestümen Freunde. — Da wurde das Gespräch von einem Schalle unterbrochen, der sich Wingolf ehrerbietig nahte. Fragend sah der Herr den Schalk an.

„Vor unserem Hofe steht ein römischer Zenturio mit sechsen seiner Krieger und heischt Einlaß, um dir eine wichtige Botschaft zu vermitteln,“ sprach der Knecht, ein hünenhafter Wächter von dem Außentore.

[1]) Jetzt Eining mit seinen hochinteressanten Römerresten.

Im Auge Wingolfs leuchtete es auf, indem er ihm befahl:

„Bringt den Zenturio zu uns her in die Halle; das Gefolge mag indessen draußen seiner Rückkehr warten!“

Züchtig wollte Sigrun sich nun entfernen, und auch Gernot schickte sich zum Gehen. Wingolf aber sprach zu ihnen:

„Bleibt beide in der Halle und seid Zeuge dessen, was der Römer mir zu sagen hat. Es wird wohl unsern Wernfried anbelangen!“

Wenige Minuten später schritt schon der Zenturio über die Schwelle. Wingolf trat ihm ein paar Schritte entgegen, reichte ihm die Hand und grüßte ihn freundlich, denn er kannte ihn schon lange Zeit:

„Willkommen, Zenturio Antinous, in Wingolfs Halle! Wichtiges muß es wohl sein, daß du dich selber herbemühst!“

„Ich grüße dich, tapferer Friling!“ entgegnete würdevoll gemessen der Zenturio.

Dann aber fiel sein Blick auf Sigrun und Gernot. Gebannt von der Schönheit und hoheitsvollen Anmut der germanischen Jungfrau starrte er sprachlos auf sie hin. Wingolf brach das peinliche Schweigen, indem er Sigrun und Gernot, sich in die Mitte der beiden stellend, bei der Hand ergriff und höflich sprach:

„Meine Tochter Sigrun und hier der Saxofriling Gernot, Ordulfs Sohn, freuen sich, deine Bekanntschaft zu machen, tapferer Zenturio!“

Antinous verneigte sich tief vor der errötenden Jungfrau; dem jungen Gernot reichte er die Hand, rasch und oberflächlich.

„Für deinen Sohn hielt ich den jungen Recken,“ sagte er, „und wunderte mich baß, ihn hier zu sehen!“



. . . Sag dies deinem Legaten Coriolanus . . .

„Du weißt doch Wernfried noch in Rom!“ versetzte Wingolf eifrig seinem Gaste. „Oder sollte deine Botschaft sich auf ihn beziehen; willst du mir künden, daß er wieder seinem Heimatgau sich nahe?“

Antinous bewegte verneinend das Haupt, streckte sich, daß die prächtige Schuppenrüstung klirrte und erwiderte mit einem bösen, stechenden Blick aus seinen tiefliegenden, dunklen Augen: „Fürwahr nicht minder wichtig und erfreulich ist die Kunde, die mir der Legat von Abusina an dich aufgetragen. Denn höre, Wingolf, der erhabene Cäsar Publius Älius Hadrianus wird in höchsteigener Person schon in den nächsten Tagen in das Kastell Abusina kommen. Zu dem Empfang nun und zur Huldigung des hehren Gastes läßt dich der Legat durch mich entbieten!“

Stolz und kerzengerade stand der greise Held vor dem glattzüngigen Römer. Die Röte des Zornes schoß ihm ins Gesicht, und mit funkelnden Augen schaute er nieder auf den Zenturio. Aber seine Klugheit und der Gedanke an seinen Sohn bewahrten ihm eine edle Selbstbeherrschung, und mit erzwungener Gelassenheit erwiderte er dem Abgesandten des Legaten: „Heil und Glück eurem Cäsar immerdar! Mit nichten aber werde ich ihm huldigen wie ein Vasall. Ein freier Mann bin ich von je gewesen und hoffe, es zu bleiben lebenslang. Ein Saxofriling beugt das Knie vor keinem Römer. Sag dies deinem Legaten Coriolanus und vergesse nicht, ihm in Erinnerung zu rufen, daß die Schwerthand Wingolfs rüstig noch den Sax zu schwingen weiß!“

Der Zenturio verbeugte sich mit einem höhnischen Lächeln und sprach mit einem seltsamen Blick auf Sigrun:

„Was nützt dein Stolz vor unsrer Macht? Du hast noch Zeit. Besinne dich, ob es nicht besser ist, im Sonnenblicke des Cäsars das Knie zu beugen, als zum Feinde sich den Allgewaltigen zu machen.“

„Genug sind nun der Worte schon gefallen; mach mir's nicht schwer, den Gast in dir zu sehen. Auf meiner eigenen Scholle kann ich länger mich nicht schmähen lassen. Gehab dich wohl, Zenturio!“ beendete nun Wingolf, ungeheuer mühevoll den Ausbruch seines Zornes unterdrückend, das Gespräch.

Der Römer ging. Sigrun aber schlang ihre Arme um den Hals des Vaters und sprach mit bebenden Lippen:

„O Vater mein! Der Unhold ist zwar fort, doch ließ er heißen Zorn und herbe Bitterkeit zurück. Mir graut, wenn ich der Zukunft denke, die den süßen Frieden unseres Hauses grausam stört. Doch nimmer kannst du diese Unbill dulden von dem feilen Römervolke, das nun Streit sucht, weil es stark genug sich wähnt, sobald der Cäsar unter ihm sich zeigt.“

Gernot hatte ob der frechen Herausforderung seines väterlichen Freundes durch den Römer noch immer die Fäuste geballt und sprach jetzt nähertretend: „Holde Sigrun, sei für die Zukunft unbesorgt! Dem Mutigen gehört die weite Männererde! Mit Blutesrunen werd' ich diesen bittern Tag den Römersöldnern auf die Köpfe schreiben!“

Sachte löste Wingolf seinen Nacken aus den Armen Sigruns und rief: „Nicht länger darf ich zaudern, unsern Markgenossen kundzutun, was der ereignisschwangere Tag uns hat gebracht. Des Rates wollen in einem Thing wir pflegen, daß die Mannen unsers Stamms sich rüsten und der Feind uns kampfbereitet finde.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Zugspitzbesteigung vor 70 Jahren.

Von Dr. Einsele. (Fortsetzung.)

Mit Einbruch der Nacht war ich wieder in der Hütte bei meinen Gefährten. Mittlerweile hatten sich auch die Kühe um die Hütte versammelt und einige von ihnen sprangen wie besessen umher; dies, sagt man uns, bedeute schlechtes Wetter. Innen war alles vollauf beschäftigt; das Lager ward aus frischgehauenen Tannenzweigen längs der einen Mauer hingeschichtet, und was die Bergsäcke von Viktualien enthielten, hervorgesucht, um zum Abendessen verwendet zu werden. — Am Feuer, das mitten in der Hütte auf dem niedrigen Herde loderte, prasselte in der Pfanne das Schmalz, und bald regalierte uns der Träger Urban, zugleich unser Koch, mit einem wirklich gut bereiteten Schmarrn („Stopfer" in Werdenfels genannt). Milch gab die Tunke dazu. Nach orientalischer Sitte kauerten wir mit gekreuzten Beinen auf der Streu und die Schüsseln standen auf einer Bank zwischen uns. Das war der Herrentisch. Dann ward die Pfanne gescheuert und derselbe Koch bereitete ein gleiches Mahl für die Dienerschaft. Ganz zuletzt kochten die beiden Hirten ihre ärmliche Abendsuppe. Es war nun keine kleine Aufgabe, 9 Personen und einen Hund in dem bloß für die beiden Hirten berechneten Hüttchen so unterzubringen, daß jedes noch bequem und wenigstens ausgestreckt liegen konnte; indes wurde sie doch glücklich gelöst. Herren und Diener lagerten sich traulich und dicht aneinandergereiht längs an der Wand hin, die beiden Hirten auf ihre gewöhnliche Lotterbank. Diana wechselte zwischen allen Winkeln und suchte wohl auch dann und wann an der weitklüftigen Türe frische Luft zu schöpfen.

Eines nach dem andern sank in mehr oder minder sanften, mitunter wohl festen hörbaren Schlummer. Ich konnte nicht schlafen, setzte mich an das verglimmende Feuer, das ich nur soviel schürte, daß es nicht ganz erlosch, und brütete über unserer Expedition, die mir halb und halb töricht und unausführbar erschien; denn so oft ich auch zum offenen Raum über der Türe hinaussah, — nur selten schimmerte ein Sternlein zwischen den vorüberziehenden Wolken Hoffnung ins Herz. Es war nicht die schöne Mondnacht, wie sie uns Oberst im vorigen Jahre geschildert hat. Kaum vom dunklen Himmel unterscheidbar, umragten uns die finstern Klippen und Spitzen der Talwände und vom Fenster herab krochen schwarze Wolkenungetüme und zogen schwer und träge das Reintal entlang hinab. Einzelne Klänge von den Glocken der außen lagernden Rinder mengten sich in das monotone Rauschen der Partnach, die nahe an der Hütte vorüberströmt. Finster und traurig — so war die Nacht vom 20. auf den 21. August. Von Zeit zu Zeit erhob sich einer oder der andere von meinen Gefährten und ging hinaus und kam mit gleich schlechtem Trost zurück: „Morgen regnets genug", hieß es bei jedem. Nur Oberst schwieg, so oft er hereinkam; man sah, daß Furcht und Hoffnung in ihm, der die Seele des ganzen Unternehmens war, peinlich kämpften. Um 1 Uhr morgens weckte sein barscher Ruf: „Auf!" — die Schlaftrunkenen. Keinem aber wollte es mit dem Aufstehen ernst werden. Selbst der muntere Hani war langsam und verdrossen. „In der stockfinstern Nacht ist ja gar nicht weiter zu kommen, wir verirren uns oder brechen Hals und Bein. Ohnehin wird's regnen, warten wir doch den Tag ab, zum Umkehren hats keine Eile" — so hieß es fast allgemein. Nur Oberst blieb unerschütterlich und trieb ohne Unterlaß; man mußte sich fügen. —

Während nun die Schokoladesuppe am frisch lodernden Feuer kochte, und einige noch faul hingestreckt mit bedenklichen Gesichtern, den Kopf in die Hand gestützt, dem Feuer zusahen, wurden von den übrigen die Lasten gleichmäßig in die Bergsäcke verteilt, und besonders alles, was man oben nötig hatte, von dem, was auf dem Ferner zurückgelassen werden konnte, und mußte, geschieden und in einen Sack zusammengetan; darunter befanden sich in drei Stücken zerlegt, die 9 Fuß lange, zum Auseinanderschrauben eingerichtete Fahnenstange mi ihrem eisernen Querteile, die Fahne selbst, die Karten, das Fernrohr (ein sehr guter Fraunhofer vom Herrn Oberbeamten Wagner, † 31. Mai 1846 in Mittenwald), der Kompaß, die Steigeisen, das Seil 2c. — Oberst selbst war der treue Verwalter und Träger des Barometers (Herrn Forstmeister Elmert gehörig), den er hin und zurück fest um den Leib geschnallt sorgfältig trug. Um 1½ Uhr waren wir fertig. Hani mit einem brennenden Spanbunde voraus, wir andern hinterdrein, — gings in die schwarze sternlose Nacht hinaus. Bald zeigte sich die Vorsicht, eine Leuchte mitgenommen zu haben, gerechtfertigt; denn da, wo wir über die Partnach mußten, wäre keiner über die drei dünnen schwankenden Stangen gekommen, die hier als Brücke dienen und in der Finsternis kaum zu erkennen waren. — Jenseits — mitten im Legföhrenlabyrinthe. ging das Licht zu ende; doch gelangte der kleine, halb schläfrigverdrossen, halb bedächtig schreitende Zug, ohne bedeutende Verirrung über den „hinteren Anger" an die „Wand". Das weiße Kalkgerölle, über welches der rauhe, mühselige Pfad nun steil und ununterbrochen längs der Wand aufwärts zum „Brunntal" führt, ließ uns hier das Licht leichter entbehren. Aber ermattend wirkte die schwüle Nachtluft auf die Wanderer. Erst im Brunntal am Fuße des „Plattes" wehte kühlere Luft und nun schien sich auch der Himmel günstiger zeigen zu wollen, während man bisher jeden Augenblick befürchten mußte, es werde zu regnen anfangen. Jetzt ward auch Hani zu meinem Leidwesen munterer, denn seinem von nun an rascherem Schritte konnten wohl meine im Bergsteigen geübteren Gefährten folgen; meine schwächere Brust aber wollte mir oft den Dienst versagen auf dem stundenlangen Weg über das endlose, steil von den Wänden herabziehende Gerölle. Aber um alles hätte ich nicht Anlaß geben mögen zu einer Verzögerung bei ohnehin so zweifelhaften Umständen und keuchte daher nach, so gut es gehen wollte. In der frühesten Morgendämmerung kamen wir an die Oase in dieser weiten Stein- und Felsenwüste — ans „letzte Wasser", das wir mehr rieseln hörten, als sehen konnten. Die andern müde und durstig, ich aber fast erschöpft, warfen wir uns hier an die Götterquelle und atmeten mit voller Brust die kühle Morgenluft der höheren Regionen. Diese und der Nektar neben uns, dessen eisige Kälte wir durch einige Bissen Weißbrot zu mildern suchten, und die kühnere Hoffnung, die wir jetzt schöpften, — denn die Wolken hoben sich höher, wurden dünner und zerrissen auf allen Seiten — und endlich die hehre schweigende Alpenwelt in dieser Höhe um uns her, das alles gab Erquickung und Kraft zum ferneren Werke. — Schon sah man über die Scharten und niedrigeren

Joche des Reintaler Schrofens hinweg auf die Alpengipfel und Gletscher Tirols und das matte Silberweiß der letzteren schied sich in deutlichen Konturen vom grauen Morgenhimmel. Hier schnallten meine Gefährten die Fußeisen an. Ihres Gebrauches ungewohnt, verzichtete ich ganz auf sie und hatte als Stütze, selbst auf den Schneehängen des Ferners, bloß meinen Bergstock und die Tritte meiner Vorgänger. Über die zahllosen ganz kahlen Felsenrücken und mit Schnee teilweise gefüllten Höhlungen und Täler und über den unendlichen Schutt des Plattes hinweg erreichten wir mit Tagesanbruch den „Schneeferner“.

Jetzt schien es gewiß, daß wir wenigstens den Morgen über freien Himmel haben und das Unternehmen von dieser Seite her keine Störung mehr erleiden würde. An den untern Grenzen des Schnees, auf den Felsblöcken des Plattes stunden dort und da kleine Gruppen von Schafen, die in dieser Wüste nichts anderes haben, als das spärliche kurze Gras und die zerstreuten Hochalpenpflanzen, die unter der Masse von Schutt und Trümmern für das Auge in geringer Entfernung sich gänzlich verlieren. Dennoch scheinen diese Tiere, die hier den kurzen Sommer über ohne Obdach und sich selbst überlassen sind, gut genährt und zeichnen sich durch sehr lange, wenn auch grobe Wolle und erstaunliche Behendigkeit im Springen auf diesem von Klippen starrenden Gebiet aus. Ich habe mich an andern Orten einige Male überzeugt, daß die Schafe fast ebenso gut klettern können als die Gemsen, und daß sie sich zuweilen an Wänden aufhalten, wo es keinem Menschen möglich wäre, ihnen zu folgen. Am Platt finden sich meistens nur noch die Saxifragen der höheren Regionen, die Alpen- und die Gemskresse, die niedrige Silene und einige wenige Kompositen und Umbelliferen z. B.: (Soyeria hyoseridifolia Koch; Gnaphalium pussillum; Athamanta Eretensis L.; Meum Mutellina Gaertn. (Madaun der Älpler), dann das schöne wohlriechende Alpenvergißmeinnicht (Myosotis sylvatica var. β alpestris; M. alpestris; M. suaveolens Kit.) ganz klein und niedrig, aber noch mit dem lebhaftesten Blau. — Manches mag freilich dem Vorübereilenden verborgen geblieben sein!

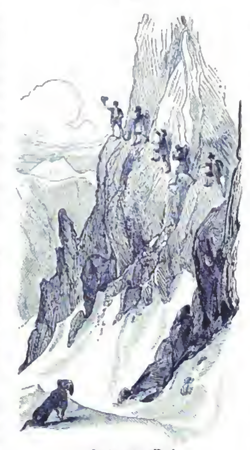
Der Schneeferner hatte in diesem Jahr, nach Versicherung meiner Gefährten, eine weit größere Ausdehnung und Mächtigkeit als im vergangenen. Freilich war es erst August; aber er wurde gewiß nicht mehr kleiner; denn von den letzten Tagen dieses Monats bis gegen die Mitte September warf es wiederholt reichlich Schnee, der nicht mehr wegschmelzen konnte. Längs der südlichen Zugspitzwand zieht er sich ununterbrochen in der Mittelbreite einer Viertelstunde mehr als eine, vielleicht gegen zwei Stunden weit hinauf. Seine ganze, von den Wänden herab konkave Oberfläche ist von parallelen Rinnen infolge der Sommerregengüsse und Gewitter durchfurcht und hart. Häufig sahen wir ganze Strecken in diesen Rinnen auffallend rot gefärbt — als sog. roten Schnee, der bisher unter dem Namen Protococcus nivalis bekanntlich für ein Aggregat von mikroskopischen Kryptogamen galt, während durch die sorgfältigen Untersuchungen der Neuern, besonders von Lamont (Prior auf dem St. Bernhard) Agassiz, Vogt, Defrance u. a. es beinahe außer Zweifel gesetzt ist, daß die rote Färbung des Schnees wenigstens großenteils von verschiedenen Infusorien herrühre. — Wir hatten leider nicht einmal ein Gefäß bei uns, um von diesem Schnee mitzunehmen.

Da die Schneemasse steil gegen die Wände hinansteigt, so ist das Fortkommen auf derselben beschwerlich. Meine Vorgänger traten jedoch etwas auf seiner Oberfläche ein und diese sicherte auch meine Schritte. An den Wänden lag jetzt der Schnee wohl um 30—40 Fuß höher hinauf als im Vorjahre, und dieser Umstand kürzte natürlich auch das Klettern an ersteren um ebensoviel ab. Schneeklüfte (Eisklüfte sind es eigentlich doch nicht, denn der Schneeferner ist kein wahrer Gletscher, höchstens könnte man sie Firnschründe nennen) waren nur sehr wenige vorhanden; wir kamen keiner derselben so nahe, daß wir sie hätten untersuchen können, und übersahen sie bloß von den Wänden herab. Sie kreuzen sich mit den erwähnten Rinnen und es schien, als wären die schief geneigten Schneemassen durch ihr Eigengewicht an diesen Stellen auseinandergewichen, so wie ein schweres, aber morsches Tuch, wenn es irgendwo herabhängt, mit der Zeit Querrisse bekommt. Hani glaubte, noch ehe man die Stelle erreicht, wo die Wand früher begangen wurde, einen minder gefährlichen Ort zum Aufsteigen entdeckt zu haben und wir folgten ihm nach einigen Debatten. Anfangs ging es auch wirklich erträglich. Selbst vom Ferner zur Wand hinüber war hier keine Kluft zu passieren, indem sich der Schnee noch dicht an den Felsen legte; allein bald wurden die Wände so steil, daß, wie wir es auch versuchen mochten, die vorspringenden und überhängenden Zacken zu umgehen und zu übersteigen — doch von allen weiteren Versuchen auf dieser Seite abgestanden werden mußte. Der kühne Hani stand zuletzt noch auf einem Felsen, wohin ihm keiner von der Gesellschaft folgen mochte. — Sartori drang auf einer anderen Stelle am weitesten vor. Von allen Seiten rollten unter unseren Händen und Füßen die verwitterten Trümmer hinab und zerschellten, bis sie auf dem Schnee ankamen, in kleinere Stücke. Dieser Steinregen verscheuchte die auf dem Schnee zurückgebliebene Diana vom Fuße der Wand, und klug wußte sie sich von nun an außer dem Bereiche desselben zu halten, während sie aufmerksam und ängstlich unsere Bewegungen zu beobachten schien.

Der fruchtlose Versuch brachte uns um eine kostbare halbe Stunde Zeit; doch gewann ich dabei die niedliche, sonst nicht seltene Salix retusa; die sich hie und da noch aus einer Ritze an die Felsen schmiegte, als der einzige und letzte hier noch fortkommende Pygmäenstrauch. Es blieb nichts übrig, als weiter vorne und oben bei der „roten Wand“ anzusteigen. — Häufig sind nämlich die Kalkwände unserer Hochalpen von eisenhaltigem Ton rötlich oder gelbrot gefärbt. Die südliche Zugspitzwand zeigt diese Färbung nirgends auffallender und in größerer Ausdehnung als gerade hier, und dies gibt ein gutes Merkmal für die Bezeichnung des Weges, den man zu nehmen hat. Die Schlucht, die den Schnee im Hochsommer und Herbst von den Wänden gewöhnlich längs ihrer ganzen Ausdehnung hin und oft in erstaunliche Tiefe hinab trennt, und wohl durch das von den Höhen abfließende Schnee- und Regenwasser, sowie durch die von den Felsen rückstrahlende Wärme, wenn sie von der Sonne beschienen werden, erzeugt wird, — war an der Stelle, wo wir über sie setzen mußten, zum Glück nur so breit, daß der Sprung noch gewagt werden konnte. — Mißlich ward dieser durch den zweifachen Umstand, daß der Schneerand, auf welchem man im Moment des Sprunges mit vermehrtem Körpergewicht drückt, dünn und brüchig ist (denn die Schlucht senkt sich schief zwischen Felsen

und Schnee hinab, so daß man auf einer überhängenden Schneekante steht), und daß dann die jenseitige Wand ebenfalls eine sehr schiefe, mit Geröll bedeckte, nach unten in senkrechte Tiefen auslaufende, schmale Fläche bildet, auf welche man hinabspringen muß, während an dem oberhalb befindlichen kahlen und ebenfalls beinahe senkrechten Felsen die Hand keine feste Stütze zum Anhalt findet. Doch solche Passagen sind begreiflich in jedem Sommer und in jedem Sommermonat verschieden, oft ohne Gefahr, oft sehr bedenklich.

Auf den glatten Sohlen würde ich mich sicher nicht haben erhalten können, wenn nicht mein Vormann, der übrigens kaum für sich Raum genug zum Fußen fand, mich jenseits sogleich aufgefangen hätte. Wir ließen auf dem Schnee alles Entbehrliche und selbst die Bergstöcke, die uns nicht mehr nützen, vielmehr im Klettern bloß hinderlich sein könnten, bis auf einen, den Oberst zu den Beobachtungen auf der Spitze brauchte, zurück, und kamen alle glücklich hinüber. Wenn diese Schlucht, die so leicht zum Grabe werden



An der roten Wand.
Holzschnitt aus dem Jahre 1846.

könnte, zurückgelegt ist, fängt erst der schlimmste Teil der Reise an; steil, fast senkrecht und völlig kahl steigen die Wände empor. Bald links, bald rechts in den wüsten Furchen, die frühere Revolutionen und das rastlose Nagen der Jahrhunderte allenthalben hineingearbeitet haben, und welche die Abzugskanäle für das Getrümmer der fort und fort abwitternden Felsen bilden, zwängt man sich mit pochendem Herzen empor, rings von Zacken, die zu wanken und bei jeder Erschütterung sich losreißen zu wollen scheinen, umstarrt. Man kann den nicht begreifen, der es zuerst wagen konnte, hier hinaufzuklimmen zu wollen; denn man sieht nur immer von Stelle zu Stelle vor sich hin, und bei jedem Schritte scheinen neue überragende Wände jedes Vordringen unmöglich zu machen. Es ist für den solchen Anblicks Ungewohnten ein so grauenhaftes Chaos von sich durchwirrenden Furchen und Vorsprüngen, daß ich — wieder unten am Fuße der Wand angelangt — mir die Frage, wo wir denn eigentlich hinaufgestiegen waren, nicht mehr recht beantworten konnte. (Fortsetzung folgt.)

Prinz Karneval und die herzoglich sulzbachische Regierung.

Mitteilung aus dem Kgl. Kreisarchiv zu Amberg. Von Benefiziat J. Franz.

Vom Landgericht Sulzbach wurde an die Regierung zu Sulzbach folgende Anfrage gerichtet:

„Demnach das sogenante festum bacchanaliorum abermahln vorhanden, und sonsten Jährlich die an solchen von leichtsinnigen gemüthern angemaßte Mummerey und Büberey nicht allein ernstlich verbothen, sondern auch die Betretter zu gebührender straf gezogen worden, Als thue E. Fürstl. Drl. gnedigen Befelchs, ob dergleichen vnchristliche leichtfertigkeiten zu Männiglichs nachricht vom Rathhauß mittelß gewißer geld: oder nach beschaffenheit anderer Bueß inhibirt werden sollen zu E. Fürstl. Gnaden beharrlichen fürstmilden hohen Gnaden mich unterthenig gehorsamblich empfehlend.

Dat. Sulzbach den 7. Februarii 1651.

E. F. Gn.

unterthenig gehorsamer

Joh. Balthasa Kolb m. p.“

Aus der fürstlich pfalzgräflichen Kanzleidirektion wurde folgende Antwort gegeben:

„Christianus Augustus.

Lieber getreuer. Des durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Christiani Augusti, Pfalzgrafens bey Rhein, in Bayern etc. gnedig: und ernstliche Befelch ist hiemit, daß du (Landrichteramt-Verwalter Kolb) die Faßnachtzeit über alle ärgerliche Mummerey, leichtfertig: gottloses leben, Fluchen, Gedümmel, Jauchsen und Geschrey, (welcher zu solcher Zeit, da man vielmehr beten und fasten soll, gemeiniglich vngescheucht verübet wurd) bey vermeidung der in vorigen Mandaten dictirten namhaften Geld: und Leibesstraffen, auch hochernant Ihrer Fürstl. Gnaden höchsten vngnad öffent: und ernstlich verbiethen, und die vberfahrer vnd muethwillige Frefler dieses Befelchs, ohne ansehung einiger person ex officio gebührlich abstraffen sollest.

Verlassen wir uns dessen also vnfehlbar zu geschehen, und seind dir zu gnaden gewogen.

Datum Sulzbach den 8. Februarii Ao: 1651.

Fürstl. Pfalzgr: Canzlei-Director u. Räthe.“

Auch im Jahre 1655 erging von der Kanzleidirektion ein ähnlicher Befehl, lautend:

„Demnach es iezunder an der Jahrszeit vnd vmb selbe die böse gewohnheit, daß sich ein und ander loses gesindlein mit Fasnachtslauffen vnd vermuhmen hin vnd wieder sowol bey tag als Nacht vff den gassen finden lassen vnd dabei allerhand muthwillen verüben, Alß ist Herzogen Christiani Augusti Pfalzgravens bei Rhein etc. gnedigster befelch, daß die alhiesige Landrichterambtsverwaltern darauf fleißige acht haben und solche anstalt machen, damit Sie den ersten und besten, so da von Ihr Fürstl. Gn: nicht sonderliche erlaubnus erlangt vnd deswegen eine polite vorzuweisen haben, alßbaldt

handfest machen und biß vff deroselben weitteren gnedigsten befelch ins Narrenheußlein Spören lassen sollen.

Sig: Sulzbach den 31. Januarii 1655.

Fürstl. Pfalzgrfl. Canzlei daselbst."

Ein diesbezüglicher Befehl aus dem Jahre 1664 lautet: „Des durchleuchtigsten Fürsten und Herrns, Herrn Christiani Augusti Pfalzgravens bey Rhein (per totum) gdster und ernst zuverlässiger Befelch ist hiermit, daß bey ohnedas instehend Heyl: Zeit und wegen annoch vor augen schwebenden grossen gefahr des Türkens, sich niemand, wer der auch seye, gelüsten lassen solle, mit Mummerey Verkleidung oder sonsten ander gestalt einige vppigkeit zu verybeu bey vermeidung ungnedig und ernstlichen einsehens, wornach sich dann männiglich zu richten und ist zu dessen wahrer Urkundt das fürstl. Hofraths-Canzley-Secret hieran und vorgedruckt worden. Geben und geschehen allhie zu Sulzbach den 24. Febr. 1664."

Anno 1668.

„Weil jetzo obhanden ist die Zeit, welche die Heil. Christliche Kirche zur Betrachtung des Leidens Christi und unsere demüthigung mit sonderbahrer devotion zu begehen verordnet; von den meisten Geist: und Christlosen Christen aber solche zu spott des Gekreuzigten Jesu nach heidnischer weise mit allerley üppigkeiten und Christen nicht geziemender Lust pfleget begangen und verunehret zu werden, So habe zu verhütung dieses unwesens und damit wir dieses ortes uns nicht mehr häufeten den Zorn Gottes auf den Tag des Zorns und der hereinbrechenden gerechten Gerichte Gottes E. fürstl: Drl: hiemit unterth: ansuchen wollen, dieselbe wollen gnedigst durch ein ernstlich befehl, welches, wie vor diesem geschehen, von der Kanzel kann abgelesen werden, alle zur fastnacht-Zeit gewöhnliche Unordnung in fressen, saufen, mummerey und dergleichen Narrentheidung bey willführlicher strafe verbieten, damit das Volk desto mehr und eher zur Buße geschicket, dem erzürnten Gotte umb abwendung der über uns schwebenden noth begegnen möge.

Zweifle nicht, daß, wie ich weiß, E. F. D. auf deroselben Hofstatt (zu Vermeidung des Ärgerniß, über welches unser Erlöser das Wehe drohet) obgedachte fälschlich genante frölichkeiten zu dieser Angst und Bußzeit nicht gestatten werden; also auch durch dero Gottseeligeß exempel und ernsten befehl deroselben unterthanen davon abhalten werden. Der hohe und erhabene Gott sehe herab auf E. F. Gn. und deroselben Hochfürstliches Hauß mit allen Gnaden, Heil und Segen, welches von dem gütigen Gott stets bittet

E. F. D.

unterthänigster diener und armer Vorbitter

Joh. Fischer (Superintendent)."

Sulzbach 9. Febr. 1668.

Der Superintendent Fischer hatte aber auch eigenmächtig Strafen über solche verhängt, welche sich an der Fastnachts-Mummerei beteiligt hatten, und daher nachfolgende scharfe Rüge erhalten:

„Es haben die Räthe den Superintendenten vorfordern zu lassen und ihm mit vorbehalt der straff zu verweisen, daß Er sich unterstanden propria authoritate jüngsthin denen beeden Sündern gleichwohl einen Strohkranz aufzubürden, da doch dergleichen bestrafung keinem Geistlichen zulässig, sondern iedes Orts Obrigkeit allein zu decerniren obliegt und zustehet. So soll Ihm auch ernstlich verwiesen werden, daß Er sich angemasset, in seiner lästerendten Aschen-Mittwoch-Predigt denen, so Fastnacht gehalten anzudrohen, daß Er sie nicht wol zur Communion admittiren, sie hetten ihm dann vorher öffentlich Kirchbuß gethan vor ganzer gemein, da doch Er wissen soll, daß Er dergleichen so wenig zu betrohen als zu imponiren ganz keine Macht, vielmehr soll sich Er erinnern, daß Er nur ein diener des Worts und nicht der Herrschafft gebieter noch bischof alhier, darumb die geringste fugheit nicht hat, iemandt zu bestraffen mit Leibesschmach, aber wohl Ihm erlaubt ist, mit bescheidenheit die irrendten zu mahnen und wie gedacht, mit worten zu repraehendirn. demnach sollen Ihm die Räthe, dergleichen unfugs sich weiters anzumassen inhibirn und verwarnen daß Er nicht ferners mit ungehorsamb, wie mir schon zweimal geschehen, sich halßstartig und in eingebildeten Macht arrogant solle erzeigen, damit, wann Er nicht wissen will, daß Er unter der Obrigkeit, Er es zu seinem Schimpf nicht müsse erfahren, und ich auch wider willen beydes, meine Gerechtigkeit und respect, wider Ihn tuiren und handhaben müßte. Und haben sie dessen erklärung hinwider zu referiren.

Den 16. Febr. 1671."

Am 26. Februar wurde der Magistrat von der Regierung zu Sulzbach wieder aufgefordert, vom Stadtrathaus zu publizieren, daß sich während der Fastnachtstage niemand durch unziemliche, leichtfertige Verkleidung ꝛc. etwas zuschulden kommen lasse bei Vermeidung willkürlicher Strafe.

Am 3. März berichtet dann der Magistrat, daß „soviel wir wissen, hierin nichts wideriges vorbeygangen".

Am 8. Februar 1673 fragt der Landrichter von Sulzbach bei der Regierung an: „Ob und wie weit das sonsten (wie wohl wider die Christliche Zucht und Erbarkeit) gewöhnliche Fastnachtlauffen zu verstatten seye. Georg Andre von Ehrnstein."

Darauf erfolgt unterm gleichen Datum, 8. Februar, die Antwort: „daß wir zwar die privat-fröhlichkeiten in den Häusern nicht verwehren, das öffentliche umblauffen mit unziemlicher leichtfertiger Verkleidung auf den Gassen aber so bei Nachts als Tags, auch sonst unzuläßiges getümel hiemit verbotten haben wollen."

Ähnliche Verbote ergingen von der Regierung zu Sulzbach auch 1676, 1683; 1684 wurde das Verbot damit besonders motiviert, daß „die dermaligen gefährlichen Zeiten derlei Fastnachtsspiele nicht zulassen wollen, vielmehr Gott um fernere Abwendung seiner Zorn-Ruten eyfrigst angeruffen werden soll.

Sulzbach den 4. Febr. 1684."

„Theodor Pf.

Liebe, Getreue. Demnach wir in unserm land und Fürstenthum bey gegenwärtigen ohnedem betrübten Zeiten und läufften all ärgerliche Fastnachts-Üppigkeiten, Mummereyen und Masquern-lauffen nicht nur, sondern auch die ganze Fastenzeit über das Aufspielen der Spielleuthe gdist abgestellt wissen wollen, als befehlen wir euch hiemit gdst, dergleichen bey Eueren Amtsunterthanen nicht zu verstatten, sondern nachdrücklich zu verbiethen.

Sulzbach den 24. Febr. 1713."

Ging als Zirkular an die verschiedenen untergebenen Ämter.

Da durch vorstehendes Regierungsmandat das Aufspielen während der ganzen Fastenzeit verboten wurde, so häufen sich die Gesuche um Spielerlaubnis gelegentlich einfallender Hochzeiten:

„Andreas Drechsler, Papierer im Lehenhammer bittet um gdste concession bey einer in seinem hauß ausrichtender Hochzeit die Spielleuth gebrauchen zu dürfen; es solte jedoch darbey alle Üppigkeit vermieden werden."

Entscheid: „Dem Andreas Drechsler ist auf sein unterth. bitten hiemit signando zu bedeuten, daß ihme bey der in seiner behausung heut vorseyenter Hochzeit die Spielleuth zu gebrauchen dergestalten erlaubt werde, daß jedoch dabey alle üppigkeit solle vermeidet werden.

Sulzbach den 27. Febr. 1713."

Ähnlich wurde betreffend Hochzeit eines Badergesellen zu Rosenberg entschieden.

„Caspar Frohling, Hirt zu Rosenberg bittet anläßig der Hochzeit seines Sohnes um gleiche gdste Concession."

Antwort: „Kann ihm eine Signatur wie dem Drechsler von Lehenhammer geschrieben werden."

„Actum Sulzbach den 2. Martii 1734.

Es kommt in proposition, ob nicht von Hfstl. Regierung aus gleich anderen orthen zu facilitirung einer generaldispensation auf nächst eintrettende Fastenzeit eine Vorstellung an das R^dum Consistorium zu Regensburg gemacht werden wolle."

„Cons.

es grassiren anheüer verschiedentl. Krankheiten in hiesigen landen und haben dieselbe bey denen continuirlichen durch-Marchen deren Kayserl: Völker schon vieles ausgestanden und vielleicht bey dermahligen Kriegs-troublen noch mehreres auszustehen, welches dem Unterthan um so schwerer fallet, als der Schauer-Schlag an vielen orthen grossen Schaden gethan, dann noch beykommet, daß bey dem in hiesigen landen eingeführten Simultaneo und Ehevermischung in der Fasten-Zeit grosse Inconvenientien entstehen, welche motiva hinreichig gewesen wären, eine generaldispensation auszuwürken und dahero gar wohl von Hfstl. Regierung aus eine Vorstellung dieserwegen an das R^dum Consistorium gemacht werden könnte.

Schall. Hoezendorf.
Hund. Freyh. von Stinghaim."

„An das Consistorium
in Regensburg.

Hochwürdig, Hoch und Wohlgeborne, Hochedelgeborne und Hochgelehrte besonders liebe Herren und Freunde.

Demnach wir nicht unbillig besorgen, es möchte bey nächsteinstehender heil: Fastenzeit von R^di Consistorii wegen



Schloß Adldorff. Aus Wenings „Rentambt Landshut". (Zu S. 204.)

aus etwaiger Ermanglung nöthiger information von deren hiesigen Landen dermahligen Zustand das gewöhnliche Fastengeboth gleich andere Jahre auch für heüer praescribiret werden, So können wir nicht umhin, unseren besonders lieben Herren und Freünden wahrhaftig vorzustellen, welchergestalten anheüer verschiedene Krankheiten in hiesigen Landen grassiren, auch der ohnehin erarmte Burger: und Bauersmann durch den an vielen orthen erlittenen harten Schauerschlag und continuirliche durchzüge deren Kayserl: Völker, welche bey dermahligen Kriegstroublen vielleicht noch ferner andauern werden, solchergestalten mitgenommen worden, daß es, wo nicht denen mehresten, doch vielen an benöthigten Lebens-Mittlen bereits schon gebrechen will, denenselben zu beliebiger Resolution ohnmaßgebig anheimstellende ob nicht diese angezogene motiva, zumahlen wann nebst denen auch in billige consideration gezogen wird, was für große inconvenientien bey dem in hiesigen Landen introducirten Simultaneo und vermischten Ehen zu dieser heil: Fastenzeit entstehen könnten hinreichig wären, eine general-dispensation zu bewürken. die wür übrigens denen Herrn und Freunden zu Erweisung angenehmer dienstgefälligkeiten bereit und willig verbleiben. Sulzbach den 2. Martii 1734.

Hochfürstl. Pfalz. Sulzbachisch. Statthalter, Nachgelassene geheime Räthe, Kanzler und Hofräthe.

Hund. Freyh. v. Stinglhaim. Hoezendorffer.

Das Konsistorium erwidert:

„Was dieselbe an uns gelangen lassen .. haben Wir .... vernohmen. Gleichwie Wür nun die angezogene Unglücksfähl bedauern und derentwegen das ausgefertigte Fastenpatent solchergestalten eingerichtet, daß sowohl die Pfarrer als Beicht: Vätter aus bewegenten Ursachen das nöthige Fleischessen erlauben können, also auch werden die einige wichtige Ursach habente bey denen Seelsorgern und Beicht-Vättern des Fleischessen halber sich anzumelden und allda die Licenz zu begehren wissen. Anbey unsern besonders freundl. geliebten .... so bereith als willig wohl beygethann verbleiben.

Regenspurg den 22. Martii 1734."

Am 4. Martii 1734 verbot die Regierung zu Sulzbach wieder wie bisher alle Jahre, „das Masquera-Lauffen und alle Mummereyen dann Freüden: und Saitenspiele wegen noch fürwehrender hohen Landes-Trauer."

Allerhand von Augsburgs alten Stadttoren und Türmen.

Von A. Belter. (Schluß.)

III.

Nach dieser Wanderung kehren wir wieder an den Schmiedberg zurück, wo uns zwei enge Durchgänge an den Häusern C 164 und „Am Rain" an alte Befestigungsanlagen erinnern. Wenn wir weiter zurückgehen, so kommen wir bald zum sog. Mauerberg hinter, dessen ganz eigenartige, terrassenförmige Anlage uns sagt, daß hier in alter Zeit eine starke Befestigungsanlage gewesen sein muß. In der Tat herrscht auch im allgemeinen die Ansicht, daß sich von hier an über das Schwalbeneck den Obstmarkt, Hafnerberg und Thäle, dann bei Heilig Kreuz zur Kohlergasse einbiegend und von da weiter die alte Gasse berührend, zur Jesuitengasse sich hinziehend und dann etwa in die Karmelitengasse zum Lueginsland und Pfannenstiel einbiegend oder zum „äußeren Pfaffengäßchen" die Umwallung der Römerkolonie Augusta Vindelicorum erstreckt habe. Doch ist über den Umfang und die Ausdehnung der römischen Kolonie im Grunde genommen nicht viel auf uns gekommen. Die Reste des Mauergürtels, die wir soeben (namentlich am Mauerberg und am „Thäle") genannt haben, werden wohl aus der Befestigung unserer Stadt vom 10. Jahrhundert und später herrühren.

An der Hand des von uns benutzten Seldschen Planes (1521) beginnen wir also hier am Mauerberg wieder unsere Wanderung. Eine Erklärung des Namens Mauerberg brauchen wir wohl nicht zu geben, diese ergibt sich aus dem Namen von selbst. In alter Zeit hieß der unter dem Mauerberg liegende tiefere Straßenteil sehr bezeichnend der „Mauergraben". Ob an diesem und an der Mauer selber Wehrtürme und ähnliche Bauwerke gestanden, das läßt sich nicht mehr genau erkennen. Wir sehen nur auf dem Seldschen Plan, etwa beim Haus Lit. C 126 einen ziemlich schlanken Turm mit einem steilen Pyramidendach. Wahrscheinlich ist dies ein alter Befestigungsturm gewesen, denn in einem alten Kaufbrief des betreffenden Hauses heißt es, daß der jeweilige Besitzer desselben an die Stadtkämmerei aus der dabei befindlichen „Zinne" einen Grundzins von 1 fl. zu bezahlen habe. Ähnlich verhält sich's mit den Häusern C 127 und C 129, welche gleichfalls wegen einer solchen „Zinne" einen Grundzins zu entrichten hatten.

Nun kommt ein jedenfalls uraltes Tor, nämlich das sog. Schwalbeneck (C 35). Wie man an dem Bau auf den ersten Anblick erkennt, hat dieser seiner Anlage nach ein sehr hohes Alter; es ist nur schade, daß vor einigen Jahren die reizenden, altertümlichen Kamine zerstört worden sind. Es heißt, daß das Haus das Geburtshaus des hl. Gualfardus (geb. um 1075, gest. den 30. April 1127), Patrons der Sattler, gewesen sein soll. Des Heiligen, erst vor kurzem gut restauriertes Bildnis, schmückt deshalb auch sinnig das Haus. Schwalbeneck soll das Gebäude deshalb genannt werden, weil in demselben früher unzählige Schwalben genistet hätten, die zuvor das benachbarte, im 14. Jahrhundert abgebrochene Königstor bevölkert hatten. Aus den Bauamtsprotokollen vom Jahre 1623 erfahren wir noch, daß das dem Handelsherrn Hans Benedikt gehörige Haus, das „Schwalbenegg" benannt, wegen arger Baufälligkeit innerhalb 14 Tagen abgetragen werden mußte. Bemerkt sei auch noch, daß das merkwürdige Haus in früheren Jahrhunderten Zinslehen zu der benachbarten, schon längst verschwundenen St. Antoniuskapelle gewesen ist (St. Antonin und St. Pantaleon im Imhofhaus, jetzt Riedingerhaus?) — Der Name Schwalbeneck könnte übrigens auch durch eine in frühester Zeit an dieser Stelle befindliche Mühle erklärt werden, bei welcher ein „Wasser-Schwall" sich befand; denn früher war hier das Ufer viel steiler und die Lechkanäle flossen somit viel näher an dem Schwalleck, für das man später kein Verständnis mehr hatte und ein leichter verständliches Schwalbeneck daraus machte. —

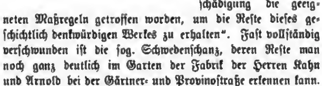
Wir hörten auch die Deutung „Schwabeck“, als letzter Vorsprung schwäbischen Landes gegen das bayerische! Könnte nicht vielleicht die Benennung „Schwalbeneck“ mit dem Geschlechte derer von „Schwabegg“ in Zusammenhang stehen, jenem Geschlecht, welches namentlich im 11. Jahrhundert in dieser Gegend sehr begütert gewesen ist, hier auch wohnte und große Stiftungen, wie z. B. das St. Petersstift (um 1066), ins Leben gerufen hat?

Das „Jungfernloch“ existiert eigentlich heute noch; es ist dies ein allerdings größtenteils verschütteter, unheimlicher, unterirdischer Gang, welcher beim Hause F 386 seinen Anfang nimmt und sich bis zum hohen Dom und noch weiterhin erstrecken soll; man hat auch mehrere Abzweigungen von demselben entdeckt, so eine solche beim „Burggrafenturm“ (D 119) und bei der St. Afra-Apotheke (D 84) lauter uralte Gebäulichkeiten. — Von dem Gang bei dem Haus F 386, das seinerzeit bekanntlich Eigentum des Kaisers Maximilian I. (1492—1519) gewesen ist, heißt es auch, der Kaiser habe ihn deshalb bauen lassen, damit er mit seiner holden Gemahlin, der Maria Blanka, ungestört und bei jeder Witterung den Gottesdienst im hohen Dome besuchen könne. — Die Gänge stammen aber wohl aus einer viel früheren Zeit. Wo man etwas von solchen hört, bringt sie die Sage mit „drei Jungfern“ in Verbindung. Aber auch von der „Hex am Barfüßertor“ haben wir noch einiges zu berichten; denn die Geschichten werden oft gar abweichend voneinander erzählt. Also von dieser „Hex am Barfüßertor“ heißt es: Die sei früher ein mordsböses Weib gewesen, habe nichts als Händel und Unfrieden gestiftet, und sei deswegen, weil man sich vor ihr nicht anders mehr zu helfen wußte, in den Turm gesperrt worden. Da trug sich's aber zu, daß der wüste Attila mit seinen bösen Hunnen die Stadt belagerte. Weil er sie aber nicht zu erstürmen vermochte, so wollte er sie durch Hunger zur Übergabe zwingen. So stund es halt arg schlimm um die Stadt, und als niemand mehr weder Rat noch Hilfe wußte, da kam die „alte Hex“ und sagte, wenn man sie freilasse, so werde sie die Stadt von dem grimmen Feinde befreien. Der bösen „Hex“ hätte man solches am allerwenigsten zugetraut; aber was tut man nicht alles in der Not! Man hat ihr also die Freiheit gegeben; und was hat sie dann getan? Zuerst hat sie einen kohlrabenschwarzen Hengst vor ein Bauernfuhrwerk gespannt; darauf ist sie mit dem Gefährt zum Barfüßertorturm gefahren, ist dort vor dem Tor draußen unbekleidet auf das Pferd gestiegen und so dem grimmigen Attila entgegengefahren. Als der solches gesehen, hat er schleunigst Reißaus genommen. So hat also Augsburgs bösestes Weib die ganze Stadt errettet!



Am Jakoberwall in Augsburg.

Auf der Suche nach weiteren alten Befestigungsanlagen dürfen wir auch den leider vor 15 Jahren fast gänzlich niedergelegten mächtigen Franzosenwall nicht vergessen. Er soll, wie es allgemein heißt, als sog. Redoute während der Belagerung der Stadt im Jahre 1703 aufgeworfen worden sein, und zwar an einer Stelle, die ehedem der „Schutt“ genannt worden ist. (Unseres Wissens ist vor mehreren Jahren im „Sammler“ die Entstehung des Franzosenwalls in das Jahr 1796 gelegt, eine Annahme, die in der noch existierenden Tradition in der Bevölkerung der Umgebung Friedbergs ihre Stütze hat, wonach die Großeltern in Fronarbeit an der Herstellung der Schanze arbeiten mußten.) Doch ist allem Anschein nach das Werk viel früheren Ursprungs und datiert in seinen ersten Anfängen vielleicht aus den Zeiten der Ende des 14. Jahrhunderts abgebrochenen Wagenhalsvorstadt. Dies mag auch für die ziemlich ausgedehnte Ringschanze beim Ablaß droben der Fall sein. Dieses Werk, ebenfalls eine sog. Redoute, eine allseitig geschlossene Schanze, wurde wahrscheinlich erst im spanischen Erbfolgekrieg, im Herbste 1703, zum Schlusse des Ablasses angelegt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde leider der südöstliche Teil derselben zum Straßen- und Faschinenbau abgetragen, doch sind seit dem Jahre 1836 „gegen jede fernere Benutzung und Beschädigung die geeigneten Maßregeln getroffen worden, um die Reste dieses geschichtlich denkwürdigen Werkes zu erhalten“. Fast vollständig verschwunden ist die sog. Schwedenschanz, deren Reste man noch ganz deutlich im Garten der Fabrik der Herren Kahn und Arnold bei der Gärtner- und Provinostraße erkennen kann.



Für ihre Befestigungsanlagen hatte die Stadt seinerzeit fortwährend sehr viel Geld ausgeben müssen. Besonders viel aufgewandt wurde vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges (1546—1547). Noch großartiger sollte der Festungsgürtel in der schwedischen Zeit werden (1632—1634); damals entwarf der kgl. schwedische Generalquartier- und Fortifikationsmeister Franz de Traitorrens einen Plan, welcher die ohnehin schon genugsam ausgesaugte Stadt wohl bald finanziell vollständig ruiniert hätte, hätte man ihn ganz ausgeführt. Selbstverständlich legte man aber fortwährend auf die gute Erhaltung der eigentlichen Stadtwallung und der Mauer höchsten Wert.

Nachdem Mauern und Tore bekanntlich in der Belagerung Anno 1703 bös zugerichtet worden waren, ging man mit dem Plan um, die Stadt wieder stark zu befestigen, und beauftragte den schwäbischen Kreisoberquartiermeister Marquard v. Freißberg mit der Ausarbeitung eines Planes. Obwohl dieser zwei Entwürfe eingereicht, wurde doch keiner ausgeführt; man übergab die Ausführung vielmehr einem geborenen

Franzosen, der aber im Dienste des Deutschen Reiches bezw. des schwäbischen Kreises zu Ulm stand, dem berühmten Ingenieurhauptmann Anton Duchaffat. Dieser führte die schwierige Arbeit zur vollsten Zufriedenheit der ganzen Stadt aus und dazu auch verhältnismäßig billig, so daß er noch eine ganz besondere Extrabelohnung erhielt. Da Duchaffat im Jahre 1741 jedoch in kurfürstlich-bayerische Dienste übertrat, — so sehr hatten nämlich dem Kurfürsten von Bayern, Karl Albrecht, die Augsburger Befestigungsanlagen gefallen, daß er den genialen Ingenieur nicht lange den Augsburgern gönnte, sondern ihn zu sich berief, — so vollendete die hiesigen Werke ein Hauptmann de Michal.

Die kriegerischen Ereignisse, welche die Revolutions- und napoleonischen Feldzüge mit sich brachten, änderten im allgemeinen an unseren Festungsanlagen nicht viel, obwohl Napoleon gelegentlich seiner Anwesenheit im Oktober 1805 die Bemerkung machte, die Stadt zu einem Waffenplatz allerersten Ranges umzugestalten. Von den projektierten Anlagen kam aber vorderhand nur eine einzige zustande; der Brückenkopf auf dem rechten Lechufer bei der Hochzoller Brücke, von dem noch heute Reste bemerkbar sind. Der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Österreich im Jahre 1809 verwandelte jedoch fast mit einem Schlage unsere Stadt wieder in eine Festung. Es wurden die Überschwemmungsanlagen neu instand gesetzt usw.; die vier Haupttore versah man mit Fallgittern und alle übrigen Tore, mit Ausnahme des Fischertores, wurden bis auf 4 Fuß breite und 6 Fuß hohe Gänge fest zugemauert. Am meisten Festungscharakter verliehen der Stadt die damals mit unheimlicher Eile aufgeworfenen Vorwerke. Solche wurden angelegt an der Lechhauser- und bei der Wertachbrücke neben dem sog. „inneren Zoll“, ferner zwischen „Fischertor“ und Luginsland. Die Stadt verlor aber, was den Bewohnern nicht unangenehm war, schon im folgenden Jahre (1810) den festungsmäßigen Charakter. Jedoch schon im Jahre 1813 mußte man wieder an eine Verstärkung der Befestigungsanlagen denken: der unglückselige russische Feldzug machte dies sehr notwendig; doch ist seit dieser Zeit von Abänderungen an unserem Mauergürtel nicht mehr die Rede. Es kam anders, und es war doch eigentlich kein Unglück, die Stadt verlor im Jahre 1860 ihre Festungseigenschaft vollständig. Der Mauergürtel wurde gesprengt, und die alten tiefen Stadtgräben eingefüllt, aber auch mancher stattliche Torbau verschwand, was eben nicht immer hätte der Fall sein müssen; wenn man bedenkt, daß in andern alten Städten mit ganz anderem Verkehr, wir nennen in erster Linie Nürnberg, Frankfurt, Köln, Basel, aber auch München, mancher alte Torbau erhalten geblieben ist.

Es sei noch der Namensumänderung unserer vier Haupttore gedacht (Rotes, Gögginger-, Jakober- und Wertachbruckertor), die man im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts bald nach der „Bayerischwerdung“ von seiten der Kgl. Bayer. Kommandantschaft ins Auge gefaßt hatte. Gleich zu Anfang des Jahres 1821 war nämlich der Kommandantur und auch anderen begeisterten Patrioten eingefallen, die vier Haupttore unserer Stadt ähnlich wie verschiedene Straßen, z. B. den Brot- und Weinmarkt usw., in Maximilians-, die Weißmalergasse in Karolinen-, Judengasse in Karlstraße usw., nach Namen der königlichen Familien umzutaufen. Es wurde der Vorschlag gemacht, das Göggingertor als das Haupttor, von nun an dem König Max I. zu Ehren in ein Maximilianstor, das Wertachbruckertor nach der Königin in ein Karolinentor, das Rote Tor in ein Ludwigstor, und endlich das uralte Jakobertor in ein Karlstor umzuwandeln. Allein diese Anregung fand keinen rechten Anklang; als die Angelegenheit am 9. März 1821 in der Sitzung der Gemeindebevollmächtigten zur Sprache kam, da wurde sie verworfen. Hauptsächlich begründete man dies damit, daß man sagte, das gäbe später in Urkunden zu großen Irrtümern Anlaß; die alten Benennungen seien beim Volke so sehr eingebürgert, daß es förmliche Unzufriedenheit geben möchte, wollte man die alten Namen verwerfen. Bezüglich des „allerhöchsten Namens“ Maximilian habe man ja so wie so schon die schönste Straße der Stadt, „so eine wahre Königsstraße“, Maximilianstraße genannt. So blieben uns also die alten Tornamen erhalten, wenngleich später eines davon, das Göggingertor, verschwinden mußte.

Die Medaille des Industriellenverbandes.

Ein edler sinniger Gedanke hat Verwirklichung gefunden in der Schaffung einer Medaille, welche der Bayerische Industriellenverband an jene Angestellten verleiht, welche 25 Dienstjahre in ein und derselben Stelle zurückgelegt haben. Wir glauben auf eine Beschreibung der Medaille selbst, eines Meisterwerkes der Medailleurkunst, geschaffen von Professor Heinrich Waderé (Kunstgewerbeschule München), verzichten zu können unter Hinweis auf die treffliche Abbildung, welche wir hiermit unsern Lesern vorlegen. Über die Bedeutung der Medaille sprach der erste Bürgermeister Münchens Dr. W. v. Borscht bei dem feierlichen Akte der Verleihung an die hiermit Ausgezeichneten denkwürdige wirklich goldene Worte.

Nach einem kurzen Hinweis auf eine ähnliche, gewissermaßen vorbereitende Feier begann der bewährte Meister die Rede:

„Gewerbliche Arbeiter, die mehr denn 25 Jahre in ein und demselben Unternehmen ununterbrochen beschäftigt waren, sollen heute Dank und Anerkennung für die selbstlose Hingebung und aufopfernde Treue empfangen, mit der sie während dieses langen Zeitraumes sich ihrem schweren Berufe gewidmet.

Wohl haben sich seit der Zeit, da Sie Ihre Stellung angetreten, die Verhältnisse des Arbeiters in einem früher für unmöglich gehaltenen Maße zu deren Vorteil verändert. In der Anerkennung der Notwendigkeit, daß diejenigen, die ihr Leben hindurch auf ihrer Hände Arbeit angewiesen und wirtschaftlich nicht so gestellt sind, daß sie sich aus eigener Kraft gegen die Wechselfälle des Lebens zu schützen vermögen, gegen Verdienstlosigkeit infolge von Krankheiten, Unfällen und Invalidität gesichert werden müssen, ist von den gesetzgebenden Faktoren des Reiches das gewaltige Gebäude der Reichssozialgesetzgebung errichtet worden, unter dessen schützendem Dache Millionen von Arbeitern mit viel geringerer Sorge um ihre Zukunft denn früher ihrem Berufe nachgehen können, dessen Einrichtungen gegenüber Hunderttausenden erwerbsunfähig gewordener Arbeiter seine segensreichen Wirkungen

entfaltet. Vergegenwärtigen wir uns, daß die Aufwendungen der deutschen Krankenversicherungskassen zugunsten ihrer Mitglieder allerdings unter Einrechnung der Dienstboten im Jahre 1904 bereits 237 Mill. Mark betrugen, daß die Berufsgenossenschaften zur Ausgleichung der wirtschaftlichen Folgen von Betriebsunfällen im gleichen Jahre 127 Mill. Mark aufgebracht haben, daß die sämtlichen deutschen Versicherungsanstalten an Invaliden- und Altersrenten an Lohnarbeiter 148 Mill. Mark auszahlten, daß demnach im Jahre 1904 512 Mill. Mark, mithin täglich ein Betrag von über 1 Mill. 400000 Mark diesen Berufsklassen zugute kamen, so ergibt sich hieraus allein schon, welch ein gewaltiger Umschwung sich in den Verhältnissen der Arbeiter vollzogen hat.

Zur Ehre der deutschen Arbeitgeber muß aber hervorgehoben werden, daß sie sich in Fragen der Arbeiterfürsorge nicht auf ihre reichsgesetzlichen Verpflichtungen beschränkten und in der Erkenntnis des Wertes eines tüchtigen und vor allem stabilen Arbeiterstandes weit darüber hinaus ersprießliche Institutionen zur Förderung der Wohlfahrt ihrer Angestellten geschaffen haben und durch prozentual sehr bedeutende Lohnaufbesserungen den Anforderungen der Zeit gerecht geworden sind. — Mehr noch als die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiters fällt aber die Tatsache ins Gewicht, daß sich die soziale Stellung des Arbeiters ganz außerordentlich gehoben hat. Mag es auch in mancher Beziehung als bedauerlich erscheinen, daß das frühere patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer immer mehr im Verschwinden begriffen ist, so muß es doch als ein Fortschritt in der Entwicklung unserer sozialen Verhältnisse betrachtet werden, daß die Erkenntnis des inneren sittlichen Wertes der Arbeit immer mehr zur Anerkennung der Gleichberechtigung beider Teile geführt hat, daß dem Arbeiter überall dieselbe Bewegungsfreiheit gewährleistet wird, die der Unternehmer selbst für sich in Anspruch nimmt.

Aber all die Veränderungen, die ich soeben dargelegt, haben die ethischen Grundlagen, auf denen sich das gewerbliche Leben solange aufgebaut, als es überhaupt eine Kultur gibt, nicht nur nicht zu erschüttern vermocht, vielmehr deren Kräftigung und Stärkung nur um so notwendiger gemacht. Bei dem enormen Aufschwung, welchen die Industrie in Deutschland seit der Gründung des Deutschen Reiches erfahren, ist Anhänglichkeit, Tüchtigkeit und Fleiß auf der einen Seite, Wertschätzung dieser Tugenden, vorurteilslose und von jeder Bevormundung freie Würdigung berechtigter Ansprüche der Arbeiter auf der andern Seite unerläßlicher denn je für eine gedeihliche Fortentwicklung des gesamten gewerblichen Lebens und damit zugleich für die Wohlfahrt des Volkes überhaupt. — In hohem Grade ist es zu begrüßen, daß hier in München mit seiner bedeutenden, in ihrem Umfang und ihrer Leistungsfähigkeit vielfach unterschätzten Industrie eine so überaus große Anzahl an Arbeitnehmern und Arbeitgebern vorhanden ist, welche den Geist der neuen Zeit mit einem harmonischen Gegenseitigkeitsverhältnis vereinfacht findet, daß viele große Gewerbebetriebe unserer Stadt einen starken Stamm von Arbeitern aufzuweisen haben, der weit über ein Vierteljahrhundert hinaus bei ihnen beschäftigt ist.

Gerne nehme ich die sich mir heute darbietende Gelegenheit wahr, diesen Veteranen der Arbeit Dank und Anerkennung zugleich auch im Namen der Gemeindevertretung für für ihre Pflichttreue und Hingebung auszusprechen, denn sie haben damit nicht allein dem Industriezweig genützt, in dem sie bisher tätig waren, sondern zugleich ein gutes Beispiel gegeben, das auf die übrigen Kollegen seinen Einfluß nicht verfehlt und dazu beiträgt, einen Nachwuchs von gleich tüchtigen Kräften heranzuziehen, die Industrie in München zu fördern und insbesondere den so oft vorgebrachten Einwand zu entkräften, daß in München deswegen dieser wichtige Zweig des Kulturlebens nicht gedeihen könne, weil es an zuverlässigen Arbeitern fehle.



Die Medaille des Industriellenverbandes.

Dank und Anerkennung möchte ich aber auch nicht minder den hier anwesenden Arbeitgebern dafür sagen, daß Sie sich so tüchtige Leute in ihren Geschäften dauernd zu sichern wußten. Sie haben dies dadurch ermöglicht, daß Sie in Ihren Angestellten nicht lediglich die gewandte Arbeitskraft sondern nicht minder auch den Menschen achteten, daß Sie dem Wohl und Wehe derselben herzliches Interesse entgegenbrachten und Ihre Aufgaben gegenüber Ihren Arbeitern nicht in dem Arbeitsvertrag als erschöpft ansahen.

Mögen diese herzlichen Beziehungen wie bisher so auch künftig fortdauern, möge die Erkenntnis sich in weitesten Kreisen lebendig erhalten, daß die Entwicklung der Menschheit und ihre Existenzberechtigung auf der Arbeit beruht, aus der vermöge ihrer Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit die einzelnen Berufsarten hervorgegangen sind, daß die Arbeit aber trotz aller Standesunterschiede in gleichem Maße einen jeden adelt, in gleichem Maße Anspruch auf allgemeine Achtung jedem verleiht, der sich ihr widmet im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen!

Mit diesem Wunsche schreite ich zur Verteilung der Medaillen und Diplome, welche der Bayerische Industriellenverband unter Bestätigung des Kgl. Staatsministeriums des Kgl. Hauses und des Äußern 168 Arbeitern verliehen hat."

Kleine Mitteilungen.

Niederbayerische Nationaltracht. Unsere schönen Volkstrachten verschwinden immer mehr. Nur in den Alpen erhalten sie sich, wenn auch in bedeutend modernisierter Form, wie wir wiederholt im Bilde nachwiesen. Gänzlich verschwunden sind die Trachten Niederbayerns, sie leben nur mehr im Bilde fort. Wir geben heute ein ländliches Paar in der schmucken Tracht des Gäubodens aus der Straubinger Gegend. Die photographischen Aufnahmen stammen aus dem Jahre 1872 vom großen landwirtschaftlichen Kreisfeste zu Straubing. Vielleicht erfahren wir aus unserem Leserkreis die Namen des stattlichen Paares.

Hausordnung des Augsburger Pilgerhauses. Dr. Max Bisle teilt uns in seinem von uns mehrfach mit Auszeichnung genannten Werke „Die öffentliche Armenpflege der Reichsstadt Augsburg" folgende Hausordnung mit, welche aus dem Jahre 1586 stammt und die noch 1685 und 1718 erneuert wurde. Sie lautet:

1. „Sollen alle Armen, so diesorts um Gottes willen ein- und aufgenommen werden, Gott dem Allmächtigen zu Lob herzlich dankbar sein, treulich und fleißig für diejenigen bitten, die täglich ihr Almosen, Steuer und Hilf daher mitteilen.

2. Es sollen auch die Armen in diesem Haus alle Morgen und Abend, desgleichen vor und nach dem Essen mit aller Andacht fleißig und emsig beten, desgleichen wenn man ein Gottesbrot austeilt, Gott dem Allmächtigen um alle Gut- und Wohlthat dankbar sein, denn das ist das einzige Mittel, wodurch dieses Gotteshaus erhalten wird, alldieweil es sonst kein eigenes und gewisses Einkommen hat, denn allein, was gottselige, treuherzige und fromme Menschen täglich dahergeben und mitteilen.

3. Auch sollen alle Manns- und Weibspersonen, Junge und Alte in diesem Haus sich aller Gottseligkeit, Ehrbarkeit gegen Vater und Mutter, Ehehalten und gegeneinander selbst befleißigen, auch aller Unzucht, Hader und Zankes sich enthalten, da aber eins oder mehrere derselben das nicht täten, die sollen ohne alle Mittel alsbald aus dem Hause geschafft werden.

4. Was auch einem jeden Kranken nach seinen Anliegen und Gebrechen von dem Herrn Doktor für Arzneien zur Erholung seines Gesundens gegeben werden, das sollen sie fleißig einnehmen, desgleichen auch alle diejenigen, so baden sollen, demselben fleißig abwarten, und sich aller Unordnung dem Bad zuwider enthalten.

5. Desgleichen sollen alle Handwerksgesellen, für die man wöchentlich aus ihrer Büchse etwas bezahlt, dieser Ordnung auch unterworfen sein, alldieweilen dasselbige so man bezahlt, bei weitem den Kosten nicht erreicht, der über sie geht, und sie deshalben des hl. Almosens auch teilhaftig werden, sowohl als andere Arme.

6. Es sollen auch alle Kranken in diesem Haus mit Sonderausgaben nicht beschwert werden, weder mit Badgeld, Wäscherlohn, Neujahr, Kirchweih oder in anderem Weg.

7. Da etwa Kranke einige Lust zu einem besonderem Richtlein hätten, soll man's ihnen um ihr Geld verabfolgen, da sie aber nicht Geld hätten, soll es ihnen doch nach Gelegenheit und Notdurft geleistet werden, aber den Fürwitzigen, sonderlich den jungen Burschen soll kein unnötiges Geschenk gestattet werden, ob sie es gleich zahlen.

8. Es soll auch kein Kranker Macht haben, ohne des Vaters oder der Mutter Vorwissen und Willen aus dem Hause zu gehen, desgleichen sollen sie ihnen auch nicht vielen oder unnötigen Zugang ins Haus machen, noch jemand heimlich entlassen, oder denselben einige Speis, die ihnen nicht dient, zutragen lassen, es sollen auch, die dazu vermöglich und stark sind, wenn man Holz oder Wäsch hat, zugreifen und helfen, soviel sie vermögen und wohl können, und nicht nur auf dem faulen Bänklein sitzen.

9. Wo auch Kranke einigen Mangel, Fehl oder Beschwerden hätten, es sei in was Weg wolle, die sollen sie ohne alle Scheu den Almosenherren, so alle Wochen zweimal ins Haus kommen, klagen und fürbringen: so soll ihnen nach Gebühr geholfen werden, desgleichen, da Vater oder Mutter oder die Ehehalten von jemand beschwert würden, das sollen sie den Almosenherren in kein Weg auch nicht vorenthalten.

10. Weil den keine Ordnung gut ist, es wird denn darob gehalten, so soll deshalb diese Ordnung alle Quatember in allen Stuben öffentlich verlesen und sich darnach verhalten werden. Dazu verleihe der allmächtige Gott seine Gnade. Amen."

Fahnenflüchtige Kroaten in Wasserburg a. Inn. Am 22. Juni 1744 zeigten sich bei Wasserburg, wie Ausschreibungen in der Kriegskostenrechnung des Pfleggerichts Wasserburg vom selben Jahre berichten, 244 Mann Kroaten, die „Von der im Reich vnnd gegen den Rhein gestandenen österreich. Armée oigenmächtig abwerts gegangen, vnnd Biß unterhalb deß yhnns" gekommen waren. Diese Deserteure suchte nun der Kommondont der damals in Wasserburg liegenden österreichischen Garnison, Baron Voith, gefangen zu nehmen, was auch durch List gelang. Die Kroaten wurden „Biß auf alhiesige yhnpruckhen guetl. gelockhet, alß sich selbe alle auf der Pruckhen Befunden, durch die Vorhero Vnvermörckht gemachte Veranngestaltung mitlß vor vnnd hinter ſothanner pruckhen augenblickhlich hinlänglich vor denen Mäuern anmarchirt alhiesigen quarnison zu Arrestanten gemacht, vnnd ins Bürg Schloß der sicheren Verwahrung willen gebracht, auch alda Von 22.t Juny Biß 20.t July qua arrestanten Beybehalten."

Als beim Abmarsch der österreichischen Besatzung am 20. Juli die Kroaten mitabziehen sollten, verweigerten sie den Gehorsam und verbarrikadierten sich in ihren Wohnräumen. Da sie zum Verlassen derselben nicht zu bewegen waren, ließ Baron Voith in ihren Zimmern, die vom Gange aus zu heizen waren, einheizen, und zwar so stark, daß die Kroaten schließlich der Hitze weichen mußten. Der Vorgang wird also geschildert: „Verarrestirt geweste 244 Mann Croaten haben sich, alß selbe mit der hiesigen quarnison ab: vnnd widerumben der Armée zumarchiren sollen, genzl: widersetzt, vnnd kundten vngeacht Bald gütl: Bald ernstl: zusprechen, nach langen zeit Verlauf, vnnd da die völlige quarnison schon vor dem Schloß in parata stundte, aus dennen Zimmern nit gebracht, oder zugehen persuadirt werden, vnnd widersetzten sich mit Verspör: vnnd Vermachung der thüren aufs kräfftigiste, worvber der Commendant Verordnet, dise vnpändigen Croaten durch die Hiz aus denen Zimmern zubringen, Liessen also solchen indeß willen nach möglichkeit einhaizen, vnnd hiemit solchergestalten Continuiren, Biß endl: Sye Croaten (obschon selbe anfängl: auf die fenster stöckh gestiegen vnnd sich zuerhalten, Vermeint: Vor Hiz nitmehr Bleiben kundten, vnnd desholb von selbsten herauß zugehen Bezwungen wurdten, wodurch aber die öfen zimblichermassen ruinirt worden seint."

(Mitgeteilt vom städtischen Archivar K. Brunnhuber, Wasserburg.)

Schutz der Weidmannstracht. Einzelne bayerische Landstände übten zu Beginn des 17. Jahrhunderts ihr Jagdrecht durch Schergen aus. Dem machte die Forstordnung des Kurfürsten Maximilian vom Jahre 1616 ein rasches Ende. Sie verbot diesen das Tragen grüner Röcke, Hosen und Hüte und auch der Pirschbüchsen.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Die

Bayerische Hypotheken- und Wechselbank

in **München,** Theatinerstraße 11

übernimmt

in- und ausländische Wertpapiere aller Art zur Aufbewahrung als

Offene Depots,

besorgt deren vollständige Verwaltung, den Inkasso der Coupons, die Erhebung neuer Couponsbogen, Kontrolle von Verlosungen, erteilt Auskünfte über alle börsengängigen Effekten etc. und stellt alle Einrichtungen und Vorteile, welche eine erste Bankverbindung bieten kann, zur Verfügung. Die Bank besorgt den An- und Verkauf von Wertpapieren und gewährt Vorschüsse auf die hinterlegten Depots. Die Aufbewahrungs- und Verwaltungsgebühr beträgt 50 Pfg. pro 1000 Mark.

Dokumente, Pretiosen, Gold- und Silbergegenstände und Wertpapiere in Packeten und Behältern, die vom Hinterleger selbst zu verschliefsen und zu versiegeln sind, können gegen Versicherung des deklarierten Inhaltes als

Geschlossene Depots (88)

übergeben werden.

Im Scheckverkehr oder gegen Kassenscheine übernehmen wir

Bargeld zur Verzinsung

und vermieten

Eiserne Geldschränke (Safes)

in verschiedenen Gröfsen, eingebaut in den feuer- und einbruchsicheren Stahlgewölben der Bank, unter Selbstverschlufs der Mieter, gegen eine Gebühr von 20 bis 100 Mark pro Jahr.

Reglements stehen auf Wunsch kostenfrei zur Verfügung!

Bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank dürfen Gelder der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, auch Gelder der Kultusstiftungen und Kirchengemeinden, im Giro-Scheck-Verkehr oder in laufender Rechnung — Kontokorrent — angelegt werden.

Bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank dürfen offene Depots von Gemeinden und örtlichen Stiftungen, auch von Kultusstiftungen und Kirchengemeinden errichtet werden.

Die Gräfl. v. Baudissin'sche

Weingutsverwaltung **Nierstein** a. Rhein 125



bringt zum Versand ihre hervorragend preiswerte Marke:

1904er

Niersteiner Domthal

Probekiste v. 12 Fl. Mk. 15.—

frachtfrei jeder deutschen Eisenb.-Station gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. In Faß von 30 Liter an bezogen per Liter Mk. 1.—

Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers. (101)

An gut empfohlene Herren sind Vertretungen z. Verkaufe obiger Marke zu vergeben.

Kirchen-Orgeln

jeder Grösse.

Harmonium, deutschen und amerik. Systems

von (60)

G. F. Steinmeyer & Cie., Öttingen (Bayern)

Kgl. Bayer. Hof-Orgel- und Harmoniumfabrik.

Zentral-Schwermange

Theatinerstraße 8/0, rückw. r.

(gegründet 1880).

Spezialgeschäft für elegante Tafel-Wäsche sowie für Ausstattungen, Haushaltungswäsche und Vorhänge.

Durch Erweiterung pünktliche Bedienung.

Um gütige Aufträge ersuchen (100)

hochachtungsvoll

Geschwister Walsch.

Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin.

Ein

vornehmes Fest-Geschenk

für jeden Künstler, Kunsthandwerker und Kunstfreund bildet

Kunst und Handwerk

Zeitschrift des Bayer. Kunstgewerbe-Vereins

Jahrgang 1906 komplett in künstlerischem Einband Preis Mk. 20.—.

Natur-Heilanstalt (84) Degerloch-Stuttgart.

— Das ganze Jahr geöffnet. —

Prospekte durch den Besitzer

Dr. med. Katz, O'Stabarzt a. D.

Unterricht in Charakteristik, Schönheit und Fülle des Tons

Burger-Harmonium

Hermann Burger, Bayreuth.

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Das Turnen im Hause.

Leibesübungen für Jung und Alt.

Von Dr. med. J. Feerwald und G. Frauer.

Dritte Auflage.

Mit 177 Abb. In Ganzleinwdbd. M. 2.80.

Münchener

Gichtbalsam

ist das Beste bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen und Geschwulsten.

— Zu haben in Gläsern à 1 M. —

Schützenapotheke München

Schützenstr. 2. — Bayerstr. 4. (22)

Dr. med. Pfeuffer's

Hämoglobin

Deutsche Erfindung 20922 vom 10. Juni 1882

(in der Kgl. Universitäts-Kinderpoliklinik zu München, Reisingerianum, fortwährend in Anwendung)

ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Bleichsucht und Blutarmut für Erwachsene, aber auch für schwächliche Kinder zur Kräftigung. — Herr Dr. Wacker, früher Arzt an der Kgl. Kinderpoliklinik zu München, jetzt prakt. Arzt in München, Blumenstr. 30/11, hat die Güte, Auskunft zu erteilen. — Vorzügliche Zeugnisse. — En gros: Ludwigs-Apotheke. — Vorrätig in den meisten Apotheken. — Preis à 1 Mk. 60 Pfg. und à 3 Mk. — Man achte auf die Bezeichnung „Dr. Pfeuffer's Hämoglobin".

Druck von R. Oldenbourg in München.

18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel 050.

Nr. 21.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. Herausgegeben im Auftrage des Kgl. Bayer. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Zweiter Band. Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg. Bearbeitet von Georg Hager. II. Bezirksamt Neunburg v. Wald. Mit 2 Tafeln, 99 Abbildungen im Text und einer Karte. Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München. — Zum Abschlusse der Besprechung dieses vortrefflichen Werkes führen wir unseren Lesern noch eine Illustrationsprobe aus demselben vor.

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. 5., vollständig neubearbeitete Auflage in 2 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1906. Preis gebunden 24 Mark. — Zur Lösung der schwierigen Aufgabe, auf jede vernünftige Frage sofort eine kurze, sichere Antwort zu geben, sind über 80000 Stichwörter bereit, die durch 4500 Abbildungen und Karten unterstützt werden, wo es im Interesse der größeren Klarheit und besseren Übersicht des Textes nötig ist. Demselben Zweck dienen 168 Seiten Textbeilagen, auf denen ausführlichere Darstellungen Platz gefunden haben. Der „Kleine Brockhaus" strebt danach, einen möglichst gleichmäßigen Überblick über das gesamte Wissen und Können der Gegenwart zu bieten, und er hat sich unparteiische Darstellung zum obersten Gesetz gemacht. In unserer, aufs Praktische gerichteten Zeit ergibt es sich aber von selbst, daß die exakten Wissenschaften, die Technik, Handel und Verkehr und das moderne Leben mit seinem vielgestaltigen Getriebe in erster Linie Berücksichtigung verlangen. Den sozialen Fragen sind viele Artikel gewidmet. Auf dem Gebiete der schönen Künste wird man kaum einen Namen vermissen, und die wichtigsten Beispiele von Malerei und Plastik sind in charakteristischen Bildern wiedergegeben. Die Tafeln „Musik" geben außer den musikalischen Instrumenten der Kultur- und der Naturvölker auch die Entwicklung unserer Notenschrift, eine Seite einer Partitur usw. Die Karten sind mit all der gewohnten Exaktheit ausgeführt und bilden einen für gewöhnliche Bedürfnisse mehr als genügenden Atlas. Neben den rein geographischen Karten werden auch geologische, ethnographische, volkswirtschaftliche, historische usw. Karten geboten.

Gelobt sei Jesus Christus. Ein Zyklus von 40 neuen geistlichen Bildern und Gesängen für Sopran- und Altstimmen mit Begleitung von Orgel oder Harmonium. Zum kirchlichen und häuslichen Gebrauche während des ganzen Kirchenjahres komponiert von Johannes Schuh. Verlag von Anton Böhm Augsburg und Wien. — Zwei Zyklen liegen vollendet vor uns; der erste ist der Weihnachtszeit, der zweite den Fasten, der Passionswoche und dem Osterfeste gewidmet. Welch tiefes Empfinden, welch innige Frömmigkeit klingt uns aus den Tönen entgegen, welche die Kunst des Meisters schuf. Mögen wir diesen Liedern lauschen in dem weiten Raume der Kirche, begleitet von den mächtigen Akkorden der Orgel, oder mögen sie im friedlichen Heim erschallen als fromme Hausmusik zum Harmonium, die Wirkung auf das Gemüt bleibt dieselbe. Unser Geist wird himmelwärts geleitet, unser Herz erquickt und gestärkt. Es wäre schwierig, als Preisrichter zu walten, zu sagen, welches das süßeste und schönste dieser Lieder sei. Wir nennen aus dem ersten Zyklus das „Rorate", „Minnelied vor der Krippe", „Zum Prager Jesulind", aus dem zweiten: „Ich glaub' an dich, Herr Jesu Christ", „Christus am Ölberg", „Auf Ostern". Wir weisen mit besonderem Lobe auf die Sangbarkeit der Lieder hin; echte Kunst braucht keine Künstelei, das erprobt



Baugenstein. Ansicht der Burgruine von Westen aus.
Illustrationsprobe aus: „Kunstdenkmäler Bayerns" von Georg Hager. Verlag von R. Oldenbourg, München.

Bayerische Handelsbank.

Pfandbrief-Verlosung.

I.

In Gegenwart des Kgl. Notars Herrn Justizrat **Schmidbauer** wurde heute die 34. Pfandbrief-Verlosung vorgenommen. Es wurden gezogen:

A. 4% ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera O	**zu M. 2000.—**	**von No. 3002—4192**	**alle Stücke, welche die Endnummer 2** tragen; also beispielsweise die Stücke	Litera O 3002, 3012 usw.
Litera P	**„ „ 1000.—**	**„ „ 15982—21302**		„ P 15982, 15992 „
Litera Q	**„ „ 500—**	**„ „ 14962—17852**		„ Q 14962, 14972 „
Litera R	**„ „ 200.—**	**„ „ 18582—21782**		„ R 18582, 18592 „
Litera S	**„ „ 100.—**	**„ „ 19792—23992**		„ S 19792, 19802 „

B. 3½% ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera T	**zu M. 2000.—**	**von No. 4—714**	**alle Stücke, welche die Endnummer 4** tragen; also beispielsweise die Stücke	Litera T 4, 14 usw.
Litera U	**„ „ 1000.—**	**„ „ 14—2854**		„ U 14, 24 „
Litera V	**„ „ 500.—**	**„ „ 4—2154**		„ V 4, 14 „
Litera W	**„ „ 200.—**	**„ „ 4—3534**		„ W 4, 14 „
Litera X	**„ „ 100—**	**„ „ 14—3334**		„ X 14, 24 „

II.

Die couponmäßige Verzinsung der heute gezogenen Pfandbriefe endet mit dem 1. Juli l. Js.

Dagegen werden auf diese, wie auf alle früher verlosten und auf die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe von dem Tage an, mit welchem die couponmäßige Verzinsung abgelaufen ist, bis auf weiteres 1% Depositalzinsen vergütet.

III.

Die heute oder früher verlosten sowie die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe werden, unter Vergütung der entsprechenden Stück- und Depositalzinsen, gegen Rückgabe der Pfandbriefmäntel der nicht verfallenen Coupons und der Talons kostenfrei eingelöst: **In München an unserem Effektenschalter**, Maffeistraße 5, in **Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Memmingen, Münchberg** und **Nördlingen** bei unseren Filialen, in **Augsburg** bei Herrn **E. Rosenbusch**, ferner bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und bei deren Filialen in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing** und **Würzburg**, alsdann bei der **Deutschen Bank** in **Berlin** und deren sämtlichen Filialen sowie bei der **Bank für Handel und Industrie** in **Berlin**, dann bei der **Bergisch-Märkischen Bank** in **Elberfeld** und deren **Filialen**, bei der **Filiale der Diskontogesellschaft** und der **Filiale der Bank für Handel und Industrie** in **Frankfurt a. M.**, endlich bei Herrn **J. H. Stein** in **Köln**.

Auf Namen gestellte (vinkulierte) Pfandbriefe können nur an unserem Effektenschalter und nur auf ordnungsmäßigen Devinkulierungsantrag eingelöst werden.

IV.

Die heute gezogenen 4%igen u. 3½%igen Stücke können sofort gegen unverloste 4%ige u. 3½%ige Pfandbriefe (verlosbare oder unverlosbare) umgetauscht werden. Der Umtausch wird bei der unterfertigten Bank, bei ihren Filialen und bei sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen vorgenommen. Die verlosten Stücke werden selbstverständlich zum Nennwert, die unverlosten zum Geldkurs franko Provision berechnet; die von uns in den Tausch gegebenen unverlosten Stücke werden auf unsere Kosten versandt.

Kommen auf Namen lautende (vinkulierte) Stücke zum Umtausch, so werden, wenn nicht anderes beantragt wird, die unverlosten Stücke kostenlos auf den gleichen Namen umgeschrieben.

(54)

V.

Verlosungs- und Restantenlisten stehen in unserem Effektenbureau, sowie bei unseren Filialen zur Verfügung und werden auf Verlangen portofrei zugesendet.

München, den 15. Februar 1907.

Bayerische Handelsbank.



Sigrun und Gernot.

Vaterländische Erzählung von M. Zoller. (Fortsetzung.) Illustriert von Anton Hoffmann.

Als sie dies verneinten und Wernhart bemerkte, daß das, was sie über diese in Rom so beliebten, ja leidenschaftlich verlangten Vergnügungen gehört hatten, ihre Lust zum Besuche stark beeinträchtigten, lächelte der Senator und sprach:

„Ich würdige euere Bedenken; sind sie mir doch selber schon oft genug zum Bewußtsein gekommen. Allein Rom ohne Zirkusspiele ist undenkbar. Der verdorbene, rohe und wilde Pöbel hungert lieber, als auf die Spiele zu verzichten. Neben der Sorge um die Getreideverteilungen bildet deshalb die Sorge um einen Zeitvertreib für die verkommenen, müßiggängerischen Massen die Hauptlast unserer Regierung. »Panem et circenses!« Es gibt leider keine besseren Mittel zur Erringung und Erhaltung der Volksgunst als die ängstlichste Rücksichtnahme auf diese beiden Forderungen. Und die obersten Kreise? Keine, auch nicht die wichtigste Staatsaktion, vermag diese so aufzuregen, als ein Sieg der „Grünen oder Blauen". Kommt und überzeugt euch selber! Ich werde euch für die morgigen Spiele Plätze bereit halten lassen. Verlaßt Rom nicht, ohne seine Spiele kennen gelernt zu haben!" —

Sklaven mit Windlichtern begleiteten die Germanen in später Nachtstunde durch die finsteren Straßen der ruhenden Stadt bis an das Tor der Insula. Um die dritte Stunde des nächsten Tages kam ein Eilbote des Senators zu Wernhart, um ihn zu einer wichtigen Unterredung in dessen Palast abzuholen. Wernhart ging sogleich mit und fand den Staatsmann in erheblicher Aufregung.

„Germane!" redete ihn dieser sogleich an. „Ich habe einen großen Teil der verflossenen Nacht über euere nächste Zukunft nachgedacht und bin zu einem merkwürdigen Auswege gelangt, dessen Begehung zugleich die Rechtfertigung des großen Vertrauens ist, das ich euch allen entgegenbringe."

„Rede Herr, ich lausche deinen Worten!" erwiderte Wernhart in gespanntester Erwartung.

Der Senator zog den Germanen mit sich in sein Tablinum, nötigte ihn zum Sitzen und fuhr mit gedämpfter Stimme weiter:

„In Rätien zu Brigantium lebt und wirkt mein einziger Sohn und Erbe als Legionstribun. Die Zeiten sind schlimm und werden, wenn nicht alles trügt, immer schlimmer. Ein weiser Mann schaut in die Zukunft und sorgt beizeiten dafür, daß den widerlichen Geschicken, die für ihn und die Seinigen im dunklen Schoße derselben etwa verborgen liegen, die schwerste Wucht genommen wird. Kurz, ich denke einen großen Teil meines beweglichen Schatzes meinem Sohne in Brigantium anzuvertrauen, fernab von der Hauptstadt, die augenscheinlich einer recht wechselvollen, unsicheren Zeit entgegengeht. Euch habe ich dazu auserkoren, die Vermittler dieser Absicht zu werden. Damit ist euch aber auch die nahezu einzige Möglichkeit geboten, ungefährdet wieder in euren Heimatgau zurückkehren zu können. Was sagst du nun, wackerer Germanenfriling, zu diesem Entschlusse?"

Wernhart suchte seine freudige Erregung über dieses gänzlich unerwartete Anerbieten so viel als möglich zu bemeistern und entgegnete ernst und bedenklich:

„Wahrlich, das Vertrauen, dessen du, edler Senator, uns würdigest, ist so riesengroß, daß ich darüber außer Fassung bin. Groß aber wäre auch die Verantwortung, die wir mit

der fraglichen Sendung übernähmen. Gefahr und Mühen scheuen wir mit nichten. Doch ist's über Brigantium am mächtigen Lacus Venetus, dem Vater des rauschenden Rhenus, fürwahr kein geringer Umweg zum Danubius, den wir vor Einbruch des Winters wohl kaum mehr erreichen könnten."

Diese Bedenken suchte Bassus zu entkräftigen, indem er sagte:

„Meinen vertrautesten Kubikularius gebe ich euch mit. Er ist genau wegekundig und wird euch rasch dem Ziele nähern. Einfacher, aber nicht ganz so sicher wäre es, die Sendung den Ablösungskohorten aufzuhalsen, die im nächsten Jahre nach Rätien marschieren. Kein Römer aber braucht davon zu wissen, daß ich meine Habe den Klauen einer jede Stunde zu Aufruhr und Plünderung bereiten zügellosen Meute entziehe. Eurem Mute und eurer Treue vertraut ein alternder Vater die Güter seines Kindes an!"



„Rede Herr, ich lausche deinen Worten!"

„Wohlan, es sei!" rief Wernhart jetzt. „Doch wann soll unser Werk beginnen? Wie glaubst du sein Gelingen dir zu sichern?"

„Noch hab' ich keinen festen Plan für die Ausführung!" entgegnete Bassus sinnend. „Aber in den allernächsten Tagen schon werde ich euch Näheres darüber sagen können. Eilt nun zu euren Gefährten und sucht sie für den Gedanken zu erwärmen. Dann kommt zurück, um in den Zirkus zu den Spielen nicht zu spät zu kommen!"

Wernhart empfahl sich und ging raschen Schrittes der Insula zu. Wie staunten die Gefährten, als er ihnen die Unterredung mit dem Senator mitteilte. Auch Wernfried und ein anderer der Geiseln waren anwesend und sahen in dem besprochenen Plane einen gangbaren Weg zur Überwältigung der Schwierigkeiten, die sich ihrer Flucht entgegentürmten, vorausgesetzt, daß die zehn Geiseln bei dem beabsichtigten Transporte eine Rolle zugeteilt erhalten konnten, welche ihnen ein unauffälliges Entweichen aus der wohlbewachten Stadt ermöglichte. Andernfalls mußte der Wunsch des Senators unter irgendeinem glaubwürdigen Vorwande abgewiesen werden, denn die Verbündeten sahen die Unmöglichkeit ein, den römischen Staatsmann in ihr Geheimnis einzuweihen.

In gehobener, hoffnungsfreudiger Stimmung verließen die zwölf Germanen die Insula und begaben sich in den Palast ihres Gönners. Wernfried und sein Gefährte suchten ihr Quartier auf, um den übrigen Geiseln ohne Verweilen die Freudenbotschaft zu überbringen, daß die von der römischen Gewalt zwar schon mehrmals geforderte, aber immer wieder unrechtmäßig hinausgezögerte Freilassung durch List herbeigeführt und in nächster Bälde vollzogen werden würde. Eine andere Lösung des unwürdigen Verhältnisses als durch List oder Gewalt war kaum zu erhoffen bei den zahllosen Schwierigkeiten, welche den Römern allenthalben an den germanischen Grenzmarken mehr und mehr erwuchsen.

Die zwölf Freunde fanden Bassus bereits zum Ausgange gerüstet. Neben ihm stand in strahlender Jugendfrische und Schönheit seine Nichte Cornelia, die Waise seines verstorbenen Bruders. Tief errötend nahm sie die Verbeugungen der Fremdlinge entgegen, bestieg dann mit ihrem Onkel eine Sänfte um so in den Zirkus Maximus zu gelangen. Die Germanen aber wurden von dem obersten Kubikularius freundlich dorthin geleitet. Um den Zirkus herum wogte ein lebensgefährliches Gedränge. Aus dem gewaltigen Baue heraus aber brauste den Ankömmlingen das hunderttausendstimmige Gewirr aller Sprachen des Erdkreises entgegen. Die fast parallel hinstreichenden Abhänge des Palatin und Aventin glichen schiefgebauten ungeheueren Menschenmauern. Der Anblick des Zuschauerraumes war überwältigend.

Eben jagten die vier Quadrigen des dritten Wagenrennens zum fünften Male an der Meta vorüber. Zweimal noch mußte die Bahn durchrast werden. Um Roßlänge war ein Blauer dem ersten Grünen überlegen. In Spannung und Angst, in Jubel und Wut tobte die toll gewordene Menge. Hochauf wirbelte der Staub und hüllte Quadrigen und Rosse zuweilen in einen undurchdringlichen Schleier. Plötzlich ein markerschütternder Krach! Beim sechsten Umbiegen um die Meta hatte der im Vorteile sausende Blaue die Kurve zu kurz genommen. Fahrer und Rosse wälzten sich unter den Trümmern der Quadriga im Sande des Zirkus. Unbekümmert um Tod oder Leben sausten die andern drei Lenker unter dem wilden Gebrülle der Zuschauer weiter. Ein Grüner errang endlich mit einer halben Pferdelänge den Sieg. Erneutes Jubel- und Wutgeheul durchschauerte den Zirkus. Auch für die Germanen hatte das Rennen etwas Aufregendes; auch ihre Spannung wuchs von Augenblick zu Augenblick. Bei aller Lebendigkeit ihrer Anteilnahme bewahrten sie jedoch während der ungewohnten Aufführung stets ihre edle männliche Gelassenheit.

(Fortsetzung folgt.)



Das Neujahrsfest in der Kanzleistube.

Mitteilung aus dem Kgl. Kreisarchiv zu Amberg von Benefiziat J. Franz.

Mit welchem Eifer die herzoglich sulzbachische Regierung selbst um die harmlosesten Freuden ihrer Untertanen sich bekümmerte, beweisen zahlreiche Erlasse, welche sich mit der Neujahrsfeier und den damit verbundenen Feierlichkeiten, als da sind: Freudenschießen, Neujahrsgesang, ja sogar Neujahrsgratulationen, beschäftigen.

Das Kgl. Kreisarchiv zu Amberg besitzt hierüber u. a. folgende Aktenstücke:

Verbot des Neujahrschießens zu Sulzbach 1618.

Die kurfürstliche Regierung zu Sulzbach erließ an den dortigen Bürgermeister und Rat folgenden Befehl:

„Liebe Getreue. Demnach das sonsten gewöhnliche Schießen der Bürgerschaft an denen Neujahrstägen einige Jahre her sehr überhand genommen, solches aber an sich selbsten weder nützlich noch nöthig, vielmehr gar unfreundlich und umb etwa daraus kommenden Schreckens oder Schadens willen mancher Kranken und siechen Persohn gefährlich, als wollen wir solches vors Künfftige eingestellt wißen und Euch hiemit gnädigst anbefohlen haben, bey der Bürgerschaft die zuverläßige veranstaltung zeitlich zu thun, daß Keiner nechstkünftigen Neuen Jahrstag weder selbst noch durch seinige sich einige Schuß zu thun sich unterstehe bey straff 10 fl., in welchem Haus oder von wem ein solches geschehen werde. Wir versehen uns deß inzwischeu und seynd etc.

Sulzbach den 29. Dezember 1618."

Ein so altes Herkommen läßt sich aber nicht mit einem Schlag, auch nicht durch höchste Verbote und Androhung schwerer Strafen beseitigen.

Fast hundert Jahre später, am 23. Dezember 1706, mußte der Hoffourier Johann Georg Vierdimpfel allen Hofbedienten und Hof-Schutzverwandten von Haus zu Haus anzeigen, „daß weilen Seine Fürstl: Drl. dem Bürgermeister und Rath allhier anbefohlen, bey der Burgerschaft das bisanhero üblich gewesene Schießen vor denen Festen bei 10 fl. auf jeden Verbrecher gesetzter Straf zu inhibiren, also die Hofbediente und allhie wohnendte Hofschutz-Zugethane sich alles Schießens in der Stadt, es sey unter Tags oder zu Nachts zu enthalten.

Wie er, Hoffourir, solches verrichtet, darüber hat er seinen Bericht zu erstatten.

Diesesmal wurde das Verbot in besonders scharfer Weise gegeben.

„Dem nach schon öffters das in denen Nächten vor denen heiligen Festen geschehende abergläubische und theils frevelhafte Schießen verboten worden, Solches aber jedoch noch fortgeschiehet, So befehlen wir euch hiemit wiederholt und gbst, ihr sollet bey Herannahung der heiligen Weyhen-Nacht-Zeit und Neuen-Jahrs euerer Burgerschaft solches ernstlich und bey Vermeidung 10 fl. unausbleiblicher Straf von demjenigen, so sich ertappen läßt, zu erlegen, inhibiren, auch bey einem jedem Viertl der Stadt zwei ehrliche Männer in denen Nächten, da das Schießen sonst hat pflegen forbeigehen, auffstellen, acht zu haben, in welchen Häusern geschossen werde; die, oder auch andere, die einen solchen Frevler anzeigen werden, sollen von der fallenden Straf die Hälfte haben, herentgegen, wann sie in ihrem Wachen unfleißig sind, oder etwa aus Freündschafft die Verbrecher nicht anzeigen wollten, so sollen sie darüber constituirt und die andictirte Straf zu erlegen gehalten werden. Wir versehen uns ...

Sulzbach den 23. Dec. 1706."

Daß im Jahre 1725 schon eine Art Bombenwerfen vorgekommen, ist aus nachstehendem zu ersehen:

„Actum Sulzbach den 7. Dezember 1725.

Seiner Hochfürstl: durchlaucht solle man unterth. anzeigen, was massen eine Zeit hero in der Stadt alhier unterschiedliche Clagen vorgekommen wegen des vorgehenden nächtlichen schiessens, da es schon zum öfftern erfolget, daß nicht nur in die spatte nacht zu zimblicher unruhe denen leuthen in häusern, sehr ville und starke schüß geschehen, sondern auch auf denen gassen schwärmer geworffen werden, wodurch leicht ungelegenheiten erfolgen können. In specie ist erst gestern geschehen, daß der Schutz verwandten Jüdin Fränklin ein mit pulver zusamgemachter diker Clumppen in ihre wohnstuben hineingeworffen worden welcher ein so starken Knall gethan, daß man solchen sehr weit gehört und leichtlich feüer hatte entstehen können, indem die stuben voller feüer geworden und sich die klimmende fezen hin und wieder ausgetheilt haben, und sagt die Jüdin, daß der schuß gleich neben einem kleinen Kind in der stuben niedergegangen, welches dann dermassen erschrocken, daß man vermeinet, es bekomme die Freisch. Ebenso ist es auch schon etl. mal geschehen, daß buben auf der gaß und andere üble Nachtvögel hin und wieder schwärmer angezündet und gegen die häuser geworffen haben mit gefahr einer entstehenden brunst. Über dieses alles auch ist an Se. Hochfürstl: Drl. höchste Nahmenstag erfolgt, daß in der Nacht gegen 10 Uhr des hochfürstl: Camerschreibers Imdoblers Eheweib, da sie von ihren Eltern nach haus gehen wollen, von einem buben [deren etliche auf der gaß beysamen gestanden und sehr geschossen haben] ein schuß vors ohr geschehen, daß sie vermeint, des gehörs beraubt zu sein, wie sie dann einige Tag zimbliches sausen in ihrem Kopf empfunden und so erschroken ist, daß sie große Krankheit beforcht; und ob sie die buben schon ausgeschendet, so haben ihr diese zur antwort gegeben, weilen man bey dem Geisenbeck so sehr schieße, werde es ihnen auch nicht zu verwehren sein."

Das Schießen beim Geisenbäck sei vom kurfürstlichen Hofkammersekretär, Küchenschreiber und vom Rechnungsrevisor veranstaltet worden, hätte die ganze Nacht bis früh 2 Uhr gedauert und man hätte dabei aus Böllern und anderen Gewehren geschossen, daß die ganze Umgebung in Schrecken versetzt worden sei.

„Vorhero aber, als des abends vor dem höchsten Namenstag genannt Sr. Hochfürstl. Drl., auf welcher Dinzerhofer sein feuerwerk anzünden lassen, begab es sich, daß eben zur selben zeit in dem Haagwürthshauß bei 160 stück ungarische ochsen übernachtet, als aber das feüerwerk angezündet worden, wurden die Ochsen durch das dabey gepflogene starke schießen wild gemacht und seynd deren bey 56 stück durchgegangen

und ausgerissen, so daß die Viehtreiber umb gottes willen gebetten, man möchte mit dem grausamen schießen innehalten, es wurde aber allen diesen gefährlichen umbständen kein Plaz gegeben, ohneracht großes unglück unter diesem Viehe hatte entstehen können, Kame also die sache soweit, daß man mit grosser mühe, sorg und gefahr erst des anderen tags zu hanbach bey der brucken diese ochsen wieder gefunden und ist nur per accidens, daß nicht großes unglück erfolget, haubtsächlich aber ist zu besorgen, daß bei solchen circumstantus nicht dergleichen Viehetreiber künftig von der alhiesigen landstraß abweichen, welches dem Hochfürstl: Zoll-Regali nicht geringen schaden bringen würde."

Überdies hätte Dinzenhofer keine Erlaubnis gehabt, sein Feuerwerk zu veranstalten, sondern er hätte sich die Erlaubnis durch Vorgeben einer formalen listigen Unwahrheit nur erschlichen, „aus welchen nachgehends alle obige inconvenientien entsprossen. Es wird also bey Sr. hochfürstl. Drl: gnädigsten Resolution beruhen, ob nicht Dinzenhofer über all dieses zu constituirn und die excessive Nachtschlemmerung, so oberzelter massen bey dem Geisenbeck ausgegangen, zu untersuchen wäre, zumalen hievon all bisheriger Mißbrauch des Nachtschießens herrühret."

Darauf folgte der Entscheid:

„Soll sich in das künfftige niemand mehr bey 50 Thaler straf unterfangen, in der statt zu schießen viel weniger etwas von feüerwerk darinen anzuzenten, Dinzenhofer aber wäre vor dißmahl mit der Constitution zu verschonen."

Um das Verbot allgemein zur Kenntnis der Untertanen zu bringen und die Leute vor Schaden zu bewahren, wurde das Patent gedruckt, vor dem Rathaus öffentlich abgelesen und publiziert.

„Sulzbach den 9. Januarii 1726."

Weitere Aktenstücke widmen sich dem Weihnachts- und Neujahrssingen.

„Auf welche Art in der Stadt und dem Landgericht Sulzbach das von den beederseitigen Religions-Schull-Lehrern mit ihrer unterhabenden Jugend Jährl: Vorgenommen werdende Weyhnacht:[1]) und Neu-Jahrs-Singen wegen verschiedenen hiebey entstehenden Unordnungen künftig gänzl. abgestellet werden solle.

de Ao: 1796."

„Durchlauchtigster Churfurst,
Gnädigster Herr! ec.

Was Euer Churfürstl. Durchl. in Ansehung der künftigen Abstellung des jährl: Weynacht- und Neujahrssingens von Seiten der hiesig beederseitigen Schullehrer mit ihrer unterhabenden Jugend und des Ersatzes statt dieses von denselben seithero erhobenen dienst: Emoluments an uns gnädigst zu verordnen geruhet, haben wir in einem sogleich unterm 22. hujus auf dem Rath: Hauß angestellten Zusammentritt in reiflichste Erwägung gezogen und sind auch wir allesamt der unterthgst ohnmaasgeblichsten Meynung, daß bemeltes in sehr vielen Rücksichten cessiren könnendes Singen künftig sehr heilsam abgestellet werden solle.

Obwohlen nun gleich wir aber gefunden haben, daß die Quelle zum befragl: Ersatz für die gedachten Schullehrer und arme Schuljugend unmöglich in den hiesig milden Stiftungen aufgesucht, auf Beyträge von der ohnehin in den äußersten Nöthen schwebenden Bürgerschaft man sich nicht verlassen kann, So hab ich mir doch ein Mittel ausgefunden, durch welches gedachte Ersatz-Beiträge auch von Seiten der Bürgerschaft, namentlich der Brauenden ohne derselben mindeste Bedrückung erholet werden können, dieses aber noch vor den jetzigen Feyertägen ins Werk zu richten, war die Zeit weit zu eingeschränkt.

Indessen haben wir uns, so viel in der Kürze der Zeit noch geschehen konnte, einstweilen dahin vereiniget, daß die beederseitige Geistlichkeit und die Magistrats: Glieder jedem Religionstheil sowohl den Schullehrern als ihrer Jugend ihre denselben seithero für dieses Singen verreichte Belohnung jeder in aparten verschlossenen vier Paquetchen noch vor den Feyertägen ins Hauß schicken und selbe von diesem Singen dispensiren wolle, woburch wir dem der Burgerschaft einstweilen mit unserm Beyspiel vorgehen, und dieselbe nächstkünftiges Jahr zum ähnlichen Beytritt durch oben bemeltes derselben gar nicht lästiges Mittel zu disponiren uns beeifern wollen.

Und wie nun wir der unterthänigst zuversichtlichsten Anhofung leben, daß Euer Churf: Durchl. diese erst bemelte Ausmittelung eröfterten bürgerl: Beyträge vorläuffig schon gnädigst zu genehmigen und das Geeignete so fort zu verfügen geruhen werden, so dürffen unsern unterthänigsten gegenwärtigen Vortrag in dieser Sache schlüssen und verharren allstets in tiefster Ehrfurcht

E. Ch. D.

Sulzbach den 23. Dez. 1796.

demüthigst unterthänigst treu geh. beederseitige Geistlichkeit auch Magistrat allhier

Siegert, Decan m. p.
M. Stelzel, Insp.
Matthias Frantz Pantzer p. t.
Amtsbürgermeister.

Zur Churfstl. simult. Religions und Kirchendeputation
Bürgermeister und Rath allhier."

Die katholischen Lehrer fügten sich dem Verbote des Weihnachts- und Neujahrssingen, nicht aber die evangelischen Lehrer, und zwar letztere aus der Ursache, „weil ihnen unter anderem Einwohner und Bürger verlauten lassen, daß sie außer deme ihre Gabe auch nicht verabreichen würden, mithin selbige in diesem Emolument, welches ihnen doch zu ihrem Salario geschlagen werden, verkürzt werden müßten, worüber, daß nämlich diese Gabe von einigen wenigen Stadtbewohnern nicht verreichet werden will, sich dann auch die Lehrer kathol. seits beklaget haben."

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Zu Weihnachten hatte der Lehrer vor dem Pfarrhof, vor den Priesterhäusern, dem des Pflegers, den Bürgerhäusern sein Opfergeld mit geziemenden Gesang einzubringen, wovon aber auch den Jungmeistern und den Schülern ein Teil gehörte (Joseph Würdinger, Bavaria).



3.



1.



2.



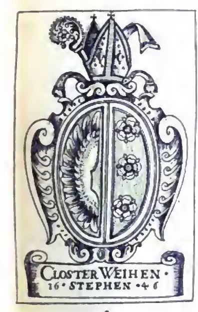
4.



5.



7.



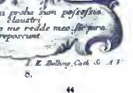
6.

Aus alten Klosterbibliotheken.

(Zu S. 264)

1. Abtei Andechs. (Exlibris des Abtes Michael Einslin.)
2. St. Ulrich und Afra in Augsburg.
3. Niederaltaich.
4. Plankstetten.
5. Thierhaupten.
6. Weihenstephan.
7. Weltenburg.
8. Wessobrunn





8.

Haßfurt am Main.

Von Eduard Janson.

Haßfurt liegt an der Bahnlinie Bamberg-Würzburg, und zwar an der Teilstrecke Bamberg-Schweinfurt. Es läßt sich also von Osten und von Westen, von der alten Bischofstadt Bamberg, wie von der fröhlichen Rückertstadt Schweinfurt aus bequem erreichen. Wählen wir die Fahrt von Bamberg aus; unterhalb dieser Stadt überschreitet die Bahn den Main und hält sich nun immer auf dem rechten Ufer. Bald tritt der Steigerwald im Süden und das Haßgebirge im Norden nahe an den Fluß. Zwischen Stettfeld und Eltmann sind sich die beiderseitigen Höhen am nächsten. Allem Anschein nach haben die beiden Berglandschaften einstens eine Höhenmasse gebildet, welche dann das gewaltig dahinströmende Wasser, der Main, durchbrochen hat. — Unterhalb Eltmann treten die Steigerwaldhöhen wieder nach Süden zurück, das Tal erweitert sich. An verschiedenen Dörfern, darunter das links des Mains gelegene Limbach mit seiner Wallfahrtskirche und Sand mit bedeutender Korbflechterei, vorüber, gelangen wir zur Station Zeil. Haben wir dieses Städtchen mit seiner doppeltürmigen Marienwallfahrtskirche hoch oben auf dem Kapellenberg hinter uns und sind wir an dem gewaltigen südwestlichen Eckpfosten der Haßberge, der „Hohen Wann", vorübergeeilt, so treten auch die Höhen im Norden zurück, eine weite Fläche liegt vor uns.



Haßfurt: Ritterkapelle nach dem Projekte Heideloffs.

Das Dörfchen Augsfeld, früher eine Art Freidorf, zwischen Bamberg und Würzburg geteilt, und das am jenseitigen Mainufer gelegene behäbige Knetzgau, das 911 urkundlich als Chenizgowe im Folkfeld erscheint, bleiben links liegen; wir schauen westwärts, mit den Augen dem Dampfrosse vorauseilend, und von dort grüßt uns Haßfurt, das freundliche türmereiche Städtchen. Hineingebettet in eine fruchtbare Au, liegt es da zwischen dem lieblichen Mainstrom, der es auf der ganzen Südseite bespült, und der ihm von Norden zueilenden Nassach. Von Nordosten grüßen die Haßberge, von Nordwesten das Laubwaldgebiet der Haßbergvorschwelle (Bucher Höhe) und zwischen beiden zieht der gesegnete Haßgau nordwärts, während von Süden der Steigerwald herüberschaut.

Woher wohl das Städtchen seinen Namen hat? Welcher der drei Namen, Haßberg, Haßgau, Haßfurt, wohl der ältere sein mag! Erinnert der Name Haßfurts an die Chatten (Hessen), welche um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. von den Hermunduren aus dieser Gegend vertrieben wurden, oder an einen fränkischen Edlen Haso, welche Meinung sich auf die früheren Schreibungen Hasinvurte und Hasefurte stützt? Trägt die Stadt ihre Benennung von dem langohrigen Hasen, der in ihrem Wappen prangt oder von einem Flüßchen Hase, das nicht vorhanden ist? Alle diese Deutungen hat man schon versucht, ohne bis jetzt zu einem sicheren Resultat zu gelangen.

Auch der Volkswitz hat sich des Namens bemächtigt, ihn mit den Orten Theres und Gädheim in Verbindung gebracht und daraus einen neckischen Schwank gedichtet, der hier nach Braunfels (in seinen „Mainufern") in poetischer Form wiedergegeben sei.

Des Bischofs Jagd.

1.

'S war in der guten alten Zeit;
Der Bischof und sein Jagdgeleit
Die täten mal aufs Pirschen gehn.
Er sprach: „Heut muß was Rechts geschehn!
Mir schwant's fürwahr, daß diese Jagd
Noch unsern Enkeln baß behagt".

2.

Nun treibt der Bischof im Revier
Ein Häslein auf, ein zartes Tier:
Doch schnell entspringt's ins Uferfeld.
„Ach, Has' fort!" seufzt der fromme Held.
Zum Denkmal für dies große Wort
Das Städtchen Haßfurt baut er dort.

3.

Und wie er schier den Mut verlor,
Da blickten plötzlich halb hervor
Zwei Hasenlöffel hinterm Kraut.
„Ha, der is!" ruft der Bischof laut.
Zum Denkmal für dies große Wort.
Das Kloster Theres baut er dort.

4.

Der Has' vergoß sein junges Blut;
Da sprach der Bischof wohlgemut:
„Auf Pirschen dürsten, heißt der Reim;
Drum, habt ihr Jägerdurst, geht heim!"
Zum Denkmal für dies große Wort
Das Dörflein Gädheim baut er dort.

5.

O Vorzeit, die in Stein und Erz
Verkörpert fürstlich frommen Scherz!
Wo Stadt und Dorf und Kloster flugs
Aus der Geschichte Boden wuchs!
O Zeit, wir wecken dich so gern;
Doch ach! Du schläfst den Schlaf des Herrn.

In dem geographisch statistisch-topographischen Lexikon von Franken von Bundschuh heißt es unter anderm von Haßfurt, es sei ein „wohlgebauter Würzburger Ort von 400 Bürgern am Main, eine Stunde von Königsberg, eine halbe Stunde

von Zeil, fünf von der Reichsstadt Schweinfurt, der Sitz des sämtlichen Amtspersonals. Gerade durch Haßfurt geht eine schöne breite Straße, an welcher, außer dem Rat- und Oberamthaus nur mittelmäßige Häuser stehen. .... In der Vorstadt gegen Zeil liegt die Marienkapelle, die von der fränkischen Ritterschaft gestiftet wurde. Man findet hier viele alte Grabmale und Denksteine. Sie sollen aber bei einer neuerer Zeit im Innern vorgenommenen Verbesserung nicht so sorgfältig geschont worden sein, als sie es verdienen."

In einem 1838 erschienenen Lehrbuch der Geographie von Gymnasialrektor Cammerer lesen wir von dem Hauptort des damaligen Landgerichts Haßfurt: „Haßfurt, am rechten Ufer des Mainflusses und an der Einmündung der Nassach in denselben, kleine katholische Stadt mit 1700 Einwohner, einer schönen Pfarrkirche, der berühmten Ritterkapelle in der Vorstadt, von der fränkischen Ritterschaft im Jahre 1392 gegründet, einer Mineralquelle (das Wildbad), einem Hospital, acht Jahrmärkten, vielen Handwerkern und ergiebigem Frucht-, Hopfen-, Obst- und Weinbau."

Hören wir auch gleich, was Dr. Götz in seinem Geographisch-historischen Handbuch von Bayern über die „Perle des Haßgaues" zu sagen weiß. Er schreibt: „Haßfurt ist auf einer im Süden zum Main, im Norden und Westen zur Nassach geneigten Bodenanschwellung erbaut, was im Verein mit hohen Dachfirsten, Türmen und mit größeren Gebäuden überhaupt dem stattlichen Ortsbilde wesentlich zu statten kommt. Eine Anlage und Spazierwege begleiten die zur Hälfte noch vorhandene Stadtmauer auf der nördlichen und noch auf der östlichen Seite, wo von der vormaligen Umfestigung einer der beiden Haupttortürme sich erhielt, durch welchen die Bamberger Straße ins Innere führt. Außen aber an dieser Seite erhebt sich in lichtem Stein und reicher Arbeit eine gotische Kirche mit anmutendem Türmchen: die Ritter- oder Marienkapelle, ein Werk selbständiger gotischer Stilisierung mit Neigung zu romanischen Motiven, besonders durch das Tonnengewölbe des einheitlichen Schiffes. Allenthalben reichlich erhellt und in Farben licht, letzteres auch in der Ausstattung, erscheint das Innere noch wirkungsvoller, als das mit plastischen Arbeiten an der Portalseite wohlbesetzte Äußere. In ersterem ist vor allem der mit den Apostelfiguren geschmückte neue Hochaltar aus Kelheimer Marmor bemerkenswert, sodann die sorgfältig gearbeiteten acht Epitaphien aus dem 16. Jahrhundert im Schiffe, etliche in dem tiefen, rein gotischen Chore, welchen auch Glasmalerei bereichert. Auf diese Kirche folgt südöstlich das sehr alte Spitalgebäude mit einer gotischen Kapelle. In der Stadt aber schließt sich zuerst an den östlichen Torturm der altertümliche hohe Bau des ehemaligen Getreidekastens an, während südlich hiervon aus ähnlicher Zeit der nahe Staffelgiebel des stattlichen Gebäudes der jetzigen Lateinschule wie auf einer Terrasse über dem Main vor das Auge tritt. Nach Westen sodann gelangt man an dem beträchtlichen modernen Bau des Bezirksamts vorüber zu dem weiten Marktplatz, wo das Rathaus, in den anspruchslosen Formen der endenden Gotik erbaut, frei in der Mitte steht; nördlich davon erhebt sich die zweitürmige Pfarrkirche in einfachen gotischen Formen, von schattigen Bäumen umgeben. — Das dreischiffige Innere ist stilgerecht ausgestattet und zeigt daher auch eine Vorliebe zu farbiger Überkleidung des Mauerwerks samt Pfeilern. Rechtwinklig vom Markte nach Süden geht es zu dortigen vollständig erhaltenen Befestigungsresten (auch einem Rundturme), sowie zu der großen Brücke über den Main und dem Viadukt über sein Überschwemmungsland."

Haben wir uns so über Haßfurts Lage und dessen Merkwürdigkeiten besonders durch die letzte treffliche Schilderung orientiert, wollen wir jetzt eine kleine Wanderung durch das Städtchen antreten. Wir beginnen am Bahnhof. Wenn wir diesen verlassen und südwärts schauen, ist der erste uns werbende Eindruck ein guter. Vor uns liegt die beiderseits mit Bäumen hübsch bepflanzte Bahnhofstraße, sanft ansteigend, rechts gut gepflegte städtische Anlagen, dahinter, wie im Gebüsche versteckt, die Stadt. Wandern wir diese Straße hinauf und wenden uns am Ende derselben nach links, der „oberen Vorstadt" zu. An den Gasthöfen zur Post (rechts) und zur Rose (links) vorüber, gelangen wir zu einem großen freien Platz, den ein Brunnenstandbild ziert. Auf einem mit dem Haßfurter Stadtwappen geschmückten Unterbau in gotischem Stile erhebt sich eine Statue, den hl. Florian mit einem Schwert umgürtet darstellend; er hält in der Rechten eine Fahne, mit der linken Hand gießt er aus einer Schale Wasser in ein zu seinen Füßen loderndes Feuer. Der Brunnen wurde 1903 an Stelle eines alten (ohne Bild) errichtet. Der Entwurf stammt von dem Haßfurter Bildhauer Johann Mayer, ausgeführt wurde er von seinem Sohne Adolf Mayer.

Gegen Nordosten wird unser Blick gefesselt durch die in den angeführten Beschreibungen mehrfach erwähnte berühmte, altehrwürdige Marianische Ritterkapelle. Sie ist ein Prachtstück echter Gotik in ihrem Chore, der Stolz Haßfurts. Um die Mitte des vorigen Säkulums wurde sie von dem genialen Baukünstler Heideloff restauriert. Freilich sollte dieselbe nach seinen Plänen (die noch im Pfarrarchiv zu Haßfurt aufbewahrt werden) eine andere Gestalt bekommen. Doch die Mittel fehlten, und Heideloff starb, ohne sein Lieblingswerk vollendet zu sehen. — Wir erblicken noch jetzt den herrlichen Wappenring, der sich um den äußeren Chorfries in bunten Farben wie ein dreifacher Kranz herumwindet. Dieser Wappengürtel war von jeher ein Gegenstand der Bewunderung und des Nachdenkens. Da der Ursprung der Kapelle lange Zeit in Dunkel gehüllt war (und es eigentlich noch ist), hatte die Sagenbildung



Haßfurt. Partie am Main.

ein reiches Feld. Die in Büchern und unter dem Volke verbreitetste Ansicht ist die folgende: Auf der Stelle, die jetzt unsere Kapelle einnimmt, hielten die fränkischen Ritter ihre Turniere ab.

Als diese eingestellt wurden, erbauten die Edlen 1392 auf dem früheren Turnierplatz eine Kapelle. Die Wappen der Ritter, die sich früher an den Kampfspielen und jetzt am Kirchenbau beteiligten, wurden am Chore außen (248) und innen (25) angebracht. — In einer 1857 erschienenen Druckschrift: „Die Marianische Ritterkapelle (Templum seu Sacellum Marianum Equestre) in Haßfurt" ꝛc. führt der ungenannte Verfasser die erste Idee zur Gründung der Ritterkapelle in die Zeit der Kreuzzüge zurück und läßt den gegenwärtigen Chor von dem Bischof Wolfram von Würzburg (1322—1333) erbauen. — 1859 erschien ein weiteres Büchlein, das sich mit der Entstehung der Ritterkapelle befaßte, von dem Restaurateur der Kirche, Heideloff. Derselbe vertritt ebenfalls die Ansicht, der Chor sei von Bischof Wolfram erbaut, kommt aber weiterhin zu der Annahme, der deutsche König Ludwig der Bayer habe diese Kapelle an Stelle einer älteren Muttergotteskirche durch genannten Bischof zum Andenken an seine Versöhnung mit Friedrich dem Schönen von Österreich errichten lassen. Die vielen Wappen seien (allerdings nicht vollständig, da der Bau bald unterbrochen worden sei) die der Kampfgenossen der beiden Könige. — Anfangs der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts unternahm es Domvikar Reininger von Würzburg, die Geschichte der Kapelle zu erforschen. Seine Ergebnisse, die in Kürze folgen, hat er im 15. Band des Archivs des Historischen Vereins für Unterfranken niedergelegt. Hiernach bestand hier schon eine alte Kirche, die zugleich als Pfarrkirche für die Stadt diente. Nachdem aber unter Bischof Gerhard in der Stadt eine neue Pfarrkirche entstand (1390), wurde die ältere Kirche zu einer Bruderschaftskapelle bestimmt und umgebaut. Diese Bruderschaft wird bereits 1413 erwähnt als Fraternitas ac congregatio tam Clericorum tam Laicorum utriusque sexus. Die Domherren von Würzburg und der ganze Adel Frankens scheinen an der Bruderschaft und dem Kirchenbau beteiligt gewesen zu sein und ihre Wappen sind es, die vom Chore herabgrüßen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Leutnantskrieg.

Erinnerungen an den Feldzug der Bayern in Schlesien 1806—1807 von Albert Clementi. (Fortsetzung.)

Einen schmerzlichen Verlust erlitt die bayerische Artillerie am 6. Februar vor Kosel, eine Granate tötete den Major Grafen v. Spreti und mit ihm mehrere Unteroffiziere und Soldaten. Zur gleichen Stunde wurde in München seine Beförderung zum Oberstleutnant unterzeichnet und der ihm verliehene Orden der französischen Ehrenlegion war bereits an ihn abgesendet. König Max Joseph I. widmete ihm folgende Worte klagenden Nachrufs: „Er fiel im 38. Lebensjahr und 22. Dienstjahr treu und mutvoll in strenger Erfüllung seiner Berufspflicht für das Wohl des Vaterlands. Diensteifer, gründliche Einsicht und Tapferkeit erwarben ihm als Offizier die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen und sein eifriges Bestreben, das Gute und Nützliche zu verbreiten als Mann die allgemeine Achtung im gleichen Maße."

Der 8. Februar wurde wieder ein Ehrentag der Artillerie. Die Bayern erhielten Befehl, die stark besetzten Pässe von Wartha wegzunehmen. Zu diesem Zwecke sollte das 6. Infanterie-Regiment die Neiße bei Kamenz überschreiten und die vom Feinde besetzte Stadt im Rücken angreifen, während die übrigen Truppen in drei Kolonnen vor Wartha vorrückten. Man gewann bald die Überzeugung, daß von keiner Seite der Angriff gemacht werden könne, bevor man sich nicht der steilen, die Stadt und die verschanzten Pässe beherrschenden Berge bemächtigt haben würde. Hauptmann Karl v. Caspers, der persönlich vorbeordert worden war, um für die Artillerie nach seiner Ansicht eine Position auszuwählen, entschied sich, seine ganze Batterie auf dem höchsten Gipfel des den feindlichen Batterien gegenüber liegenden Kallersberg zu placieren. — Der tiefe Schnee und das viele Glatteis, mit welchem der Berg, auf den überdies von dieser Seite kein Fahrweg führte, bedeckt war, ließen das Gelingen des Unternehmens fast unmöglich erscheinen. Allein durch beispiellose Tätigkeit und Anstrengung war es nach sechs Stunden vollkommen glücklich ausgeführt. Als die ganze Batterie den Berg erstiegen hatte, ohne vom Feinde entdeckt worden zu sein, ließ Caspers im Hinterhalt in größter Stille abprotzen, die Batterie durch die Kanoniere bis an den Rand des Abhanges führen und plötzlich gleichzeitig aus allen sechs Geschützen das Feuer beginnen. Der Feind hatte es für undenkbar gehalten, daß Geschütze in



Wartha.
Originalblatt aus der Stadtbibliothek Breslau.



Kosel zu Ende des 18. Jahrhunderts. Originalblatt aus der Stadtbibliothek Breslau.

1 S Annaberg bey Leschnitz · 2 Das Uhr-alte Furstl. Schloss · 3 Die Pfarr-Kirche · 4 Rath Haus · 5 Das Oder Thor · 6 Minoriten-Cloesterl · 7 Das Gotsch Thor · 8 Spital Kircherl

dieser Jahreszeit an diese Stelle gebracht werden könnten, er wurde durch das unerwartete Feuer außer Fassung gebracht, das 6. Infanterie-Regiment konnte die Erstürmung vornehmen, der Feind zog sich rückwärts auf seine Redouten zurück. Aber auch dorthin verfolgten ihn die Kugeln vom Kallersberg und er verließ seine Befestigungen. Die Pässe von Wartha standen dem Heere offen. Caspers wurde mit dem Max Joseph-Orden belohnt.

Der Kenntnis der Allgemeinheit darf eine Episode vom 23. Februar nicht vorbehalten bleiben. Während der Belagerung der Festung Kosel stand eine Kompagnie des 1. Infanterie-Regiments unter Oberleutnant Dismas Osterhuber auf Vorposten bei dem Dorfe Klodnitz. Um sich gegen das unausgesetzte heftige Feuer des Feindes und gegen das Ungestüm der Witterung zu sichern, zogen sich die Leute in den rückwärtigen Teil des nahen Bräuhauses, somit in einen für Bayern besonders sympathischen Aufenthaltsort zurück; die eine Hälfte besetzte das Gebäude, die andere hielt im Freien Wache. Sobald die Belagerten die Veränderung wahrnahmen, richteten sich von der gegenüber liegenden Bastion alle Schüsse auf die Brauerei und man begann sogar Bomben darauf zu werfen. Ein Teil der Mannschaft befand sich in der Küche mit der Bereitung der spärlichen Mahlzeit beschäftigt, die anderen umstanden den Oberleutnant, der ihnen die Karte von Schlesien erklärte; da fiel plötzlich eine Bombe von oben, alles durchschlagend, auf das Steinpflaster. An ein Enteilen war nicht zu denken, es blieb nichts übrig als sich möglichst rasch auf den Boden zu werfen; in dieser Lage erwarteten sie das Zerspringen der Bombe, was mit furchtbarem Knalle erfolgte. Betäubt und geblendet lagen sie eine Weile da, als sie sich erheben konnten, war die erste Frage, ob dem Herrn Oberleutnant etwas geschehen sei? Das war nicht möglich, antworteten sofort zwei Soldaten, wir haben uns auf ihn geworfen, um ihn zu decken. Die Rührung des Offiziers über diesen Beweis von Anhänglichkeit wurde nur durch die Freude überwogen, daß niemand von ihnen Schaden genommen hatte.

Eine andere Episode, welche in der zu Eingang dieses Berichtes geschehenen Charakterisierung des Feldzugs Belege liefert, finden wir im „Bayerischen Soldaten im Felde“ 1. Band S. 143 unter dem Titel „Verrat und Edelmut“ erzielt. Das Dorf Klodnitz vor Kosel wurde von der Festung aus in Brand geschossen, arm und hilflos irrten die Bewohner umher. Einem Schuhmacher, Vater von fünf Kindern, gelang es, durch sein Handwerk bei den Bayern, deren Schuhwerk sehr schadhaft war, guten Verdienst zu finden. Er arbeitete Tag und Nacht in einem benachbarten Edelhof, wo er seine Werkstätte errichtet hatte. Da meldete sich bei den Bayern ein Mann und gab an, er wisse in Klodnitz eine Stelle, wo 800 Taler vergraben wären, er würde den Ort angeben, wenn sie mit ihm Halbpart machten. Ein Unteroffizier und seine Korporalschaft begleiteten ihn; zu ihrem Staunen gewahrten sie, daß es die Brandstätte ihres fleißigen Schusters sei. Der Mann wurde befragt, woher er wisse, daß hier Geld liege; er antwortete, er sei Gevatter des Besitzers und Maurer und habe als solcher die Einmauerung besorgt. Der Unteroffizier schickte sofort nach Grabwerkzeugen, ließ aber auch heimlich den Schuster holen. Mit Schaufeln und Pickeln schritt man rüstig ans Werk und förderte wirklich das Geld zutage. Im gleichen Augenblick kam auch der Schuster zur Stelle und erschrak zu Tode, als er sein Eigentum verloren sah. Aber er wurde sofort beruhigt, indem der Unteroffizier und seine Soldaten ihm augenblicklich ihren Anteil auslieferten und dem Verräter bedeuteten, daß hier der ausbedungene Betrag für ihn daliege, aber er müsse denselben sofort dem Schuster übergeben, wenn nicht, würde er auf der Stelle als Plünderer erschossen. Unter tausend Tränen dankte der arme Schuster den Soldaten, daß sie ihm seinen Sparpfennig gerettet hatten.

Im Gefecht von Niederhaunsdorf (19. März) eroberten die Königschevaulegers drei Kanonen im Feuer. Leutnant Madroux führte sie unter den Kugeln der feindlichen Schützen durch das Dorf zurück. Plötzlich brach die Achse eines Geschützes. Madroux, rasch entschlossen, sprang mit zwei Chevaulegers von den Pferden, brach in einen Hof ein, schaffte Wagen und Hebel herbei und lud das Geschütz auf, es gelang ihm, obwohl ihm während des Bespannens drei Pferde niedergeschossen wurden. Glücklich brachte Madroux die Kanonen zu seinem Regiment.

Wir greifen zeitlich zurück, wenn wir berichten, daß sich ebenfalls durch Wegnahme eines Geschützes im Feuer Leutnant Peter Gradinger vom 4. leichten Bataillon am 15. Februar im Treffen von Königswalde den Max Joseph-Orden erwarb.

Ein besonderer Typ der Fußtruppen jener Zeit waren die jugendlichen Tamboure, dem Alter nach oft fast noch Knaben, aber keck, unerschrocken und furchtlos. Bei einem Ausfallsgefecht vor Kosel (10. April) blieb der Tambour Joseph Xaver Oschey aus Dillingen vom 6. leichten Bataillon (jetzt 14. Infanterie-Regiment) im Sumpfe stecken. Obwohl ihn ein schrecklicher Tod bedräute, hörte er nicht auf, Sturmmarsch auf seiner Trommel zu schlagen. Nach Schluß des Kampfes gelang es, ihn aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien. Für seine Unerschrockenheit wurden ihm 10 Dukaten ausbezahlt.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Johann Federl v. Pirk, Präsident der Landgrafschaft Leuchtenberg († 1626), der mutmaßliche frühere Besitzer des Pfreimder Schatzes.

Biographische Skizze von Illuminatus Wagner, Eichstätt.

Am 9. Mai 1906 wurde in Pfreimd, der Hauptstadt der ehemaligen gefürsteten Landgrafschaft Leuchtenberg, jener merkwürdige Schatzfund gemacht, der in den Tagesblättern viel besprochen wurde und auch in Nr. 39 des „Bayerlandes" 1906 in Wort und Bild beschrieben ist. Als mutmaßlichen früheren Besitzer des Schatzes hat Dr. Friedrich H. Hofmann den Leuchtenbergischen Kanzler bezw. Präsidenten Dr. Johann Federl bezeichnet (Münch. N. N. 9. Juni 1906) mit dem Wunsche, es möchte weiterer Forschung „in Bälde gelingen, ein abgerundetes Lebensbild dieses anscheinend überaus tätigen und hochangesehenen Beamten zu schaffen." Hierzu soll nachfolgende Skizze, welche sich hauptsächlich auf Studien von Akten des Kgl. Bayr. Allg. Reichsarchivs, sowie des Kreisarchivs in Amberg stützt, einen kleinen Beitrag liefern.

1. Johann Federl als Präzeptor.

Bisher galt Pfreimd als Geburtsort Johann Federls. Die Annalen der Universität Ingolstadt aber, wo Johann Federl i. J. 1570 inskribiert war, geben hierfür Posching (wohl Stephansposching bei Deggendorf) in Bayern an. Das Jahr seiner Geburt dürfte 1550 sein. Die eben angeführten Annalen geben Federl das Zeugnis eines hervorragend gelehrten Mannes, der sich durch sein höfliches Benehmen gegen alle empfehle. Auch war er mit den Professoren Val. Rotmarus und Joh. Engerdus gut befreundet. Die verwitwete Landgräfin von Leuchtenberg, Mechtild, geb. Gräfin von der Mark und Arenberg, wurde auf ihn aufmerksam, und so kam es, daß noch im Jahre 1570 auf ihr Begehren Federl als Präzeptor ihres einzigen Sohnes Georg Ludwig von Herzog Albrecht von Bayern aufgestellt wurde. Dieser war nämlich zugleich mit Markgraf Georg Friedrich v. Brandenburg Vormund des jungen Landgrafen, der am 27. Juli 1563 geboren, also damals 7 Jahre alt war. Federl scheint bei seinem Zögling sehr gute Erfolge erzielt zu haben, denn kaum war derselbe 13 Jahre alt, so bezog er (August 1576) die Universität Ingolstadt und wurde für das Wintersemester desselben Jahres zum Rector magnificus gewählt. Als er nach einem halben Jahre, der damaligen Gewohnheit folgend, dieses Amt niederlegte, hat er, wie Federl in seinen Aufzeichnungen bemerkt, „pro conclusione eine solche lateinische Oration gehalten, darüber Sie die professores selbst verwundert." Auch die Annalen der Universität rühmen des Landgrafen Kenntnisse in der lateinischen Sprache, sowie in der Jurisprudenz, und heben sein gutes Betragen und seine Freigebigkeit hervor. Diese treffliche Entwicklung des jungen Landgrafen an Geist und Gemüt war zum großen Teil die Frucht von Federls gediegener Erziehertätigkeit. Ihm, dem eifrigen Katholiken, hatte er neben seiner frommen Mutter auch die katholischen Grundsätze zu verdanken, die ihn bei seiner späteren Regierung leiteten.

Im April 1580 verließ Georg Ludwig die Universität und begab sich in Begleitung seines treuen Präzeptors nach München, wo er am Hofe des Herzogs Wilhelm 3 Jahre verblieb und sich zu verschiedenen Kommissionen (Visitation des Reichskammergerichts Speyer, Reise zu Herzog Ernst, als dieser zu Lüttich als Bischof inthronisiert wurde) gebrauchen ließ. Im August 1582 hat Dr. Johann Federl auf dem Reichstag zu Augsburg, da Georg Ludwig zwar persönlich anwesend war, aber selbst nicht in den Fürstenrat kam, „von Ir f. G. wegen die Session nach Baden vnd vor Anhalt eingenommen vnd votirt. Videatur Sein prothocoll so er gehalten vnd die Reichs Acta so er auf diesem Reichstag mit allem Vleiß zusamen schreiben lassen." (Federls Aufz.) Desgleichen erschien auf dem Bayerischen Kreistag zu Landshut im Januar 1583 im Auftrage des Landgrafen Georg Ludwig Dr. Johann Federl, Leuchtenbergischer Rat. Im gleichen Jahre begab sich Georg Ludwig nach Pfreimd, „daselbst sich vmbzusehen vnd ein wenig in die Regierung zuschicken." Als Nachfolger des bisherigen Leuchtenbergischen Kanzlers Dr. Ulrich von Milen, der am 22. August 1583 auf seinem Hof zu Steinbach gestorben, wurde Dr. Federl bestimmt.

2. Federl als Kanzler.

Über den Antritt seines neuen Amtes berichtet Federl: „Im Eingang dises obgesetzten Jars (1584) Ist Johann Federll, beder Rechten Doctor, Fr. Leuchtenbergischer Rath zu Ir f. g. Vnschuldigen Canzler auß gnedigem guetachten Herzog Wilhelms, in Bairn als Curatoris Hern Landgrauens, auf vnd Angenomen worden. Gott der Allmechtige verleihe Im sein gottliche gnad, weishait vnd Verstandt, das er zu ehrn seines göttlichen Namens, Auferbauung der Christlichen Catholischen Kirchen zu seines gnedigen Fürsten vnd Herns Nutz vnd wolfarth vnd Ime selbst zum Hail solchem seinem Ambt vnd Dienst trewlich vnd vleißig möge vorstehn. Amen."

Nachdem der Landgraf das Schloß in Pfreimd stattlich renovieren lassen, vermählte er sich mit Maria Salome, geb. Markgräfin zu Baden und Gräfin zu Sponheim. Die Hochzeit wurde am 27. November 1584 zu München, wo das Fräulein erzogen worden, glänzend gefeiert. Im Gefolge des Landgrafen befand sich auch der Kanzler Federl. Derselbe zeigte in seinem neuen Amte großen Eifer. Mit sichtlicher Befriedigung notierte er 1584 betreffs der böhmischen Lehen: „In disem Ihar circa finem hatt Dr. Johan Federll einen Consenſs von der Cron Beham außgebracht auf 23000 fl., dergleichen vor nie beschehen." Ebenso berichtet er vom Jahre 1585: „In disem Ihar hab Ich Doctor Johan Federll Canzler mit vnd neben Hannsen von Rewhausen Ambtmann zu grünßfeldt (im nordöstl. Baden, damals leuchtenbergisch), Lehen von der Churf. Pfalz zu Haidlberg empfangen und einen Consenſs per 5000 fl. erlangt, dergleichen vor auch nie attentiert oder beschehen." 1587 wurde, jedenfalls nicht ohne Federls Verdienst, der schon i. J. 1546 abgeschlossene Vertrag mit Pfalz-Heidelberg zum Vollzug gebracht und die Landesgrenze gegen Weiden zu mit Steinen markiert, die auf der einen Seite ein P (= Pfalz), auf der andern Seite ein L (= Leuchtenberg) eingemeißelt trugen. Im folgenden Jahre (1588) begann Landgraf Georg Ludwig, von seinem Kanzler kräftig unterstützt, die Gegenreformation in seinem Lande durchzuführen: die verheirateten Priester wurden entfernt, die Kommunion unter beiden Gestalten abgeschafft, der gesamte Rat mußte mit Mund und Hand versprechen, bei der katholischen Religion zu bleiben,

die Anhänger der neuen Lehre unter den Bürgern von Pfreimd (es waren in die 60) kehrten ebenfalls zur Kirche zurück, nachdem ihnen der Landgraf in einer Versammlung auf dem Rathause energisch zugesprochen, nur zwei blieben hartnäckig und wanderten aus. Da unter dem Einflusse Federls die politischen und religiösen Verhältnisse der Landgrafschaft eine günstige Entwicklung nahmen, sah sich Georg Ludwig veranlaßt, die Treue und Tüchtigkeit seines Kanzlers dadurch zu belohnen, daß er ihn in den Adelsstand erhob und ihm Pirk bei Weiden als Adelssitz anwies. Über die fernere Tätigkeit des „Federl von Pirk" findet sich in seinen Aufzeichnungen eine Bemerkung vom Jahre 1603: „In disem Jhar bin Ich nach Regenspurg auf den Reichstag geschickht worden, da auß Ir f. g. begern, Ich die Bayer. Hern Räth substituirt, wie In dem Reichs Abschied zu sehen."

Am 9. Januar 1605 feierte des Landgrafen Sohn Wilhelm (geb. 3. Januar 1586) zu Pfreimd mit großem Pomp seine Hochzeit mit Gräfin Erika von Manderscheid. Bischof Wolfgang von Regensburg nahm die Trauung vor in Anwesenheit des kaiserlichen Abgesandten Adam v. Wallenstein und einer großen Zahl von Adeligen, Grafen und Vertreter von Reichsfürsten. Federl selbst hatte die Städte Regensburg und Nürnberg zu vertreten und in ihrem Namen je einen großen vergoldeten Becher zu überreichen. Außerdem oblag ihm die Aufgabe, die Heimführung der Braut von Grünsfeld bis Pfreimd zu besorgen, sowie die drei Herzoginnen, welche als Hochzeitsgäste kamen, an der Landesgrenze zu empfangen und ins Schloß zu geleiten. Bald darauf erhielt Federl seine Beförderung zu einem Amte, das bisher in der Landgrafschaft Leuchtenberg noch nicht bestanden hatte, er wurde Präsident.

8. Federl als Präsident.

„Den 25 Februarii, welcher ist gewesen der Freytag vor Inuocauit, haben Ihre f. g. vnser alter gnediger Fürst vnd Herr mein wenige Persohn nach erlassung des Canzellariats zu dero Gehaimen Rath vnd praesidenten, auch Lehen-, Hoff- vnd Landrichter zum Leuchtenberg (2 Stunden südöstl. v. Weiden mit der Stammburg der Landgrafen) so woll Herrn Dr. Georgium Mylaeum (kam 1598 von Eichstätt als Rat nach Pfreimd) für ainen Cantzler allem Hofgesindt, auch den geistlichen vnd der Bürgerschafft publiciren vnd In der Tafel Stuben fürstellen lassen, gott geb gnad Amen." So schrieb Federl damals. Am 31. August 1613 aber erklärte er in einem Briefe an Herzog Maximilian von Bayern, der Landgraf habe ihm deshalb das Kanzleramt abgenommen, weil Federl gerne gesehen hätte, daß man besser haushalten und nicht so viele Schulden machen solle. Er schrieb es auch 1611 ganz unverblümt seinem Herrn nach Prag, wo dieser in kaiserlichen Diensten viele Jahre sich aufhielt, daß die Einkünfte der Landgrafschaft das Halten eines Hofstaates von 75 Personen zu Pfreimd und eines weiteren Hofstaates zu Prag nicht gestatteten. Der Landgraf nahm damals diese offene Erklärung sehr ungnädig auf, mochte sich aber dann doch sagen, daß es besser gewesen wäre, wenn er Federl am Ruder gelassen hätte.

Das Jahr 1606 brachte für Federls Familie ein freudiges Ereignis. Am 2. Mai kamen seine beiden ältesten Söhne Georg und Wilhelm samt ihrem Präzeptor Sebastian Kentzler, Dr. med., von ihrer Reise aus dem Welschland zurück und brachten ihre Brüder Ludwig und Sebastian von München mit nach Pfreimd. Dr. Kentzler wurde vom Landgrafen als Leibarzt angenommen, und Präsident Federl gab ihm auf den Rat des Landgrafen hin seine Tochter Mechtild zur Gemahlin. Georg Ludwig hat „Ihnen beden die Hochzeitt den 14 vnd 15 Junii zu Hoff gar stattlich außgehalten vnd noch darzu viel verehren lassen." (Federls Aufz.)

Als am 18. Juni 1609 dem Landgrafen Wilhelm ein Söhnchen geboren und 10 Tage später vom Weihbischof zu Regensburg getauft wurde, ist Präsident Federl als Vertreter des Königs Philipp von Spanien und Kanzler Myläus als Vertreter der böhmischen Landstände „zu gefatter gestanden", während Bischof Wolfgang von Regensburg anstatt des Kaisers Rudolph das Kind aus der Taufe hob und ihm den Namen Rudolph Philipp gab.

Im Jahre 1612 kam Kaiser Matthias nach Pfreimd. Als derselbe durch das landgräfliche Gebiet reiste, um sich nach Frankfurt zur Krönung zu begeben, gab ihm Präsident Federl, in Abwesenheit des Landgrafen und seines Sohnes, das Geleite innerhalb der leuchtenbergischen Grenzen. Auf der Rückreise traf der Kaiser mit Gemahlin und dem ganzen Hofstaat (über 1000 Pferde) am 20. Juli nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr in Pfreimd ein und übernachteten im Schlosse. „Ire Hochwürden Herr Melchior Cleselius Bischoff zu Wien, als Irer Mt. gehaimen Raths Director ist bey mir presidenten sambt allen Ir. Hochw. leuthen eingelosiert gewesen, hatt auch neben Hern Barbitio Khay. gehaimen Rath bey mir gessen, vnd seind aller dings g. woll zufriden gewesen, vnd hatt Hern Barbitio mein Wein wohlgeschmeckht." (Federls Aufz.) Am nächsten Tag, Samstag, besuchte das Kaiserpaar die hl. Messe in der Pfarrkirche und zog nach Böhmen weiter.

Am 24. April 1613 starb Landgraf Georg Ludwig von Leuchtenberg. Es war ein schwerer Schlag für die Landgrafschaft überhaupt und für Federl im besonderen. Da Landgraf Wilhelm zum Regenten nicht geschaffen war, übernahm nach dem Wunsche seines Vaters, wie er in dessem angefangenen Testament schriftlich vorliegt, und in kaiserlichem Auftrage Herzog Maximilian die Administration der Landgrafschaft und schickte einen Kommissär nach Pfreimd, der die Untertanen in Pflicht nahm. Als aber Landgraf Wilhelm, der damals verreist war, am 16. Sept. 1614 zurückkam, mußte der damalige Kommissär Hans Wolf Hannolt von Altenthann, Bayer. Rat zu Straubing, vor ihm weichen, und sämtliche Untertanen mußten dem Landgrafen die Erbhuldigung leisten. „Vnd als Ich Doctor Johann Federll dilatation begert, bis daß Ich meiner Pflicht von Bayrn möcht ledig gezehlt werden, haben Ire f. g. auß Rath deß Albrecht Gerhard Leschwitz, so damals Hofmaister vnd Innerister Rath gewesen, mich aller meiner Dienst entsetzt vnd noch (vmb lautter Vnschuldt) vmb fünfzehnhundert Gulden gestrafft, damit Sie den Wirth von Cöln bey dem heyligen Geist, dem Sie 1100 fl. schuldig gewesen, vnd mit herauf gezogen ist vnd nit hinwegkh ziehen wollen, er seye dan bezalt, haben abrichten khünnen. (Federls Aufz.)

Im Jahre 1616 wurde zwar Dr. Joh. Federl wieder Rat und Präsident, seine Söhne Dr. Luwig Federl Kammersekretär und Sebastian Federl Forstmeister, letzterer aber nach 6 Monaten schon entlassen, und dem Präsidenten selber ließ der Landgraf i. J. 1620 durch seinen Hofmeister Hans Friedrich von Kürmreuth seine Fahrnis und Mobilien im Werte von 3005 fl. wegnehmen. Damit nicht genug, mußte Dr. Johann Federl sogar

das Land verlassen. Aller Mittel entblößt, sah er sich genötigt, vom Hofzahlamt in München 300 fl. sich vorstrecken zu lassen und fast all sein Silbergeschirr zu Regensburg um 100 fl. zu verkaufen.

Die Gewalttätigkeiten des von schlechten Beratern beeinflußten Landgrafen hatten mittlerweile ihren Höhepunkt erreicht; im September 1621 ließ ihn Herzog Maximilian, nachdem er lange genug seinem Treiben zugesehen, verhaften und vorläufig in Burghausen in sicheren Gewahrsam bringen. Nun war für Federl die Zeit gekommen, wo er aus dem Exil zurückkehren konnte. Am 5. Januar 1622 erschien er in Pfreimd und am 23. Januar wurde er kraft herzoglichen Schreibens in all seine Ehren, Ämter und Würden wieder eingesetzt und ihm Ersatz aller erlittenen materiellen Schädigungen versprochen. Federl berechnete dieselben auf 6300 fl., mußte sich aber wie alle Gläubiger des leuchtenbergischen Hauses eine Reduktion gefallen lassen und sich mit 4000 fl. begnügen.

Im Jahre 1628 trat Maximilian Adam, Sohn des inzwischen in den Franziskanerorden getretenen Landgrafen Wilhelm, die Regierung über die Landgrafschaft Leuchtenberg an, und damit hatte die Administration von seiten Bayerns ein Ende. Dr. Federl sollte es nicht mehr erleben, er starb am 20. Juli 1626 zu Pfreimd im Alter von 76 Jahren. Aufrichtig, pflichttreu und gewissenhaft in seinem ganzen Wesen, tüchtig und geschickt in seiner Amtsführung und überall, sei es in politischen oder religiösen Dingen, auf das Wohl des Landes und seines Herrscherhauses bedacht, ist Dr. Johann Federl ein Mann, der unsere Achtung und Bewunderung in vollem Maße verdient. Sein Geist pflanzte sich auf seine 6 Söhne fort, welche, abgesehen von Heinrich, alle in Ingolstadt studierten. Dr. Ludwig Federl wurde des Vaters Nachfolger in allen seinen Ämtern. Georg und Wilhelm widmeten sich dem geistlichen Stande, Sebastian wurde Leuchtenb. Verwaltungsbeamter, Lorenz Arzt, und Heinrich ging zum Militär. Leider erlosch das edle Geschlecht der „Federl von Pirk" schon im Jahre 1710 mit Maximilian Adam, der zu Pirk begraben liegt. Den gleichen Namen Maximilian Adam führte auch der letzte Landgraf aus dem Hause Leuchtenberg, er starb im Jahre 1646 und wurde in der Pfarrkirche zu Pfreimd beigesetzt, die Landgrafschaft Leuchtenberg aber wurde mit Bayern vereinigt.

Kleine Mitteilungen.

Aus alten Klosterbibliotheken. Heute bieten wir unsern Lesern eine eigenartige Gabe, eine Sammlung von acht Exlibris-Bücherzeichen aus ehemaligen Benediktinerabteien. Herr Reichsrat Freiherr v. Cramer-Klett war so gütig, uns die Originale aus seinen Sammlungen zur Verfügung zu stellen. Die Zeichen bilden eine wehmütige Erinnerung an die zerstörten Heimstätten der Wissenschaft; sie mehrt sich wenn wir an Ort und Stelle die einstigen Bibliotheksäle aufsuchen und in ihrem Verfalle und ihrer Zerstörung betrachten. Nur traurige Spuren künden, wie sorglich einst diese Bibliotheken behütet wurden. Wir zählen die Zeichen in alphabetischer Reihenfolge auf:

1. Andechs. Exlibris aus dem 17. Jahrhundert. Freiherr v. Aretin, der mit der Sichtung der beschlagnahmten Klosterbibliotheken betraut war, entnahm derselben für den Staat als besonders wertvoll 4 Manuskripte und 35 alte seltene Werke vielfach Unika.

2. St. Ulrich und Afra in Augsburg. Die große Bibliothek, die astronomischen und physikalischen Instrumente, die naturwissenschaftlichen Sammlungen nahm der Staat an sich.

3. Niederaltaich. Dr. Scheglmann schreibt in seiner „Geschichte der Säkularisation": „Die wertvollen Bücherschätze, darunter sehr viele neue Werke wurden von den vandalischen Händlern zum größten Teil verschleudert, die zusammenhängenden Bände zerrissen und nach allen Seiten hin verkauft und verschleppt. Ein Teil kam in Privatbibliotheken, ein anderer in die Hof- und Staatsbibliothek. Aretin verweilte sieben Tage in dieser zweitgrößten Bibliothek Niederbayerns. Das Zeichen rührt von Abt Joscius aus dem Jahre 1700.

4. Plankstetten. Das Zeichen rührt von Abt Dominikus 1770.

5. Thierhaupten. Das Zeichen weist auf Abt Benedikt Gangrieder 1587 und ist wahrscheinlich in der Offizin des Klosters 1801 selbst gefertigt. Über die Bibliothek berichtete nach Dr. Scheglmanns nie versagendem Werke, bei Gelegenheit der Konsekration des letzten Abtes, der fürstbischöfliche Kommissär Freiherr v. Palmer: Der Vorrat an Büchern ist nicht so groß wie in anderen Klöstern, doch haben sie die notwendigsten Bücher und dabei viele nützliche. An Büchern kamen bei der Säkularisation nach München 120, darunter 31 Inkunabeln, meist aus der Klosterdruckerei. Die damals noch in Landshut befindliche Universität soll 896 Bände erhalten haben. Die fortgeschafften Bücher bilden nur den kleinsten Teil, der Rest wurde an den Papierfabrikanten Kauth in Thierhaupten zum Einstampfen (!) verkauft. Umsonst bot das Landkapitel Rain eine ansehnliche Summe.

6. Weihenstephan. Aus der Bibliothek wurden für die Hof- und Staatsbibliothek genommen 132 Handschriften, 436 Inkunabeln, von anderen Büchern 157 in Folio, 45 in Quart, 148 in Oktav, zusammen 918. Über das Schicksal des anderen größeren Teils ist nach Scheglmann nichts bekannt.

7. Wessobrunn. Von dieser Bibliothek schrieb Aretin selbst in seinem Bericht vom 14. Mai 1803, sie ist von großem Umfang und gut besetzt. Auch an Seltenheiten war in diesem von jeher durch gelehrte Bewohner ausgezeichneten Kloster ein großer Vorrat zu finden.

8. Weltenburg. Die von Aretin getroffene Auslese wurde nach München, ein großer Teil an die Regensburger Kreisbibliothek abgeliefert.

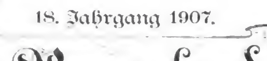
König Ludwig I. und Straßburg. An Hermann Schmid, den Dichter des patriotischen Dramas „Straßburg oder eine deutsche Stadt", richtete der König am 19. November 1849 die Zuschrift: „Ein in Straßburg Geborner spricht tief ergriffen seine innige Anerkennung aus dem Verfasser des Trauerspiels ‚Straßburg'. Soeben habe ich es zu lesen geendigt und Tränen drangen mir aus den Augen. Ernste Wahrheit in herrlicher Dichtung zeigen Sie uns. Ja ‚Straßburgs Verlust' ist ein Trauerspiel, welches nie verklungen. Dieses dramatische Werk ist des Verfassers des ‚Camoens' würdig. Ich kann nur wünschen: ‚Fahren Sie so fort."

Der Ihnen wohl gewogene Ludwig."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Druck von R. Oldenbourg in München.



18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel 880

Nr. 23.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt . Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.



Elisabeth, Königin von England, als Prinzessin.
Nach dem Gemälde in der Galerie zu Windsor.

Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Mit annähernd 1200 Textabbildungen und 120 ein- und mehrfarbigen Tafelbildern. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 1 Mark. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Fortsetzung). — Diese Grundsätze sind, wie die beiden nunmehr vollendeten Bände beweisen, gewissenhaft befolgt worden. Der dritte Band beginnt mit der Entdeckung Amerikas (1492) und reicht bis zur großen französischen Revolution (1789). Der vierte Band, das Zeitalter der Kämpfe um bürgerliche Freiheit, nationale Selbständigkeit und soziale Forderungen, schließt sich hier an und erstreckt sich bis zur Jetztzeit. Der Verfasser der beiden Bände ist der Gymnasialdirektor Dr. S. Widmann. Er hat sich damit einen ehrenvollen Platz unter den populären Geschichtschreibern Deutschlands gesichert. Den riesigen Stoff hat er geschickt gesichtet und geordnet, sein gewandter Stil, seine außergewöhnliche Darstellungsgabe fesseln uns von der ersten Seite ab bis zum Schlusse. Wir erfreuen uns seiner scharfen Beobachtungsgabe, seines richtigen Urteils, und sind froh, solch trefflichen Lehrer gefunden zu haben. Niemals haben wir die Empfindung, auf eine Lücke zu stoßen, es drängt sich nicht der Wunsch auf, daß diese oder jene Epoche reicher behandelt sei, immer mehr festigt sich der Eindruck, daß uns hier ein umfassendes Werk geboten ist, welches uns nichts an Belehrung schuldig bleibt. (Fortsetzung folgt.)

Lieder aus dem Nordgau. Von J. G. Hierl. Dresden. E. Piersons Verlag, (A. Linke), k. k. Hofbuchhändler. — Ein Sänger aus der Oberpfalz gibt uns hier seine Lieder. Es ist echte Poesie, zuerst Grüße an die Heimat, dann folgen Sagen, historische Gedichte und dann tief ergreifende Stimmungsbilder, durchweht von dem Hauche wahrer Frömmigkeit. Mit dem wehmütigen und gottesfürchtigen und wieder so tröstenden Gedichte: „Dein Licht lasse ihnen leuchten" schließt das Buch, dem wir von ganzem Herzen recht zahlreiche Verbreitung wünschen.



Hatfield House: Der ältere Teil des Schlosses aus der Zeit der Königin Elisabeth.
Illustrationsproben aus: Illustr. Weltgeschichte in 4 Bänden. Von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten.

Petrus. Heiteres und Ernstes von Peter Allwang. München, Kommissionsverlag von Michael Beckfteins Buchhandl., Müllerstr. 1. — Wie glücklich schätzen wir uns, wenn wir in alten Bibliotheken eine Chronik finden, in welcher in zierlich geschnörkelten Schriftzügen und womöglich mit hübschen farbigen Bildern und Miniaturen, irgendein Bürger einer wohlbehäbigen Reichsstadt oder auch ein trefflicher Kriegshauptmann, der

stammtes Herrscherhaus gegen die österreichischen Unterdrücker. Etwas verspätet erscheint diese dichterische Gabe, aber das dürfte den Wert nicht schmälern. In geradezu hinreißender Weise verstehen die beiden Autoren uns in die Schrecknisse jener Zeit zu versetzen und das Elend des bedrückten Bayerlandes uns vor Augen zu führen. Wir sind fest überzeugt, daß jene Bühne, welche dieses Stück zur Aufführung brächte, eines großen Erfolges gesichert wäre. Sie würde damit eine Ehrenpflicht erfüllen, denn nie und nimmermehr darf das Gedächtnis jener Braven, die damals Gut und Blut für das Bayerland geopfert haben, aus unserer Erinnerung schwinden.

Bekanntmachung.

Es wird hiemit zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß vom heutigen Tage ab das bisher unter der Firma G. Rothhelfer (Inhaber Karl Stömmer) **betriebene Flaschenbiergeschäft in Regie des unterfertigten Amtes übergegangen ist.**

Bestellungen auf Hofbräu-Flaschenbier wollen gefälligst angebracht werden:

a) beim Kgl. Hofbrauamt Telephonruf 365 (56)

oder

b) bei der Flaschenfüllerei-Abteilung Telephonruf 1299.

München, 1. März 1907.

Kgl. Hofbrauamt.

(L. S.) J. V.: **Dittlein,** Kgl. Kontrolleur.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 25. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. Bei einem direkten Bezuge durch die Post aber die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Sigrun und Gernot.

Vaterländische Erzählung von M. Zoller. (Fortsetzung.) Illustriert von Anton Hoffmann.

„Ich selber führe euch hinüber beim Grenzwall nach Germania magna. In wenig Tagen werdet ihr dann in der Heimat sein!"

„Aber noch um eines bitt' ich dich. Die Säumer erhielten von deinem Vater je ein Saumtier zugesprochen. Gebe jedem dafür ein Kriegsroß, daß wir rasch vom Flecke kommen. Wir lassen dir dafür unsere zwölf Lederbeutel mit dreizehntausend Sesterzien zurück."

„Mit nichten!" entgegnete der Tribun. „Die Männer sollen Rosse haben, aber ich nehme keine Sesterzie dafür."

Und so geschah es. Am Morgen des neunten Tages zogen die Germanen in Begleitung des Tribuns ab. Der Kubikularius blieb beim Tribun als lebendes Vermächtnis seines früheren Herrn. Als sie über den Danubius ritten, blickten sie voll beseligender Freude hinab auf die tosenden Wellchen. Heimatluft umwehte sie und drüben über dem Grenzwall rauschte in mächtigen Gesängen der heilige, herrliche Wald. Kurz aber herzlich war der Abschied von dem Tribun, dann brausten mit verhängten Zügeln die zweiundzwanzig Germanen hinein in das Land ihrer Väter. —

VII.

Nach angestrengtem Ritte erreichten die Verbündeten gegen Abend einen hart am Grenzwall liegenden Hof. Einlaß heischend, wurden ihnen sogleich die Tore geöffnet, denn das Gastrecht war den Germanen ein heiliges Recht. Der Herr des Besitztumes trat ihnen auf der Schwelle seiner Halle freundlich entgegen und rief:

„Willkommen auf dem Habichtshof!"

Dann befahl er seinen Leuten für die Rosse zu sorgen und lud die fremden Männer zu sich in die Halle. Noch immer hatten die Geiseln keine Zeit gefunden, sich ihrer römischen Tunika zu entledigen und dem Gesicht und den Haaren die natürliche Farbe zurückzugeben. Nun aber wollten sie diese wichtige Verwandlung nicht länger mehr verschieben. Sie erbaten sich von der Hausfrau Gefäße mit heißem Wasser und reinigten sich von den entstellenden Farben. Ihre Tunika verschenkte jeder an die zahlreichen Schalke des Hofes. Dann erst setzten sie sich an die Tafel zu ihren Genossen. Bei Met und Gerstensaft entspann sich bald ein recht fröhliches Leben. Hier in dem einfachen, rauchgeschwärzten Holzbau, in der mit Eichenlaub und Tannengrün, mit Pferdeschädeln und Hirschgeweihen geschmückten Halle des Habichtshofes heimelte sie es wieder an; hier fühlten sie sich wohler als in den säulengetragenen Marmorpalästen der übermütigen Römer. Und als dann nach der Zubereitung der Speisen die züchtige Hausfrau mit ihren beiden hochgewachsenen, blühenden Töchtern auch noch in der Halle erschien, da kannte ihre Heimatwonne keine Grenzen mehr. Wie ein wüster, verworrener Traum glich ihnen jetzt all das in der Fremde Erlebte. Und nicht um alle Reichtümer und Herrlichkeiten Roms hätten sie die Freude weggeben mögen, nun in wenig Tagen schon wieder in Wingolfs Halle unter dessen Hochsitz im Kreise trauter Freunde und erprobter Waffengenossen zu sitzen. Gernot gar fühlte beim Anblick der blondhaarigen Jungfrauen voll heißer Sehnsucht nach der vielteuern Sigrun das Blut zum Herzen wallen. Wie oft hatte er drüben an der Tiber die dunkle, düstere Schönheit der leichtlebigen, verführerischen Römerinnen verglichen

mit der walkürenhaften Anmut und edlen stolzen Weiblichkeit seiner blonden blauäugigen Sigrun und hierdurch in seinem Herzen stets neue flammende Sehnsucht nach der Heimat und der Braut wachgerufen. Nach der Heimat? Lag denn seine Heimat am Danubius und an der Alkumys? Hatte Sigrun auch seiner in der langen Zeit so herzlich gedacht? War er nicht ein heimatloser Fremdling im Cheltesgau?

Wernfried, der Bruder Sigruns, saß neben ihm. Wie wenn er geahnt hätte, welche finsteren Gedanken in der Seele Gernots durcheinanderwogten, faßte er das Methorn, raunte seinem Freunde „dem Wohle Sigruns“ zu, tat einen herzhaften Zug und reichte dann das Horn an Gernot weiter. Dieser lächelte trübe und trank den Humpen leer. Dann sprach er zu Wernfried:

„Nicht lange mehr wird's mich bei euch dulden. Mich treibt's zurück zu meines Vaters Hügel und zur Rache an dem Schelmen, der mir die Lieben und die Heimat raubte.“

„Die Kriegsfahrt mach ich mit!“ beteuerte Jungwernfried. „Aber jetzt laß nicht dem Trübsinn Raum in deiner Brust. Der Chelsgau ist dein Heimatgau und Wingolf ist dein treuer Vater! Freue dich der Wiederkehr! Mit welcher Neugier wird die Mutter und die Schwester auf uns beide harren!“

Mittlerweile war es ziemlich lebendig um sie her geworden. Wernhart und die übrigen Gefährten berichteten dem Habichtshofer und dessen Leuten über das Leben und Treiben in Rom, über dessen unermeßliche Größe, über die unsagbare Pracht und Herrlichkeit seiner Tempel und Paläste, aber auch über die unglaubliche Sittenverwilderung seiner Bewohner. Mit wachsendem Erstaunen lauschten die einsamen Habichtshofer diesen Schilderungen. Eine ungeahnte Welt tat sich vor ihnen auf, eine Welt voll des strahlendsten Glanzes und der tiefsten menschlichen Erniedrigung. Aufrichtige Bewunderung erfüllte sie gegen die Männer, welche alles dieses mit eigenen Augen geschaut und erlebt hatten.

Draußen im geflügelreichen Herrenhof krähten die Hühner bereits munter dem grauenden Tage entgegen, auf der grünen Au schlugen die Wachteln und im Lindenhain jauchzten die Amseln und Drosseln, als die Tafelrunde erst an die Nachtruhe dachte. Schon während des ganzen Abends waren der gastfreundliche Habichtshofer und dessen Frauen in ihre Gäste gedrungen, doch mehrere Tage bei ihnen zu verweilen. Jetzt, kurz vor der Nachtruhe, wiederholten sie diese Bitte mit einer solch herzlichen Dringlichkeit, daß die Fremden endlich mit besonderer Rücksicht auf ihre abgehetzten, stark ermüdeten Tiere noch den nächsten Tag zugaben. Länger aber wollten sie ihre Abreise unter keinen Umständen mehr aufschieben, denn sie alle trugen im Busen den heißen Wunsch, nunmehr recht bald an Ort und Stelle zu sein. Wernhart und Gernot aber verfolgten mit ihrem Bleiben auch noch den Zweck, auszukundschaften, wie weit die Errichtung des Grenzwalles in dieser Gegend bereits vorgeschritten sei. Nur ein schmaler Streifen mächtiger Steinbuchen trennte den Habichtshof von der gewaltigen Verteidigungsanlage. Mit dem nahe am Hofe vorbei dem Danubius zuschießenden Waldbach hatten die vorsichtigen Römer den tiefen Graben längs ihres Walles eine lange Strecke weit angefüllt. Darüber war der Habichtshofer, wie er seinen Gästen erzählte, gar stark in Harnisch geraten, aber die übermütigen Eindringlinge hatten sich dadurch nicht im geringsten stören lassen, sondern bauten dem erzürnten Manne sogar noch einen mächtigen Signalturm vor die Nase hin. Im ohnmächtigen Ingrimm sann darum der Habichtshofer seither vergebens auf Rache gegen die verhaßten Nachbarn.

Nicht lange genossen Wernhart und Gernot der erquickenden Ruhe. Sie standen auf, sahen nach den Rossen und verließen dann, vom Torwächter unbehindert, den Hof. Sie durchquerten den Buchensaum und sahen sich plötzlich dem Turme gegenüber. Das niedrige Gebüsch als Deckung benutzend, versuchten sie bis zum Graben vorzudringen. Plötzlich aber schwirrte ein Pfeil durch die Luft und durchbohrte dem Recken Wernhart den linken Arm. Augenblicklich warfen sich die Germanen auf den Boden nieder und krochen in den Waldsaum zurück. Die Wunde Wernharts war glücklicherweise nicht von Bedeutung, denn der Pfeil stak nur in den Fleischteilen des Oberarmes. Sie wuschen den Arm in den spiegelklaren Wellen des Baches und sahen voll des glühendsten Hasses hinüber zu den hinterlistigen Römersöldlingen.

„Die Schelme“, sprach Wernhart, „stehen wacker auf der Lauer und sind falsch und heimtückisch wie die Wildkatzen.“

„Für diese Hinterlist“, rief Gernot entrüstet, „will ich sie wahrlich lohnen.“

Allein Wernhart erwiderte:

„Wir dürfen uns des Habichtshofers wegen jetzt nicht rächen, sonst lassen sie die Wucht des Zornes an dem Unbeschützten aus.“

Doch Gernot sprach:

„Ich räche uns auf eigene Faust und sende ihnen Römerpfeile zu, an denen sie zu nagen haben werden.“

Langsam gingen dann die beiden Krieger wieder in den Hof zurück, ohne jemandem etwas von dem ärgerlichen Vorfall zu sagen. Bei ihrer Rückkehr fanden sie alles schon auf den Beinen. Nach dem Morgenimbiß rüsteten sich die Männer zur Jagd. Eine unbändige Freude daran hatte Gernots Grauhund; in Rom hatte sich das arme Tier fast ganz verlegen; die lange Reise hatte es wieder fröhlich gemacht. Zwei mächtige Elche, mehrere Eber und ein Wisentkalb waren die Beute der Jäger. Heisa! Das war wieder einmal ein lustiges Jagen im unergründlichen Heimatwald, im hochgewölbten grünen Tempel des Allvaters Wodan, zwischen den knorrigen moosumwobenen Riesenstämmen der germanischen Linden und Eichen. Der Nachmittag wurde durch ernste und heitere kriegerische Spiele ausgefüllt, in denen sich besonders Gernot alles Lob erwarb, während die zehn Geiseln für einige römische Spiele, die bisher bei den Germanen unbekannt waren, ebenfalls allgemeinen Beifall errangen. Am Abend versammelten sich die Gäste alle wieder um ihren biederen Wirt und seine Sippe. Berchta und Hiltilonk, die beiden lieblichen Töchter des Habichtshofers, saßen zu beiden Seiten ihrer Mutter etwas abseits von den Männern und drehten mit jungfräulicher Anmut den seidenweichen Faden um die tanzende Spindel. Manchem der jungen Fremdlinge schlug das Herz höher bei diesem Anblick stillen Friedens und häuslichen Glückes. Öfter als alle anderen aber blickte Wernfried verstohlens nach Hiltilonk. Sie war etwas jünger, kleiner und zarter als ihre hochschlanke Schwester, dabei aber von einem wahrhaft zauberischen Liebreiz.

Früher als in der vorhergegangenen Nacht mahnte Wernhart zur Beendigung des Gelages, um schon vor Tagesgrauen aufbrechen zu können. Gernot begab sich jedoch nicht mit den

anderen zur Ruhe. Er ließ sich von einem Schalke Werg und Pech geben, nahm aus dem römischer Köcher eine Anzahl Pfeile und wickelte sie sorgfältig in Werg. Dann tauchte er jedes Geschoß in das siedende Pech und steckte sie alle in einen hohen irdenen Krug. Wernhart, der den ganzen Tag über seinen jungen heißblütigen Waffenbruder nicht aus den Augen gelassen hatte, um ihn von einem möglicherweise unüberlegten Streiche abzuhalten, schaute mit wachsender Erregung ungesehen seinem geheimnisvollen Treiben zu. Als nun Gernot fertig schien, trat Wernhart auf ihn zu und frug:

„Gernot, was hast du gemacht?“

Anfänglich etwas verwirrt, antwortete er:

„Brandpfeile habe ich bereitet, um sie den schnöden Römern in den Turm zu senden!“

Wernhart aber entgegnete ernst und nachdrücklich:

„Ich bitte dich Gernot, lasse die Römer jetzt in Ruhe. Du würdest durch dein Tun den Römern wenig schaden, aber unsern Gastfreund und die Seinigen dadurch ins Unglück stürzen. Spare deine Rache auf für später, wenn wir einst die ganze Römerbrut in offener Männerschlacht verderben.“

Schon wollte Gernot trotzig erwidern, da sah er seinen Freund ins treue Auge und schwieg. Dann nahm er die Pfeile ruhig aus dem Kruge und steckte sie zurück in ihren Köcher — Gernot hatte sich selbst bezwungen.

Wenige Stunden später erscholl Hundegebell und Pferdegestampf im weitgedehnten Habichtshof. Mit neuer Kraft schwangen sich die Chelsgau-Mannen auf die ausgeruhten Rosse, um der Heimat wieder eine starke Strecke näher zu kommen. Nur Wernfried fehlte noch. Er stand bei den beiden Schwestern, erfaßte die jüngere bei der Hand und sprach zu ihr mit zärtlich bebenden Lippen:

„Hiltilonk, denkst du wohl manchesmal noch an den Fremdling, der jetzt Abschied nimmt von dir?“

„Ich denke dein!“ sprach Hiltilonk mit einem tiefen Blick auf Wernfried.

„Vertrau auf mich, ich komme wieder, Hiltilonk!“ frohlockte Wernfried und streifte ihr ein glitzerndes Goldband an den schönen vollen Arm. „Runen“, fuhr er weiter, „sind darauf geritzt. Ich bin jetzt gänzlich dein!“

Dann reichte er auch Berchta noch die Hand und sprach zu ihr:

„Verzeih dem Ungestümen, daß er den Kindheitsfrieden deiner Schwester stört; doch sieh, es drängt die Zeit, die Rosse stampfen schon den Boden. Aber wissen mußt ich, eh' ich weiter zog, ob die Vielholde Liebe fühlt zum fremden Jüngling.“

Nun reichte er auch Berchta noch ein prächtiges Geschenk, eine goldene Fibula von einem Künstler Roms gar wundersam geschmiedet. So nahm er Abschied von den Schwestern und ritt von dannen mit den andern. Die Reiter wollten größtenteils sich längs des Limes halten, und den Bau auf der ganzen Strecke zu erspähen. Berg und Tal nicht scheuend, trabten also die Germanen am Grenzwall dahin. Noch nicht überall war er schon aus Erde und Steinen fest gefügt; manche Strecke zeigte sich vielmehr erst durch ein zwar einfaches aber sichtlich kräftiges und hohes Pfahlwerk geschützt. Überall aber fanden sie die Grenzlinie von zahlreichen Streit- und Signaltürmen unterbrochen und vortrefflich bewacht. Nahte sich der Reiterschwarm absichtlich oder gezwungenerweise allzusehr dem Wall, so prasselten die römischen Pfeile nicht selten hagelbicht auf sie hernieder, jedoch ohne ein wesentliches Unheil anzurichten.

Die letzte Nacht vor ihrer endlichen Heimkunft brachten die Reiter wieder einmal im Freien zu. Die Gegend war unwirtlich und weit und breit kein größeres Gehöfte zu entdecken. Durch den düsteren Hochwald schimmerten die römischen Wachtfeuer herüber und hoch droben an den Türmen qualmten die Pechpfannen und sandten ihren gelblich flackernden Schein gespenstisch über die zum Nachthimmel starrenden Wipfel. Gernot und Wernfried ruhten im weichen Moose dicht beisammen und unterhielten sich im Flüstertone über Hiltilonk und Sigrun, sowie über die beneidenswerte Zukunft, welcher jeder an der Seite seiner Geliebten entgegenzugehen hoffte. Da hob der Grauhund plötzlich seinen Kopf und schnupperte. Auf einmal aber sprang er auf und knurrte. Gernot und Wernfried griffen zur Fram und Sax. Sie suchten mit ihren Blicken das Dunkel zu durchbohren und lauschten mit angehaltenem Atem. Nichts aber gewahrten sie ringsum. Der Hund aber sprang vorwärts. Ein halberstickter Laut. Dann war wieder alles still. Die beiden Germanen schlichen mit stoßbereiter Fram zwischen den nächsten Stämmen hindurch. Da trafen sie einen ringenden und keuchenden Knäuel am moosigen Waldboden — einen Römer und den treuen Hund. Sie warfen sich auf den Mann, der den Hals des Hundes mit ehernem Griffe umklammert hielt, und befreiten das Tier.

„Gib keinen Laut von dir!“ zischelte Wernfried in römischer Sprache, „sonst senden wir dich zur finsteren Hel.“

Dann nahmen sie den Römer in ihre Mitte und führten ihn zurück. (Fortsetzung folgt.)



Das niedere Gebüsch als Deckung benützend . .

Haßfurt am Main.

Von Eduard Janson. (Fortsetzung.)

Die Käufer machten durch Weiterveräußerung der Siegel und einzelner Urkunden ein Geschäft und übergaben das Übrige dem Feuer und dem Papierstampf. Die jetzigen städtischen Kollegien trifft selbstverständlich keine Schuld.

Vom Rathaus aus, das auch die Räume für die Kgl. Präparandenschule birgt, wenden wir uns westwärts, durchwandern den westlichen Teil der Hauptstraße und gelangen zum unteren Torturm. Haben wir diesen durchschritten, so liegt vor uns die untere Vorstadt. Außerhalb derselben, mainabwärts, steht ein unansehnliches Häuschen mit einem Glöckchen auf seinem altersgrauen Dache. Es führt den Namen „Siechenhaus" und ist ein Überbleibsel des alten, außerhalb der Stadt gelegenen Leprosenhauses. Das ehemals dabeistehende (Rochus-)Kirchlein wurde, nachdem es einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen war, nicht mehr aufgeführt. Bis in die Nähe jenes Häuschens soll sich der Sage nach Haßfurt vor dem Dreißigjährigen Kriege erstreckt haben. — Doch wir setzen unsere Wanderung fort, indem wir uns außerhalb des Turmes nach rechts wenden. Eine Allee nimmt uns auf und nach kurzer Wanderung erblicken wir das jenseits der Bahnlinie gelegene, von einem Parke umgebene Wildbad, dessen Quellen schon frühzeitig bekannt waren und benutzt wurden und sich lange Zeit im Besitze des Benediktinerklosters Theres befanden. Seine Stahl- und Moorbäder wurden besonders gegen rheumatische Leiden empfohlen und angewendet. Es stand früher, bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in gutem Rufe und ward von Fremden viel besucht. Jetzt wird es nur mehr von wenigen frequentiert. Die untere Quelle wurde 1825 zweckmäßig gefaßt und chemisch untersucht, 1843 von Professor Herrnböck in Bamberg analysiert, 1846 von Freiherrn v. Bibra (am Ort), 1878 von Dr. List in Würzburg, 1887 von Dr. Beckert in Würzburg. Nach Angabe von Dr. List „verdanken die Trink- und Badequellen Haßfurts, welche in ihrer Zusammensetzung deutlich die gemeinschaftliche Geburtsstätte erkennen und in der Menge der vorhandenen Stoffe nur geringe Differenzen auffinden lassen, ihre Heilwirkung nicht allein ihrem bedeutenden Gehalte an Eisen, sondern auch der reichlichen Menge von schwefelsauren Salzen, die vorzüglich geeignet sind, die störende Wirkung des Eisens zu paralysieren. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Kohlensäuremenge, welche frei vorhanden, äußerst gering ist, weshalb jeder störende Einfluß derselben auf die Wirkung des Eisens und der schwefelsauren Salze ausgeschlossen bleibt."

Unsere Allee geht allmählich über in eine parkähnliche Anlage, deren Anfänge bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgehen. Der damalige Oberamtmann Ernst August v. Klenk ließ die Wälle um die Stadt einebnen und den Platz gegen Süden mit edlen Weinreben und Steinobst, jenen gegen Norden und Osten aber mit dem besten Kernobst bepflanzen. Nach Klenks Tode fiel die ganze Anlage der Stadt anheim. Während nun die südliche Anpflanzung später in Privathände überging, trat an Stelle der Kernobstanlage im Norden und Osten die jetzige Bepflanzung mit schattenspendenden Bäumen und Sträuchern, von den Einheimischen „die Promenade" genannt. — Bald gelangen wir an einen freien Platz mit einer Kreuzigungsgruppe. Hinter dieser liegt ein einfacher, schmuckloser Stein mit der Widmung: „Dem Andenken an den Gründer dieser Anlage, Herrn Oberamtmann Ernst August Baron v. Klenk, † 1796. Errichtet 1871." Das Todesjahr ist hier falsch angegeben. In der Ritterkapelle, wo Klenk seine letzte Ruhestätte gefunden hat, befindet sich eine Metallplatte, aus deren Inschrift hervorgeht, daß „der Reichsfrey Hochwohlgeboren Ernestus Augustus Freiherr v. Klenk", welcher dem Hochstift Würzburg als Hof- und geheimer Rat 55 Jahre gedient hat und den beiden Oberämtern Haßfurt und Eltmann 45 Jahre löblich vorgestanden ist, am 31. März 1710 geboren wurde und am 18. Juni 1785 selig in dem Herrn gestorben ist. Dieses letztere Datum ist auch in der Pfarrmatrikel zu Haßfurt als Todestag angegeben.



Haßfurt: Hauptstraße.

Im Schatten der Anlage weiter schreitend, gelangen wir auf der Ostseite der Stadt, in der Nähe des Bahnhofes, zu dem 1904 enthüllten Kriegerdenkmal, inmitten einer hübschen Blumen- und Sträucherumgebung. Der Schöpfer des Florianbrunnens hat auch dieses Denkmal zur Erinnerung an den glorreichen Feldzug 1870/71 geschaffen. Auf einem Stufenaufbau aus Grünsfelder Kalkstein erhebt sich ein Sockel aus rotem Sandstein, von dessen vier Seitenflächen drei in Goldschrift die Namen jener Söhne Haßfurts enthalten, die sich am Feldzug gegen Frankreich beteiligten. Ein Löwe ruht auf der obersten Stufe vor dem Sockel, der durch einen Obelisk gekrönt wird.

Das Haus hinter dem Denkmal ist das sog. „Schlößchen". O. c. D., omnia cum Deo hat der Besitzer mit dem Datum 15. April 1886 über die Tür schreiben lassen, wohl aus Anlaß eines für ihn besonders denkwürdigen Ereignisses.

„Schlößchen" heißt das Gebäude, weil es früher im Besitz adeliger Familien, zuletzt der Truchseß von Wetzhausen war. Über dem Eingang an der Stadtseite erblickt man das Echtersche Wappen. Wir gehen vom Schlößchen die Schlesingergasse hinab und kommen an der im maurischen Stil gehaltenen Synagoge (links Nr. 326) und dem stattlichen Volksschulgebäude (rechts) vorüber zur zweitürmigen katholischen Pfarrkirche. Dieser dreischiffige Bau in einfachen gotischen Formen wurde 1390 begonnen. An der Außenseite des Chores steht: »do man zalt nach crist geburt MCCCXC iar an aller Zwelfbotentag let der edel fürst her gerhart vo swarcbg. bischof zu Wirzburg den erste stein an diese bü.«



Haßfurt: Rathaus.

Nach beendigtem Rundgang wollen wir uns noch einige der wichtigsten Momente aus der Geschichte der Stadt vergegenwärtigen.

Wie so manche Orte im weiten Bayerland bestand auch Haßfurt jedenfalls schon lange vor seiner ersten urkundlichen Erwähnung. Zuerst erscheint es 1233 als „Hasefurt" mit gleichnamigen Rittern. Um jene Zeit, oder doch nur wenige Jahre nachher, war Haßfurt auch schon selbständige Pfarrei; denn 1249 erscheint in einer Urkunde als Zeuge Degeno, Pfarrer von Haßfurt. Wann der Ort zur Stadt erhoben wurde, läßt sich nicht genau angeben; aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts besaß er bereits Stadtrechte.

Die Kirche ist ganz gewölbt; an verschiedenen Schlußsteinen der Schiffes, des Chores und der Sakristei erblicken wir die Wappen der Bischöfe Johann II. von Brunn, Sigismund, Herzogs von Sachsen, und Gottfried IV. von Limburg, ferner die Wappen der Truchseß von Wetzhausen und der Familie von Dienstmann. Die niederen Seitenschiffe werden durch Achteckspfeiler ohne Kapitäle vom Hauptschiff getrennt. Die Kirche birgt auch ein Kunstwerk aus der Hand Riemenschneiders, eine Statue des hl. Johannes des Täufers. Lange Zeit lag diese Statue vergessen, verstaubt in einem Winkel, bis sie durch einen Kunstverständigen „entdeckt", dann entsprechend restauriert und über dem Taufbrunnen aufgestellt wurde. — Zwischen der Pfarrkirche und dem Rathaus breitet sich der durch schattenspendende Bäume und durch einen Brunnen geschmückte Kirchplatz aus. — Wir vollenden unsern Rundgang, indem wir am Rathaus und der Apotheke vorüber die Hauptstraße gewinnen und dann, diese in ihrem oberen schöneren Teile durchwandernd, den schon besprochenen östlichen Torturm wieder erreichen. Auf dem Wege dorthin ruht unser Auge noch mit Wohlgefallen auf einem hübsch gezierten Bürgerhause (Nr. 10) und am Ende der Straße, rechts, bleiben wir einige Augenblicke vor dem jetzigen Bezirksamts-, dem früheren fürstbischöflichen Amts- bezw. Oberamtshause stehen. Es ist ein beträchtlicher Bau, der seine jetzige äußere Gestaltung durch Johann Philipp von Greifenklau erhielt, dessen Wappen über dem Eingang angebracht ist.

1397 beteiligte sich Haßfurt an dem gegen Bischof Gerhard von Würzburg, der sieben Jahre vorher den Grundstein zur Pfarrkirche gelegt hatte, gegründeten Elf-Städtebund. Nachdem die Feindseligkeiten drei Jahre gewährt und die Städte in der Schlacht bei Bergtheim am 11. Januar 1400 eine schwer zu verwindende Niederlage erlitten hatten, versöhnten sie sich nach und nach wieder mit dem Bischof. Der diesbezügliche Vertrag zwischen der Stadt Haßfurt und dem Bischof datiert vom Sonntag nach St. Valtins, des heiligen Märtyrers Tag (15. Februar) 1400.

1407 errichtete Johann v. Egloffstein in Haßfurt eine Münzstätte. Die ersten Münzmeister waren Dietrich Mindlein und Friedrich Bentzlein. Geprägt durften werden Pfennige, Heller, Groschen und Turnose.

An der Bauernbewegung im 16. Jahrhundert nahmen die Haßfurter lebhaften Anteil. Zwar anfangs „wart ein gros zwispalten unter inen. der gemain hauf wolt haben, das man sich zu dem Bildhauser hausen verbrüdern solte. dargegen riethen burgermeister, rathe und etliche aus der gemain, man solt des landtags erwarten und darzwischen stil stehen und sehen, wes sich die andern stette, ihre nachbauren, halten wolten. zuletzt veraínten sie sich, zwen aus inen gein Geroltzhofen, Dettelbach, Wirtzburg und andere umbliegende stette zu verordnen und doselbst erkundigung zu thun" (Fries, Bauernkrieg).



Haßfurt: Untere Vorstadt.

(Schluß folgt.)

Das Pflanzenleben am Altöttinger Kapellplatz im Wandel der Zeiten.

Von Max Moesmang.

Seit einer Reihe von Jahren entfalten die Städte Alt- und Neuötting ein dankenswertes, von Besuchern aus nah und fern wie von öfter wiederkehrenden Fremden mit stiller Freude und wachsendem Interesse wahrgenommenes Streben, die Umgebung sowohl wie auch Plätze im Innern durch Pflanzenanlagen zu verschönern. Zunächst hat man sich der von der Natur sehr begünstigten Landschaftspartie am Gries mit ihrer mannigfaltigen Terrainfiguration bemächtigt und im Verlaufe von verhältnismäßig wenigen Jahren jene Landschaft zu einem dem Naturbilde angemessenen recht freundlichen Anlagengebiet im englischen Stile umgeschaffen, das wohl mit gebührender Anerkennung in den Fremdenführern hervorgehoben und noch mehr als bisher frequentiert zu werden verdient. Von einem Teile der Altötting zuwandernden Pilger übrigens, von jenen nämlich, welche von Norden her einzeln oder in kleineren Gruppen kommen, ist den Anlagen immer das verdiente Lob gespendet worden. Jene Fußwanderer freuen sich stets, auf der letzten Strecke ihres Weges dieses von Natur und Kunst mit dem Reize lieblicher Abwechslung ausgestattete Tal durchschreiten und noch eine Haltestelle finden zu können zu kurzer Rast und geistiger Sammlung vor dem Hintritte zum Hauptplatze der Stadt mit seinem altehrwürdigen Heiligtume.

Es dürfte wohl wenige Provinzialstädte geben, die sich eines Platzes rühmen könnten, wie Altötting in seinem Kapellplatze ihn besitzt; denn so ansehnlich seine räumliche Ausdehnung ist, ebenso bedeutend in architektonischer und historischer Hinsicht sind die ihn begrenzenden Bauwerke. Welchen Eindruck jedoch auch ein Stadtplatz nach seiner Größe auf uns macht und wie sehr seine denkwürdigen Gebäude uns anziehen und fesseln — er kann unser Auge nicht befriedigen, wenn ihm das Pflanzenleben fehlt. Es ist eine Forderung des menschlichen Gemütes, Gebäude und Plätze durch Pflanzenanlagen ausgeschmückt zu sehen, eine Forderung, die so alt ist, als die menschliche Kultur selbst, deren Geschichte uns berichtet von den Gartenanlagen der Ägypter und Babylonier und in ihrem Verlaufe dann darlegt, welchen Anteil an der Gartenpflege die Griechen, Römer und Araber hatten und wie diese Kunst in den späteren Zeit- und Stilperioden der Renaissance, des Barock und Rokoko sich weiter fortentwickelte je nach den Verhältnissen und dem ästhetischen Geschmacke der Zeit.

In der Gegenwart ist das Interesse für öffentliche Anlagen ein allgemeines geworden, und Gemeinden wie Vereine zeigen einen erfreulichen Eifer in Herstellung derselben. So begnügte man sich auch in Altötting in den letzteren Jahren nicht mehr mit der landschaftsgärtnerischen Ausgestaltung des Griesterrains und der Errichtung einzelner kleiner Anlagen in der nächsten Umgebung; man wandte vielmehr auch das Augenmerk dem Stadtzentrum, dem Kapellplatze zu, in richtiger Erkenntnis der ästhetischen und hygienischen Gründe, welche für die gärtnerische Ausstattung eines Stadtplatzes bestehen. Es ist nicht nötig, für diese Gründe zu sprechen, doch dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, welche Bilder im Wandel der Jahrhunderte der historisch denkwürdige Platz in bezug auf eine solche Ausstattung darbot. Die Ortsgeschichte an sich gibt hierüber keine Aufschlüsse. Das Material, welches herangezogen werden kann, ist dürftig: nur einzelne, in früheren Schriften zerstreut auseinanderliegende, wenige Stellen und einige Bilder, die freilich um so mehr sagen und um so verlässiger sind, geben uns die Anhaltspunkte zur Geschichte des Pflanzenlebens — denn von Anlagen ist keine Rede — auf dem Altöttinger Kapellplatze.

Wie es scheint, hat in den ersten Jahrhunderten des Bestehens der Wallfahrt nur frei- oder „wild"-wachsender Rasen den kahlen Boden des Platzes bedeckt. Eisengrein (gest. 1578) schrieb von der „alten Kapelle auf dem grünen Platze", und auf dem i. J. 1644 von Merian in Kupfer gestochenen und herausgegebenen Bilde des Kapellplatzes (Folioformat) ist — was auf den nun erschienenen verkleinerten Lichtdrucknachbildungen nicht deutlich erscheint — der ganze Platz mit Rasen ausgezeichnet, welcher von Wegezeilen, die nach verschiedenen Richtungen ziehen, unterbrochen ist. Außer diesem Rasen zierte, westlich von der Kapelle stehend, ein Baum von riesigen Dimensionen den Platz, und ein anderer, kleinerer, stand vor dem Propsteigebäude. Der erstere war wegen seiner Größe sowohl als auch wegen seiner segenspendenden Eigenschaften in weiten Gauen bekannt und gepriesen. Wohl die erste literarische Notiz von ihm bringt kein Geringerer als Balde, der deutsche Horaz, wie Herder ihn nennt. In einer seiner unvergleichlichen, von Pater Peter Zierler O. C. meisterhaft übersetzten Oden, weist der Dichter auf diesen Baum und seine dem Volke unentbehrlich gewordene Schattenspende hin:

„Zu Ötting steht ein Lindenbaum, sein Schatten streift das Gnadenheim."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

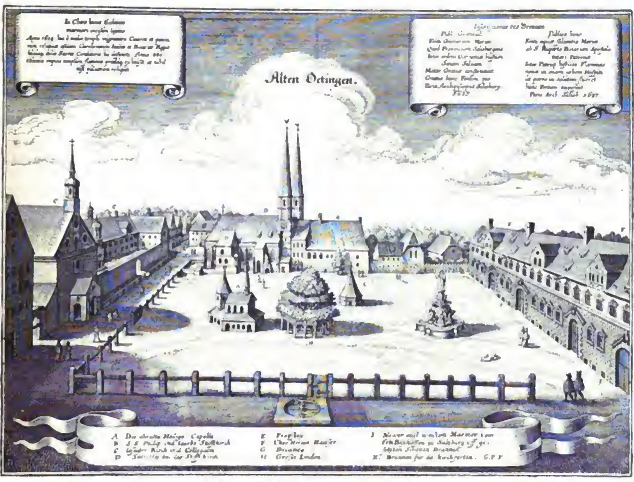
„Gern sucht das Volk den Schatten auf, der vor der Sonne Glut verhüllt,
Und wie ein duftgewob'nes Zelt den Schlummer mit Erquickung füllt."

Der Baum war eine unserer einheimischen Lindenarten, deren unsere Flora nur zwei besitzt[1]), die kleinblättrige Winterlinde (Tilia parvifolia) und die großblättrige Sommerlinde (Tilia grandifolia). Eine jede dieser Spezies zeichnet sich durch außerordentliche Langlebigkeit aus, und Bäume dieser Art erreichen, wie bekannt, ein Durchschnittsalter von 600—800 Jahren. Als Balde seine Lieder sang und diese Linde besang — es war ungefähr um 1640 — da war die Linde ein alter Baum, dessen mächtige Äste weit ausragten und so tief herabhingen, daß man sie — wie das Bild aus jener Zeit zeigt — rundherum durch eine Stützvorrichtung emporzuhalten suchte. Die Annahme, daß diese Linde in das erste Jahrtausend hinaufreichte und vielleicht schon in der Karolingerzeit als Bäumchen die Jugendjahre an diesem Standorte verlebte, dürfte eine wohlbegründete sein. So haben wir diesen merkwürdigen Baum auf dem Bilde, welches 1644 veröffentlicht und wiederum auf jenem, das 1662 von dem Kupferstecher Schinagl entworfen und gestochen und von den Altöttinger Kapelladministratoren als Weihegabe aus Anlaß der Geburt Max Emanuels der kurfürstlichen Familie gewidmet wurde. Auf den von Wenig in Kupfer gestochenen und 1721 in der Topographia Bavariae veröffentlichten Bilde des Altöttinger Kapellplatzes

[1]) Unsere heutige Kunstgärtnerei verfügt bei ihrer Anlagenkultur über zahlreiche, insbesondere amerikanische und ungarische Arten von Tilia.

fehlt der Baum. Es ist wahrscheinlich, daß die i. J. 1672 erfolgte Grundmauerlegung für den projektierten Kapellenüberbau, von dessen Weiterführung jedoch wieder abgesehen ward, die nächste und vielleicht auch einzige Veranlassung war, daß der Baum gefällt wurde. Spätere Bilder, welche nur die Kapelle zeigen und in Kupferstich und Lithographie auf den Devotionalienmarkt gebracht wurden, besagen nichts für unsere Frage. Aber in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts rischen Anlage auf dem großen Platze nicht fühlt. In der Tat hat eine solche auch nie bestanden. Man gab sich zufrieden mit Baumschmuck und Schatten.

Als wir nun eines Sommers — es war gegen Ende der achtziger Jahre, genau erinnern wir uns nicht mehr der Zeit — beim Besuche Altöttings die uns aus unserer frühesten Jugendzeit her liebgewordenen alten Bäume am Brunnen vermißten und der Brunnen, dessen monumentale Wirkung die



Altötting. Nach Merians Topographia Bavariae.

hat der Münchener Maler Georg Köbel ein vortrefflich gehaltenes Bild des Kapellplatzes entworfen, welches von Peter Herwegen in Stein gezeichnet und staffiert wurde. Auf diesem Bilde, welches in Altötting und verschiedenen anderen Orten aufbewahrt wird, sieht man den Kapellplatz großenteils mit Rasen eingedeckt und ist nicht nur die Kapelle von einer mehrfachen Reihe stattlicher alter Bäume umgeben, sondern auch der Marmorbrunnen von eben solchen Bäumen eingeschattet. Da es nun in jener Zeit nicht gebräuchlich war, alte Bäume zu versetzen, diese Praxis vielmehr und mit ihr auch die Kunst einer raschen Bestellung von Anlagen erst unserer technisch vorgeschrittenen und im Versuchen und Experimentieren hastig fortschreitenden Zeit vorbehalten war, so muß angenommen werden, daß jene, die Kapelle und den Brunnen umgebenden Bäume schon mehrere Generationen hindurch bestanden hatten, ehe sie auf dem Bilde fixiert wurden. Dieses Bild macht einen so freundlichen Eindruck, daß man den Mangel einer gärtne- Bäume nicht abschwächten, das Auge blendend, in der Sonnenglut dalag, da waren wir wehmütig überrascht. Seitdem haben ungezählte Stimmen lebhaftes Bedauern ausgesprochen über den Verlust dieses Schmuckes. Der mehrere Jahre hindurch dauernde Zustand dieser teilweisen Verödung des Platzes, welche das Auge schwer empfand, schien die Hoffnung nicht aufdämmern zu lassen, daß auf jener Seite des Platzes das Pflanzenleben rehabilitiert werde. Um so freudiger war deshalb unser Erstaunen, als wir in neuester Zeit bei unserem Besuche die Wiederbelebung des Platzes auf der Westseite gewahrten. Es wäre aber zu bedauern, wenn das einmal begonnene Werk nicht noch weiter ausgeführt würde oder die bis zum derzeitigen Stande gediehene Pflanzenanlage einen Rückgang erführe, was befürchtet werden müßte, wenn finanzielle oder den Verkehr betreffende Erwägungen und Bedenken zu ungunsten der gärtnerischen Ausstattung des Platzes sich aufdrängten. Diese Bedenken dürften aber wohl zerstreut werden, wenn im Plane

nach diesen beiden Gesichtspunkten vorgesehen ist, wenn also z. B. Bedacht genommen wird auf Herstellung einfacher Rasenflächen, zwischen welchen für den gesteigerten Verkehr wohlausreichende Wege, wie sie bisher schon bestanden, ziehen und auf die Anpflanzung nicht hochragender Bäume und solcher Sträucher, welche als Buschwerk Ausblick und die Übersicht nicht beschränken.

Man bedarf keiner Beete von Blumen-Mosaik, deren Herstellung und Unterhalt selbst beim kleinsten Arrangement bedeutend größere Kosten erfordert als der wohlgepflegteste Rasenteppich mit seinem einfachen, dem Auge so wohltuenden Grün, dem noch Epheu (Hedera Helix) und wilde Rebe (Ampelopsis quinquefolia) eine liebliche Abwechslung verleihen. Wenn diese Pflanzen den Rasenteppich geradlinig einsäumen und etwa stellenweise in Volutenformen in diesen sich verweben — das ist auch der Linienschmuck, der die einfachen und in ihrer Einfachheit so stimmungsvoll wirkenden Bauwerke des Platzes auszeichnet — so hätte man ein zu diesen passendes Parterre geschaffen, ein Bild vollendet, wie es Architektur und Gartenbaukunst in gemeinsamer Arbeit zu bieten vermögen. Eine aus kurzen Holzpfählen, welche durch Zinkdraht verbunden sind, bestehende vorläufige Noteinfriedung, neben der eine heckenartigen Dauereinfriedung von winterharten, kräftigen, gutgeschulten Pflanzen, wie Ligustrer (Ligustrum vulgare), Weißdorn (Crataegus Oxyacantha) oder auch Bux (Buxus sempervirens) gezogen wird, ist ausreichend zum Schutze dieser einfachen Anlage. Diese dürften dann einzelne, nicht hoch wachsende Bäume, wie die rotblühende Kastanie (Aesculus rubicunda) oder die Kugelakazie (Robinia Pseudacacia inermis) und kleine Gruppen von Sträuchern beleben. Als solche wären z. B. anzuführen die verschiedenen Arten Flieder (Syringa vulgaris, persica und chinensis) Schneeball (Viburnum Opulus), Goldregen (Cytisus Laburnum), dann die kleine strauchartig wachsende, wegen ihrer großen, weißen Blüten sehr beliebte Zwerg-Roßkastanie (Aesculus Hippocastanum macrostachya) und verschiedene andere. Soll eine Abwechslung in bezug auf Astbau und Laubformation erzielt werden, so kann, wenn man auf Tuja verzichten will, die Tamariske (Tamarix gallica und germanica) verwendet werden, und eine Abwechslung im Farbenspiel der Belaubung gibt der Bluthaselstrauch (Corylus Avellana atropurpurea). Das sind winterharte Pflanzen, die, einmal gesetzt, am Orte bleiben und, wie der Rasen, nur einer mäßigen Weiterpflege bedürfen. Eine besondere Zier und ebenfalls Jahre hindurch ausdauernd wären rotblühende Cratägus-Bäumchen (Crataegus Oxyacantha flore rubro), welche, am Rande der Rasen stehend, durch bogenförmige Gewinde (Girlanden) von wilder Rebe (Ampelopsis quinquefolia) unter sich verbunden sind.

Die schon vorhandenen Wasserwerke, der alte, historische Brunnen im Südwesten und die neu angelegte Fontäne auf der Nordwestseite des Platzes, dürften, wenn das Bassin der letzteren noch mit Seerosen und Kalmus (Acorus calamus) ausgeziert ist, genügen, das Bild zu vollenden. Von ersteren möchten neben der unserer Flora angehörigen weißen und gelben Seerose (Nymphaea alba und Nuphar lutea) noch besonders beliebte Bastarde, wie die rosarote Nymphaea Leydekeri var. rosea und die großblumige, weißlichgelbe Nymph. Martiacii als ein ebenso billiger und ausdauernder wie gefälliger Wasserschmuck dienen. Diese letzteren kommen, obwohl Gartenzöglinge, leicht in unseren Freiwässern fort und leben anspruchslos neben unsern heimischen Nymphäen.

In der vorgeschlagenen Art weitergeführt, würde das Verschönerungswerk, das wir, wie es scheint, zunächst dem Verein für Verschönerung der Stadt und Umgebung und auch noch den hochsinnig geleisteten Spenden anderer Korporationen zu danken haben, an die schon vorhandenen Anlagen anknüpfen und mit wenigen und billigen Abänderungen und Zutaten und ohne irgendeine Verkehrsstörung zu veranlassen, diese stilgerecht gestalten.

Welch ein gärtnerisches Kleid aber auch die Zukunft dem Platze bringen wird — immer freuen wir uns und freuen sich Tausende mit uns über die Bestrebungen zur Verschönerung des Platzes, welche offensichtlich abzielen auf Freude und Wohl seiner Besucher und Anwohner und wünschen allen am Werke schaffenden Faktoren reichen Segen und den Lohn des Dankes.

Oberbayerische Ortsnamen.

Von Professor Heilig, Ettlingen (Baden).

Der Meinung, daß unsere Ortsnamen bedeutungslos oder willkürlich gewählt seien, begegnet man noch allenthalben. Diese Ansicht ist jedoch falsch. Kein einziger Ortsname ist wohl ohne Grund aufgekommen. Jeder birgt eine Beziehung zur Natur und Anlage eines Dorfes oder zu der namengebenden Person, zur besonderen Art der Gründung u. dgl.

In dieser Tatsache ist aber gerade die Bedeutung der Ortsnamenforschung begründet. Sie vermittelt manche Nachrichten aus früheren Zeiten, sogar oft zuverlässiger als es die erst später einsetzende Geschichtsforschung zu tun vermag. Kein Geschichtsforscher kann daher der Hilfe der Ortsnamenkunde entraten. Aber auch für die Sprachgeschichte, sowie für die Kulturgeschichte im engeren Sinne ist die Kenntnis dieser Namen von Bedeutung, und mit Recht sagt der Schweizer Geograph Egli: „Die Namengebung ist ein Ausfluß der geistigen Eigenart eines Volkes und spiegelt die Kulturstufen und Kulturrichtungen der verschiedenen Völkerherde.“

Für einen Teil Oberbayerns, für die Ingolstädter Gegend, ist neuerdings die Ortsnamenfrage in anschaulicher und überzeugender Weise von Dr. J. Hartmann (Ingolstadt) gelöst worden durch dessen Schrift: „Orts- und Flurnamen um Ingolstadt.“ Als Beitrag zur Heimatkunde erklärt. Ingolstadt, A. Baumer 1905. Preis 1 M.

Der Verfasser stellt 130 Dorfnamen der Ingolstädter Gegend zusammen, sie namentlich im Hinblick auf die ältest überkommenen Formen mit geschichtlichen, topographischen und grammatikalischen Mitteln erläuternd. Er läßt ihnen gegen 200 Flurnamen folgen, die sich in genannter Gegend finden. Denn nicht minder wichtig als die Kunde der Dorfnamen ist die der Flur- und Gewannnamen. Ist doch eine erhebliche Anzahl von Siedlungsnamen ihrem Bereich entlehnt.

Wir wollen im folgenden einen kleinen, namenkundlichen Streifzug durch das von Hartmann behandelte Dorfnamengebiet anstellen, um dem Leser zu zeigen, wie interessant und wichtig die Beschäftigung mit solchen Namen ist.

Die Sprache, der die Ingolstädter Ortsnamen angehören, ist die deutsche. Kein einziger vordeutscher Name begegnet uns, ein Beweis, wie gründlich die eingewanderten Bajuwaren mit den Verhältnissen aufgeräumt haben, die vor ihnen waren. Wären noch größere vordeutsche Reste unter den Einwanderern zurückgeblieben, wäre sicherlich eine größere Zahl von Ortsbezeichnungen aus früherer Zeit überkommen.

Allerdings wurden allenthalben früher in durchaus unkritischer Weise gewisse Ortsnamen der Ingolstädter Gegend aus dem Keltischen oder Romanischen erklärt, so der Name von Ingolstadt selbst als „Ort am Wasser" (aus keltischem im = deutschem am, keltischem gol = Wasser, mit angehängtem „Statt"). Oder man wollte Silben einer römischen Steininschrift (Vall. in. col. Aur. stat) sich so beschauen, als ob Ingolstadt aus dem Römischen abzuleiten sei, während es doch echt deutsch ist und „Stätte des Ingold" bedeutet.

Ein Mann namens Ingold war also einstiger Gründer oder Besitzer der jetzigen Stadt. Als andere, echt deutsche Gründernamen begegnen uns z. B. ein Giso in Geisenfeld, 1194 Gisinvelt; ein Pobo in Pobenhausen, im 13. Jahrhundert Bobenhausen; ein Gawimar in Gaimersheim, 980 bereits Gamersheim; ein Waccar in Wackerstein a. D.; ein Hundo in Hundszell, 1280 Huntscelle; ein Hitto in Hitzhofen, 821 Hittinhoven; ein Liutpold in Lippertshofen, 1185 Liupoldeshoven; ein Radger im heutigen Rackertshofen; ein Starchold in Starkertshofen; ein Erizo in Irsching, 1300 urkundlich Erisingen; ein Plidilo in Pleiling; ein Zuochiro in Zuchering; ein Huni in Haunstatt — und wie die Personennamen alle heißen, die einst bestimmend waren für die Gestalt der Ortsnamen.



† Ludwig v. Kobell,
Kgl. Regierungspräsident von Unterfranken.
(Zu S. 300.)

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nur Personennamen in den Ortsnamen Verwendung fanden. Bestimmend wirkten auch andere Wörter, wie z. B. altd. köte (= Hütte) in Kothau, im 16. Jahrhundert Kottaw; altd. lieht (= Licht) in Lichtenau; altd. sundar (= südlich) in Sonnenbruck, 1376 Sunderbruck; altd. wester (= westwärts) in Westerhofen; altd. schor (= Schaufel, Haue) in Schornreut; altd. ros (= Pferd) in Rosenschweig, das „Viehhof mit Rossen" bedeutet, also nichts mit „Rose" zu tun hat.

Beiläufig mag hier eingeschaltet sein, daß man aus den meisten Ortsnamen ersehen kann, welche gründliche Umformung und Abschleifung die vollklingenden altdeutschen Namen bis zu ihrer jetzigen Gestalt durchgemacht haben. So erscheint altes Adalhelmeshusen, d. i. „Hausen des Adalhelm", heute als Adelshausen; altes Uerchensheim, d. i. „Heim des Urichin", als Irgertsheim; altes Apprechtshoven, d. i. „Höfe des Habupert", als Appertshofen; altes Wolfgereshoven, d. i. „Höfe des Wolfger", als Wolkertshofen; altes Tomalingum, d. i. „bei den Leuten des Tuomilo", als Demling; altes Taeskingin, d. i. „bei den Leuten des Tesko" als Desching usw. Ja, manche Namen sind dermaßen verblaßt, daß man kaum ihre Herkunft feststellen könnte, wenn man nicht die alten Formen hätte. Wer z. B. könnte ohne weiteres annehmen, daß Böhmfeld sich aus Pennenvelt 1180, d. i. „Feld des Benno" herleite? — Die Mundart ist hier vielfach noch weiter gegangen als die Amtssprache. So findet sich mundartlich Denacker für amtliches Tettenagger, Feilnbach für amtliches Fahlenbach, Gamersham für Gaimersheim u. a.

Die Ortsnamen sind sodann besonders wichtig für die Kenntnis der Siedlungsverhältnisse der ältesten germanischen Zeit.

Namentlich sind es die Orte auf ing (entstanden aus älterem ingen, ingun), die zu den Ansiedlungen zählen, die in Altbayern als die ältesten zu gelten haben. Es ergibt sich bei Betrachtung ihrer topographischen Lage die Wahrnehmung, daß sie sämtlich am Wasser oder in der Nähe eines solchen, vereinzelt auch an Wasserresten liegen. Sie stellen sich mit etwa einem Fünftel aus der Gesamtzahl aller in Hartmanns Schrift behandelten Namen ein. Nach der üblichen Annahme lassen die Namen auf ingen auf eine Abstammung, auf ein Zugehörigkeitsverhältnis, wohl meistens auf eine Sippensiedlung — und nicht Herrensiedlung — schließen und sind stets dativisch zu fassen. Schon genanntes Desching bedeutet also „bei den Teskingun", d. i. bei der Sippensiedlung des Tesko.

Gewisse sonstige kulturelle Verhältnisse der ältesten Zeit spiegeln sich desgleichen wieder in unseren Ortsnamen. So zeigen auf einstiges Vorhandensein von Baumarten hin: Erlach = Platz mit einer Menge von Erlen; Lindach = Ort mit Linden; Mändelfeld, zu altd. mantel, im Volksmund für „Föhre" gebraucht; Forchheim, 1272 Vorchaim, d. i. „Heim bei den Föhren"; Harlanden, zu altd. har (= Flachs) und Land zu stellen, u. a. Nach vorkommenden Tieren sind z. B. benannt: Schelldorf, 1055 Scelldorf, d. i. Dorf mit Zuchthengsten, zu altd. scelo = Zuchthengst; ferner schon genanntes Rosenschweig.

Als sich im Laufe der Zeit die Bevölkerung stark vermehrt hatte, war man gezwungen den ausgedehnten Wald teilweise in Bauland zu verwandeln. Es beginnt die Zeit der Rodungen, die sich u. a. wiederspiegelt in dem Ortsnamen Gradhof, aus älterem Grewthof, d. i. „Hof am Gereut", an der Rodung.

Fügen wir noch dazu, daß Winden wohl eine Gründung der Wenden ist, daß Mönchsmünster auf Einführung der Klöster weist, so ergibt sich förmlich eine kleine Kulturgeschichte dieser Gegend.

Neueres in das Gebiet der Geschichte einschlagendes Material bieten die Orte Grillheim, so benannt nach dem kgl. Rat und Moosinspektor Franz Seraph v. Grill, der daselbst 1814 als Hofmarksherr starb und auch daselbst begraben wurde; Stengelheim, das zur Erinnerung an Freiherrn v. Stengel 1794 gegründet wurde; Karlshuld, eine Siedelung, die ihren Namen trägt zur dauernden Erinnerung an die Huld und Gnade des bayerischen Kurfürsten Karl Theodor, welche dieser seinerzeit den armen Ansiedlern erwies; Neuschwetzingen, so benannt zum Unterschied von dem pfälzischen, jetzt badischen Schwetzingen, aus dessen Gegend 1802 arme Kolonisten gekommen waren, um sich mit einem neuen Schwetzingen ein neues Heim zu gründen. — Wir schließen unsere Darstellung mit dem Wunsche, daß auch für andere Gegenden Bayerns bald ähnliche Arbeiten wie die Hartmannsche nachfolgen mögen. Denn erst dann, wenn sämtliche Ortsnamen der einzelnen Bezirke klar liegen, kann an ein bayerisches Ortsnamenwörterbuch großen Stils gedacht werden.

Der pegnesische Blumenorden vor 100 Jahren.

Von Kreisarchivar Dr. Gg. Schrötter, Nürnberg.

Eine größere, mehr als lokalhistorische Bedeutung hat der pegnesische Blumenorden während seines mehr als 250jährigen Bestandes nie bekommen. Dichter, die der Literaturgeschichte angehören, sind nicht aus ihm hervorgegangen. Freilich wenn wir den im Ordensarchiv aufbewahrten Lob- und Leichenreden glauben wollten, wären die Vertreter der reinsten Tugend, der edelsten Menschlichkeit und himmelanragender Dichtergröße in Masse vorhanden gewesen. Die Weltgeschichte ist auch hier zum Weltgericht geworden.

Mehrfache Statutenänderungen legen Zeugnis ab von dem Bedürfnis, sich an die veränderten Zeitverhältnisse anzupassen und zeitweilige kleine Palastrevolutionen haben den ersterbenden Formen vielfach neuen Inhalt gegeben. Im allgemeinen aber blieb der Orden, „was er im Grunde schon seit Birken war, eine literarische Privatgesellschaft, ein ziemlich eng gezogener Kreis von Freunden der Dichtkunst, der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die sich begnügten, ein regeres Interesse für alles, was auf diese edlen Beschäftigungen des Geistes Bezug hat, unter sich zu erhalten, es zum Gegenstand freundschaftlicher Besprechung und geselliger Unterhaltung zu machen“ (W. B. Mönnich, Festgabe zur 200jährigen Stiftungsfeier des pegnesischen Blumenordens. Nürnberg 1844, S. XXX).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts läßt sich, nachdem ein Jahrhundert bescheidener Blüte vorübergegangen war, ein großer Verfall der Gesellschaft konstatieren. Nach dem Tode des Präses Ulrich Fürer, mit dem Schäfernamen Lilidor II. (1765), hielt man es nicht mehr der Mühe wert, einen neuen Vorstand zu wählen und 1774 waren nur noch sechs Mitglieder vorhanden. Erst Dr. Johann Augustin Dietelmair, Professor der Theologie zu Altdorf, 1774 bis 1785 Vorsteher, verstand es, der Gesellschaft neues Leben einzuhauchen.

Die Mitgliederzahl stieg bis 1785 wieder auf 27, in den folgenden drei Jahren, unter dem Präses Johann Heinrich Hartlieb, Prediger bei St. Egidien in Nürnberg, wurden 25 neue Mitglieder aufgenommen. Gegen den Willen Hartliebs, der eine Abänderung der Satzungen für zulässig hielt, weil sie einmal unterm 9. Oktober 1716 oberherrlich genehmigt worden seien, wurde dem Orden eine neue Verfassung gegeben (1791) und in dem Schaffer an der Hauptkirche zu St. Sebald, Georg Wolfgang Panzer, erhielt er einen rührigen Präses, der wieder regelmäßige Vierteljahrsversammlungen und außerordentliche Sitzungen abhielt, sowie das bloß gesellige Zusammensein mächtig förderte.

Die „Verneuerte Geseze des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg im Jahre 1791“, gedruckt 1796, bestimmen in § 8:

„Die Ordensmitglieder halten ihre Versammlung ordentlich des Jahrs viermal, und zwar iedesmal am ersten Montag nach dem Zieltag, Nachmittags. Der Anfang der Sitzung geschiehet nach fünf Uhr. Derselbe wird mit Ablesung des letztgehaltenen Protocolls gemacht, welches sodann von dem Präses und den beiden Consulenten, nach allenfalls gemachten Erinnerungen, unterschrieben wird. Hierauf läßt der Präses über dasjenige, was er nach Erforderniß der Umstände überhaupt, und zum Besten des Ordens insbesondere vorzutragen hat, von den iedesmal anwesenden, in dem neu zu fertigendem Protocoll angemerkten Mitgliedern votiren, und alles durch die Mehrheit der Stimmen entscheiden. Da diese vierteljährigen Sitzungen vorzüglich dazu bestimmt sind, sich den Absichten des Ordens immermehr zu nähern, so haben die Mitglieder unter sich festgesezet, daß dabey wechselsweise gelehrte Abhandlungen vor- und abgelesen werden sollen, die entweder in die schönen Wissenschaften überhaupt einschlagen, oder die deutsche Sprache und Dichtkunst zum Gegenstand haben, ohne jedoch die vaterländische Geschichte auszuschliesen. Diese Abhandlungen werden sodann dem Secretair übergeben und dem Archiv beygelegt.“

Ein im Jahre 1807 angelegtes Verzeichnis der seit 1791 in den Versammlungen des Ordens gehaltenen Vorlesungen belehrt uns, daß fast nur gelehrte Abhandlungen aus dem Gebiete der vaterländischen, d. h. der Nürnbergischen Geschichte und Altertumsforschung, der Literatur und Sprachkunde, selten ein ästhetischer Vortrag, am seltensten ein Gedicht zum Vortrag kamen. Sie mögen hier ihre Stelle finden:

Konsulent Dr. Colmar, Troia, ein Fastnachtspiel aus dem 15. Jahrhundert von Hans Rosenplüt. 1791. — Registrator Kiefhaber, Bekanntmachung einer Nachricht Willibald Pirkheimers. 1792. — Derselbe, Beitrag zu des Arzts Leonhard Dolbius Biographie. 1792. — Derselbe, Nachtrag zu dem Versuch über Hans Folz. 1794. — Professor Dr. Siebenkees, Von dem Wert und Gebrauch der deutschen Rechts-

sprichwörter. — Derselbe, Vom Merkwürdigen in der Geschichte. — Derselbe, Von den Quellen der Nürnbergischen Geschichte, 3 Abhandlungen. — Derselbe, Über die älteste Geschichte Nürnbergs. — Derselbe, Einige Bemerkungen über die Nürnbergische Geschichte. 1794 bis 1803. — Dr. Zahn, Von Labyrinthen. 1799. — Registrator Kieshaber, Bemerkungen über den Wunsch, im Allgemeinen literarischen Anzeiger bei Leichengedichten die Lebensumstände der Verstorbenen mit bekannt zu machen. 1800. — Vikar Lochner, Ideen über das Verhältnis der Kunst zur Religion. 1802. — Diakon Seyfried, Denkmal der Freundschaft Dr. Karl Alexander Faulwetter, Konsulent. 1802. — Professor Veesemeyer, Hans Sachs, ein Beförderer der Reformation. 1802. — Dr. Wilhelmi, Einige Oden. 1802. — Registrator Kieshaber, Auf Klopstocks Tod. 1803. — Professor Dr. Siebenkees, Über einige unrichtige Sagen in der Nürnbergischen Geschichte. 1805. — Registrator Kieshaber, Biographische Skizze Georg Friedrich Donauers. 1804. — Kaufmann Bezzel, Beiträge zur Geschichte des Ordens in neueren Zeiten. 1806. — Professor Dr. Siebenkees, Über eine angeblich im Jahre 1086 zu Nürnberg ausgefertigte Urkunde. 1806. — Freiherr v. Böcklin, Gedicht zum Lob der Birnen. 1807. — Registrator Kieshaber, Über Nürnbergs Verlust seiner Reichsstandschaft. 1807. — Professor Veesemeyer, Ulrich Varrnbüler. 1807.

Besondere Erwähnung aber verdient das für das Irrhainfest 1802 von einem unbekannten Verfasser, aber jedenfalls von einem Ordensmitglied, gedichtete Irrhainlied, das eines poetischen und patriotischen Reizes in dieser politisch trüben Zeit nicht entbehrt.

1. Der Schönheit Sterne glänzen
Im Brautschmuck der Natur
Und Frühlingsreize kränzen
Die jugendliche Flur.

2. Am Hochaltar der Freude
Schwelgt der entflammte Sinn.
Kommt, opfert festlich heute
Der Bundeskönigin!

3. Du, die von Gottes Krone
Herab durchs Weltall strahlt,
An deren Sonnenthrone
Sich die Vollendung malt.

4. Laß, Schönheit, deine Blüten
Um unsern Zirkel weh'n,
Laß, fest wie Pyramiden,
Der Deinen Bündnis steh'n.

5. Laß deiner Formen Würde
Uns ewig heilig sein,
Uns stets der edlen Zierde
Erhab'ner Eintracht freu'n!

6. Um unsere Pflichten winde
Sich sanft der Freundschaft Band,
Und unser Schicksal finde
Ein Herz fürs Vaterland.

7. Seht, ernst mit Himmelsmilde
Strahlt Hoffnung, wolkenleer,
Von Karls[1]) geweihtem Bilde
Durch Gemming[2]) neu uns her.

8. Und frische Lebensfülle
Durchströmt der Bürger Brust;
Und in des Friedens Stille
Quillt unserer Musen Lust.

9. Umschwebt, Gesang und Freude,
Der Pegnitz Dichterstrand,
Wo Panzer jüngst im Kleide
Der Jubelwürde stand.

10. Er, der in unserer Mitte
Am Arm der Liebe geht,
Um dessen Führerschritte
Des Segens Stimme weht:

11. Heil ihm und heil dem Bunde,
Der uns mit ihm vereint,
Heil jeder frohen Stunde,
Die unserm Kreis erscheint.

12. Vom Irrhain folgt die Wonne
Der Freundschaft unserm Schritt,
Und wandelt gleich der Sonne
Im Lebensirrhain mit.

„Wenn auch, wie Mönnich sich ausdrückt, selbst während dieses regeren, länger als ein Jahrzehnt andauernden Lebens der Gesellschaft von dieser als solcher keine literarische Leistung



Das Kreuz auf der Zugspitze. (Zu S. 300.)

ausging, so erreichte sie doch den Zweck, den die meisten gelehrten Gesellschaften nur erreichen können, in den Mitgliedern Interesse und Lust an gelehrten und wissenschaftlichen Arbeiten wach zu halten. Daß man aber gerade in den Jahrzehnten wo Goethes Werke schon auf die Nation mächtig zu wirken begannen, wo Schiller sich und die Nation auf immer höhere Standpunkte seiner idealen Poesie erhob, im Blumenorden die Poesie ganz in den Hintergrund drängte, darf uns nicht befremden. Denn die Poesie hatte jetzt alle Schul- und Gelehrsamkeitsfesseln gänzlich abgestreift, konnte daher nicht mehr oder noch nicht wieder gelernt werden, und Männer der Wissenschaft, Gelehrsamkeit und amtlichen Praxis, aus denen der Blumenorden in den 80er und 90er Jahren fast allein bestand, mochten einer rein ästhetischen Weltanschauung, in welcher die neuere Poesie wurzelte, am wenigsten geneigt sein. Nur einige jüngere Mitglieder mochten, von den Werken unserer klassischen Dichter zu poetischen Versuchen, die aber in den Ordensversammlungen nicht zum Vortrag kamen, veranlaßt werden."

Die Mitgliederzahl, welche 1794 55 betrug, stieg bis 1801 auf 59 und bis 1806 auf 66. Wir finden da den Ratskonsulenten, auch Stadt- und Ehegerichtsbeisitzer Dr. Johann Albert Colmar als Präses, den Syndikus und Lehensekretär Dr. Benedikt Wilhelm Zahn und den Diak. Sen. und Schafferamtsverweser an der Hauptpfarrkirche St. Sebald, Johann Friedrich Frank, als Ordenskonsiliarien, den Amts- und Gegenschreiber des löblichen Stadtallmosamtes Christian Gottlieb Müller als Ordenssekretär. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Erzherzog Karl.

[2]) Subdelegationskommissär Gemming, Großvater des bekannten Gemming Gustl.

Kleine Mitteilungen.

† **Ludwig v. Kobell, Kgl. Regierungspräsident von Unterfranken.** Der jüngst verstorbene Präsident von Unterfranken, Ludwig Ritter v. Kobell, war geboren zu München am 3. Juli 1840 als Sohn des Kgl. Bayer. Generalsekretärs des Staatrats Sebastian v. Kobell und dessen Gattin Magdalena Franziska von Kobell, geb. Freiin v. Heppenstein-Kornburg. Sein Taufpate war König Ludwig I., der den Großvater, den Kgl. Professor an der Akademie der bildenden Künste, Wilhelm v. Kobell, hochschätzte, und durch öfteren Besuch auszeichnete. — Im Juni des Jahres 1870 zum Bezirksamtsassessor von Landsberg ernannt, vermählte sich Ludwig v. Kobell am 16. Oktober des gleichen Jahres mit Anna v. Stetten, Tochter des Johann Jakob v. Stetten-Burtenbach und dessen Gattin Emma, geb. v. Grundler. Von 1880 bis 1900 Polizeirat, Bezirksamtmann und Regierungsrat in München, wurde er am 5. Januar 1900 zum Regierungsdirektor in Speyer befördert, und am 3. Oktober 1901 durch das Vertrauen des Prinz-Regenten, der den tüchtigen, dem Königshause treu ergebenen Beamten hoch schätzte, zum Präsidenten der Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg ernannt.

Trotzdem der Verlebte sich als echter Altbayer fühlte, der an seiner Vaterstadt München mit ganz besonderer Liebe hing, gewann er in Würzburg und dem fränkischen Regierungsbezirke sehr bald die allgemeinen Sympathien bei hoch und nieder. Aufrichtig und groß war daher die Trauer bei seinem Hinscheiden, am 5. Februar 1907.

Viel zu frühe auch für die Seinen, denen er der beste Vater war, erlag er am 5. Februar 1907 einer schweren Influenza, versehen mit den heil. Sterbsakramenten. Er ruhe in Frieden! Sein Andenken ist gesegnet als das eines echten Bayern. M. v. S.



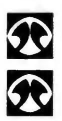
Denkmal des Grafen Seybottsdorf an der Vinzentiuskirche zu Breslau.

Das Kreuz auf der Zugspitze. Zu unserer Schilderung, „eine Zugspitzbesteigung vor 70 Jahren," sendet uns Fräulein Maria v. Schultze in Tölz folgende wertvolle Ergänzung. Die im Herbste 1842 zum ersten Male mit Bayerns hehrer Bergwelt vertraut gewordene jugendliche Kronprinzessin Maria von Bayern, Gemahlin des Kronprinzen Maximilian, hegte den Wunsch, den höchsten Berg Bayerns, die Zugspitze, zu besteigen. Der Forstmeister, spätere Ministerialrat v. Schultze wurde beauftragt, den Weg auszukundschaften und sein Urteil darüber abzugeben, ob eine solche Besteigung möglich und für die Kronprinzessin nicht zu gefährlich sei. Nach gründlicher Prüfung der Wegverhältnisse in damaliger Zeit, kam Herr v. Schultze, nachdem er in Begleitung von elf Personen den Aufstieg unternommen hatte, zur gewiß richtigen Überzeugung, daß sich der Ausführung des Wunsches der für die Alpen begeisterten hohen Frau zu große Schwierigkeiten entgegenstellen und die Verantwortung hierfür zu ernst und unmöglich sei. Diese Entscheidung ist, wenn wir bedenken, daß damals nicht das geringste zur Besserung und Erleichterung des Weges geschehen war, alle Bequemlichkeiten fehlten, eine vollkommen richtige. Die Königin trug später in besonderer Munifizenz zur Errichtung eines vergoldeten Eisenzylinderkreuzes auf den höchsten westlichen Zugspitzgipfel bei, das am 11. und 12. August 1851 von einer eigenen Expedition unter Führung des Forstwarts Karl Kiendl von Graseck unter großen Schwierigkeiten dort befestigt wurde. Das Kreuz war durch den Schlosser Ludwig Kiesel von Schongau angefertigt worden. Von jenem Kreuze, in dem die Teilnehmer der Expedition von 1843 auf Papier ihre Namen hinterlegt hatten, fand man 1851 am Fuße der Signalstange nur noch die Trümmer vor. Diese Signalstange war 1838 durch den österreichischen Geometer Feuerstein errichtet worden. Über die Errichtung des Kreuzes im Jahre 1851 hat Pfarrer Ott von Hohenpeissenberg im gleichen Jahre eine Broschüre veröffentlicht, welche das hübsche Bildchen schmückte, das uns die Errichtung des Kreuzes vor Augen führt. In Anbetracht der außerordentlichen Seltenheit ist die Broschüre fast eine historische Rarität zu nennen. Wir sprechen Fräulein Maria v. Schultze für die liebenswürdige Überlassung des Bildes hiermit unsern besten Dank aus.

Denkmal des Grafen Seybottsdorf an der Vinzentiuskirche zu Breslau. Wie in dem Artikel „Der Leutnantskrieg in Schlesien" uns A. Clementi berichtete, fiel beim Sturme auf Breslau der Leutnant des 1. Infanterie-Regiments Graf v. Seybottsdorf. In treuer kameradschaftlicher Anhänglichkeit errichtete ihm das Offizierskorps des Regiments ein Denkmal, welches heute noch erhalten ist. Dank der liebenswürdigen Vermittlung des Herrn Schriftstellers Ludwig Sittenfeld in Breslau sind wir in den Besitz einer sehr guten photographischen Aufnahme desselben gelangt, und wir können die Abbildung desselben als wehmütige Erinnerung an die Opfer jenes Feldzuges unsern Lesern hiermit geben. Ein zweites Denkmal erhob sich auf dem Kirchhof zu Frankenstein auf dem Grabe, in welchem Oberleutnant Graf Formentini vom 1. Infanterie-Regiment und die Leutnants des 10. Infanterie-Regiments, Karl v. Kaltenthal und Freiherr Max v. Pechmann ihre Ruhestätte gefunden hatten. Der Stadtkommandant Major v. Rodt vom 6. Infanterie-Regiment ließ das Denkmal, eine schöne dreiseitige Pyramide, auf Kosten der Kommandantur errichten. Es ist leider zugrunde gegangen, da es im Februar 1814 zerstört wurde.

Jüdische Tanzhäuser. Eine Augsburger Chronik meldet: „Im Jahre 1290 wurde den Juden zu Augsburg ein eigenes Tanzhaus erlaubt und zugelassen zu erbauen nach ihrem Gefallen. Hernach im Jahre da man zählte 1442, da wurden aus diesem Tanzhaus zwei Trettmühlen gemacht; denn es war in diesem Jahre ein strenger und kalter Winter, so daß man zu Augsburg nicht hat mahlen können; dazu hat man 400 Schaff Korn gegen Bobingen geschickt und allda mahlen lassen."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



160 Hefte zu je 50 Pf. oder acht Bände geb. in Orig.-Halbfranz zu je M 12.50.

HERDERS Konversations-LEXIKON

Monatlich erscheinen 2 bis 3 Hefte. — Auch gegen Raten zu beziehen.





Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin.

„Ein Buch für Menschen, die sich ein Herz für kindliche Fröhlichkeit bewahrt haben, und besonders für die Jugend, der es als anregende Unterhaltungslektüre nicht warm genug empfohlen werden kann."

Vorstehendes Urteil veröffentlichte die „Augsburger Abendzeitung" über das kürzlich erschienene Buch:

Am Tegernsee.

Eine Geschichte aus Max Josephs Zeit.

Der Jugend erzählt von

Marie Schultze.

Oktav. VI und 200 Seiten mit 4 Tafeln in Lichtdruck.
Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.—.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" brachten die folgende Besprechung:
Marie Schultze hat das Bild des Herrschers in den Mittelpunkt ihrer anmutigen Erzählung gerückt, die uns an das liebliche Gestade des smaragdgrünen Tegernsees führt und Leid und Freude einzelner Bewohner aus jener Zeit in warmherziger Weise schildert. Nichts Romanhaftes oder Phantastisches haftet ihrer Schilderung an, alles ist treu der Wirklichkeit abgelauscht und die meisten Figuren der Erzählung sind so plastisch gezeichnet, daß wir sie lebendig vor Augen zu sehen glauben — — Das Buch, das sich auch durch poesievolle Naturschilderung und herzgewinnenden Humor auszeichnet, wendet sich zunächst an die reifere Jugend; doch werden es auch die Erwachsenen nicht ohne Genuß und Freude lesen. Der Verlag hat das Werkchen hübsch ausgestattet, insbesondere verdient die gelungene Reproduktion von vier Bildern der königlichen Familie nach Gemälden Joseph Stielers Anerkennung.

Dr. med. Pfeuffer's

Hämoglobin

Deutsche Erfindung 20927 vom 10. Juni 1882

(In der Kgl. Universitäts-Kinderpoliklinik zu München, Reisingerianum, fortwährend in Anwendung)
ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Bleichsucht und Blutarmut für Erwachsene, aber auch für schwächliche Kinder zur Kräftigung. — Herr Dr. Wacker, früher Arzt an der Kgl. Kinderpoliklinik zu München, jetzt prakt. Arzt in München, Blumenstr. 30/II, hat die Güte, Auskunft zu erteilen. — Vorzügliche Zeugnisse. — En gros: Ludwigs-Apotheke. — Vorrätig in den meisten Apotheken. — Preis à 1 Mk. 60 Pfg. und à 3 Mk. — Man achte auf die Bezeichnung „Dr. Pfeuffer's Hämoglobin".

Dr. v. Ehrenwall'sche Kuranstalt in Ahrweiler

Mit allen Hilfsmitteln der Nervenheilkunde ausgestattete
Heilanstalt für Nerven- und Gemütsleidende
verbunden mit
Institut für die physikalischen Heilmethoden.
Prospekte auf Verlangen.
Sanitätsrat Dr. v. Ehrenwall. Dr. Hans Kurella.



Pfälzische Bank München

(Neuhauserstraße Nr. 6.)

Wechselstube und Depositenkasse
Frauenstraße 11 (Ecke Reichenbachstraße)
Bahnhofplatz 5 (Ecke Dachauerstraße).

Zentrale in Ludwigshafen a. Rh. Filialen in München, Nürnberg, Bamberg, Frankfurt a. M., Mannheim, Neustadt a. Hdt., Kaiserslautern, Frankenthal, Landau, Speyer, Pirmasens, Worms, Dürkheim a. d. H., Zweibrücken, Osthofen, Grünstadt, Alzey, Bensheim a. B. und Donaueschingen.

Aktienkapital M. 50,000,000. Reserven zirka M. 9,000,000.

Erledigung sämtlicher in das Bankfach einschlagender Geschäfte:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung, sowie provisionsfreier Scheckrechnungen.
Beleihung von Wertpapieren.
Trassierungen, Schecks, Anweisungen und Kreditbriefe auf alle größeren Plätze des In- und Auslandes.
Wechsel-Diskont und **Devisenverkehr.**
Ausgedehnter Inkasso-Verkehr.
Entgegennahme verzinslicher Depositeneinlagen (Zinsvergütung je nach Kündigungsfrist).
An- und Verkauf von Effekten an deutschen und ausländischen Börsenplätzen.
Umwechslung von Coupons, Sorten und ausländischen Papiergeldern.

Wir befassen uns mit der **Aufbewahrung von Wertpapieren** als

I. Offene Depots

wobei wir deren vollständige Verwaltung besorgen, und nehmen Wertpapiere, Pretiosen und sonstige Wertgegenstände als

II. Geschlossene Depots

mit oder ohne Wertangabe in Verwahrung.

In unseren nach den neuesten Erfahrungen der Technik erbauten

Tresors

vermieten wir

III. Eiserne Schrankfächer

unter eigenem Mitverschluß der Mieter in vier verschiedenen Größen. Zur ungestörten Manipulation mit dem Inhalte der Schrankfächer stehen den Mietern im Vorsale des Tresors verschließbare Kabinette zur Verfügung.

(95) **Die Direktion.**

HERMANN SCHNEIDER, MÜNCHEN

Bayer. Hoflieferant · Fürstenstr. 5 (Laden und Wohnung) · Telephon 2756

empfiehlt in feinster Ausstattung

BRAUT-, BALL- UND TRAUER-ARRANGEMENTS

in ff. moderner Ausführung zu sehr soliden Preisen. Nach auswärts unter Zusicherung sorgfältigster Bedienung. (41)

DEKORATION für alle Festlichkeiten, Schmückung von Gräbern und Unterhaltung derselben

FRISCHE BLUMEN.

BRAUT-BUKETTS in den mod. Formen, künstler. gebunden, bilden eine Spezialität meines Geschäftes.

Unerreicht in Charakteristik, Schönheit und Fülle des Tone
Burger-Harmonium
Hermann Burger, Bayreuth.

Natur-Heilanstalt (94)
Degerloch-Stuttgart.

Das ganze Jahr geöffnet.
Prospekte durch den Besitzer
Dr. med. Katz, O'Stabarzt a. D.

Verlag von R. Oldenbourg  München und Berlin W. 10

Handbuch
der
mittelalterlichen und neueren Geschichte

Herausgegeben von

G. v. Below und **F. Meinecke**

Professoren an der Universität Freiburg i. Br.

Das Zeitalter der enzyklopädischen Darstellungen ist in der Wissenschaft durch ein Zeitalter der Spezialisierung der Arbeit abgelöst worden. Allein gerade die zunehmende Spezialisierung hat wiederum das Bedürfnis enzyklopädischer Zusammenfassung hervorgerufen. In keiner Disziplin wird dies Bedürfnis augenblicklich weniger befriedigt als in der mittelalterlichen und neueren Geschichte.

Diese Lücke wollen die Herausgeber auszufüllen suchen. Das Ziel ihres Unternehmens ist eine streng wissenschaftliche, aber zusammenfassende und übersichtliche Darstellung. Es soll die Tatsachen und die Zusammenhänge der geschichtlichen Entwicklung vorführen, zugleich jedoch auch ein anschauliches Bild des dermaligen Standes der Forschung in den einzelnen Zweigen unserer Wissenschaft bieten, beides in knappster Form. Es will den wissenschaftlich ausgebildeten Historikern, wie den Studierenden und überhaupt allen Freunden der mittelalterlichen und neueren Geschichte dienen.

Das Unternehmen, das nach seiner Vollendung ungefähr 40 Bände umfassen wird, ist so eingerichtet, daß jeder Band ein abgeschlossenes Ganzes bildet und auch **einzeln abgegeben wird.** — Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. **Alwin Schultz,** Professor an der deutschen Universität zu Prag. VIII u. 432 S. gr. 8°. reich illustriert. Preis brosch. M. 9.—. In Ganzleinen geb. M. 10.50.

Geschichte des späteren Mittelalters von 1197—1492. Von Dr. **Johann Loserth,** Professor an der Universität Graz. XV und 727 S. 8°. Preis brosch. M. 16.50, elegant geb. M. 18.—.

Historische Geographie. Von Dr. **Konrad Kretschmer,** Lehrer an der Kriegsakademie und Professor an der Universität Berlin. VII und 650 S. 8°. Preis brosch. M. 15.—, elegant geb. M. 16.60.

Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Von Dr. **A. Luschin von Ebengreuth,** Universitätsprofessor in Graz. XVI u. 286 S. 8°. Mit 107 Abbildungen. Preis brosch. M. 9.—, in Ganzleinen geb. M. 10.50.

Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. Von Dr. **Max Immich,** weiland Privatdozent an der Universität Königsberg i. Pr. XIII und 462 S. 8°. Preis brosch. M. 12.—, geb. M. 13.50.

Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge. Von Professor **Adolf Schaube,** Kgl. Gymnasial-Oberlehrer in Brieg. XX u. 816 S. gr. 8°. Preis brosch. M. 18.—, geb. M. 20.—.

Urkundenlehre. Erster Teil: **Die Kaiser- und Königsurkunden in Deutschland, Frankreich und Italien** von **Wilhelm Erben** mit einer Einleitung von **Oswald Redlich.** X u. 369 Seiten. 8°. Preis brosch. M. 10.—, geb. M. 11.50.

Ein ausführlicher Prospekt mit Auszügen aus Besprechungen der einzelnen Bände steht auf Wunsch gratis zur Verfügung.



Importeure: (27)

Franz Kathreiners Nachf.

G. m. b. H. München—Hamburg.

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.



Das Turnen im Hause.

Leibesübungen für Jung und Alt.

Von Dr. med. F. Fernald und G. Preuer.

Dritte Auflage.

Mit 177 Abb. In Ganzleinwdbd M 2.40.

J. GUTTENTAG, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. in Berlin W. 35.

Gesetz,

betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie.

Text-Ausgabe mit Anmerkungen und Sachregister von (82)

Justizrat **Dr. Ludwig Fuld**, Rechtsanwalt in Mainz

Taschenformat.

Gebunden in Ganzleinen 1 Mk.

Ein unentbehrliches Buch für Künstler und das Kunstgewerbe.

Münchener

Gichtbalsam

ist das Beste bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen und Geschwulsten.

— Zu haben in Gläsern à 1 M. —

Schützenapotheke München

Schützenstr. 2. — Bayerstr. 4. (22)

Kirchen-Orgeln

jeder Grösse.

Harmonium, deutschen und amerik. Systems

von (50)

G. F. Steinmeyer & Cie., Öttingen (Bayern)

Kgl. Bayer. Hof-Orgel- und Harmoniumfabrik.

Arienheller

(67)

zählt nicht nur als feines Tafelwasser, sondern infolge seines reichen Gehaltes natürl. Chemikalien auch als hervorragendes Kurwasser und fördert und erhält als solches die Gesundheit! Überall zu haben!

Gen.-Vertr. FRANZ BRANDL, München, Theresienhöhe 20. Telephon 8944.

Für **Vorträge mit Lichtbildern** liefert Apparate und Bilder Ed. Liesegang in Düsseldorf. — Katalog 400 S. gratis

Druck von R. Oldenbourg in München.


18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 650.

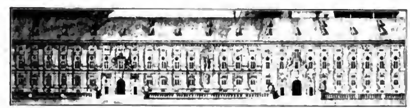
Nr. 27.

Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.

Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile

Vom Büchertisch.



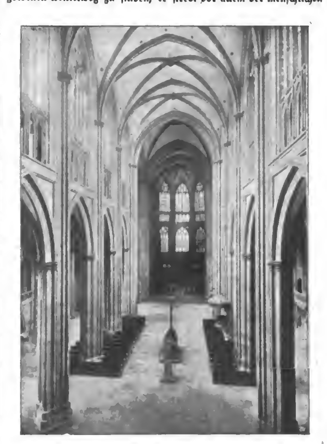
Die Residenzfassade im Jahre 1700 nach einem Kupferstiche von Michael Wening.

Illustrationsprobe aus: Lesebuch zur Geschichte Bayerns von Dr. Otto Kronseder.

Lesebuch zur Geschichte Bayerns. Bearbeitet von Dr. Otto Kronseder, Gymnasialprofessor am Kgl. Ludwigsgymnasium zu München. Mit 58 Abbildungen. München, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. — Erst vor kurzem haben wir in ausführlicher Weise die durch denselben Verlag erfolgte Publikation des prächtigen Werkes von Dr. M. Döberl „Die Entwicklungsgeschichte Bayerns" besprochen und heute haben wir schon wieder ein neues Werk aufzuführen, das für die Entwicklung des Geschichtsunterrichts an unsern Lehranstalten von hoher Bedeutung sein wird. Wir haben den Titel bereits genannt; das Buch entstand im Auftrage des Kgl. Bayer. Kultusministeriums. Dasselbe war von dem Wunsche geleitet, es möchte künftighin an den Mittel- und Volksschulen der Unterricht in der Geschichte unseres engeren Vaterlandes in einer anregenderen, die Herzen der Jugend erwärmenderen und so für das spätere Leben nachhaltigere Eindrücke hinterlassenden Weise erteilt werden. Der Autor belehrt uns im Vorworte über die Tendenz der Schaffung des Buches. Der Charakter desselben bedingte die Aufnahme möglichst geschlossener Einzeldarstellungen, in erster Linie gedacht für den unmittelbaren Gebrauch beim Unterricht, also für die Hand des Lehrers, außerdem soll es auch der Privatlektüre im weitesten Sinne dienen. In der Hand teilnehmender fortgeschrittener Schüler der Mittel- und Fortbildungsschulen sowie im Besitze von Geschichtsfreunden wird es zur Steigerung des Interesses an den Schicksalen unseres Volkes und zum Verständnis der Gesamtentwicklung unseres Vaterlandes beitragen. In liebenswürdiger Weise unterstützt durch die freundliche Beratung der bedeutendsten bayerischen Historiker ist es dem Autor gelungen, eine köstliche Blütenlese der wertvollsten historischen Arbeiten zusammenzustellen, welche uns durch Bayerns Geschichte von den frühesten Anfängen bis heute geleiten. (Fortsetzung folgt.)

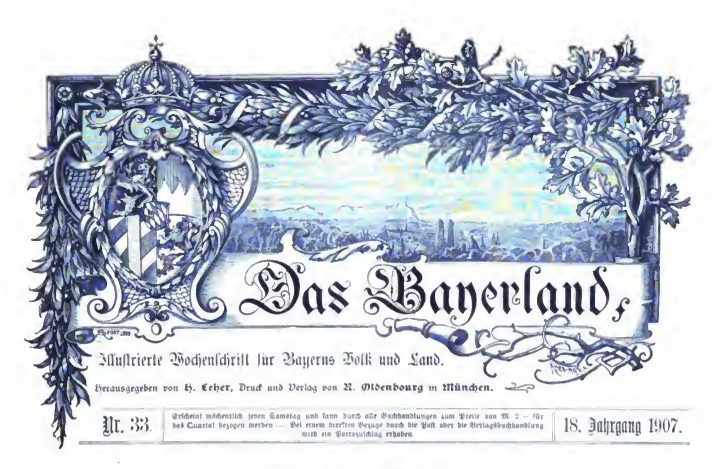
Velhagen und Klasings Monatshefte. 21. Jahrgang. 7. Heft. Wir heben aus dem Inhalt hervor „Die Zukunftschlacht und den Besuch bei Fritz v. Uhde". Verlag von Velhagen & Klasing, Leipzig-Bielefeld.

Illustrierte Geschichtsbibliothek für Jung und Alt. Graz, Styria Verlag. **Napoleon I.** von Dr. Leo Smolle. Mit 43 Abbildungen und einer Stammtafel der Bonaparte. — Mit Recht sagt das Vorwort, daß es nicht zu den leichtesten Aufgaben gehöre, eine Biographie Napoleons I. in jenen engen Grenzen abzufassen, wie sie die Tendenz dieser Sammlung gebiete. Einerseits tritt der Stoff in verwirrender Fülle heran, anderseits herrscht über den Charakter und die Politik Napoleons in der Geschichtschreibung entgegengesetzte Anschauung. Smolle sucht nun den goldenen Mittelweg zu finden, er strebt vor allem der menschlichen



Inneres des Regensburger Domes.

Illustrationsprobe aus: Lesebuch zur Geschichte Bayerns von Dr. Otto Kronseder.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 33. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben | 18. Jahrgang 1907.

Der Junker von Hergols.

Fränkische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Edmund Köller. Illustriert von G. Mayr.

(Fortsetzung)

„Na, ja, Gottes Segen wird uns heuer mehr not tun als je," seufzte der Vater Michael, „kaum ist der Schwede fort, tragen sie schon wieder Hiobsposten ein, oben aus dem Reich, wo der Holzapfel und der Gronsfeld ihre Völker zusammenziehen. Ach, Elsbeth, du bist im Kriege geboren und sollst vielleicht im Kriege sterben!"

„Nicht so verzagt," mahnte der fromme Prädikant, „unser lieber Herr, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, hat den Krieg gewollt und wird auch den Frieden wollen. Er schickt wohl Ungemach, doch so, daß wir's tragen können. Seht um Euch, lieber Meister, ist Euch nicht trotz Schweden und Reichsvolk in Hülle und Fülle irdisch Gut und vor allem diese gute Tochter geblieben? Darum habt guten Mut, der Herr wird weiter helfen, und wiewohl auch wiederum diesem sechzehnhundert und siebenundvierzigsten Jahre die Kriegsfurie mit der höllischen Brandfackel voranging — wer weiß, ob nicht ein Engel die himmlische Friedenspalme über dem Ausgang des Jahres hält!"

„Aber ein Leben voll Mühe und Not ist's doch nun schon bald dreißig Jahre hindurch gewesen," seufzte Michael, „und ist's ein wahres Wunder, daß ich noch am Leben bin. Mein treues Weib hat der Schrecken getötet, als die Königsmärkischen einfielen, und hätt' ich nicht zeitig manchen hübschen Topf voll silberner Erbsen und Bohnen in den Kuhstall vergraben, so läge mein Haus samt den Scheunen wohl heute noch in Asche!"

„Drum danket Gott," fiel ihm der Prädikant ins Wort, „daß er Euch einen guten und klugen Hausvater sein ließ, er hat noch alles wohl gemacht. Seht da drüben Schweinfurt. Vor 400 Jahren als es die siegenden Henneberger in Schutt und Trümmer verwandelten, nachdem sie es ein volles Jahr belagert hatten, da gab man der Stadt den Namen ‚Schweinfurt im Elend'. Und was hat es wieder erduldet im jetzigen Kriege, als der Wallenstein da war, der Herzog von Friedland. Er nahm sein Logement im Ochopperschen Hause. Dann kam der große Schwedenkönig Gustav Adolf mit seiner Frau, der Königin, und wohnten die Majestäten im Hause der Wittwe des Dr. Brunner auf dem Markte. Und beschenkte Se. Kgl. Majestät die Stadt gar reichlich mit Privilegien, mit Dörfern, die sich der Fürstbischof von Würzburg gar bald danach wieder zurücknahm, mit der Vogtei über uns und Gochsheim und ließ ihr alle Schulden nach, womit die Stadt an Würzburg und den dortigen Stiften behaftet war. Aber bald kamen die Kaiserlichen wieder und belagerten und nahmen die Stadt, bedrängten sie so sehr, daß man zu Nürnberg für Schweinfurt öffentliche Kirchengebete anstellte. Dennoch, schaut nur hin, dort blickt sein Gotteshaus unversehrt zu uns herüber, und hält die neu aufgebauten Häuschen um sich versammelt. Und ist's nicht hier in unserm kleinen Sennfeld ebenso? Zwar ist's Euch übel ergangen, Meister Michael, Schwerter und Fausthämmer waren nach Eurem Haupte gezückt, Ställe und Scheunen waren Euch niedergebrannt, aber noch steht Ihr da, frisch und gesund, und die Ställe und Scheunen stehen auch wieder besser, denn vorher. Drum laßt uns auf den Herrn vertrauen und guten Mut zusammen haben, ich nehme eine freundliche



„Nicht so verzagt“, mahnte der fromme Prädikant.

Einladung zum Frühmahl an, und wir wollen sehen, was uns die holdselige Jungfer Elsbeth da für schöne Gottesgaben vorsetzen wird.“

Damit schloß Cyprian seine tröstliche Rede und ließ einen überaus zärtlichen Blick über die schmucke Elsbeth hingleiten. Der tat seine freundliche Rede gar wohl, flugs sprang sie den Männern voraus in die Mühle, und deckte in dem sauber aufgeräumten Stübchen den Tisch, an welchem Michael und der Herr Magister Platz nahmen. Elsbeth hatte eben den köstlichen Aal vorgesetzt, den die Mühlknappen gestern auf den Letten gefangen, als der Magister ihr rühriges Händlein fing und sie neben sich auf den Sessel zog.

„Nun ist's genug, lieb Jungferlein,“ sprach er, und spitzte den Mund gar süß, „Ihr dürft nicht mehr fort, und müßt uns ein lieblich Schaugericht sein.“

Elsbeth schlug die Augen nieder und vergaß schier dem Herrn für seine Freundlichkeit zu danken. Es wurde ihr wunderbar weh ums Herz, als der Magister so zärtlich tat, ihre Gedanken weilten aber nicht bei ihm und noch weniger beim lauernden Niklas Krauß, sondern schweiften in die weite Ferne zur blühenden Heide und zum grünen Wald, wo wohl jetzt ein schmucker Waidmann der Fährte des Wildes folgte.

„Der Drach gesegne Euch die Mahlzeit“, hatte der böse Niklas geknirscht, als die drei zum Essen gingen. Dann erhob er sich langsam vom Rasen und schlich den Zaun entlang dem Feldweg zu, welcher ihn in einem Stündchen nach Schweinfurt führte. Unterwegs zerkochten ihm Grimm und Wut das Herz, seine Gedanken waren verwirrt, und das Wenige, was ihm klar zu Kopfe stieg, war alles aus des Teufels Küche. Danke schön für diese Höllentaube, dachte er grimmig, möge mich der liebe Gott ferner bewahren, der mich heute zur rechten Stunde an den Busch führte, damit mir Augen und Ohren aufgingen über diese Hexe. Glaub's nun wohl, daß du den Drachen lieber nehmen wolltest als mich, wirst ihn schon lange gehabt haben! Sitzen doch immer ganz sonderbare abscheuliche Würmer und böse Dinger im Mühlbach, kroch mir noch eben eins mit einem roten Kopf und und schwarzen Gehörn über den Weg, brr! Du lieber Himmel, wie ist doch die Welt jetzt verderbt, der Teufel geht um, wie ein brüllender Leu und verschlingt jung und alt, hat ihm nun auch die Elsbeth so ganz und gar in den Rachen fahren müssen! Ein Jammer und Schade um das schöne Mägdlein, sieht's keiner dem glatten Gesichte an. Fast sollte es einem leid um die sein, zählt da noch lang und breit, wie in aller Unschuld, der Traudl ihre Hexenkünste auf, wie sie Fledermäus' pulvert und Krötenschleim, will dem Veit damit das Pferd entzaubern, nun ja, diese Art treibt immer den Teufel aus, durch der Teufel Obersten. Recht kindisch dummes Herzlein, die Elsbeth! Schreit's und singt's auch gar laut aus, daß sie im Maien über die Heide fährt, fehlte nur noch im Lied, ob sie auf einem schwarzen Bock oder einer Ofengabel dahingefahren. — Daß doch der liebe Gott nicht gleich mit Blitz und Donner über solch heuchlerische Sündensäcke kommt, ist's doch ein Jammer, wie die gottlose Dirne mir armen ehrlichen Mann es angetan hat! Herz und Gebein hat sie mir ausgebrannt mit ihren schwarzen Höllenaugen und noch Spott und Hohn dazu gegeben.

„Doch Aug' um Aug', Zahn um Zahn“, sprach der Krauß plötzlich laut und drohend, stand still und schaute aus seinen grauen Augen so entsetzlich, daß alles vor ihm hätte erstarren mögen, wie vor der Medusä Haupt. „Aug' um Aug', Zahn um Zahn, und wer da brennt, den brennt man wieder!“ knirschte er, schlug die Hände vors Gesicht, schrie laut auf und stürzte der Stadt zu.

Während der böse Krauß in großer Verzweiflung und unter teuflischen Rachegedanken durch die Felder strich, dankte Herr Cyprian Steinmann nebst dem Teichmüller und der guten Elsbeth für die guten Gottesgaben, welche sie zu sich nahmen. Mut und Fröhlichkeit zog mit dem Wein in die Herzen und trieb alle Sorge aus, so daß selbst der ernste Mann gar ins Scherzen kam und besonders nicht müde wurde, der Elsbeth manch lobend und schmeichelnd Wort zu sagen. War doch der Herr Magister noch jung und unbeweibt. Drum war's kein Wunder, daß er schon lange ein keusches Auge auf die wunderholde Elsbeth geworfen hatte. Als sich der Krauß bewarb, hatte er seinem lieben Pfarrkind und dem Vater eifrig abgeraten; das sei ein Mensch, der habe Gott auf der Zunge und den Teufel im Herzen, hatte er gesagt, sie solle sich nicht an den geizigen Heuchler hängen, auf daß sie nicht mit ihm zusammen der Hölle zustürze. — Das war gar nicht verleumdet, denn der Krauß konnte nicht so schwarz angestrichen werden, wie er wirklich war; dennoch würde der milde Magister nicht so nachdrücklich abgemahnt haben, wenn er nicht selbst Neigung zu dem gefährdeten Mägdlein gehabt hätte.

Als jetzt beim Mahl der goldgelbe Feuerwein dem Cyprian so warm durch die Kehle glitt und die Elsbeth so schön und frisch an seiner Seite saß, da wallte sein Herz in Freuden auf, höher als je, und wie zum Segen legte er seine zitternde Hand auf die braunen, mit Seidenband durchflochtenen Zöpfe seiner Tischnachbarin und sprach



Unterwegs zerkochten ihm Grimm und Wut das Herz . . .

zum Vater gewandt mit Salbung: „Wohl dem, der Freude an seinem Kinde erlebt, Meister Michael. Ein schönes Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter. Und ingleichem spricht Jesus Sirach: ‚Eine vernünftige Tochter kriegt wohl einen Mann‘.“

Danach blickte der Magister auf die verschämte Elsbeth mit einem überaus zarten Blick und lachte wie ein Schalk; in seinem Herzen aber dachte er ernstlich, daß es für ihn doch nichts Begehrenswerteres geben könnte, als diese Elsbeth als treu waltendes Weib in sein Haus zu führen. Das sei ganz so eine wie der weise Altvater Sirach am sechsundzwanzigsten meine, wenn er sagt: „Ein freundliches Weib erfreut ihren Mann, und wenn sie vernünftig mit ihm umgehe, erfrischt sie ihm sein Herz.“

Schon wollte der Magister den Mund auftun und endlich einmal rund heraus die Jungfer um ihre Hand bitten, aber er sann zu lange darauf, wie er seine Worte zierlich setzen und mit passenden Schriftstellen schmücken wollte, inzwischen hatte sich der Elsbeth Gesicht so verfinstert, und war so nachdenklich geworden, daß dem säumigen Redner aller Mut wieder in die Asche sank.

(Fortsetzung folgt.)



„Wohl dem, der Freude an seinem Kinde erlebt . . .“

Die v. Donatschen Projekte und die Volkssage.

Von J. Callenius.

Die riesigen Pläne und kühnen Entwürfe, durch welche Major v. Donat die Wasserkräfte des Walchensees und der Loisach in den Dienst der Industrie zwingen will, wecken die Erinnerung an die Sagen, in welchen seit den fernsten Zeiten die scheue Furcht des Menschen die Angst vor der schreckbaren Kraft des nicht zu bändigenden Elementes zu formen verstand. Sie sind keineswegs auf diesen See beschränkt. Professor Dr. Sepp, der unermüdliche Forscher, hat wohl am gediegensten das ganze Material gesammelt und in seinem Buche „Altbayerischer Sagenschatz“ widerlegt. Hier eine Blütenlese seiner wichtigsten Funde.

Der Walchensee ist in Bayern wie im übrigen Deutschland jedenfalls der größte Bergsee, an welchem sich die Sage vom drohenden Untergang für Stadt und Land knüpft. Burgholzer meldet 1793 in seiner Stadtgeschichte I. 373 ganz ernstlich, daß München 1783 sich vor dem Abbruch des Walchensees gefürchtet, in der Gruftkirche zur Abwehr der Gefahr täglich eine Messe gelesen und jährlich ein geweihter, goldener Ring in den See geworfen wurde. Von diesem gestifteten Opfer gilt mithin ebenfalls der Spruch, der auf der Steintafel in der Dreifaltigkeitskirche am Rochusbergl zu lesen ist: „Die Stadt läg in dem Grund, Wenn diese Kirch nit stund!“

In der Stiftskirche zu Berchtesgaden werden Gebete abgehalten, damit nicht aus dem Felsloch in der Gejeidwand der Bach, der auf den Ruf: „Jack, laß den Schußlos!“ zuweilen überfließt, die Überschwemmung über die Gegend hereinbreche.

Umgekehrt heißt es: Vom Mühlgraben, dritthalb Stunden von Neubeuern, bringt hinter dem Bräuhaus ein mächtiger, wunderklarer Quellbach hervor und fällt in den Inn. Die Einwohner beten darum täglich einen Rosenkranz, wenn nicht, so hörte der Fluß auf.

In Staffelstein bei Banz ist ein Weiher und darin ein großer Fisch; läßt dieser den Schweif aus dem Maule, so zerspringt und versinkt der Berg, der Main- und Rheingrund geht mit Menschen und Vieh und allem zugrunde. Darum horcht man auf das Geräusch des Wassers im Berge und betet zur Abwehr des Übels weitum in der ganzen Gegend.

Den Ausbruch des Pilatussees zu verhindern, wurden in Luzern Litaneien gebetet. Damit der Läner- oder Mondsee in Seesaplana nicht ausbricht und das Unterland verheert, läßt man alljährlich Messen lesen. Auch warf man in den tirolischen Schwarzsee und Übelsee Geweihtes, wie die Nonnen in Eichstätt in den Ordelbach Walburgisöl gossen, um das Land vor Überflutung zu bewahren.

Der Zireinersee am Sonnenjoch, zwischen dem Achensee und Inntal, ist kesselrund und unergründlich. In der Hohlenseehöhle wohnt das Seefräulein, daneben in der Grausenhöhle der weiße Nichts (Nix). Ein Wildschütz sah einst aus dem Felsloch einen greulichen grünen Drachen mit klafterlangem Hals auf das Seefräulein losstürzen, erlegte ihn aber mit einer geweihten Kugel. Die Erlöste führt ihn in die Berggrotte und bereichert ihn mit Schätzen. In Zell am Zillersee wird alljährlich eine Messe gelesen, die Gefahr vom Seeabbruch zu beschwören. Für den Radlsee auf der höchsten Bergkuppe wird zu Brixen alle Wochen eine hl. Messe gelesen, so klein er ist; denn wenn er ausbricht, geht nach alter Prophezeiung die Stadt zugrunde; den Namen führt er von einem Wagenrad, das man in die drei Stunden entfernten Dürnholzwasser geworfen, worauf es im Radlsee wieder zutage kam.

Zwei Quellen entspringen an der Schafmatt, dem Jurapaß, der Aargau vom Baselgebiet trennt. So oft die Wallfahrer aus dem Elsaß den Weg nach Einsiedeln über diese Höhen nehmen, fallen sie auf die Knie und beten, daß die

Flut im Berge nicht abermals vorbreche und die Welt verwüste.

Im Titisee ist eine übermütige Stadt mit einem Kloster versunken, so daß man noch die Turmspitze sieht. An der Schanze am Höllensteig drohte derselbe vor Zeiten auszubrechen, als eine greise Frau die Öffnung mit ihrer weißen Haube stopfte; jedes Jahr verfault davon ein Faden, wenn der letzte verfault ist, bricht der See aus und überschwemmt das ganze Dreisamtal. Zur Abwendung dieses Unglücks wird im Freiburger Münster täglich eine Messe gelesen.

Der Frickenhauser See steht mit dem Meere in Verbindung. Der Kessel gleicht, wie andere Vertiefungen des Rhöngebirges, einem vulkanischen Krater. Im Dome zu Würzburg wird alljährlich auch eine Messe gesungen, um den Ausbruch des Sees und die Überschwemmung von ganz Franken abzuwehren. In den Kirchen Böhmens sowie in der katholischen Hofkirche zu Dresden, soll jetzt noch gebetet werden, „für das hl. Brünnlein auf dem Radersberg" im Voigtlande, wo ein Höhenzug bei Raasdorf noch die Kappel heißt von der Kapelle. Der hl. Brunnen in derselben war ein Kessel, in dessen Vertiefung man das Wasser rauschen hörte, welches, wie sich von selbst ergänzt, dereinst alles Umland überschwemmen sollte. Der Siegerberg in Thüringen hält Wasserfluten im Innern. Man betet in Sachsen, daß er verschlossen bleibe, damit nicht über beide Lande eine zweite Sündflut komme. Ebenso ist wider den im Schneekopf, Siegerberg und Speerhügel eingeschlossenen See im Dome zu St. Peter in Erfurt eine Messe gestiftet, daß diese Seeberge nicht versinken und mit ihrem Wasser nicht die Stadt und Gegend überschwemmen.

Im Kölner Dom und im Münster zu Freiburg hört man die Gewässer sogar unter dem Boden rauschen, und hier wie dort ist ein ewiges Opfer gestiftet, damit die Fluten des Abgrundes nicht losbrechen und dem ganzen Bau den Untergang bringen.

Noch 1805 und 1814 zogen Pilger zu den Elbequellen, dem Rübezal (Suantewit) einen schwarzen Hahn fliegen zu lassen, während Weiber Hennen ins Wasser warfen, damit es nicht ihre Felder überschwemme. Er hütet auch die Schätze des Riesengebirges. Die geheimnisvolle Tiefe galt für einen Brunnen des Abgrundes aus der Sündflut, dessen abermaligen Ausbruch man zu beschwören sucht, damit nicht Land und Volk seinen Untergang fände.

Nichts hat sich mehr dem Gedächtnis der Völker eingeprägt wie die Erdüberschwemmung, die nach heutiger Ansicht an das Ende der Eiszeit fällt. Aus Afrika vernehmen wir hierüber: Vom Bache Nu oder Bornu, dem Wasser Noes, ist nach dem Volksglauben in Sudan die Sündflut ausgegangen und hat sich wieder in ihm verlaufen. Bei den Chinesen ist der Drache und Riese Konglong, der die Weltflut erregte, von Niu hua (Noah) besiegt. Nach persischer Sage wurde die Flut durch den Drachen Ahriman verursacht, bis dieser, nachdem die Wasser verlaufen, in die Tiefe der Erde versank, von wo er noch immer Plagen über die Menschen sendet. Seitdem hat der Winter auf Erden zugenommen. In barbischer Überlieferung ist es der Biber Avanc, der im Grunde des Sees Llyn Llion sich regte und ganz Britannien unter Wasser setzte, so daß alle Menschen, ein Paar ausgenommen, umkamen, bis Hugadarn den Dämon band und ans Land zog. Auch aus dem See Tegid in Irland brach die „Sündflut" aus. Es sind die Brunnen der Tiefe, welche die Wohlordnung auf Erden gefährden. Diesen völlig ebenbürtig sind unsere altbayerischen Sagen. Der Walchensee ist wieder ihr Hauptträger; denn in seiner Tiefe haust, wie ein alter Bauer von Sachenbach 1855 zu erzählen wußte, ein erschreckliches Untier mit rollenden Augen, groß wie Feuerräder, welches mit seinem Riesenleib das Innere des Kesselberges umspannt und den Schweif im Rachen hält. Löst sich einst dieser Ring oder schnellt es den Schweif auseinander, so bricht der See ab und Bayern geht mit seiner Hauptstadt zugrunde. Wenn Unglaube und Gottlosigkeit überhandnehmen, wird dieses Schicksal sich erfüllen und der neue Sündfluß über München hereinbrechen. Noch gefährlicher ist es in der Oberpfalz bestellt. Cham, vom Regen im Bogen umflossen, steht auf dem Schweif eines ungeheueren Fisches; läßt er los, so geht die Stadt unter, darum soll der Hirt beim Viehtrieb nicht einmal blasen.

Der Waldberg Ailenbuch bei Wurmlingen steht auf einem ganzen See, der einst unter fürchterlichem Tosen losbrechen und Stadt und Gegend überfluten wird. Auch Honberg ob Tuttlingen steht über einem See.

Der Rachelberg bei Flinsbach schließt einen großen See ein, wenn dieser losbricht, geht das Dorf zugrunde. Unsere ganze Gegend, sagen die Samerbauern bei Törwang, war einst ein großer See, an dem der Handel blühte und der viele Schiffe trug. Da drüben am Felsen sieht man noch den Stein mit einem Loch, woran die Fahrzeuge mit den Seilen festgebunden wurden. Das ganze Inntal, von Kloster Au über Ampfing nach Altötting hin, war in uralten Zeiten ein See, vom Inn durchströmt. Im See hat nämlich ein Drache gehaust und den Erdboden bis gegen Nußdorf durchfressen; der Abbruch nach dem Inn war unaufhaltsam. Der grausig tiefe, hinter dem Samerberg aufgestaute See, führte vordem durch einen Wasserfall dem Heiratsgraben sein Abwasser zu, auch hat man da noch versteinerte Mühlradschaufeln gefunden. Mit einmal durchbrach der See ungestüm den Bergdamm, zerriß alles, wie das Tal und der Schutt der Gegend noch von der Zerstörung zeigen, und schwemmte das Dorf mit seinen Einwohnern weg. Seitdem hat sich der Steinbach gebildet. So wurde die Gegend trocken, aber gegen die Berge zu ist doch viel Wasser in den Sümpfen zurückgeblieben. Die Glocke zu Waldkirchen vertreibt durch ihr Geläut eine Anzahl Unholdinnen, welche mit gläsernen Äxten den Kandelberg durchhauen und den davon eingeschlossenen See auf das Waldkircher Tal loslassen wollen.

Die Wildschönau bei Rattenberg füllte einst ein ungeheurer See aus, worin ein gewaltiger Drache lag. Der See brach ins Inntal durch, richtete schreckliche Verheerung an und riß eine volkreiche Stadt zwischen Wörgl und Haidach mit sich. Die Kirchturmspitze sieht noch aus dem Boden.

Im Säven bei Lermoos und Erwald birgt der Drachensee ein Ungeheuer, das sich oft am Ufer sonnt. Dort heißen drei Felsen der Drinkopf, der Innenkopf und das Törle. Am mittleren sieht man zur Sunnwend ein blaues Feuer, wenn der Schatz blüht. Beim Alpglühen schimmern die Berge wie rotes Gold; es ist der herrlichste Widerschein der Sonnenleuchte; dazu erscheint am Wetterstein bei Betläuten oft ein helles Licht. Im Mühlsee zu Breitenwang bei Reutte haust ein Drache, der nachts in feuriger Gestalt nach einem andern See am linken Lechufer fliegt.

(Schluß folgt)

Max Emanuels Leibregiment.

Zum 40. Jubiläum Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig als Inhaber des Kgl. Bayer. 10. Infanterieregiments.

Von Albert Clementi. (Schluß.)

Die neuere Geschichtsforschung, vor allem General v. Hoffmann in seiner Geschichte des 4. Infanterieregiments, hat nun festgestellt, wie die bayerischen Bataillone unter Maffei und Lacolonie es waren, welche die Erstürmung dieser Gräben und schließlich der großen Schanze vornahmen. Bisher ließen die Memoirenwerke der beiden genannten Führer Unklarheit über den wirklichen Sachverhalt, nun aber ist es als Tatsache festzuhalten, daß dem wenn auch unbewußten Zusammenwirken unserer Bataillone, die nur von einem gleich ihnen blau uniformierten Bataillone Hessen-Kassel begleitet waren, gelang, den Türken den letzten, mit äußerster Erbitterung verteidigten Hauptstützpunkt zu entreißen und sich das so schönste Blatt aus dem Lorbeer des Tages zu erobern, der zu den ruhmreichsten der Kriegsgeschichte zählt. In sich festgeschlossen mit klingendem Spiel und präsentiertem, d. h. nach Art der Pirschgänger zum Anschlage fertig gehaltenem Gewehre traten sie an und stürmten, die Grenadiere voraus, trotz des ihnen entgegenschlagenden mörderischen Feuers, ohne einen Schuß zu tun, auf die Verschanzungen mit dem Bajonnette los. Entsetzliches Geschrei und Geheul machte die Luft erzittern, allein nichts vermochte die Angreifer zu schrecken. Wütend kletterten die Soldaten mitten durch Feuer und Schwärme von sausenden Geschossen den Hang hinauf und stürzten sich, allen Gefahren Hohn sprechend, mit solcher Wut in das Innere der Schanze, daß die Türken erschrocken die Flucht ergriffen. Die Eroberer wandten die Geschütze sofort gegen den weichenden Feind. Das amtliche österreichische Geschichtswerk „Feldzüge Eugens" gesteht neidlos den Erfolg der Bayern mit den Worten: „Es war ein Löwenanteil an dem Ruhme der Belgrader Schlacht, den sich die tapferen Kriegsgefährten aus dem Bayerland erwarben." Voll Freude über die Bravour seiner Bayern umarmte der Kurprinz auf dem Schlachtfeld den Oberst seines Regiments Lacolonie, und Prinz Eugen sagte laut vor aller Generalität, als ihm Prinz Alexander rühmte, daß man der Unerschrockenheit der Bayern den Gewinn der Schlacht verdanke: „Diese Truppen haben nichts anderes getan, als was sie zu tun gewohnt sind." Allerdings hatte das Leibregiment den Sieg mit dem dritten Teil seines Bestandes bezahlt.

Wieder haben wir das niederdrückende Schauspiel, die braven Truppen in unzulänglichen Winterquartieren zu sehen, wo die Krankheiten und Epidemien mehr dahinraffen als Schwert und Kugel des Feindes. Der Sommer des nächsten Jahres 1718 sah unser Regiment nicht unmittelbar vor dem Feinde, sondern im Lager von Belgrad, das General Maffei bezeichnend halb Spital, halb Friedhof nannte. Doch war ihnen dort eine eigene Freude bereitet. Am 6. August kam ein türkischer Aga in das Lager geritten, der „expresse die bayerischen Truppen, so ihm vor einem Jahre am böseſten getan und die ungezweifelte Viktoria aus den Händen gerissen, zu sehen begehrte, und der Herren Offiziers Zelte eines nach dem andern besichtigte."

Der Friede zu Passarowitz machte dem Kriege ein Ende und am 3. Mai 1719 hielt das Regiment wieder seinen Einzug in München, wo es in Garnison verblieb entsprechend seiner Bezeichnung als Leibregiment. Am 26. Februar 1726 da wirbelten die Trommeln des Leibregiments den Trauermarsch um seinen Gründer und ersten Chef, Max Emanuel war gestorben.

„Für immer", so bestimmte sein Wille, „sollte dem Regiment Titel und Rang des ‚Leibregiments' verliehen bleiben", es waren hohe Privilegien damit verbunden, so der Vorrang seiner Offiziere vor denen der übrigen Regimenter.

Die Heeresorganisation des Jahres 1778 unter Karl Theodor änderte das mit einem Schlage. Mit Recht klagt Ruith in der Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestandes: „Von der neuen Ordnung der Dinge wurde keine Heeresabteilung empfindlicher betroffen als unser bisheriges Leib-

Vnus pro Decem millibus — Fortes Creantur Fortibus

Kurfürst Max Emanuel von Bayern vor Namur.



Ansicht und Darstellung der Schlacht bei Belgrad

1 Prinz Eugen. — 2 die Stadt Belgrad. — 3 die untere Stadt. — 4 Türkengräber. — 5 Lager der Kaiserlichen. — 6 Quartier des Prinzen. — 7 Angriffe der Kaiserlichen
12 Brücke über die Donau. —



am 16. August 1717. Von J. Huchtenburg.

und Flucht der Türken. — 8 Lager der Türken. — 9 Quartier des Großwesirs. — 10 Batterien der Türken. — 11 türkische und tatarische Reiterei außerhalb ihres Lagers. — 13 Brücke über die Save.

regiment. In einer großen Epoche hatte es an der Seite seiner fürstlichen Inhaber an höchster Siegesfreude wie an schweren Unglücksfällen teilgenommen. München und Brüssel, Mons, Namur und Luxemburg, die Städte, in welchen der Landesfürst sein Hoflager aufgeschlagen hatte, haben wir als Garnisonen des Regiments kennen gelernt; in Wien und Turin, bei Ofen und Belgrad war es vor seinem Kriegsherrn unter dem Gepränge feierlicher Einzüge und rauschender Siegesfeste in Parade gestanden und nahezu ein Jahrhundert hatte es die Vorzüge eines der sog. „Hausregimenter' genossen."

Der 28. Juli 1867 brachte es wieder in unmittelbare Verbindung mit dem königlichen Hause durch die Verleihung an Se. Kgl. Hoheit Prinzen Ludwig.

Die Schicksale des „Leibregiments Max Emanuels" sind an uns vorübergezogen. Nun, da wir seine Geschichte gehört, verstehen wir die Worte des Prinzen zu Aidenbach und Tölz.

Heraufgerufen wurde die Erinnerung an die ruhmvollsten Taten bayerischer Kriegsgeschichte, bayerischer Treue und Tapferkeit.

Die schwersten Heimsuchungen, die herbsten Prüfungen des Unglücks vermochten sie nicht zu erschüttern; so wie damals gilt auch heute:

„In Treue fest!"

Furth im Wald und der Hohenbogen.

Von Hans Steinberger, München.

Als ein breites Tor öffnet sich in der gewaltig aufgetürmten Erdwoge des bayerisch-böhmischen Waldgebirges, des Grenzwalles zwischem deutschem und slavischem Volkstum, der Paß von Furth, den die imposanten Berghäupter Czerchov und Ossa gleich riesigen Pfeilern schirmend behüten und dem als kolossale Sperre der langgestreckte Waldrücken des Hohenbogen vorgelagert ist. Es ist der blutgetränkte, mit Leichen gedüngte Schauplatz jahrhundertelanger, heißer Kämpfe zweier sich grimmig befehdender Völker.

Wer heute die wellenförmige Hügellandschaft zwischen den Ausläufern des Ossa und des Czerchov durchwandert und entzückt sein Auge an der anmutsvollen Lieblichkeit dieses reichgesegneten Landstriches weidet, ahnt nicht, wie oft die Furie des männermordenden Krieges ihre blutige Geißel verheerend über diesen Gefilden schwang von den Tagen grauer Vorzeit bis weit herein ins 18. Jahrhundert. Die Geschichte dieses ältesten Verkehrsweges nach Böhmen ist mit Blut geschrieben und entrollt eine lange Reihe der düstersten Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Wie jäh entfesselte Ströme wogten durch diese Einfallspforte die Bojer und Markomannen in die schauerliche Waldwildnis gegen die Donau vor. Hier, bei der Wogatisburg, dem heutigen Taus, erfocht König Samo, der mit eiserner Faust die Slavenstämme unter seinem Zepter zu einem großen Reiche vereinigt hatte, 630 einen glänzenden Sieg gegen die von dem Merowinger Dagobert geführten Franken. In den Jahren 805 und 806 rückte der Heerbann der Franken, Sachsen und Bayern durch den Paß und zwang die slavischen Herzoge in das Joch tributpflichtiger Fürsten. Zwei Menschenalter später — 872 — trug ein fränkisches Heer unter Erzbischof Liutbert von Mainz den Schrecken seiner siegreichen Waffen durch den Further Paß nach Böhmen und brachte dem Aufgebot des Landes an der Moldau eine entscheidende Niederlage bei. Und nach hundert Jahren flutete in wilder, regelloser Flucht der Rest eines von Kaiser Otto II. siegesgewiß nach Böhmen geführten Heeres durch den Paß zurück; auf der weiten Ebene von Pilsen hatte es durch Herzog Boleslav von Böhmen und seine von wildem Hasse gegen die deutschen Eindringlinge beseelten Streiter eine vernichtende Niederlage erlitten.

Der tatkräftige „böhmische Achilles", Herzog Bretislav I., siedelte im Jahre 1039 polnische Kriegsgefangene an der Westgrenze Böhmens in 14 Dörfern an und übertrug ihnen nebst der Kultivierung die Bewachung dieses Gebietes, von welch letzterer Verpflichtung ihre Nachkommen den Namen Choden (choditi = Begehen — der Grenze —) erhielten.



Furth im Wald. Südseite. Photographie von Max Wagner, Furth.

Als Kaiser Heinrich III. im Jahre 1040 sein Heer gegen Böhmen heranführte, unterlag es am 22. August zwischen Neumark und Neugedein den hitzigen Angriffen des böhmischen Aufgebots. Noch heute bewahrt die auf einem Hügel bei Fürthel erbaute, weithin sichtbare St. Wenzelskapelle das Andenken an diese Waffentat, bei welcher sich besonders die Choden hervorgetan hatten. Die Trümmer des geschlagenen Heeres führte der Eremit Günther, der fromme Gründer des Stiftes Rinchnach



Furth im Wald. Blick vom Stadtturm. Photographie von Max Wagner, Furth.

und Kulturpionnier des Bayerischen Waldes, auf den von ihm durch den Urwald gebahnten Pfaden über den Engpaß von Eisenstein in die Heimat zurück. Um jene Zeit mag auch Furth entstanden sein; denn im Jahre 1086 geschieht der Weiler Furth und Grabitz zum erstenmal in einer Urkunde Erwähnung, durch welche Kaiser Heinrich IV. diese Orte von der Markgrafschaft Cham abtrennte und dem Dynastengeschlecht der Grafen von Bogen verlieh, dessen größter Sohn Aswin, „der Schrecken der Böhmen", diese in den Jahren 1074 bis 1105 dreimal vernichtend schlug. Am Asphaltersberg, an der Straße von Straubing nach Cham, erfolgte das letzte dieser Gefechte, und Graf Aswin hieb nach demselben mit seinem Schwerte in eine hochragende Tanne das Zeichen des Kreuzes; Jahrhunderte noch trug die „Aswinstanne" dieses Erinnerungszeichen an den glorreichen Sieg.

Mit der Einbeziehung in das weite Gebiet der Grafschaft Bogen nahm die ereignisreiche Geschichte Furths ihren Anfang. Die schlimmsten Drangsale, Erstürmungen, Brand, Plünderung und Seuchen sind fast auf jedem Blatte seiner Chronik verzeichnet; aber so oft auch der Feind die Mauern und Türme dieser vielgeprüften Grenzfeste in Trümmer schmetterte und der Ort selbst in Schutt und Asche sank, immer wieder erstand durch die zähe Tatkraft seiner Bewohner dieses Bollwerk und hielt treue Wacht gegen die unruhigen Nachbarn.

Es erscheint als sicher, daß die Grafen von Bogen diese ihre neue Erwerbung sofort durch den Bau einer Burg sicherten, welche die Straße nach Böhmen beherrschte. Graf Albert III. von Bogen legte 1190 auf dem nördlichsten Ausläufer des Osser, dem Osek, den Grundstein zum Bau der gewaltigen Burganlage Hohenbogen, deren Ausführung unterblieb, als der kampfslustige Graf wegen Bruchs des gebotenen Gottesfriedens ins Exil wandern mußte. Mit dem Aussterben des mächtigen Bogener Grafengeschlechtes fiel nebst dessen ausgedehntem Gebiet auch Furth an die Herzoge von Bayern, welche es pflege- und pfandweise an Adelsgeschlechter verliehen.

Als Stadt wird Furth zum erstenmal in einer Urkunde vom Jahre 1332 genannt, mit welcher Herzog Heinrich der Natternberger den Bewohnern des Dorfes Furth und des Weilers Zeichau Stadtrechte, Jahr- und Wochenmärkte sowie die niedere Gerichtsbarkeit verlieh, Privilegien, welche durch Kaiser Ludwig den Bayer 1341 für alle Zeiten bestätigt und außerdem noch durch das Präsentationsrecht der Stadtrichterstelle erweitert wurden.

In einer Urkunde der Herzoge Otto und Heinrich von Niederbayern von 1330 tritt auch das nahe Eschelkam in die Geschichte ein. Im Jahre 1377 vereinigte Herzog Albrecht I. von Bayern die Dörfer Neukirch, Prünst und Walching zu einem Markte Neukirchen und setzte in das befestigte Schloß einen Pfleger.

Die wehrfähigen Bürger der Orte Furth, Eschelkam und Neukirchen und die Bewohner der am Fuße des Hohenbogen verstreuten Meierhöfe Lemming, Schwarzenberg, Ritzenried, Ober- und Unterfastern (genannt die Seligenthaler Bauern, weil sie von Ludmilla von Bogen, der Gemahlin Herzog Ludwigs des Kelheimers, durch Erbschaft an das Kloster Seligenthal bei Landshut kamen) hatten in Kriegsläuften die Besatzung der Grenzfestungen Furth, Eschelkam, Neukirchen und auf dem Aign bei Eschelkam zu bilden.[1])

Auf der böhmischen Seite deckten die Festungen Taus, Riesenberg und Herrnstein die Grenze, und das böhmische Aufgebot bestand aus den Choden und den künischen Freibauern, welch letzteren der bekannte Schriftsteller des Bayerischen Waldes, Maximilian Schmidt, in seinem gleichnamigen Werke ein so ehrendes Denkmal gesetzt hat. In den Grenzschutz teilten sich auf bayerischer Seite mit der Bürgerschaft der mehrgenannten Orte die Ritterschaft der zahlreichen umliegenden Edelsitze. So sehr auch dieselbe ihre beste Kraft in endlosen grimmigen Fehden zersplitterte, die Stunde der Gefahr sah sie doch einig in den Reihen der Kämpfer gegen den gemeinsamen

[1]) Bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die wehrfähige Mannschaft der genannten Orte als Grenzfahnen von Furth organisiert, der täglich kampfbereit zu sein und unter allen Aufgeboten des Bayerischen Waldes als erster dem Aufruf Folge zu leisten hatte. Im ganzen zählte diese Truppe 550 Mann zu Fuß und 50 Berittene unter dem Kommando des jeweiligen Pflegers von Furth als Grenzhauptmanns. Das Zeughaus im Schlosse Furth war mit Feldstücken, Doppelhaken und Musketen wohl versehen; die Reiter hatten sich auf eigene Kosten auszurüsten, während die Fußtruppen die Obergewehre geliefert bekamen. An ständiger Mannschaft lagen im Schlosse Furth ein Einspänniger, ein Büchsenmeister, ein Rottmeister, sieben Fußknechte und vier Wächter. Die Fahne der wackeren, kampferprobten Streiterschar befindet sich jetzt im Armeemuseum zu München.

Feind. Zumal die Sattelbogener, welche auf der Burg Lichtenegg am Fuße des Hohenbogen und in Arnschwang bei Furth saßen, waren eines der tapfersten, aber auch unruhigsten Adelsgeschlechter des Waldes. Daß die Schwerter in der Scheide nicht rosteten, dafür waren die Böhmen eifrig besorgt. Wieder hausten mit unmenschlichen Greueltaten die böhmischen Scharen des Gegenkönigs Karl in dem unglücklichen Grenzgebiet, als im Jahre 1347 die bayerischen und böhmischen Streithaufen bei Furth wutentbraunt aufeinander prallten. Peter von Egg befehligte die bayerischen Kämpfer; derselbe verließ während des Treffens mutlos die Fahne, sein Heer wurde geschlagen und ergriff die Flucht. Am St. Kolomanstage 1347 büßte Peter von Egg auf dem Marktplatze zu Straubing seine schimpfliche Flucht und die Niederlage seines Heeres mit dem Tode durch Henkershand. In unerbittlicher Strenge hatte sein eigener Vater, der Vizedom von Straubing, das Urteil über den Pflichtvergessenen gefällt. 1361 kam Furth mit den Orten des Grenzwinkels Eschelkam, Neukirchen und Lam von der Pfälzer Linie, an welche es 1352 verpfändet worden war, wieder an Bayern. Doch schon 1370 verschrieb Herzog Albrecht von Straubing-Holland dem Böhmenkönig Wenzel, als dieser die Prinzessin Johanna freite, nebst vielen Orten des Bayerischen Waldes auch Furth bis zur Bezahlung der bedungenen Mitgift.

Jahre der schrecklichsten Drangsale brachen für Furth und seine Umgebung an, als die Hussiten sengend, brennend und mordend in Bayern einfielen. Die hussitische Lehre selbst hatte auch im Walde Anhänger gefunden, im nahen Arnschwang bekannte sich die ganze Einwohnerschaft zu derselben. Schrecken und Entsetzen flog den Scharen Ziskas voraus, die mit bestialischer Grausamkeit in dem Grenzgebiet hausten. Neukirchen und Eschelkam erlagen 1420 dem ersten Ansturm und sanken nach gründlicher Plünderung in Schutt und Asche. Bezeichnend für die Panik, welche sich der ganzen Bevölkerung, hoch und niedrig, bemächtigt hatte, ist, daß sich kein Ritter bereit finden wollte, die erledigten Pflegeämter Kötzting und Neukirchen zu übernehmen. Rühmend hebt sich von der allgemeinen Mutlosigkeit der Sieg ab, welchen Pfalzgraf Johann von Neunburg, »flagellum Hussitarum«, am 11. September 1426 bei Klattau in Böhmen über die Hussiten erfocht. Aber immer wieder brandeten deren Verheerungszüge ins bayerische Gebiet herüber; die schlachtgewohnten deutschen Aufgebote, welche 1431 den Kreuzzug gegen die Hussiten antraten, hielten, als es am Riesenberg bei Neugedein zur Schlacht kam, der wilden Begeisterung der Scharen Prokops des Großen nicht stand und eilten in schmachvoller Flucht davon; auf derselben wurden sie von den siegestrunkenen Reitern niedergehauen, und über das völlig wehrlose Bayerland ergossen sich die mord- und beutegierigen Haufen der Hussiten gleich Heuschreckenschwärmen; ihren verderbenbringenden Weg bezeichneten rauchende Trümmerstätten und zerstampfte Fluren, und von den Türmen gellten in hilfloser Klage die Hausglocken, bis die weithinleuchtenden Fanalen gleichenden, brennenden Türme in sich zusammenstürzten. — Den trüben Zeiten dieser schweren Vergangenheit dankt das bayerische San Jago, Hl. Blut bei Neukirchen, seine Entstehung. Ein Dorfrichter aus Walowa, der hussitischen Lehre ergeben, hieb in fanatischer Wut mit dem Schwerte nach einem Marienbilde, welchem darauf rosenfarbenes Blut entquoll. Entsetzt stand der Bilderstürmer vor diesem Anblick und bekehrte sich, tief erschüttert, zum katholischen Glauben. Zum Gnadenbild von Hl. Blut wallfahren seit Jahrhunderten neben den bayerischen Waldbewohnern mit besonderer Vorliebe die böhmischen Landleute aus stundenweiter Ferne und wer je einen solchen Wallfahrerzug am Mariä Himmelfahrtsfeste mit fliegenden Fahnen und den farbenreichen Trachten unter dem harmonischen Geläute der Glocken und dem frommen Gesange:

»Pane, smiluj se nad námi!
Kriste, smiluj se nad námi!
Pane, uslyš nás!
Kriste, vyslyš nás!«

in Svata Krev (Hl. Blut) einziehen sah, der wird das entzückende Gemälde voll Farbenpracht und inniger Frömmigkeit nie vergessen. Noch hatten sich Furth und seine Nachbarorte von den schweren Prüfungen der bluttriefenden Hussitenjahre nicht erholt, als die gefährlichen Unruhen des Böckler- und später des Löwlerbundes an ihre Mauern pochten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Mundsemmel und deren Entstehung.

Ein Beitrag zur Geschichte der Gewerbe von Johann Schwarz, Ehrenvorstand der Bäckerinnung München.

Fast jeder und selbst oft der unbedeutendste Gegenstand auf der Welt hat seine geschichtliche Vergangenheit, und auch die ortsüblichen Backwaren ermangeln derselben nicht. Freilich wird deren Entstehen oder lokale Einführung in den seltensten Fällen nachweisbar sein, und anderseits ermangelt auch der Gegenstand jener allgemeineren Bedeutung, daß man deshalb die Entstehungsdaten bewahren möchte. — Wer wird sich auch um das Ursprungsalter einer Gebäcksorte kümmern; die Hauptsache ist und bleibt für den Konsumenten, daß das betreffende Gebäckstück selbst nicht alt ist und gut mundet. Selbst für den bei der Entstehung mehr Beteiligten, den Produzenten, existieren und wechseln die Brotarten und Formen interesselos, weil nur ein außerhalb der regelmäßigen Produktion liegendes Moment einem Gegenstand eine gewisse Bedeutung für die Zukunft zu sichern vermag. Daran mangelt es in der Regel in dem gegebenen Falle, denn in unserer Zeit gibt es keine Schranken mehr, die uns Vorschriften über die Herstellung von Backwaren machen; jeder richtet sich hierbei nach dem Ortsgebräuchlichen, nach seinem Können, dem eigenen Willen und der Nachfrage des Publikums, und wir können uns auch gar nicht denken, daß sich eine Behörde in die Art der Gebäcksherstellung hineinmischen oder hierüber Vorschriften erlassen wollte. Und doch war dem einmal so.

Die Münchener Mundsemmel ist hierfür ein geschichtliches Beispiel; ihre uns im Gegensatz zu anderen Brotarten bekannte und nachweisbare Entstehung und ihr Fortbestand waren keineswegs, wie man als selbstverständlich halten möchte, ganz einfach und unbehindert, sondern hatte vielmehr ein ganz ordentliches Stück Kampfeszeit durchzumachen. Die ursprüng-

liche Herstellung war ungesetzlich und nur stillschweigend geduldet, wurde dann bedingungsweise erlaubt, des weiteren gänzlich verboten und siegte schließlich, durch die Gunst des Publikums getragen, über die behördliche Unterdrückung, sich endlich den Fortbestand für alle Zukunft sichernd.

Die erste Erzeugung der Mundsemmel datiert auf den Beginn des vorigen Jahrhunderts zurück; die bis zu jenem Zeitpunkt üblichen Semmeln waren glatt, paarweise zusammenhängend gebacken und gleich dem „Eierwecklgebächt" — wie damals das Mürbbrot im allgemeinen hieß — aus sog. Semmelmehl hergestellt. Hinsichtlich der Mehlverwendung bestand somit zwischen beiden Gebäcksorten kein qualitativer Unterschied; aber selbst trotz der bei dem „Eierwecklgebächt" weiteren Zutaten mochte sich wohl keine besondere Qualitätsdifferenz ergeben, wenn man vernimmt, daß die Behörde die Bäckerzunft häufig der Verpflichtung monieren mußte, auf dem Brothause für den Verkauf stets Eierwecklgebächt in Vorrat zu halten, was häufig unterlassen und — man höre — damit entschuldigt wurde, daß „Schmalz und Eier zu teuer seien". Das zur Verwendung kommende Semmelmehl mochte wohl nicht von besonderer Qualität resp. Weiße sein; hierzu trugen fast ausschließlich die in alles sich mischenden, jede Freiheit beengenden behördlichen Vorschriften bei. In der Mühlentechnik war jeder Fortschritt gehindert durch eine sich bis ins kleinste verlierende „Mühlordnung", die in 47 Artikeln Konstruktion[1]), Handhabung und Kontrolle der Mühle und des Mahlwesens regelte und jede kleine Abweichung mit den schwersten Strafen ahndete; ferners hatten die Stadtmühlbesitzer auch gar kein Interesse zu Verbesserungen, insoweit solche überhaupt innerhalb des Rahmens der Mühlordnung möglich gewesen wären, da sie für den eigenen Verkauf nicht einmal Mehl erzeugen durften, sondern lediglich ihre Mühle den selbstmahlenden Bäckern und Melbern gegen behördlich fixierten Mahllohn zur Verfügung zu stellen hatten. Und anderseits waren auch wieder die Bäcker hinsichtlich der Mehlausbeutung bei der Mahlung an bestimmte Normen und Sorten (nämlich drei: Semmel-, Mittel- und Nachmehl bei Weizen) und in bezug auf die Verbackung an die Brottaxe gebunden. Konnte unter diesen Umständen das Mehl nicht von besonderer Qualität sein, so vermochte dieselbe erklärlicherweise auch beim Gebäck nicht weit her zu sein, um so weniger, wenn man noch dazu erwägt, daß die bei der Brottaxberechnung dem Bäcker zugute gerechnete Mannsnahrung in München niedriger fixiert war als in kleineren Orten (z. B. Traunstein, Berchtesgaden, Eichstätt, Neuburg rc.).

Die Polizei brachte denn auch häufig ihr lebhaftes Mißfallen über die Brotqualität der Bäckerzunft zum Ausdruck und manches Mal in der drastischsten Weise. So wird einmal gesagt, „daß das Semmelbrot bloß eine harte Rinden und von innen einen kaum nußgroßen unschmackhaften Talken mit nebstigen geräumigen Höhlungen bildet," und ein anderes Mal, als die Zunft um Aufbesserung der Mannsnahrung bittet und dieses 15 Monate lang bei der Polizei unerledigt gebliebene Petitum vom Magistrat jener Behörde ins Gedächtnis gerufen wird, erklärt die Polizei, „daß man unter den Umständen, wie die Bäcker dahier ihr Gewerbe durchschnittlich treiben, das Gesuch unverschämt finde und bei dem Wahrnehmen des auffallenden Unterschiedes gegenüber den übrigen Städten des Landes man ob solchen Unfuges schamrot werden müsse".

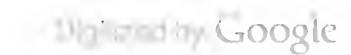
Während nun die Zunft die Behauptungen der Polizei im allgemeinen als ungerecht fand, einzelne Mißfallen erzeugende Fälle als in der Natur des Gewerbes liegend oder entschuldbar erklärte, welche, weil bei einzelnen vorgekommen, auch nicht der ganzen Gewerkschaft zur Last gelegt werden könnten, anderseits die Geschäftsverhältnisse in den tristesten Farben schilderte und in der demütigsten, flehentlichsten Weise zum mindesten um Abhaltung einer neuen Backprobe bat, deren letzte (1618) bereits 200 Jahre alt und daher unverläßig zur Beurteilung der so schlimmen Verhältnisse sei, glaubte anderseits die Polizei, die ungenügende Gebäcksbeschaffenheit lediglich in dem Eigennutz und dem schlechten Willen der Bäcker suchen und finden zu können. In dieser, Ende des vorletzten und bei Beginn des vorigen Jahrhunderts bestehenden Situation tat nun die Polizei einen Gewaltstreich gegenüber der vermeintlich jeder Besserung abholden Bäckerzunft, indem trotz der entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen an eine Anzahl sog. unzünftiger Personen Backlizenzen verliehen wurden; eine Maßregel, die erklärlicherweise die auf ihre alten Rechte pochende Zunft außerordentlich in Harnisch brachte, so daß sie sich einmal gelegentlich einer Eingabe an den Magistrat unter anderem ziemlich kräftig Aufgetragenen zu dem Satze verstieg, „daß diese Halbbäcker mit ihrem erschlichenen Rechte mehr Rechte[1]) besitzen als die Realien und daß man stets gegen diese Halbbürger protestieren müsse, denn nur schmutzige Parteilichkeit der Polizei mit ihrer Allmacht konnte eine Begünstigung zum Rechte stempeln".

Diese von der Zunft als „Halbbäcker" Bezeichneten waren Mürbsbäcker, welche ausschließlich aus der Rheinpfalz und deren Nähe stammten, und zu deren geschäftlichen Niederlassung der Umstand beitrug, daß durch das im Jahre 1778 erfolgte Aussterben des alten Wittelsbacher Herrscherhauses der bis dorthin stets in Mannheim lebende Kurfürst Karl Theodor und nach dessen 1799 erfolgten Ableben Max Joseph, Herzog von Zweibrücken, der auch ausschließlich am Rhein seinen Aufenthalt hatte, zur Regierung gelangte und dahier ihren Residenzsitz zu nehmen hatten. Beide Fürsten brachten vermutlich ihre frühere persönliche Umgebung, Dienerschaft rc. mit sich, und jedenfalls zog die Landsmannschaft mit dem Landesfürsten und dessen Hofkreise mehr Rheinpfälzer hierher. Diese ortsfremden Personen hatten natürlich andere Bedürfnisse in der Lebensweise wie die Münchener einsässige und, wie es damals überall war, Fremde nicht aufnehmende Bevölkerung.

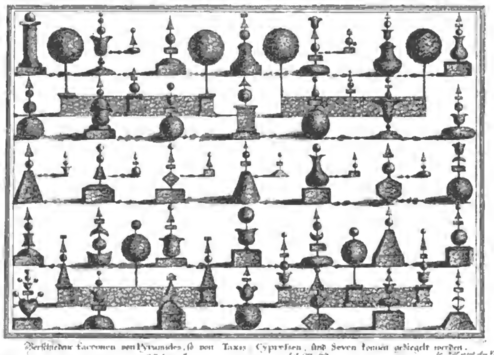
(Schluß folgt.)

[1]) Unter anderem durften die Mehlbeuteltücher nur von der hierfür eigens bestehenden landesherrlichen Fabrik bezogen werden; dieses Staatsmonopol, „Mühlbeuteltuch = Appaldo" genannt, wurde 1752 aufgehoben, nachdem sich schon seit längerer Zeit gezeigt hatte, daß diese Fabrikate jenem des Auslandes an Qualität weit nachstanden und daher auch nicht Mehl von entsprechender Feinheit und Weiße erzeugt werden konnte.

[1]) Dieses Mehrrecht bestand darin, daß diese Mürbsbäcker einen Verkaufsplatz in der Stadt haben durften; vermutlich waren deren Behausungen in den äußeren neuen Stadtteilen und hatten in solcher Lage keinen Absatz ihrer Erzeugnisse, die an sich mehr für die besser Situierten und daher im Innern der Stadt Wohnenden berechnet waren. Die Bäcker der Zunft waren aber alle im engeren Stadtraum und durften mit Ausnahme des Brothausverkaufes nirgends als in ihrer Behausung verkaufen.



Kleine Mitteilungen.



Originalblatt aus der „Bavaricasammlung" des Antiquars Emil Hirsch, München.

Die Regierung wies dieses Gesuch ab, indem sie erklärte: „nach den bestehenden Verordnungen ist dieses gesuch so offenbar unstatthaft, daß selbes ohne weiterer Instruirung und ohne Erhohlung der Cameral-Äußerung sogleich zurückgewiesen zu werden verdient hätte. Unter den vielen ernstlichen Verordnungen, wodurch die Aufstellung der sogenannten May- und Johannisbäume wiederholt nachdrücklichst verbotten wurde, will man sich nur auf die von der churfstl: Pfalz-Sulzbachischen Regierung unterm 19. Febr. 1781 erlassene Verordnung beziehen, wodurch dieser zu Unordnungen und Ausschweifungen anlaß gebende und selbst den Waldungen schädliche Unfug bey 10 Reichsthl. Strafe und nach den eintrettenden Umständen auch noch bei weiterer Leibesstraffe abgestellet wurde. Es werde also der Supplicant mit seinem unstatthaften Gesuch abzuweisen und auch die sulzbachische Hofmarkt Neukirchen ernstlich zu ahnden seyn, daß selbe dem Georg Winter, ebenfalls Wirth zu Neukirchen die Aufstellung eines Mayenbaumes nicht schon längst untersaget habe.

Amberg den 20. Juni 1798.

Hofkammer.

v. Schenk."

Dazu kam dann noch von der kurfürstlich oberpfälzischen Landesregierung der Auftrag:

„Dieses ist der Hofmark Rupprechtsstein mit dem Auftrage eröffnet worden, künftighin, wie dermal verweislich geschehen, bey 10 Reichsthl. Straf nicht mehr zu gestatten, daß einer der Wirthe zu Neukirchen oder auch anderswo einen sogenannten May- oder Johannesbaum setze.

Welches Churfstl. hochlöblich. Hoffammer andurch freundschaftlich eröffnet wird.

Amberg den 25. Juli 1798.

Churfstl. oberpfälz. Landes-Regg.

v. Tauffkirchen."

(Mitteilung aus dem Kgl. Kreisarchiv zu Amberg von Benefiziaten J. Franz.)

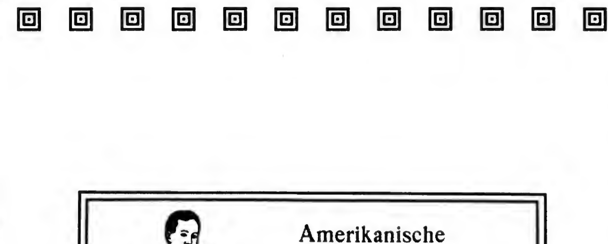
Aus alten Bildermappen. Unsere Leser werden mit gewissem Staunen auf unser Bild blicken. Sind das nicht moderne Dekorationen, beliebter Zierrat, den wir als die neueste Schöpfung jetziger Künstler bewunderten und uns daran erfreuten. Nein, diese Formen, unserm Auge so vertraut und bekannt, sind zwei Jahrhunderte alt; diese „verschiedene Fassonen von Pyramides, so von Taxis, Zypressen und Seven können gezügelt werden", entstammen dem Prachtwerk „Erlustierende Augenweide in Vorstellung herrlicher Gärten und Lustgebäude". Drei Teile mit 142 Kupfertafeln. Nagler meldet uns in seinem Künstlerlexikon über Diesel. „Diesel Mathias, Zeichner und Ingenieur zu München, ein Künstler der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er zeichnete nach der Natur und eigener Erfindung verschiedene Lusthäuser und Gärten, die von Remshard und Corvinus in Kupfer gestochen wurden. Diesel hatte den Titel eines Ingenieurs der Sommerresidenzen Max Emanuels." Das heutige Blatt stammt aus der unsern Lesern oft gerühmten Bavaricasammlung des Herrn Antiquars Emil Hirsch, München.

Die sieben Sprünge. Im Anschluß an die Mitteilung des Herrn Schulinspektors Dr. Friedrich in Frankenthal schreibt uns Herr Oberstleutnant J. Oppmann, Würzburg: „Ich habe 1895 bei Flurabschätzung im Bez.-Amt Mellrichstadt genannten Tanz selbst gesehen, ein älterer Mann aus Fladungen gab ihn auf Wunsch zum besten. Die Sprünge sind so, wie im Bayerland beschrieben; zur Begleitung sang der Tänzer ein Lied, dessen Refrain lautete: ‚Der ist kein Mann, der die sieben Sprüng' nicht kann'. Melodie war die des in Franken überall bekannten Schlotfegerliedes (Refrain: Dritthalb Groschen ist nicht viel, fegen ist kein Kinderspiel)."

Der verfehmte Maibaum. Der Wirt Johann Helmreich zu Neukirchen bei Sulzbach hatte im Jahre 1797 bei der kurfürstlichen Regierung zu Amberg um die Erlaubnis nachgesucht, „einen Mayenbaum setzen zu dürfen".

Gewürztes Bier. In der ersten Hälfte des Mittelalters tranken die Deutschen mit Vorliebe gewürztes Bier. Das Konzilium von Worms 868 und das von Trier 895 gestattete dergleichen Biere den mit Kirchenbuße Bestraften nur an Sonntagen.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Druck von R. Oldenbourg in München.



18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Ecker.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 850.

Nr. 34.

Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.

Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Bezüglich unseres heutigen Bildes verweisen wir unsere geehrten Leser auf den erläuternden Text im Hauptblatte S. 406.

Madrid von W. Fred. (Die Kunst, herausgegeben von Richard Muther. Band 49.) Mit 22 Vollbildern in Tonätzung. In Originaleinband 1,50 M., in Leder gebunden 3 M. Verlag von Bard, Marquardt & Co. in Berlin W. 50 — Das kleine Buch gibt ein buntes und bewegtes Bild der spanischen Residenz. In ungemein fesselnder Weise führt uns der Verfasser durch die Stadt und vor allem danken wir ihm eine vorzügliche Führung zu ihren Kunstschätzen und herrlichen Galerien, insbesonders durch das Prado-Museum. Von diesem gibt Fred eine anschauliche Schilderung; ebensoweit entfernt von grauer ästhetischer Weisheit wie von anekdotisch langweilender Bildererzählung, läßt er die Gestalten der weniger bekannten Spanier Roelas, Zurburan, Cano so gut wie der Klassiker Murillo, Velasquez und Goya in plastischen Impressionen vor dem Leser erstehen. Daß gut gewählte Illustrationen den Text begleiten versteht sich. So schließt sich dieser neue Band aufs hübscheste an die früheren in derselben Serie erschienenen Arbeiten Freds über Fragonard und Cellini an.

Dürer-Studien von G. Anton Weber. Bemerkungen zu Dürers Leben, Schaffen und Glauben. Regensburg, Pustet, 1907. 59 Seiten. 60 Pf. — Über keinen deutschen Künstler wird zurzeit mehr geschrieben als über den Nürnberger Meister Albrecht Dürer. Dabei werden oftmals alte Irrtümer wiederholt oder sogar mit neuen vermehrt. So spricht Hagelstange (Hochland, 3, 297 ff.), wie Wölfflin, von einer „ersten italienischen Reise" Dürers, nennt denselben einen „Formenschneider", hält Punzenstich und Roulettestich für die nämliche Kupferstichart und gleichzeitig, obgleich erstere Weise bereits am Beginne des 16. Jahrhunderts künstlerisch geübt, letzterer erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts ausgebildet wurde, verneint, daß Dürer ein Mischverfahren bei manchen Blättern angewendet habe, usf. Wer sich aber über „Dürers Leben, Schaffen und Glauben" richtige Belehrung



Kgl. Bayerische Kavallerie im Jahre 1806.

Illustrationsprobe aus: Die Organisation, Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Kgl. Bayerischen Armee von 1806—1906.

aneignen will, der greife zu obiger Schrift des Professors Dr. Weber. Hier ist in sachlichen Ausführungen Wahres und Falsches ausgeschieden, und der nicht voreingenommene Leser wird den Lösungen seine Zustimmung nicht versagen können.

Die altrenommierte Schuhmacherei — Vielfach prämiiert! Gegründet 1873.

E. Rid & Sohn, Hoflieferanten

MÜNCHEN, Fürstenstraße 7 (Telephon 4260)

fertigt für **Berg-, Jagd-, Ski- und Fischerei-Sport** die besten zwiegenähten Bergstelger „Stubital" aus echt russischem Juchten oder Rindsleder — Unverlierbare Benagelung und wasserdicht. — Bei Bestellung von auswärts ist ein gebrauchter Stiefel einzusenden.

— Katalog gratis. —

Für Kunstfreunde.



Marienkopf

aus der Pietà in der Kirche zu Rohrbach bei Karlstadt a. Main, Unterfrank., fränkische Schule, Originalabguß im alten Charakter, polychromiert, 37 cm hoch, einschließlich Verpackung ab Würzburg 13 Mark.



(65)

Josef Semmelmayr
Kunstanstalt
Würzburg, Rosengasse 1.

Kirchen-Orgeln

jeder Grösse,

Harmoniums, deutschen und amerik. Systems

von (50)

G. F. Steinmeyer & Cie., Öttingen (Bayern)

Kgl. Bayer. Hof-Orgel- und Harmoniumfabrik.

Dr. med. Pfeuffer's



Hämoglobin

Deutsche Erfindung 20927 vom 10. Juni 1882

(in der Kgl. Universitäts-Kinderpoliklinik zu München, Reisingerianum, fortwährend in Anwendung)

ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Bleichsucht und Blutarmut für Erwachsene, aber auch für schwächliche Kinder zur Kräftigung. — Herr Dr. Wacker, früher Arzt an der Kgl. Kinderpoliklinik zu München, jetzt prakt. Arzt in München, Blumenstr. 30/II, hat die Güte, Auskunft zu erteilen. — Vorzügliche Zeugnisse. — En gros: Ludwigs-Apotheke. — Vorrätig in den meisten Apotheken. — Preis à 1 Mk. 60 Pfg. und à 3 Mk. — Man achte auf die Bezeichnung „Dr. Pfeuffer's Hämoglobin".

Joseph von Mendel

Apotheker, Hoflieferant

München-Schwabing, Siegesstrasse 1

empfiehlt alle natürlichen (87)

MINERALWASSER

heuriger Füllung, Quellen-Produkte und Bade-Ingredienzien.

Telephon 2892. Auswärts-Versandt rasch besorgt.

STEPP-

Decken werden in jeder Größe mit Woll- oder Baumwollfüllung in Satin, Wollatlas oder Atlas billigst angefertigt, sowie auch Bettbespannungen, Matratzenschoner und Betteinlagen. Alte Steppdecken werden wieder aufgerichtet.

Bei Bedarf bitte sofort zu schreiben an die

Spezialsteppdeckenfabrik Nolte & Co.
Nürnberg. (87)

Planegg-Maria Eich

Gasthof und Restauration Ebner

vorm. Volm Telephon 17.

Beliebtester Ausflugsort aller Münchener.

Schöne Spaziergänge und herrliche Frühlingslandschaft. Bekannt vorzügliche Küche, Bier hell und dunkel aus der Schloßbrauerei. Große und kleine neuerbaute Lokalitäten. Komfortable Fremdenzimmer mit und ohne Pension für kurzen und längeren Aufenthalt bei mäßigen Preisen. Elektrische Beleuchtung, Bäder und Equipagen.

(77) **Joh. Ebner,** Restaurateur.



Menterschwaige.

Großer, schattiger Garten. Große Bierhallen. Gemütliche Separaträume, neu erbaute, große Konzerthalle. Bürgerbräubier, gute Küche, frische Milch und ff. Kaffee. Auch für Vereine empfohlen.

Paul Schneider, Pächter.

Die Gräfl. v. Baudissin'sche

Weingutsverwaltung **Nierstein** a. Rhein 125



bringt zum Versand ihre hervorragend preiswerte Marke:

1904er

Niersteiner Domthal

Probekiste v. 12 Fl. Mk. 15.—

frachtfrei jeder deutschen Eisenb.-Station gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. In Faß von 30 Liter an bezogen per Liter Mk. 1.—

Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers. (101)

An gut empfohlene Herren sind Vertretungen z. Verkaufe obiger Marke zu vergeben.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 34. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden. Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Der Junker von Hergols.

Fränkische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Edmund Köller. Illustriert von G. Mayr.

(Fortsetzung.)

Es war auch ein sonderlich Ding mit der Jungfer, zwar nahm sie artig und höflich des Magisters zärtliche Reden auf, aber man konnte sehen, daß es ihr nicht zum Herzen ging, sie blieb steif und kühl, drückte ihm auch die Hand nicht wieder, als dieser so herzinnig ihre Hand beim Abschied preßte. Das verdroß auch den Teichmüller, daß die Tochter so kühl war gegen Cyprian; der Mann hatte es heute und sonst wohl bemerkt, wie lieb seine Tochter dem Herrn war, und schätzte es sich zur großen Ehre, daß des hochgelehrten Magisters Augen wohlgefällig auf seinem Kinde ruhten. Wenn dieser Herr seine Tochter nahm, so blieb sie auch im Orte, und er hätte dann wohl die Teichmühle verkauft und sich hingesetzt zu seinen Kindern, wäre gar nicht übel bei diesen Kriegszeiten gewesen.

Daß die Elsbeth den Krauß abgewiesen hatte, war ganz recht, aber mit dem Herrn Prädikanten war's doch ein ander Ding. — So ging's dem Alten durch den Kopf, als Herr Cyprian fortgegangen war, und mit einem Male brach's heraus, also, daß er unmutig zu der Elsbeth, welche den Tisch abräumte, sprach: „Ei, Elsbeth, konntest schon dem Herrn Magister ein freundliches Gesicht zeigen und nicht immer so drein schauen, wie Sauerbier und Wermut!"

Die Tochter war ganz verwundert über dieses Wort, und meinte: „Aber lieber Vater, habe ich ihm denn nicht allezeit mit schuldiger Ehrfurcht begegnet?"

„Nun ja," murmelte der Alte, und krauete hastig an seinem grauen Kopf, „ehrfürchtig und höflich bin ich auch allezeit mit ihm umgegangen, du aber bist ein Weib und weißt wohl besser als ich, wie ein Mägdlein einen anschaut, der's gut mit ihm meint. Weiß nicht, was du träumst; hab's aber wohl gehört, als die dumme Traudl dir gesagt, der Herr Prädikant trete dir auf den Saum und wolle dich gar gern zur Frau Magisterin machen. Da hast du geflennt wie ein Kind und gemeint, du könntest niemals eines Mannes Weib werden. Was das Possen sind! Der Herr Cyprian ist doch kein Niklas Krauß. Du hast aber sonderliche Raupen im Kopf, und ich glaube, du tätest den Herrn Magister gar auch in den Korb, wenn er ziemlich um dich anhielte?"

„Lieber Herzensvater!" unterbrach ihn die Elsbeth ganz verstört, preßte die Hand aufs hochklopfende Herz, und Tränen verdunkelten ihre schönen, klaren Augen. Der Alte aber antwortete nicht mehr, schlug unwirsch die Türe zu und ging zu den Mühlknappen.

Auch bei Cyprian, der bedächtig seiner Wohnung zuschritt, war der Freudenwein bald verraucht und trübe Gedanken lagerten sich auf seiner Stirne. „Ein wohlgezogenes Weib ist nicht zu bezahlen", seufzte er wieder mit Sirach, als er sein Haus betrat und seine alte Schaffnerin ihn ankeifte wegen des langen Ausbleibens. „Das Lischen ist ein lieblich wohlgezogen Weib," sagte er zu sich selbst, als er seine Bücherei betrat, „mein Herz hängt an ihr; doch sie will kein Auge für mich haben, so nah ich ihr's auch lege. Freilich, Jugend hat keine Tugend, und so brav die Elsbeth auch ist, schaut sie doch vielleicht lieber nach einem blutjungen, geputzten Schlecker aus. Ei, aber ich bin doch auch gerade keine Lea unter den Männern", sprach der Magister mit krauser Stirne,

öffnete ein Büchslein und zog einen klaren Metallspiegel heraus. Da war es wunderlich anzusehen, wie Herr Petrander die flache Hand mit zu Hilfe nahm, um das von Kummerfurchen durchzogene Gesicht glatt zu streichen. Es stand nun auch gar kein übel Gesicht im Spiegel. Der Magister sah zwar recht blaß aus von dem vielen Studieren, war aber sonst ein ganz schöner Mann, und hätten wohl hundert andere Jungfern mit beiden Händen nach ihm gegriffen. Die Elsbeth war aber ein Bild von Stein. „Möchte ich doch ihr erlösender und belebender Pygmalion sein!“ seufzte Cyprian, und damit stiegen überaus weltliche und heidnische Gedanken in ihm auf; wie ein Dieb schlich er auf den Zehen an seinem Bücherbrett entlang und holte aus einem versteckten Winkel den leichtfertigen Ovidius, der war mit Staub und Spinngewebe überzogen, denn seit der Magister der Akademie Valet gesagt, hatte ihm das Amt wichtigere und ehrbarere Dinge zu tun gegeben, als des verliebten Heiden Phantasmata zu lesen. Seufzend blätterte er jetzt in diesem Buche, aber er fand nicht, was ihn tröstete, sein Herz war schwer und seine Liebe war keine leichtfertige, drum stellte er den Heiden wieder in den versteckten Winkel und griff zum Psalter, dessen tröstliche Harfentöne schon oft sein Leid gestillt. Er schlug auf, wie's fiel, und traf auf den neunundsechzigsten, drum betete er laut: „Gott, hilf mir, denn das Wasser gehet mir bis an die Seele!“ Aber der arme Mann sollte stocken und verstummen in seinem Trostgebet, denn kaum hatte er begonnen, so schmetterte es von Hift- und Riedehörnern, daß die Fenster seines stillen Stübchen klirrten, Hunde heulten und bellten, als ob der leibhaftige Helljäger einherzöge, und eine Jagdkavalkade stampfte an dem friedlichen Hause vorbei, daß die Bücher auf den Brettern zitterten und tanzten. „Das fährt immer einher und ist hochgemut“, seufzte Petrander und schaute trüb durch das Fenster. „Sieh' da, der Junker von Hergols, wieder allen voran, der Nimrod jagt das ganze Frankenland aus, und wenn keine Jagdzeit ist, stellt er Jagdkomödien an.



„Lieber Herzensvater!“ unterbrach ihn die Elsbeth ganz verstört . . .

Der lebt immer herrlich und in Freuden, und ich — ich bin ein Lazarus!“

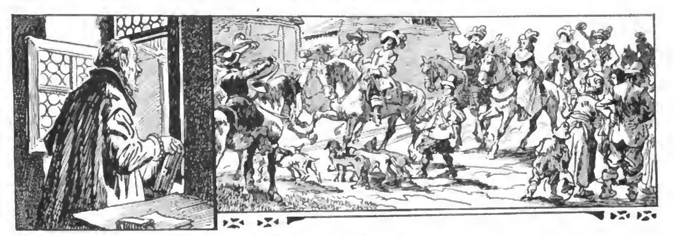
Als die Jagdgesellschaft, welche in dieser Maienzeit mehr einen Mummenschanz als ein wirkliches Jagen vor hatte, dem Forste zulenkte und um die Teichmühle bog, starrten oder brannten vielmehr wiederum zwei Augen auf den stattlichen Junker von Hergols, welcher im grünen silbergestickten Jagdkollett die goldbordierte Hornfessel und den Hirschfänger an der prallen Lende, dem Zuge so munter voranritt, häufig zurücksprach und den Kopf bog und lachte, daß die Schatten der großen Straußfedern seines breiten Hutes immer auf seinem schönen Gesicht tanzten und hüpften wie leichte Wölkchen vor der strahlenden Sonne. — Die Augen aber, welche so auf den schönen Junker brannten, leuchteten ganz von ferne, im Wohnstübchen der Teichmühle, verstohlen durch die Scheiben, und die Augen waren recht groß, schwarzbraun und schön wie funkelnde Sterne, denn sie gehörten der Elsbeth an, welche allein in der Stube war.

Als der Jagdzug heranbrauste, hatte sie laut gerufen: Hilf, Gott, er ist's!“ Dann hatte sie beide Hände auf das pochende Herz gepreßt und durch die runden Scheiben gestarrt, bis keine Straußfeder vom Junker mehr zu sehen war. Der aber eilte frisch und froh dahin, der wußte nicht einmal, daß eine Elsbeth in der Welt war, die um ihn bittere Pein litt, und doch hätte sie aufjauchzen mögen in himmlischer Freude, wenn sie nur sein grünes Kleid von ferne sah. So wars, wohl einer Märtyrerin, wenn die Pein des Feuers an ihrem Gebein fraß und sie durch die knatternden Flammen aufschaute in die Glorie des Himmels und zu den winkenden Engelein.

II.

Benevole lector! Großgünstiger Leser und liebe, freundliche Leserin! Wohl vermag nach langem, hartem Kampfe ein starker und mutiger Wille, wenn ein hartes Geschick es so fordert, Herzensgedanken wieder aus dem Kopfe herauszuschlagen, aber das kostet Höllenpein und hinterläßt Wunden, die oft nicht eher vernarben und verschmerzen, als bis der grüne Rasen des Friedhofs den müden Kopf und das erstarrte Herz bedeckt. Welch ein klug' und starkmütig Mägdelein war nicht die holde Elsbeth! — Der sagt's ihr Kopf wohl besser als sonst jemand, daß es für sie eine närrische Torheit sei, nach dem adeligen Junker von Hergols in Liebe aufzuschauen. Und zumal in jener Zeit und für ein Müllerkind war es eine Torheit zu denken, daß ein vornehmer Edelmann sie in Ehren heimführen könnte. Das wußte die gute Elsbeth alles gar wohl und sprach d'rum dem Herzen verständig und mit guten Gründen eifrig zu. Sie war doppelt fleißig, um in der Hast der Arbeit das Herz zu betäuben. Oft sang und jubelte sie laut, wie an jenem Morgen auf der Bleiche, das war aber nur, um die laute Stimme des Herzens zu überschreien.

Der schöne, lebensmutige Junker von Hergols, der eine reiche Erbschaft besaß, war ein überaus feiner und besonders bei seinen Standesgenossen sehr beliebter Kavalier. Im Frankenland war fast kein adelig Haus von einigem Ansehen, in welchem der Junker nicht gern und oft gesehen wurde, besonders zur Jagdzeit, denn ein eifrigerer und zierlicherer Jäger als der Junker war, ward nicht weiter gefunden. Selbst außer der eigentlichen Jagdzeit, wie jetzt im Frühjahr, veranstaltete er wenigstens Jagdspiele und Aufzüge, wie sie da-



„Das fährt immer einher und ist hochgemut" . . .

mals bei Fürsten und reichen Edelleuten üblich waren, ritt in stattlichem Prunkzug mit Damen, Rittern, Reitern und Besuchknechten aus in den grünen Wald, als ob's allen edlen Hirschen das Leben kosten sollte; aber alles lief nur auf eine frohe Gasterei und munteres Spiel hinaus. Auf den einsamen Waldwiesen brach man nicht Hirschen, sondern Flaschen die Hälse, ergötzte sich am Hörnerschall und an der hochlautenden Meute und sprach zierliche, galante Worte zu den Damen, von welchen eine wohl gar heidnisch gekleidet war, einen silbernen, halben Mond auf dem Lockenkopf trug und die andern Damen als ihre Nymphen um sich versammelt hielt.

Zu solchem Jagdkomödienspiel, welches selbst der drohende und wütende Krieg den leichtfertigen Leuten nicht stören durfte, waren sie auch heute in den Forst gezogen. Der Krieg machte überhaupt den Edelleuten wenig Kummer, traf er doch mit seinen Drangsalen weit mehr den Bürger und den Bauern, und jetzt war's ganz ruhig in Franken, der Kampf tobte im Süden Bayerns.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Mundsemmel und deren Entstehung.

Ein Beitrag zur Geschichte der Gewerbe von Johann Schwarz, Ehrenvorstand der Bäckerinnung München.

(Schluß.)

Die Entbehrung des heimatlich Gewohnten erzeugte jedenfalls Unzufriedenheit mit den hiesigen Verhältnissen und das energische Verlangen nach Abhilfe. Es begründet sich diese Annahme auf den Bericht eines kurfürstlichen Kammerrates, worinnen es unter anderem heißt: „Es zeigte sich, daß in den Jahren 1800 bis 1804 in München der Wunsch entstand, daß man hier ein ebenso gutes Mund- oder Mürbesbrot bekommen möchte, wie man in Mannheim und dasiger Gegend erhalte; man erteilte daher einigen Bäckern, die sich darum gemeldet, Konzessionen zum Backen eines mürben Brotes nach Mannheimer Art." [1]) Zu diesem, die hiesigen Bäckerverhältnisse aufmischenden Elemente der Mürbsbäcker kam noch ein Pachtwechsel an der Hofpfisterei [2]); ein gewisser Jakobi hatte, wahrscheinlich seiner Landsmannschaft mit Hofkreisen es verdankend, zu Beginn des Jahrhunderts die Pfisterei pachtweise übernommen und zeigte bei diesem Betriebe eine außerordentliche geschäftliche Rührigkeit; nicht allein, daß er neue Gebäcksorten einführte und auf bessere Qualität hielt, er wußte es auch zu erreichen, auf mehreren Plätzen in der Stadt Verkaufsläden errichten zu dürfen. Das Geschäft nahm derart zu, daß nach einer schriftlichen Notiz sich der Getreideverbrauch von wohl 1820 bis 1824 auf 130 bis 140 Schäffl pro Woche steigerte, ein Betriebsumfang, der, nebenbei bemerkt, die übrigen Bäcker und die Zunft sehr gegen die Pfisterei und deren Pächter einnahm, was unter den damaligen beschränkten lokalen Verhältnissen auch begreiflich erscheint. Jakobi war es nun, der, die gesetzlichen Vorschriften über die Mehlausbeute beiseite setzend, bei der Weizenvermahlung aus dem besseren Gries vor dem Semmelmehl eine eigene Sorte Mehl auszog, dieser den Namen Mundmehl gab und hieraus nun das neue Gebäck, die „Mundsemmel" und auch andere Formen, die ebenso wie diese unter die allgemeine Bezeichnung „Mundgebäck" fielen, fertigte.

Dasselbe war allerdings ursprünglich bloß zur Lieferung an die kurfürstliche Hofhaltung bestimmt, drang aber bald, begünstigt durch die geringe Qualität der sonst üblichen Semmeln, in weitere Kreise und wurde ein Faktor, mit dem die übrigen Bäcker durch Nachahmung rechnen mußten. Diese Entwicklung und die dabei mitwirkenden Umstände ergeben sich am besten durch Wiedergabe eines Teiles einer Beschwerde-

[1]) Hieraus erklärt sich auch die hier früher übliche Bezeichnung der mürben Brezen als Mannheimer Brezen.

[2]) Für die mit den lokalen Verhältnissen nicht Vertrauten sei bemerkt, daß dies ein dem Landesherrn resp. der Zivilliste gehöriges Anwesen ist, das aus einer eingerichteten Bäckerei und Mühle mit großer Wasserkraft besteht. Der Hofpfistereizweck bestand in früherer Zeit (gleich beim Hofbräuhaus) darin, die Bedürfnisse des gesamten Hofstaates an Mehl, Gebäck ꝛc. zu decken, wobei zu bemerken, daß damals das gesamte Personal in Naturalverpflegung stand, mit der Zeit aber auch gleich den bürgerlichen Gewerben freien Absatz hatte. Die Pachtverhältnisse waren früher außerordentlich günstige, indem trotz des mäßigen Pachtes (1819: 700 Gulden) der Gebäudeunterhalt und jede Mühlreparatur von über 5 Gulden Unkosten durch die Zivilliste bestritten wurde.

schrift — soweit sie die Pfisterei betrifft — welche die Zunft unter umfangreicher Darlegung der mißlichen Geschäftsverhältnisse an den Magistrat richtete; es heißt darin:

„. . . . . . Seiner Vorteile wohl bewußt, kam der Mann, ‚Jakobi' mit Namen, von Mannheim hierher auf die Pfisterei und suchte seine Ehre darin, sein Geschäft ins große zu betreiben, wenig um die Stadtbäcker bekümmert, weil er mit ihnen nichts zu schaffen hatte. Er machte mehrere Gattungen Brot, gab ihnen verschiedene Namen, und das Publikum in so einer Stadt, immer nach Neuem lüstern, fand Geschmack an der gleichen Gattung Brot. Der Luxus und das Großtun kam dem größten Teile Münchens Bewohner in den Kopf; mancher hielt sich schon für glücklicher, „Brot von dem zu essen", der für Se. Majestät den König backt. Man fand es schon unter seiner Würde, besonders Bürger der ersten Klasse, ein anderes Brot als von der Pfisterei zum Frühstück zu haben. Bald vermehrte sich die Abnahme davon so stark, daß man oft keines mehr davon bekommen konnte oder zu lange warten mußte, indes die anderen Bäcker in der Nähe der Pfisterei ganz niedergelegt waren und die übrigen noch immer bei ihrer Ordnung und satzmäßigem Brot blieben, bis man sie selbst zwang und aufforderte: ob sie denn dieses Mundbrot nicht auch backen könnten. — Nun war Hutter, zum Schafflerbäcker genannt (Bäckerhöfl), einer der ersten, der sich darin hervortat und dadurch seinem Nachbar zu seinem eigenen Ruin das Gewerbe entzog. — Hierauf mußten auch diese Mundbrot backen, und auf diese Weise vermehrte sich solches immer mehr."

Mehrere Jahre hatten die Behörden die Fertigung des Mundmehls und der Mundsemmel stillschweigend gewähren lassen und betrachteten letztere als ein lediglich von besser Situierten konsumiertes Luxusgebäck, das deshalb auch keiner gesetzlich fixierten Bestimmungen in bezug auf Preis oder Gewicht unterlag. Je mehr jedoch die Konsumtion an Umfang gewann, desto mehr wurde die bereits anfänglich gehegte Befürchtung zur Gewißheit, es möchten dadurch nicht allein die bisherigen Tarifgrundsätze untergraben, sondern auch durch den Auszug des Mundmehls die tarifmäßigen Gebäcke und insbesondere die gewöhnlichen Semmeln qualitativ wesentlich verschlechtert werden. Auf verschiedene Weise suchte man nun dem vermeintlichen Übel zu steuern: vorerst sollte jeder nur mehr in einem zu seinem Gesamtverbrauch stehenden gewissen Prozentsatz Mundsemmeln backen dürfen. Als sich dieses in der Praxis als unüberwachbar zeigte, sollte nur mehr gegen Bestellung gebacken werden dürfen, allein auch dieses erwies sich als eine teils unkontrollierbare, teils der Absicht ungenügend Rechnung tragende Maßregel, und eine weitere Verfügung, daß bloß die Pfisterei zur Herstellung berechtigt sei, schien selbst der Behörde als ungerecht gegenüber den anderen Bäckern und daher unhaltbar.

Nach diesem verschiedenen Hin- und Herlaborieren schritt schließlich die Behörde zu einem Radikalmittel, indem sie mit August 1824 die Erzeugung von Mundmehl und Mundsemmel einfach verbot. Damit wäre allerdings die ganze Angelegenheit gründlich abgetan gewesen, wenn alle dabei in Betracht kommenden Faktoren damit befriedigt gewesen wären; allein dem war nicht so! Wohl wehrte sich die Zunft nicht gegen das Verbot und trug auch kein besonderes Verlangen nach der Aufhebung, wenn nur die schon vorher und jetzt durch das Mundsemmelverbot noch um so dringender werdende Mannsnahrungaufbesserung bewilligt worden wäre; dagegen war das Publikum, also die nächsten Interessenten, gar nicht mit der Aufhebung einverstanden. Es konnte nicht begreifen, daß man einen allgemeinen und dringend gewünschten und aus der eigenen Tasche bezahlten Gegenstand dem Konsumenten vorenthalten wolle, und so tat nach einem amtlichen Schreiben „das Publikum überall laut seinen Unwillen über die Abschaffung kund".

Unter solchen Verhältnissen wurde an hoher Stelle selbst schon nach kurzer Zeit wieder an die Aufhebung des Verbots gedacht und der Magistrat um baldigen Bericht sowohl in jener Beziehung als auch hinsichtlich der Mannsnahrungserhöhung aufgefordert. In kurzem kam der Magistrat dieser Aufforderung nach und sprach in einem umfangreichen Exposé hinsichtlich der Mundsemmel aus, daß dieselbe kein mehr von wenigen begehrtes und konsumiertes Gebäck, sondern „ein gemeines Bedürfnis geworden sei, dessen Befriedigung daher die Behörde nicht verwehren könnte; es möge deshalb unter gewissen Kautelen die Erzeugung wieder gestattet werden; um so mehr, als durch das Verbot nebenbei auch der Verdienst der Bäcker noch geschmälert und deren Verlangen nach besserer Mannsnahrung nur noch mehr verschärft wurde". Mit einer gegen die übliche Gepflogenheit auffallend raschen Weise wurden die magistratischen Motive und Vorschläge an höchster Stelle gutgeheißen und bereits am 12. April 1825 das Verbot der Mundsemmeln wieder aufgehoben; doch wurde dieselbe insofern unter die Taxe gestellt, als sie nicht mehr als um den vierten Teil geringgewichtiger als die gewöhnlichen Semmeln sein sollten, und Gewohnheitsfrevler in bezug auf schlechte Gebäcksbeschaffenheit sollten mit dem Verlust des Mundsemmelgebäcksverkaufs auf bestimmte Zeit oder auf immer bestraft werden.

Nicht ganze acht Monate hatte somit das Verbot gedauert; die Geschmacksrichtung und der Unwille des Publikums sowie eine bessere Einsicht an hoher Stelle über die Unzweckmäßigkeit derartig gewerblicher Beschränkung schlug die bureaukratische Bevormundung. — Ob jemals mit der oben erwähnten zeitlichen oder gänzlichen Entziehung gestraft wurde, läßt sich nicht sagen; es scheint mangels vorliegender Notizen nicht der Fall zu sein. Nach Anerkennung der Mundsemmel erhielten die sonst üblichen die Bezeichnung „Ordinärsemmel"; deren nur mehr auf Verwendung zu Knödelbrot und für die Landkundschaft beschränkter Verbrauch verminderte sich immer mehr, bis anfangs der sechziger Jahre auch die wenigen noch teilweise sich damit befassenden Meister diese Gebäcksart einstellten. — Einer 1867 durch die Bäckerinnung gestellten Bitte, „die Mundsemmel aus der Reihe der tarifmäßigen Brote zu streichen, wurde seitens der Behörde nicht stattgegeben, mit der Motivierung, weil dieses Gebäck zu den notwendigen Lebensmitteln gehöre, da dasselbe schon längst an die Stelle der sonst üblichen Semmel getreten sei". So blieb es denn auch bei der Taxe bis zu deren Aufhebung im September 1869. Und hiermit sind wir auch mit dieser kleinen Geschichtskizze zu Ende.

Volksbräuche im Tale der Kleinen Laber.

Gesammelt von Joseph Lindorfer, Bezirksoberlehrer in Geiselhöring.

Nachstehende hübsche Volksbräuche wurden dem Einsender von mehreren Bauern der Gemeinde Greißing (bei Geiselhöring in Niederb.) überliefert. Schade, daß so manche derselben, gleich den schönen Volkstrachten, mit der Zeit aus dem Volksleben verschwinden. — Hierzulande werden vier Rauhnächte gefeiert: zu Martini, Neujahr, Hl. Dreikönig und Fastnachtdienstag. Die Dienstboten erhalten „Voranessen“ mit Semmelknödel, „doppelt Fleisch“ („Gsott'ns und Brat'ns“), und zwar zu Mittag und Abend in unbeschränkter Portion.

Zu Fastnacht, Ostern, am 1. Mai, zu Pfingsten, Christi Himmelfahrt, Johanni und Michaeli erhält jeder Dienstbote zu seinem Mittagstisch als Beigabe je 9 Krapfen. In manchen Häusern wird statt der Krapfen der „Krapfenzwölfer“ (je 40 ₰) gereicht.

Wenn der Knecht im Frühjahr zum ersten Male ins Feld zieht, so wird er bei der Rückkehr an der Hofeinfahrt von den Weibsleuten tüchtig mit Wasser besprengt, „damit er nicht schwarz (von der Sonne gebräunt) wird.“

Am Fastnachtsdienstag bekommt der Knecht am Morgen Schnaps, damit ihn das Jahr über „die Stauz'n (Schnacken) nicht stechen.“

Zu Lichtmeß bekommt der Knecht einen Laib Brot, den „Einstehlaib“. — Für das Zieren des Palmbaumes am Palmsonntag bekommt der Oberknecht vom Bauern 1 Gulden (jetzt 2 ℳ) und von der Oberdirn ein Bußl, vermutlich den Friedenskuß symbolisierend.

Am Palmsonntag wird der Palmbaum auf den Giebel des Hauses gestellt. Am Ostersonntag muß ihn der Knecht entfernt haben, bevor die Oberdirn mit den geweihten Speisen nach Hause kommt, sonst bekommt er von ihr keine roten Eier.

Am 1. April wird der Stallbub „in den April geschickt“. Er erhält den Auftrag, beim Nachbarn die „Kummetweit'n“ zu holen. Beim Nachbarn bekommt er in einem Sacke gut verpackt ein Scheit Holz mit mehreren Ziegelsteinen. Ist er aber schlau, so treibet er dem Veranlasser der Neckerei beim Wirt eine Zeche an.

Zu Ostern erhält das weibliche Dienstpersonal sämtliche Hühnereier, welche am Ostersonntag, Montag und Dienstag gelegt werden. Und zwar bekommt die „Oberdirn“ die Eier vom Sonntag, die „Anderdirn“ jene vom Montag, die „Hausdirn“ aber die vom Dienstag. Letztere muß die Bäuerin wohl auf Kredit schon voraus abgeben, weil die Dorfburschen ihren Anteil an den roten Eiern schon in der Nacht vom Montag auf Dienstag holen.



Alter Bauer aus der Straubinger Gegend (Bindberg).

Mit dem Empfang der roten Eier verpflichten sich die Burschen, die Geberinnen zum Tanze aufzufordern, falls ihnen das „Sitzenbleiben“ droht. Da sagt man, der Bursch hat dem Mädchen „den Hund abgelassen“.

Wenn bei der Aufforderung zum Tanz das Mädchen dem Burschen einen Korb gibt, so hat sie ihm „die Bockhaut angehängt“.

Am Fastnachtsdienstag muß der Bamer (Baumann) die „Zwickeln herrichten“. Diese dienen zur Bereitstellung des Pfluges, der Egge und sonstiger Feldgeräte. Der Bamer behaut sie mit der Hacke im Rohen, der Knecht muß sie mit dem Reifmesser fein „ausputzen“, der „Drittler“ (3. Knecht) schneidet sie in der Mitte in zwei Stücke. Die Weibsleute machen sie mit dem Messer erst ganz sauber. Der Stallbub soll sie dann zum „Weihen“ tragen, wenn er nicht merkt, daß er damit gefoppt wird.

Im Herbste bekommen die Mannsleute von den Weibsleuten ein seidenes Tüchl als Wetzerlohn für das Wetzen und Dengeln der Sicheln und Sensen, und zwar der Oberknecht von der Oberdirn, der Anderknecht von der Anderdirn, der Bamer von der Hausdirn.

Beim Schlachten einer Lose (altes Zuchtschwein, deren dicke Haut ungenießbar ist) wird derselben die Haut abgezogen, der Stallbub wird gefoppt und veranlaßt, auf der Haut recht herumzutreten, damit sie der Lederer leichter bearbeiten kann.

Furth im Wald und der Hohenbogen.

Von Hans Steinberger, München. (Fortsetzung.)



Furth im Wald. Nordseite, im Hintergrund der Hohenbogen. Photographie von Max Wagner, Furth.

Siegmund der Sattelbogener auf Burg Lichtenegg war einer der hitzigsten Führer des letztgenannten Bundes. Schon 1483 hatte er wegen seiner Teilnahme am Böcklerbunde dem Herzog Albrecht IV. ewige Öffnung seiner Burg Arnschwang verschreiben müssen. Jetzt wurde ihm als Haupt der Löwlerbundes durch Hieronymus von Stauff diese Burg niedergebrannt. Der Sattelbogener starb, der Letzte seines Stammes, als Laienbruder im Kloster Oberaltaich. In Furth hatten sich die von Herzog Albrecht IV. gegen den Löwlerbund angeworbenen böhmischen Edelleute mit ihren Reisigen gesammelt und wurden durch den Kastner Peter Raid von Kötzting in die Pflicht des Herzogs genommen.

Einen herben Vorgeschmack der Leiden des Dreißigjährigen Krieges empfing Furth im Landshuter Erbfolgekrieg, als die böhmischen Söldner des Pfalzgrafen Ruprecht mit barbarischer Wildheit im Bayerischen Walde hausten. Durch die Pest, welche 1584 ihren verderblichen Zug durch den Wald unternahm, wurde die Einwohnerschaft Furths fast gänzlich vernichtet.

Und wieder riefen die Trompeten zum schweren Streite. 1620 kniete Herzog Maximilian von Bayern auf seinem Kriegszug gegen Prag vor dem Gnadenbild in Neukirchen, um von demselben den Sieg seiner Fahnen zu erflehen. Ein Kampf hatte begonnen, der durch seine lange Dauer und seine entsetzliche Wildheit so verhängnisvoll auch in die Geschicke Furths eingreifen sollte. Den weiten Paß besetzten außer dem Grenzfahnen drei Regimenter Infanterie und zwei Reiterregimenter unter den Obersten Haimhausen, Lindenlohe und Herleberg, welche den zuchtlosen Horden Mansfelds den Eintritt nach Bayern mit Erfolg verwehrten.

1633 entlud sich das verderbliche Kriegsgewitter über Furth und seine Nachbarorte.

In das wohlbefestigte und mutvoll verteidigte Grenzschloß Eschelkam hatten die Landbewohner beim Herannahen der Schweden unter Feldoberst Taupadell (vulgo Raupatl) sich und ihre Habe geflüchtet. Trotz tapferster Gegenwehr wurde das Schloß erstürmt und nach erfolgter Plünderung in Brand gesteckt, der fast den ganzen Ort verheerte. Nun ging's gegen Furth los, das von den Bürgern und einigen Kompagnien Soldaten verteidigt wurde. Die preisgegebene Stadt verwandelte die Wut des Feindes in einen Schutthaufen, und während zwölf Tagen berannten die Schweden die Wälle vor dem Schlosse. Eine Falkonettkugel zerschmetterte Taupadell den Arm, welcher Verwundung derselbe infolge Verblutung zu Cham erlag. Als die Zahl der Verteidiger durch Tod und Verwundung immer mehr zusammenschmolz, entschloß sich der Pfleger Christoph Jettinger zur Übergabe. Er bestieg, eine weiße Fahne schwenkend, den Wall, als ihn eine Kugel tot niederstreckte. Die erbitterten Schweden stürmten nunmehr das Schloß, das sie vollständig zerstörten. Beim Brande des Schlosses gingen die meisten Urkunden zugrunde. Zwar zogen sich die Schweden eiligst zurück, als Wallenstein mit seinen Reitergeschwadern in starken Tagmärschen heranrückte. Von seinem Hauptquartier Furth schrieb Wallenstein am 3. Dezember 1633 an Herzog Maximilian von Bayern, daß er gezwungen sei, wieder nach Böhmen zurückzukehren, da Herzog Bernhard von Weimar mit Übermacht gegen ihn heranrücke. Der Vorstoß Wallensteins hatte durch die zwei Millionen betragenden Kontributionen mehr die Wirkung eines Raubzuges als eines Entsatzes. 1640 nahm General Banner Eschelkam und Furth mit Sturm, worauf die vielgeprüften Bewohner neuerdings völlig ausgeplündert wurden. Zu Ende des Krieges statteten die Schweden unter Königsmarck den Grenzorten ihren letzten, schlimmen Besuch ab. Der angedrohten Plünderung konnte Furth nur durch Zahlung einer Brandschatzung von 1721 Gulden entgehen. Diese niedrige, s. v. v. Taxe zeigt hinlänglich den gänzlichen Verfall, in welchen Furth durch den langen Krieg geraten war. An die entsetzlichen Drangsale jener Tage erinnert noch heute der von alten Linden beschattete Pestfriedhof bei Eschelkam. Was dem

Schwerte des Feindes nicht erlegen war, rafften nunmehr die Seuchen und Hungersnot aus einem jammervollen Dasein weg.

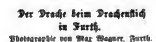
Kurfürst Ferdinand Maria, emsig bestrebt, die Leiden des furchtbaren Krieges zu mildern, verlieh der Stadt Furth am 18. Juli 1660 den großen, acht Stunden im Umfang haltenden Burgfrieden und gewährte außerdem noch fünf Viehmärkte, dem Orte Eschelkam 1672 die Würde eines Bannmarktes. Beide Orte lagen vollständig in Trümmern. Den rauhen Kriegsstürmen war gleich den meisten Edelsitzen des Waldes auch die Burg Lichtenegg erlegen. Der Bürgerschaft von Furth blieb auch die freie Jagdausübung gestattet, eine Konzession, welche durch das Überhandnehmen der Bären, Wölfe und Luchse in den Wäldern begründet war. Dem herrenlosen, die Landstraßen unsicher machenden Wegelagerergesindel galt zudem die fleißige Jagd durch den Grenzfahnen.

Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges wurde 1702 die Grenzbefestigung durch Anlage von Verschanzungen verstärkt, welche sich auf der sog. Kampfheide von Schachten bis Rittsteig hinziehen und aus elf Redouten bestehen. Den Befehl führte der kurbayerische Oberst Johann Baptist von Walser auf Syrenburg. Am 13. August 1703 lieferte dieser bei Antlesbrunn unweit Furth einer über Vollmau vordringenden Abteilung kaiserlicher Dragoner und Husaren ein Gefecht, in welchem 19 Bürger von Furth den Heldentod starben. Das Gedächtnis an die wackeren Kämpfer wird heute noch an ihrem Todestag durch ein feierliches Seelenamt in der Kirche von Furth wach erhalten. Wenige Tage nach dem genannten Gefechte erstürmte Feldmarschall d'Herbeville die Stadt Furth und ließ sie brandschatzen; das gleiche harte Geschick hatte schon im April 1703 Neukirchen und Eschelkam durch die sächsischen und die Reichstruppen unter General Schulenburg getroffen. Die endlosen Truppendurchzüge und Einquartierungen sogen die Einwohner bis aufs Mark aus. Zur Hebung der gänzlich daniederliegenden Stadt Furth verlieh Kaiser Joseph I. derselben unterm 9. Februar 1711 die Monatsviehmärkte und Kurfürst Max Emanuel gewährte ihr 1720 Steuerfreiheit auf 20 Jahre. — Vor den wilden Pandurenhorden Trenks brachten bei Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges die Bürger von Furth ihre bessere Habe nach Cham, das mit seiner starken Befestigung jedem Ansturm Trotz bieten zu können schien. Leider fiel Cham durch Sturm in die Hände Trenks und ging völlig durch Brand zugrunde. 4000 Ungarn unter Serbeloni zogen am 11. Oktober 1742 in den Mauern von Furth ein, das sie gründlich ausplünderten. Mit bitteren Gefühlen im Herzen fanden sich die Bürger von Furth 1778 zur Huldigung vor dem Erzhause im Schlosse ein, als Kaiser Joseph II. nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph Ansprüche auf Teile Bayerns erhob und durch Besetzung der Grenzgebiete bekräftigte. Der Further Grenzfahnen war von genanntem Kurfürsten unterm 8. Februar 1771 aufgelöst worden, die Bürgerschaft sollte sich fortan nur ihrem friedlichen Erwerbe widmen können. 1797 erfolgte auch die Aufhebung des uralten Pflegegerichts Furth. Von den schweren Heimsuchungen der napoleonischen Kriege blieb Furth — den drei Tage und drei Nächte dauernden Durchmarsch der geschlagenen Armee Erzherzog Karls ausgenommen — unberührt.

Die Zeit der schweren Prüfungen war damit für die Stadt vorüber. Seit Jahrzehnten erfreut sich dieselbe einer hoffnungsfreudigen, schönen Entwicklung und Blüte, besonders seit durch den Bau der Eisenbahn Nürnberg—Prag der Bayerische Wald der Reisewelt zugänglich wurde.

Von den Söhnen Furths, deren Namen in der Geschichte Bayerns verzeichnet sind, seien hier nur der allgewaltige Kaspar Edler von Lippert, und der im Schlosse geborene Dichter Adalbert Müller genannt, welcher an der Erschließung der landschaftlichen Schönheiten seiner Waldheimat für den Touristenverkehr zeitlebens unermüdlich tätig war.

Vom Schlosse selbst, über das so verderbliche Kriegsstürme hinweggebraust sind, hat sich nur der mächtige — als weithin sichtbare Landmarke das Wahrzeichen Furths bildende Wartturm auf unsere Tage herübergerettet. Seit der im Jahre 1796 erfolgten Verteilung der Gemeindegründe, insbesondere der ausgedehnten Waldungen, mit denen durch Kahlhieb energisch aufgeräumt wurde, entstanden die sog. Kolonien rings um Furth, welche im Tale der Chamb zwischen Busch und Auen halbverborgen dem ganzen Landschaftsbilde ein so trauliches Gepräge verleihen. Die fortdauernd schweren Heimsuchungen, welche in früheren Zeiten Furth zu erdulden hatte, finden beredte Illustration in den Hofzahlamtsrechnungen und Hofkammerprotokollen. Freundnachbarlich stritt sich Furth mit Eschelkam jahrzehntelang um Bierbrauergerechtsamen, oder es ward (1437, 1616) erbitterte Beschwerde gegen den Pfleger und Grenzhauptmann geführt. Eine Bierpreiserhöhung im Jahre 1574 bot Anlaß zu eindringlichen Vorstellungen und bitteren Klagen. Dann wieder wandte sich Furth an den Landesherrn um gnädige Beihilfe zum Aufbau des abgebrannten Gotteshauses, und der Kampf gegen die Saliterer in Grabitz nahm mehrmals Formen an, die direkt an Empörung erinnerten. Die Ausübung der Jagd auf das in den unermeßlichen Waldungen ringsum hausende Wild gab Anlaß zu eifrigem Wettbewerb mit den Nimroden der umliegenden Orte; für so manchen, nach München gelieferten Meister Petz erschienen in den Hofzahlamtsrechnungen die gewährten Verehrungen verbucht. Die Schützen von Furth und ihre Jagdabenteuer waren ehedem so berühmt wie das Latein ihrer Weibgenossen in Neukirchen. Ein gefährlicher Ritt wird von dem jagdlustigen Stadtschreiber Lanner von Furth aus dem 18. Jahrhundert berichtet. Derselbe hatte am Daberg bei Furth einen Hirsch erlegt und sich voll übermütiger Jagdlust rittlings



Der Drache beim Drachenstich in Furth.
Photographie von Max Wagner, Furth.

auf den Rücken des Wildes gesetzt, als dieses plötzlich aufsprang und — den Kopf mit dem Geweih zurückwerfend — den Jäger fest an sich preßte. In rasenden Sätzen eilte der Hirsch auf das Dickicht zu und dort war Lanner verloren. Da legte ein Jagdgenosse an, und im Feuer brach der Hirsch tot zusammen; der Stadtschreiber war gerettet, versicherte aber stets, daß er beim Niederstürzen des Hirsches eine Erschütterung in allen Gliedern verspürt habe, als seien Himmel und Erde auf ihn gefallen.

Doch fort mit diesen, vom Moderduft vergangener Tage erfüllten Erinnerungen, dafür erstehe in verklärendem, belebendem Sonnenglanz das liebtraute, von dunklen Waldbergen im weiten Kreise umrahmte Bild der alten Grenzstadt in seiner ganz anmutsvollen Schönheit. Laß den träumerischen Frieden auf dich wirken, der auf diesem Fleck Erde, seinen herrlichen grünen Wäldern, lieblichen Tälern und auf den in majestätischer Erhabenheit hereingrüßenden, duftumschleierten Berghäuptern ruht. Es ist, als ob hier am Ende des Bayerischen Waldes all die sanfte Anmut, erhabene Großartigkeit und liebliche Schönheit desselben noch einmal zu entzückender Bilderreihe zusammengefaßt ist, ehe er sich mit dem bunten Farbenreichtum welligen Hügellandes und in blauem Ferndunst verdämmernder Ebene vermählt. Breit und mächtig ist, gleich einem riesigen Mark- und Grenzstein, die Kuppe des Hohenbogen, südlich von Furth, aufgetürmt als Abschluß der imposanten Bergwelt, deren Südrand die hurtigen Wellen der Donau, der uralten Völkerstraße zur Wunderwelt des Orients, bespülen. Ein Schleier, wie aus Goldstaub gewoben, liegt zur Mittagsstunde über den aus weiter Ferne herüberschauenden Riesenhäuptern des Ossa und des Arbers.

Für die Mehrzahl der Touristen bildet Furth den Anfangs- oder Endpunkt einer Wanderung durch den Bayerischen Wald. Wer durch dieses Wald- und Berggebiet streift, den lockt die allenthalben sich entfaltende Landschaftspracht so manches Mal über die Grenze des benachbarten Kaiserstaates, welche politische Weisheit zwischen den Söhnen des uralten bajuwarischen Stammes gezogen hat.

Die großartigste landschaftliche Schönheit des Bayerischen Waldes ist um den engen Talkessel von Eisenstein[1]) gruppiert, den der König des Waldes, der majestätische Arber, beherrscht und dessen stolzen Felsenthron wie Vasallen der Falkenstein, der Lackaberg und der Fallbaum umlagern. Nordostwärts steigt, mit dem Arbermassiv durch die Scheibe und den Brennes verbunden, das Künische Gebirge steil zu den Rivalen des Arbers, dem Zwergeck, der Seewand und dem Doppelgipfel des Ossa auf, an die sich als Vorstufen der Panzer und der Spitzberg anschließen. Nirgends ist der Wechsel lieblich anmutiger Talbilder, entzückender Waldesherrlichkeit und großartig erhabener Gebirgsnatur ein so mannigfaltiger wie im weiten Ossagebiet, dessen nach Norden vorgeschobener Ausläufer, der Hohenbogen, das ausgedehnte Rundbild von Furth beherrscht und dem Besucher schon aus weiter Ferne seine Grüße sendet.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Vgl. Bayerland, Jahrg 16, Nr. 1 bis 4.

Die v. Donatschen Projekte und die Volkssage.

Von J. Callenius. (Fortsetzung statt Schluß.)

Bei Grubing in Tirol hinterließ ein wildes Weib ihre Fußspuren im Felsen, doch sind alle bis auf eine verschwunden. Das Landvolk glaubt, wenn auch die letzte vergehe, werde der Plattensee auf dem Krimlberg austreten und das ganze Pinzgauertal unter Wasser setzen.

Der Frickenhauser See im Maingebiet, ½ Stunde von Melrichstadt, soll mit dem Meere in Verbindung stehen und dereinst ganz Franken überschwemmen. Er gilt für unergründlich, obwohl er nur 50—80 Fuß mißt und sein Felsenkessel als unscheinbare Lacke bloß an dritthalb Tagwerk hält und hat weder Zu- noch Abfluß, jedoch ein eiskaltes Wasser. Niemand wagt ihn zu befahren, da man glaubt, daß er weder Schiff noch Floß trage, auch Menschen und Vieh in die Tiefe hinabziehe. Zuweilen läßt sich ein dumpfes Getöse aus demselben hören, auch dampft er manchmal wie ein kochendes Wasserbecken, worauf binnen 24 Stunden sicher Regen oder ein Gewitter folgt. Meerfische von ungeheurer Größe zeigen sich in ihm, namentlich erblickte 1793 ein Jäger einen solchen von der Größe eines Schweines, ein andermal kamen Schuppen von der Größe eines Zinntellers vor, auch taucht zeitweise eine versunkene Schäferhütte auf.

Der Heppberg, unfern Oberelsbach bei Bischofsheim, ist inwendig hohl und voll Wasser. Einst wird er losbrechen und mit einer Sündflut das ganze Land überschwemmen.

Der Hochberg zu Roth in der Rheinpfalz braust zur Winterzeit oft furchtbar im Innern, darauf ändert sich jedesmal das Wetter. Böhmische Bergknappen, die man deshalb verschrieb, fanden ihn bis oben voll Wasser, die Erde bildet nur eine Kruste herum, bricht diese, so wird die ganze Gegend überflutet.

Da, wo der See von Lavarone flutet, war einst eine herrliche Wiese, um deren Besitz zwei Brüder einen Zweikampf ausfechten wollten. Aber über Nacht brach ein Unwetter los, als ob die Welt zugrunde gehe und der See hatte alles verschlungen. In Volta di Besta sollen noch die Eisenringe in der Felswand eingeschlagen sein, woran man die Schiffe band, indem der See im Lebertale so hoch hinangereicht hat.

Nach russischem Volksglauben wird einst ganz Petersburg durch eine Überschwemmung der Newa in den finnischen Meerbusen hinabgespült werden. Auf dem Grunde des Ladogasees haust der Wassermann Wadánoi oder Wodanik (woda: slav. Wasser). — Auch Jerusalem hat seinen Drachenbrunnen, den Born Siloa oder die Marienquelle, welche für einen Arm des Meeres gilt, weil sie Ebbe und Flut hat. Ein Drache, meinen die Einheimischen, schlürfe das Wasser ein und gebe es wieder von sich. Nach dem Rig Veda, dem ältesten Buche der Menschheit, ist es Vritra, der das Himmelswasser, den erquickenden Regen zurückhält, daher von Indra bekämpft wird, und in Gestalt einer Schlange (Achis) zur Erde sinkt. Unsere zahlreichen Flußnamen Aha, Ach und Achen sind damit mehr als lautlich verwandt. Da ist ein Drache herausgefahren, sagt der Tiroler von der Quellschlucht. Wasser-

geister heißen bei Gervas von Tilburn Dracae, sie locken Mädchen und Kinder in den See. Ahis ist Agias, Ogias, Agi, Ögir, Uaki. Der Wolkendämon sinkt zum Meergott herab, wie Varuna-Uranos erscheint. Die Regenschlange bricht aus dem Wolkenberge. Die Überschwemmung mit einer Wasserflut gehört zu den Vorzeichen des Weltuntergangs. Anklänge knüpfen sich an die Wasserhöhle bei Landskron. Wenn die riesige Maus in den Weinbergen bei Tokay oder im Klosterkeller der Margareteninsel bei Pest loskömmt, geht die Welt zugrunde.

Der Kesselberg mit dem Walchensee erinnert an den rauschenden Kessel Hvergelmir im Innern der Erde, welcher alles, was ihm nahe kommt, hinuntergurgelt. Der alles verschlingende Seedrache oder Fisch aber ist eine letzte Erinnerung an den Migarisvurm oder die Weltschlange Jörmungandr, die am Ende der Welt losschnellt und alles überfluten macht. Am denkwürdigsten ist der „rauschende Kelch“, welcher nach der Legende in einem Gewölbe unter dem Dom zu Speier brodelt. Der Name ist nach Grimm eine Übersetzung der mythischen Hvergelmir, von dem zwölf Ströme ausgehen, gewissermaßen ein Abbild des Schöpfungs-Brunnens, worüber sich der große Gottestempel in der Natur wölbt. — Somit verfolgen wir von See zu See die unergründliche Tiefe, die Verbindung mit dem Weltmeere, das Seeungeheuer, welches jeden in die Tiefe zieht, oder, an die Kette gelegt, durch Losbruch Verderben droht.



Die Apostel des Jahres 1907. Photographie von G. Stuffler, München. (Zu S. 407.)

Alljährlich, so viel noch im gläubigen Vermächtnis des Volkes lebt, hielten die Umwohner um den Walchensee einen feierlichen Bittgang, damit er nicht einmal losbreche. Aus Besorgnis für die Hauptstadt hat man die Felsen mit eisernen Klammern befestigt und sind schon oft Werkleute von München heraufgekommen, die Gefahr zu untersuchen.

Gleichwie der Doge von Venedig der Königin des adriatischen Meeres auf dem Bucentaur hinausfahrend seinen Ring in die Wellen warf und sich mit der hohen See vermählte, so ging auch die Vermählung jedes altbayerischen Herzogs bei seinem Regierungsantritt durch Versenkung eines Ringes mit dem unergründlichen Walchensee vor sich. Es gemahnt uns noch an mehr. Xerxes goß sein Versöhnungsopfer aus einer goldenen Schale ins Meer, und warf sie nach einem Gebete zum Sonnengott in den Hellespont, dazu einen goldenen Mischkrug und ein persisches Schwert. Der König von Indien warf sein goldenes Getreidemaß nach dem Opfer in den Fluß. Taal heißt der merkwürdigste feuerspeiende Berg der Erde auf den Philippinen, in dessen Tiefe ein See mit einer Insel von den Priestern mit heiliger Scheu betrachtet wird. Der Kult haftet hier an erloschenen Vulkanen; sah man den Walchensee dafür an, daß der Gott der Gewässer Versöhnung erheischte? Auch vom Ammersee will das Volk wissen, daß man einen goldenen Ring hineinwarf und alle Jahre eine Messe las, um sein Austreten und die Überschwemmung Bayerns zu verhindern. In den See am Dreisesselberg im Bayerischen Wald warf man einen goldenen Ring und beschwichtigte damit den ärgsten Sturm. In Sempach zieht das Volk in Prozession zum See und der Priester segnet ihn, wie man dem Hochwasser mit dem Sakrament entgegengeht. Eben das geschieht am Zugsee. Ein Ausbruch der Gewässer wird einst ganz Aargau überschwemmen. Ein goldener Ring liegt unerreichbar tief, zum Glücke der Gegend, verborgen unter einer Eiche hinter der Heidenburg. Wird er je von Menschenhand berührt, so verschwindet er im Boden und es bricht der alte See aus, der früher den Aargau bedeckte.

Daß solche Umzüge um die altheiligen Seen des bayerischen Oberlandes seit der deutschen Heidenzeit wirklich vor sich gingen, zeigen die noch vor drei Jahrhunderten geschilderten nächtlichen Prozessionen mit brennenden Fackeln und Kerzen in der Pestzeit zu Schlehdorf am Kochelsee. — Um den Weiher von St. Georgen im Schwarzwald, aus welchem zu Festzeiten, namentlich in der Christnacht, Glockengeläute tönt, sieht man zuweilen einen gespenstischen Fackelzug ziehen.

Unfern vom schwäbischen Hohlenstein, welcher als eine urälteste Wohnstätte von Menschen zu einer Zeit, da Europa noch ein tropisches Klima bewahrte, in den von Kalksinter bedeckten Schichten sogar Überreste von Nashorn, Löwen und der Antilope neben Mammutknochen ergab, entspringen die Quellen der Ach und der Blau, die noch im Dreißigjährigen Krieg so hoch in Ehren standen, daß, als 1641 der Vorbruch des Blautopfes das nahe Kloster zu überschwemmen drohte, die Mönche in feierlicher Prozession zur Gumpe zogen, um mit zwei echt vergoldeten Becher den Zorn des Wassergeistes zu besänftigen.

Am Walchensee liegt, wie bereits bemerkt, eine Kette, deren Ende am Uferrande sichtbar wird. Vorübergehende wollten sie einst herausziehen; sie ging anfangs eisern, dann silbern, endlich golden her, bis ein Wagen mit ans Licht kam. Davon weiß man auch anderweitig: Ketten umziehen Berge wie Seen und stehen noch mit den Nornen in Verbindung. Drei überreiche alte Jungfern, die Chorglöggli aus Schwyz, gruben mit einem Venediger in den sagenberufenen Höhlen des Siltales nach Gold, und machten der Regierung das

Anerbieten, falls sie im Mythen graben dürften, eine dicke goldene Kette um denselben schmieden zu lassen. Im alten Römerkastell zu Irchenhausen beim Pfäffikonersee sah ein Bauer eine goldene Kette funkeln, aber nur das letzte Glied blieb an seinem Karste hangen. Ebenso stößt der Bauer am Heiligensee beim Nachgraben auf eine endlose Eisenkette.

Wirft man einen Stein in den Krimlsee, eine Lache am Hochgebirg bei Gerlos, so steigt ein rabenschwarzes Wetter am Himmel auf und es fängt an zu blitzen und zu donnern. Ein Schäfer sah einst eine goldene Kette ins Wasser hängen und eine noch schönere am andern Ufer. Er lief dieser nach, aber beide glitten in die Tiefe.

Das Volk am Würmsee, welcher echte und eigentümliche Name gegen die Bezeichnung Starnbergersee ganz außer Übung gekommen ist, will von einer Schlange wissen, die von ungeheurer Länge im See liege, also eine Seeschlange im Binnengewässer. Wurm bezeichnet eben das Schlangenungetüm und ist auch der Seename älter, so adoptiert und adaptiert ihn die Volksauslegung. Wenn der Seedrache sich rührt, bedeutet es den Weltuntergang. Im Rotsee bei Beuren liegt ein gar großer Wurm. Im Seelisbergersee sah man am Boden eine Herde Schweine, die sich plötzlich verwandelten; ein Fisch kam in Vorschein, gleich einer roten Sau. Im verzauberten See bei Krakau ist 1578 ein Monstrum mit Ziegenkopf und Feueraugen gefangen worden.

Das Teufelsloch bei Osterode steht mit dem entfernten Klinkerbrunnen unterirdisch in Verbindung und enthält Fische von Mannsstärke, mit Moos von halber Armlänge bewachsen. Ein Soldat fing einst einen Fisch und trug ihn heim; der aber sprang ihm vom Rücken und er mußte ihn unter Streichen zurückbringen; in drei Tagen starb der Mann. Am schwarzen Teich tanzt ein ungeheurer Hecht, sei es Karpfe oder Forelle, mit anderen Fischen kunterbunt durcheinander, alle mit goldenen Schuppen und silbernen Flossen.

Im Morinersee in der Neumark, wo man oft auch einen Schimmel hervorkommen sieht, liegt ein großer Krebs (am schwarzen Berg bei Darsekow eine Laus) an einer Kette, denn wenn er loskäme, ginge die Welt unter. Loki ist als Krebs gebunden, während er in der Edda als Lachs sich verkörpert und bis zum Weltuntergang, wo der Teufel los wird, angekettet liegt. Ein gewöhnlicher Krebs liegt im Müggelsee bei Köpenick. In einer Gebirgshöhle am Semmering haust ein Riesenschaltier, die Flut bricht aus und treibt es in einen weiten See. Dort unterwühlt es einen Edelsitz, wo eine Mutter mit ihrem Kinde wohnte. Dieses stürzt in die Tiefe, aber die Wellen spülen das Kind in der Wiege samt Mutter aus. In Krüglach konnte man das Wasser mit Krügen schöpfen. Der See bei Mühl beherbergt einen abscheulichen Drachen, der in Tirol nachts oft auf das linke Lechufer hinüberfliegt. In den See ist eine Schmiede versunken; steht er niedrig, so gibt es ein gutes Jahr. Im Weißbrunnensee bei Ulten hauste ein fürchterlicher Drache, der das Vieh auf der Weide verschlang, bis einmal ein Bettelmann einem Bauern versprach, ihn für eine große Summe von dem Ungetüm zu befreien. Er fing es mit einem roten Zaun, setzte sich auf und fuhr davon: das halbe Geld hat er noch gut. Wenn sich der Drache am Kitzbödele oder im Wassertal bei Elbingenalp einmal umkehren wird, geht der ganze Ort unter. An der Straße von Amberg nach Waldmünchen liegt der Heidweiher; aus ihm steigt zuweilen ein Pferd hervor, wie aus der Elbe bei Kolin.

So tief wurzeln diese unsere Sagen in einem früheren allgemeinen Weltglauben.

Der Ammersee brüllt. Die Seebullen stoßen zum Atemholen Löcher in die Eisrinde. Wenn im Winter das Eis Sprünge bekommt und kracht, sagt der Isländer: „Der Nykr wiehert.“ Es ist das Wasserpferd, das in bestimmten Seen leben soll, auch Neunir und Kumbre genannt. Unter dem Schlosse Harzberg im Harz liegen zwei Teiche, der unergründliche Jües oder Ghüs, in dessen Schlund unter Donner und Blitz ein Graf mit seinem Schloß versunken ist, und der Ochsenpfuhl mit Grundquellen ohne sichtbaren Zufluß und Abfluß, wo ein schwarzer Ochse mit seinen Hörnern aus dem Gestein einen sprudelnden Spring gelockt, der in der Schlucht verlief.

(Schluß folgt.)

Die Organisation, Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Kgl. Bayerischen Armee von 1806—1906.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Karl Müller, Kgl. Bayer. Oberstleutnant z. D., und Louis Braun, Professor und Schlachtenmaler. München, Verlag von A. Ohrlein.

Wir haben dieser hervorragenden Publikation bei Erscheinen der einzelnen Lieferungen eingehende Besprechung gewidmet und auf seine Vorzüge hingewiesen. Das Werk liegt nunmehr vollendet und abgeschlossen vor. Wir zitieren heute die Beurteilung desselben durch ein hervorragendes Fachblatt, die „Militär-Literatur-Zeitung 1907 Nr. 2“ (Berlin, E. S. Mittler & Sohn); sie bestätigt in jeder Beziehung unsere Referate. Die „M. L. Z.“ schreibt: Als glänzende Frucht einer mehr als zehnjährigen, bei der Neuheit und Eigenart der Aufgabe oft höchst mühevollen Arbeit sei das Werk zum Abschluß gelangt, das in der gesamten Militärliteratur verwandten Inhalts in Hinsicht auf Umfang und Vertiefung des Stoffes wie auf die Länge des behandelten Zeitraums nur wenig seinesgleichen finde, in bezug auf Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der schriftstellerischen und künstlerischen Leistung, wie auf vornehme und künstlerische Gediegenheit und technische Vollendung der inneren und äußeren Ausstattung von keinem anderen übertroffen werde. Es dürfe geradezu als Markstein des hochbedeutsamen, glänzenden Aufschwunges bezeichnet werden, den seit 25 Jahren in der bayerischen Armee die wissenschaftlichen Bestrebungen besonders auf kriegs- und heeresgeschichtlichem Gebiete genommen haben. Die „M. L. Z.“ rühmt als einen der erheblichsten Vorzüge des Werkes, daß es fast ausschließlich auf Grund der Akten des Kriegsarchivs und des Kriegsministeriums geschaffen worden sei und hebt die Schwierigkeiten hervor, welche die Durchforschung des Zeitraums von 1806 bis 1818 bot, da ein Brand im Kriegsministerium seinerzeit die ohnehin nicht sehr

zahlreichen vorhandenen Bestände von Akten und Belegen vernichtete oder beschädigte. Rastloser Fleiß und zäheste Ausdauer, gepaart mit tiefgegründetem Verständnis, konnten allein eine solche Schöpfung zum glücklichsten Abschluß bringen. Mit diesen Worten der Anerkennung preist die „M. L. Z.“ die außerordentlichen Verdienste Oberstleutnants K. Müller, des Schöpfers des Textes. — Als Gesamtergebnis der Schilderung aber finden wir zum Schlusse festgestellt, daß etwa bis zum Jahre 1825 wie in manchen anderen Heereseinrichtungen, so auch in der äußeren Ausstattung der bayerischen Truppen der französische Einfluß maßgebend blieb, während von da an die österreichische Armee vielfach als Vorbild diente, bis von 1872 ab sich die große Umwandlung im Sinne einer einheitlichen Ausgestaltung der gesamten deutschen Armee vollzog. Was von äußerlichen Besonderheiten im bayerischen Heere, sei es auf kürzere Zeit oder auf Dauer noch übrig blieb — vor allem der Raupenhelm und die hellblaue Tuchfarbe der Infanterie — findet eingehende geschichtliche Würdigung; damit erhalten wir aber auch den Nachweis, daß jene von manchen Liebhabern der Vergangenheit noch heute als „national angestammt“ bezeichnete Kopfbedeckung lediglich eine Nachahmung englischer und französischer Vorbilder war. Allerdings dürfen wir auch nicht vergessen, daß dieses ehrwürdige Bekleidungsstück durch die Großtaten unserer Väter in den Napoleonischen Feldzügen und im Befreiungskrieg ebenso wie in den gewaltigen Entscheidungsjahren 1870/71 für uns immer ein Gegenstand pietätvoller Erinnerung bleiben muß. — Bezüglich der bildlichen Darstellungen verweist die Besprechung darauf, daß der glänzende Künstlername Louis Brauns allein genüge, um eine Stufe tadelloser Vollendung zu bezeichnen. Rühmend gedenkt sie des Unternehmungsgeistes und der Opferwilligkeit des Verlegers. Gerne machen wir uns die Schlußworte der „M. L. Z.“ zu eigen: „Dieses Prachtwerk darf in keiner bayerischen, sollte in keiner deutschen Militärbibliothek fehlen; es sei zugleich allen Künstlern, Liebhabern und Kunstverständigen, die der Geschichtsmalerei Interesse entgegen bringen und sich aus seinen Blättern einen reichen Schatz von Belehrung erholen können, aufs wärmste empfohlen. Möge dieses Geschichtswerk in vornehmstem Sinne in unserem weiten Vaterland die Verbreitung gewinnen, die es nach seinem Gehalt verdient, wie es schon von Anfang an auch im Ausland, insbesondere bei unseren westlichen Nachbarn volle Beachtung fand.“

Kleine Mitteilungen.

Die Fußwaschung der 12 Apostel in der Kgl. Residenz zu München.

„Nahe freundlich jedem Greise,
Ehr ihn doppelt, wenn er arm,
Hinter ihm liegt eine Reise
Voll Entbehrung, Schmerz und Harm!“

Einen Ankömmling gewahre
Du in ihm, beherzige das!
Sieh im Silbergrau der Haare
Staub des Wegs, den er durchmaß.

Die erhabenste Ehrung solchen Alters und solcher Armut bildet wohl die Zeremonie der Fußwaschung am Gründonnerstage, wie sie sich am Kgl. Hofe zu München vollzieht. Wir geben die Gruppe dieses Jahres, weil der Senior dieser Greise das 100. Lebensjahr überschritten hat. Peter Huber, 102 Jahre alt, aus Ensheim in der Pfalz.

Die 12 Apostel: Peter Huber, 102 Jahre alt, aus Ensheim in der Pfalz; Michael Samer, 95 Jahre alt, aus Saulern in Niederbayern; Lorenz Kühnel, 95 Jahre alt, aus Unterwangenbach in Niederbayern; Peter Endgruber, 95 Jahre alt, aus Falkenberg in Oberbayern; Johann Baptist Schindler, 93 Jahre alt, aus Lochbühl in Oberfranken; Pius Ehartsberger, 92 Jahre alt, aus Leeder in Schwaben; Paul Fischer, 92 Jahre alt, aus Tegernau in Oberbayern; Jakob Geißler, 92 Jahre alt, aus Germersheim in der Pfalz; Georg Hofmeister, 92 Jahre alt, von Freising, Franz Reischl, 92 Jahre alt, von Passau; Dominikus Fischer, 92 Jahre alt, aus Babenhausen in Schwaben und Franz Joseph Schröttler, 91 Jahre alt, aus Auchsesheim in Schwaben, waren in München Gegenstand lebhaften Interesses des Publikums.

Bei ihrer Bewirtung im Cafe Greif war der Tisch, wo sie mit den 12 Sklavenmädchen und deren Führerin saßen, von vielen Zuschauern umdrängt. Während die einen alten Männer mit Behagen und ohne zu zittern Kaffee und Kuchen genossen, erwiesen sich andere hilflos und mußten unterstützt werden.

Beitrag zur fränkischen Gartengeschichte. Bei Camerarius (1588) erscheint der Lebensbaum Thuja orientalis L. noch als eine Seltenheit, die in Franken noch nicht akklimatisiert ist. Der Sumach, Rhus Cotinus, wird in Töpfen gezogen und wächst frei nur in Italien. Den Maulbeerbaum Morus nigra L., sowie einen blühenden Laurocerasus führt Camerarius mit besonderer Betonung als fremdartige Zierde seines Gartens an. Noch ist um seine Zeit die Platane, Platanus orientalis, nicht in Franken angelangt, aus dem Wunderlande Amerika haben erst einige wenige Ziergewächse, wie der Tabak, und die Sonnenblume, nicht aber Bäume, über England und Holland oder Spanien und Frankreich ihren Weg nach Franken gefunden. Unsere gemeinsten Ziersträucher, wie der Flieder, der Jasmin der Oleander sind noch nicht lange bekannt, zu schweigen von den gewöhnlichsten Gartenblumen, wie Tulpen, Kaiserkronen, Päonien, die eben erst über Österreich durch Vermittlung der Osmanen im Innern Deutschland ihren Eingang gehalten haben. Dagegen etwa 80 Jahre später, bei Dümler 1664, haben wir schon ein wesentlich modifiziertes Bild. Die Thuja ist weit verbreitet wie die Zypresse, der Sumach ist völlig akklimatisiert. Zum schwarzen Maulbeerbaum ist der weiße, heutigentags der weitaus häufigere, hinzugekommen. Der Kastanienbaum, Castanea vesca, ist in Nürnberger Gärten zu finden. Ziersträucher wie Syringa, Colutea, Gelsiminium (Jasmin) sind sehr heimisch geworden. Aus Amerika ist wenigstens eine Baumart, eine Pappel — Populus Americana nennt sie Dümler, — in Franken neu eingeführt. Diese Nürnberger Verhältnisse dürfen wir wohl unbedenklich auf Bamberg übertragen. Doch ist es willkommen, daß wir für mehrere unserer jetzt häufigsten Zierbäume, die Roßkastanie, die Pyramidenpappel, die sog. Akazie, sowie für eine neue Spezies unserer Waldbäume, die Lärche, noch bestimmtere, selbst durch Archivalien belegte Data gewinnen können. Schon Schöpf hat a. a. O. S. 15 ein Schreiben des Fürstbischofs Lothar Franz, an den Statthalter von Erthal in Bamberg, datiert vom 7. März 1699, mitgeteilt: danach hat der Fürst über 100 Stück von „denen Indianischen Kastanienbäumen oder auf französisch maroniers d'Inde“ aus Frankreich bestellt. Sie werden demnächst in Seehof anlangen und sollen eine anmutige Allee abgeben.

Kleine Mitteilungen.

Ein Held im Priesterkleide. Über Florian Sigismund Maximilian Miller von Altammertal und Frohnhofen, Pfarrer von Oberviechtach, und der Bauernkrieg in der südöstlichen Oberpfalz 1705 und 1706, berichtete in Nr. 13 S. 148—152, 17. Jahrgang des „Bayerland“, Dr. Redermann, Altmannstein, und gibt jetzt folgenden Nachtrag: Zur Frage über die weiteren Lebensschicksale des heldenmütigen Pfarrers Miller von Oberviechtach seit der Einnahme von Cham, 16. Januar 1706, vermag ich einen weiteren Beitrag zu liefern, der sich unter den geheimen Ratsprotokollen 1705/1706 im Kgl. Reichsarchiv München, Fol. 231, vorfindet und den ich der Güte des Herrn Oberst v. Wallmenich in München verdanke:

Fol. 231. (Vortrag) „Ein guettachten von den geistlichen Rhats Direktor Johann Martin Constante de dato 18. Juni abhin, wegen des super crimine rebellionis verhafften Priester Florian Miller und die abordnung einer weltlichen Persohn ad locum betr.“ (Verfügung) „bleibt bey diesem guettachten und selndt die auffäz ad subscribendum hereinzugeben, wirdtet auch der Reg. Straubing befolchen werdten, das sye den vorgeschlagenen Pfarrer zu Straubing und Perkhamb nottürftig informieren sollen. Sig. den 21. Augi:“ (1706) (Vortrag) „Das Hochstüfft Regenspurg erinnert den 8. Novembris, daß selbiges mit Vernembung des Miller examinis nit in mora, sondern diese Verschiebung von obvermelt beeden Pfarren, weill sich dise der Commission immer entschlagen wollen, herriehren thue, da aber dem leztern die acta man zu communiciren beliebte, seye dieses Hochstüfft des noch fernern erbiettens, disen ohne weiteren anstand nahmens des ordinariats zu sothanen examen zu verordnen.“

(Verfügung) „Der geistliche Rahts Director hat hierÿber seine mainung zu eröffnen sig. dem 9. Novembris.“

Wo nun Pfarrer Miller inhaftiert war und über die Art und Weise, wie sich seine Gefangenschaft gestaltete, ist aus der Verfügung des geistlichen Rates nicht zu ersehen; möglich ist, daß Straubing in Betracht kommt, da die Pfarrer von Straubing und Perkam genannt werden, vielleicht wurde der tapfere Pfarrer nach dem Falle von Cham dorthin in die Gefangenschaft geführt. — Das Hochstifft Regensburg wollte sich mit der Angelegenheit gegen Miller schon um deswillen nicht gerne befassen, weil ja kein kirchliches Verbrechen vorlag und der jugendliche Bischof von Regensburg Joseph Clemens, seit 19. Juli 1688 zugleich Erzbischof und Kurfürst von Köln, der Bruder des Kurfürsten Max Emanuel war.

Das Regensburger bischöfliche Archiv ist nicht geordnet, und so waren allenfallsige Millersche Prozeßakten nicht ausfindig zu machen; übrigens pflegen Personalakten bei kirchlichen Behörden nicht lange aufbewahrt zu werden.

Der Bibliothekar an der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek Dr. August Hartmann hat im 1. Jahrgang der Altbayer. Monatsschrift S. 33—61 historische Gedichte aus der Zeit der bayerischen Landeserhebung 1705 und der Rückkehr Max Emanuels nach Bayern veröffentlicht. Daselbst findet sich auf S. 45 ein Bild nach einem anonymen Kupferstiche aus dem Kgl. Nationalmuseum, das die Überschrift trägt: „Der Rebell Johann David Miller“ und die Gefangennahme des Pfarrers Miller darstellt. Ob sich wohl für Miller die Pforten der Freiheit wieder geöffnet und er jenen Tag noch erlebt hat, der durch den Rastatter Friedensschluß 1714 dem Kurfürsten Max Emanuel und seinem Bruder Land und Leute wieder zurückgab? — Am 10. April 1715 kehrte Max Emanuel, freilich in aller Stille, nachts 11 Uhr nach München heim. Kurz vor diesen Zeitpunkt fällt ein nur handschriftlich erhaltenes Gedicht, das bisher völlig unbekannt war und von Dr. Hartmann[1]) ausfindig gemacht und veröffentlicht wurde. Der nicht genannte Verfasser begrüßt den rückkehrenden Kurfürsten und erwähnt dann eine ganze Reihe bayerischer Patrioten, welche damals noch übrig waren. Auch des Pfarrers Miller wird in Strophe 22 in ehrender Weise gedacht.

„Einer haist Miller, hat neulich mir gefallen,
Wie er sein bayrische Stimme ließ erschallen;
Es wird der Himmel ihm raichen den Lohn.“

Hiernach hätte Miller jenen Tag, an dem Kurfürst Max Emanuel wieder von seinem Lande Besitz ergreifen konnte, noch erlebt, aber als Pfarrer von Oberviechtach kommt er nicht mehr vor.

[1]) Hartmann a. a. O. S. 48—60.

Bayerische Nationaltrachten. In Nr. 21 des „Bayerland“ (lauf. Jahrg.) brachten wir die Abbildung eines Bauernpaares in alter niederbayerischer Landestracht, von dem im Jahre 1872 zu Straubing abgehaltenen Kreis-Landwirtschaftsfeste. Wir richteten an unsere Leser in dortiger Gegend die Bitte, uns mitzuteilen, ob nicht die Persönlichkeiten festgestellt werden könnten. Herr Gastwirt Waasmeier in Haiming erfreute uns mit folgender Zuschrift: „Der Bursche war mein lieber Freund Xaver Hien, Gutsbesitzer in Mitterharthausen bei Straubing. Er wirkte 20 Jahre lang als Bürgermeister seiner Gemeinde und war zur Vertretung im Distriktsrat in eigener Person berechtigt, da er der höchstbesteuerte Bauer des Distriktes war. Infolge seiner Tüchtigkeit, seiner ruhigen Denkungsweise und seiner Kenntnisse war er lange Jahre Ausschußmitglied des Distriktes, außerdem Sachverständiger der staatlichen Hagelversicherung seit Gründung derselben, ferner lange Jahre 2. Vorstand des landwirtschaftlichen Bezirkes Straubing.

Das Mädchen war die Bauernstochter Franziska Schmidbauer von Weiling bei Feldkirchen; sie lebt noch, ist unverheiratet und verdient ihren Lebensunterhalt als Aushilfsköchin.“ — Wir danken Herrn Waasmeier für seine liebenswürdige Mitteilung.

Die kurbayerische Stadtverordnung vom Jahre 1670 schärft ihren städtischen Obrigkeiten ein, in der Gerechtigkeit festiglich zu halten; sie warnt vor Annahme von Geschenken, und böswilliger Verschleppung und befiehlt den mit der Partei verwandten oder verschwägerten Ratsfreunden von dem Rechte aufzustehen. „Es ist,“ so fährt die Stadtordnung fort, „in keine Wege zu gedulden, daß Ratsfreunde in ein Horn blasen, allerhand Knittelbünd unter sich machen, und durch offenbare Ungerechtigkeit viel Sachen zu ihrem Vorteil, dem gemeinen Wesen aber oder den Parteien zum Nachteil hieraus zu trucken sich unterfangen. Wie denn dergleichen Leute, wie sie bei den Mitbürgern ein schönes Feld oder Garten ersehen, sich sobald eindringen, deren Schulden an sich erhandeln, oder andere practiquen spielen, damit der Inhaber mit geschwinden Prozessen übereilt und durch Exekutionsmittel von dem Ihrigen verstoßen werden. Sondern es ist zuerst mit denjenigen, so ohne ihr Verschulden in Armut und Schuld geraten, Mitleid zu tragen, und alles Fleiß dahin zu suchen, daß sie samt Weib und Kindern bei häuslichen Ehren länger erhalten werden, inmassen aber auch in Strafsachen die Diskretion zu gebrauchen, daß zu Zeiten anstatt des Geldes, so meistenteils nur Weib und Kind entgelten müssen, eine andere Strafe vorgenommen wird.“

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Druck von R. Oldenbourg in München.

18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 880.

Nr. 37.

Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Aus Altrosenheim. Von K. Eid, Seminarlehrer, Archivar der Stadt Rosenheim In 3 Teilen. Mit 25 Vollbildern, 8 Seiten Musik- und zahlreichen Bildbeigaben. Rosenheim 1906 bei Bensegger. 380 Seiten gr. 8°, brosch. 5 M., in Orig.-Leinenband 6,20 M. (Schluß). — Die monographische Behandlung aller Stoffe und die anziehende Sprache macht auch dem Landfremden den Vortrag anziehend. Allgemein wertvolle und teilweise aktuelle Themen (Nibelungenliedfragmente und Schrotblatt in Rosenheim, der Benediktinerprediger des Baseler Konzils, großer Antlaß und Passionsspiel, Oberländer Aufstand [1705] — selbständige, in die Ortsvorgänge einführende Arbeit — Akademie Rosenheim, Wetterschießen — die einzige vorhandene, aktenmäßige Geschichte des älteren Wetterschießens, Feiertag-Abwürdigung, Säkularisation, innstädtischer Hausbau) begründen den Anspruch, daß das Buch als Nachschlagequelle in keiner größeren Bibliothek fehlen dürfe. Unsere Architekten werden insbesondere an dem nach Schultze-Naumburgs Schule behandelten Abschnitt über den Hausbau mit seinen 45 Ansichten und Rissen ihre Freude haben, die Musiker an den von Pilland verschiedentlich arrangierten Inntaler Weihnachtsliedern. Die Stadt Rosenheim hat in Eids Werk einen seltenen Empfehlungsbrief, an dem andere Städte für ähnliche Unternehmungen getrost lernen können.

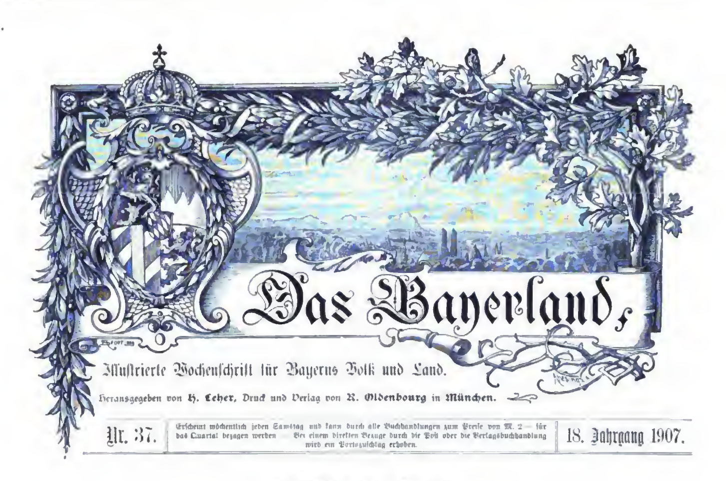
Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. I. und II. Band. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1907. Nicht leicht hat ein Werk bei seinem Erscheinen solche Aufregung hervorgerufen, in solchem Maße das Interesse der Allgemeinheit erregt, wie diese Memoiren, und doch wäre es unrichtig, ihre Bedeutung nach den damaligen Kritiken zu ermessen. Wer das Buch nicht besitzt und nicht gelesen hat, es nur nach den Auszügen der Presse kennen lernte, der möchte glauben, es sei einzig eine Sammlung sensationeller Enthüllungen. Und das ist unrichtig. Es ist ein bedeutendes Geschichtswerk, in welchem uns ein Mann, der am Webstuhle der Zeit selbst mitwirkte, berichtet, was er in der Zeit seines Daseines erlebt. Ihm war es ja gegönnt, vermöge seiner hohen Geburt, vermöge seiner glänzenden Laufbahn, mehr zu beobachten, zu schauen und zu erfahren, als vielleicht irgendein anderer. Wer dieses Werk aufmerksam durchblättert und durchliest, der wird mit Überraschung bemerken, wie er viele der wichtigsten Vorgänge und Ereignisse, die er bisher in der falschen Beleuchtung der unmittelbaren Berichterstattung der Zeitung betrachtet hatte, plötzlich mit dem hellsehenden Auge des Wissenden erblickt. Man kann Hohenlohes Denkwürdigkeiten zu den bedeutsamsten Memoirenwerken zählen, die je geschrieben wurden, und sie reihen sich würdig zu den hervorragendsten, derartigen Werke an, an welchen namentlich die französische Literatur überreich ist. Der Historiker weiß ja, daß er bei ihrer Benutzung nie zu vergessen hat, daß es sich ausschließlich um subjektive, persönliche Beobachtungen und Anschauungen handelt und somit nach Umständen Auffassungen im einzelnen zur Geltung kommen könne. Aber durch Vergleichung mit andern Berichten, Kritiken und Urteilen ist er dann imstande, die Wahrheit zutage zu fördern. Die ursprüngliche Besprechung in den Zeitungen war eigentlich geeignet, Mißtrauen gegen dieses Werk hervorzurufen. Der Leser wird sich überzeugen, daß das nicht zutrifft. Im Buche wirken die Enthüllungen, und mögen sie noch so sensationell sein, nicht so schroff und frappierend, als wenn sie aus dem Zusammenhang herausgerissen vor uns liegen. Es ist der Vorwurf erhoben worden, daß die Denkwürdigkeiten manches enthüllen, was noch nicht für Veröffentlichung bestimmt war. Dieser Einwurf kann entkräftet und zum mindesten gemildert werden, wenn wir



Das Mittertor (ca. 1400, renoviert 1600).
Illustrationsprobe aus: Aus Altrosenheim. Von K. Eid, Seminarlehrer, Archivar der Stadt Rosenheim.

betonen, daß diese Denkwürdigkeiten danach strebten, Wahrheit zu geben; daß sich hier der Autor eben nicht den Grundsatz jenes französischen Diplomaten aneignete, der da sagte: Die Sprache sei den Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen."

Die freie Offenheit des Werkes mutet sogar sympathisch an, gewährt sie uns doch auch einen Blick in das Seelenleben des Fürsten, in sein religiöses Empfinden, und mit Rührung lesen wir manche Zeile, in der er uns seine Gedanken und Überzeugungen über solche Gewissensfragen kund gibt. Das Geschick hat ihm ein überaus hohes Lebensalter beschieden, und fast bis zu dem letzten Momente blieb er in Amt und Tätigkeit. Und so ziehen denn an unserm geistigen Auge alle hervorragenden Persönlichkeiten, welche in Deutschlands und vor allem auch in Bayerns Geschichte seit den vierziger Jahren mitarbeiteten, vorüber. Mancher derselben, namentlich der alte Kaiser Wilhelm sind mit sprechender Plastik ausgearbeitet. Die Ausstattung seitens des Verlags ist eine vorzügliche. Besonders interessant sind die beigegebenen Porträts, das Jugendbildnis des Fürsten aus dem Jahre 1846, sein Bild als bayerischer Minister-Präsident, als Statthalter von Elsaß-Lothringen und als Reichskanzler.



Der Junker von Hergols.

Fränkische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Edmund Köller. Illustriert von G. Mayr.

(Fortsetzung.)

Es sei ja wohl christlich und löblich, daß die Richter Eifer zeigten in Verfolgung der Unholde, und sei ja auch das crimen laesae majestatis divinae, dessen sich die, so mit dem Teufel zuhielten, schuldig machen, omnium criminum gravissimum. Item, es werde aber auch viel Unfug mit den Hexenprozessen getrieben, und er, Doctor utriusque Gottlob Hobenius selbst, habe einen Traktat de fallacibus indiciis magiae in Druck ausgehen lassen, worin er auf praxi und guter Skribenten Autorität nachgewiesen, wie häufig blut- und geldbürstige Richter erst in die Inquisiten hinein- und hinausgefoltert hätten, was sie aussagen sollten. Er habe wenig Dank und viele Feinde von dem Traktat gehabt. Doch er wisse, was er wisse, und habe den Wierum nicht umsonst gelesen; mancher Richter habe sich durch Hexenprozesse gefettet, er möge aber mit eines solchen Gewissen und Sterbekissen nicht tauschen. — Lieber Meister Michael," hatte dann der Doktor nach einer Pause, während welcher er die Nase stärker denn vorher gerieben, weiter gesagt, und dem bekümmerten Manne die Hand traulich auf die Schulter gelegt, „Ihr seid ein wackerer und verschwiegener Mann, ich sag's Euch im Vertrauen, als Euer getreuer Berater: der Heinrich Grollmannus, der jetzt hier in Schweinfurt den obersten Richterstuhl einnimmt und dessen rechte Hand der Niklas Krauß ist, läßt auch einer Inquisitin eher die Seele aus dem Leibe schrauben, wenn sie einmal durch Zeugen, gleichviel ob wohl oder übel beleumundet, verdächtigt ist, als daß er zur Milde neige und des Defensors pro avertenda inquisitione Gründen Gehör gebe. Hab's doch neulich erfahren müssen, Meister Michael Rehm, als ich die Heimburgin verteidigte, die man auf liederliche Indizien und ausgefolterte Bekenntnisse hin verbrannt hatte. Nun erwägt, daß der Niklas Krauß, Euch und Eurer Tochter bitterer Feind, gerade ein sonderlich Ansehen beim processu contra sagas hat, weil er den ungelehrten Eseln viel wüste Gelehrsamkeit aus dem Damhouder, Deloiome, Bodino und Remigio auszupacken weiß. Der hat schon manche, ich will nicht gesagt haben, ob schuldig und unschuldig, auf die Leiter und an den Brandpfahl gebracht. Bedenkt's wohl Meister!"

Der Teichmüller fuhr heftig zusammen. So wohlmeinend der Doktor auch zu ihm gesprochen hatte, so kam er ihm doch durch seine dürre Erwähnung der Folter und des Brandpfahls, welchen er in den höllischen Hintergrund eines möglichen Hexenprozesses stellte, wie ein Unglück weissagendes Greuelgespenst vor, welches in der abenddüsteren Stube, vom schwarzen Schlafpelz umhüllt, so lang und hager und mit dem dürren, spitzen Finger demonstrierend, vor ihm stand. Dazu kam der Doktor, je dunkler es wurde, desto mehr in das brummende, summende und schnurrende Latein, so daß es dem Michael wurde, als ob sein ganzes Mühlwerk ihm im Kopfe drehe. Drum legte der arme Mann mit zitternder Hand ein paar Reichstaler auf den Tisch und verabschiedete sich. Mit Sorge, Kummer und Grimm im Herzen, sahen wir, traf er in Sennfeld ein, und so war's von nun an Wochen und Monate mit ihm. Auch gegen die arme Elsbeth war er hart und schob alles Ungemach auf ihr loses, unbedachtsames Geschwätz.

„Die liebe, holde Elsbeth soll ein Unhold sein!“ sprach dann wohl Petrander vor sich hin und faltete die Hände. „Großer Gott, tu ein Einsehen, ich möchte verzweifeln! Aber ich bring's noch bis vor den Kaiser, daß alles nur böser Leute Geschwätz ist; der ist gerecht und wird das Unrecht strafen!“

Es verging kein Tag, an welchem der Prädikant nicht als ein Ermahner und Tröster in der Teichmühle gewesen wäre. Er wollte es den Leuten recht zeigen, welch schändlich Unrecht sie der Elsbeth täten. Warum durfte er denn bei der Elsbeth aus und ein gehen, ohne daß sie ihm einen Hexenschuß gab oder sonst einen Schaden tat.

Recht vor aller Welt Augen, daß es die Leute gerade recht hören und sehen sollten, erfaßte er, wenn er die Elsbeth im Garten erwischte, ihre Hand, nannte das weinende Mägdlein recht laut ein liebes, frommes Kind, und in der Stube — küßte er ihr gar die Hand und wischte ihr auch wohl die Tränen von der glatten, bleichen Wange. Würde ihm schön bekommen sein, wenn die Elsbeth wirklich eine Hexe gewesen wäre. „O, das dumme, holzhäuptige Büffelvolk das!“ dachte und seufzte der brave Cyprian.

So lieb und gut der Herr Magister aber auch war und tat, es wollte kein Trost verfangen bei dem armen Mägdlein, und die bösen Leute wurden immer schlimmer gegen sie. Zumal als, es war schon im Herbste und die Obsternte nah, der Niklas Kraus, der Wenzl und die Traudl häufiger als sonst im Dorfe gesehen wurden. Die gingen besonders bei der Lumpenstine und Rebengrete aus und ein, und was sie da zusammenkochten, mochte wohl selbst für den Höllenfürsten ein abscheulicher Brei sein. Es kam bald so weit, daß böse Buben vor der unglücklichen Elsbeth ausspien, wo sie sich sehen ließ, und als sie einmal einen kleinen Pflaumenbaum im Garten schüttelte, rief unter Grinsen und Zähnefletschen die Lumpenstine über den Zaun:

„Schüttle, schüttle, Holderchen!
Mir und dir ein Molderchen!
Trag es durch den Rauchfang ein,
Wird bald Gold und Silber sein!“

Elsbeth hatte der Bösen gleich den Rücken zugekehrt und war dem Hause zugegangen, doch konnte die Unglückselige noch hören, wie die Lumpenstine ihr nachrief: „Hoho, Hochmut kommt vor den Fall! Ist manche reifer zum Fall, als sie denkt, und hat der Angstmann schon manche hoffärtige Dirne de- und wehmütig gemacht, wer weiß, wie bald's kommt!“

Elsbeth sank von Schmerz und Scham übermannt auf der Schwelle zusammen und hörte nicht mehr, wie die Lumpenstine schrie und fluchte; der war nämlich ein Mühlknappe mit beiden Fäusten in den zerstrobelten Kopf gefahren und hätte sie unter Schlagen und Treten vielleicht bis an den Mühlbach geschleppt, wenn nicht Leute zugesprungen wären. Lumpenstine war aber nun erst recht zur Furie geworden, sie lief stracks im ganzen Dorfe umher und verschwur und vermaß sich, daß es keine acht Tage mehr währen sollte, bis die Elsbeth im Schweinfurter Hexenturm liege.



War das ein Kopfzusammenstecken . . .

Und so konnt's wirklich kommen, denn schwärzer und schwärzer zog das Unglückswetter gegen die arme Elsbeth herauf und war nahe am Losplatzen.

Der heuchlerische, hundswütige und rachsüchtige Schelm, der Niklas Krauß, hatte alles eingerührt, und seine höllischen Gesellen waren besonders der Wenzel, die Traudl, die Stine und die Grete gewesen. Er selbst, wenn er von der Elsbeth böse reden hörte, hatte geseufzt, die Augen zum Himmel gedreht und vor den Leuten gemeint, es würde wohl nicht so schlimm sein, freilich sei heutzutage die List des bösen Feindes groß und seine Verführungskünste seien fast unüberwindlich, es wäre Jammer und Schade um die Elsbeth, ihn daure sie doch, obwohl sie ihn so schnöde behandelt habe. So sprach der Krauß auch vor seinen Kollegen, dem vorsitzenden Richter, dem die bösen Reden, welche über die Elsbeth gingen, längst zu Ohren gekommen waren, — und der Richter meinte, man müsse bald ein Einsehen tun.

So trüb wie der Oktoberhimmel, der jetzt mit Sturm und Regenwolken über der Erde hing, war's auch in der armen Elsbeth Herzen. Immer bedrohlicher wurde die Tücke ihrer Feinde, in der ganzen Umgegend galt sie bereits als eine Verdächtige. Es half nichts, daß der Magister Petrander eine untertänigste Vorstellung an den Bürgermeister hatte abgehen lassen, in welcher er auf vielen Bogen über den Unfug des Hexenprozesses überhaupt und von der Gefahr, welche der unbescholtenen Jungfer Elsbeth Rehm durch böser Leute Tücke besonders drohe, gründlich abgehandelt hatte. Du lieber Gott! Diese Herren hatten jetzt mehr zu tun, als sich um ein armes Hexlein zu kümmern. Ist leicht zu vermuten, daß in solchem Trubel und Drang die Herren nichts von des Petranders Skriptum zu sehen bekamen.

Wie gefährlich es um die arme Elsbeth stehen mußte, bewies, daß eine alte Frau Muhme auf heimlichen Wegen von Grettstadt kam und die Elsbeth überreden wollte, sich durch schnelle Flucht einer Verfestigung zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Garchinger Heide als Natur- und Kultur-Denkmal.

Von Dr. Franz Vollmann.

Vortrag, gehalten bei der Linné-Feier der Bayerischen Botanischen Gesellschaft in München, am 23. Mai 1907.

Die Bestrebungen, die natürliche Landschaft gegen die entstellenden Eingriffe des Menschen zu schützen, sind wie anderwärts so auch in Bayern nicht neu. Conwentz hat sie in seinem jüngst erschienenen Schriftchen „Schutz der natürlichen Landschaft, vornehmlich in Bayern“ (Berlin 1907) über 100 Jahre zurückverfolgt, indem er darauf hinweist, daß schon 1803 das damals im Privatbesitze befindliche Mühlwörth bei Bamberg, nachmals Theresienhain benannt, vom Staate zu dem Zwecke angekauft wurde, diesen herrlichen Baumbestand zu erhalten und den Einwohnern Bambergs als Spaziergang und Belustigungsort zu überlassen. Und derartigen Maßnahmen in Bayern begegnen wir öfters im verflossenen Jahrhundert. Aber nur zu leicht kommt in Vergessenheit, was der Mensch der Natur schuldet. Muß daher jede Generation aufs neue aufgerüttelt werden zu jenen Bestrebungen, für die in jüngsten Tagen die Bezeichnung „Schutz der Naturdenkmäler“ geprägt wurde, so gilt dies besonders für unsere Zeit, wo bei der stetigen Zunahme der Bevölkerung, bei dem rastlosen Vorwärtsstreben auf dem Gebiete der Industrie, bei der intensiveren Ausnutzung des Bodens für landwirtschaftliche Zwecke ein Interessenstreit der an sich wohlbegründeten auf das Reale, das Praktische gerichteten Tätigkeit mit den nicht minder berechtigten idealen Forderungen der Menschheit sich herausbilden mußte.

Es haben sich daher auch in den letzten Jahren insbesondere wissenschaftliche Vereine in allen Gauen Deutschlands wie des Schutzes der historischen Denkmäler so des Naturschutzes angenommen. Auch in Bayern fanden solche Rufe kräftigen Widerhall bei der Staatsregierung, und auf Veranlassung des Kgl. Staatsministeriums des Innern wurde ein Landesausschuß für Naturpflege in München ins Leben gerufen, dessen vornehme Aufgabe darin besteht, von der Ursprünglichkeit und Schönheit der Natur und der natürlichen Landschaft zu retten, was irgendwie noch zu erhalten ist, einzugreifen, ehe es zu spät ist. In diesem Landesausschuß ist auch die Bayerische Botanische Gesellschaft vertreten, die neben anderen umfassenden Aufgaben auch den Naturschutz auf ihrem Programm hat. Es ist leicht begreiflich, daß sie dabei dem Schutze der pflanzlichen Naturdenkmäler ihr besonderes Augenmerk zuwendet, zumal gerade hierfür in weiteren, selbst in gebildeten Kreisen noch geringes Verständnis und Interesse vorhanden ist.

Die Bayerische Botanische Gesellschaft hält es für ihre Pflicht, nicht allein dafür einzutreten, daß allbekannte, durch ihre Schönheit ausgezeichnete, durch die Mode in ihrem Bestand gefährdete Pflanzen wie Edelweiß, Alpenveilchen (Cyclamen europaeum), Frauenschuh und andere Orchideen u. dgl. wirksam geschützt werden, sie will auch der Ausrottung pflanzengeographisch interessanter Einzelvorkommnisse, die durch irgendwelche Umstände gefährdet sind, vorbeugen. Sie legt aber das Hauptgewicht darauf, daß Vegetationstypen, Pflanzenvereine, die in ihrer Existenz bedroht erscheinen, späteren Geschlechtern in ihrem Bestande gesichert werden sollen. Beispielsweise muß vom Standpunkt der ökologischen Pflanzengeographie darauf das Augenmerk gerichtet werden, daß aus dem Pflanzenverein der Hygrophyten da und dort, namentlich in der Nähe von größeren Städten und Universitätssitzen, ein typisches Hochmoor, sodann aus dem Pflanzenverein der Xerophyten ein für xerophile Vegetation günstiger Hügel mit seiner lehrreichen Gras- und Staudenvegetation, etwa noch vorhandene Heidegebiete, ferner besonders instruktive Typen von alten Laub- und Nadelwäldern vor dem Untergang bewahrt werden. Vielfach fühlt sich der Mensch in seinem Egoismus nur dazu berufen, die Werke der Schöpfung zu zerstören, anstatt für ihre Erhaltung nach Kräften Sorge zu tragen.

Ich kann dabei freilich nicht verschweigen, daß man bei den Bemühungen zur Erhaltung der Naturdenkmäler auch zu weit gehen kann. Ich stehe persönlich auf dem Standpunkt, den ich auch im Landesausschuß für Naturpflege ausgeprägt fand: Unsere idealen Forderungen sollen mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens nicht allzusehr kontrastieren. Durch das Bemühen um Weckung eines entsprechenden Verständnisses bei der Allgemeinheit wird sich manches retten lassen, ohne daß Landwirtschaft und Industrie dagegen Einspruch erheben oder mit zähem Widerstreben unserem Vorgehen entgegenarbeiten.

Stellen wir nun die Frage, was an Naturdenkmälern in der näheren Umgebung von München unter allen Umständen erhalten werden sollte, so tritt dem Eingeweihten mit zwingender Notwendigkeit die Garchinger Heide vor Augen, die nicht allein eines unserer süddeutschen Naturdenkmäler ersten Ranges, sondern zugleich eine ehrwürdige Stätte uralter Kultur darstellt.

Die Garchinger Heide ein Naturdenkmal! Als Sendtner 1854 sein Werk „Die Vegetationsverhältnisse Südbayerns“ veröffentlichte, konnte er der Garchinger Heide eine Länge von $3\frac{1}{2}$ Meilen und eine durchschnittliche Breite von $\frac{1}{2}$ Meile zumessen. Aber Sendtner mußte schon konstatieren, daß diese Strecke teilweise durch Kultur einige Veränderungen erlitten habe, „deren Fortschritte von Jahr zu Jahr das Häuflein der Wilden unserer Flora weiter zurückdrängten aus der Nähe der bewohnten Gegenden, bis einst auch die letzten Mohikaner spurlos verschwunden sein würden.“ Leider müssen wir seinen prophetischen Worten heute recht geben. Er umfaßte mit der Bezeichnung Garchinger Heide die damals bei der Georgenschweige beginnende Fröttmaninger, sodann die Garchinger und die sich bis an die Flurgrenze der Gemeinde Neufahrn hinziehende Echinger Heide. Und wie verhält es sich jetzt mit diesen Gebieten? Was ist von ihnen noch intakt geblieben?

Die Fröttmaninger Heide ist wie der allergrößte Teil des ja in vieler Hinsicht ähnlichen Lechfeldes dem Militärärar verfallen; die ursprüngliche Vegetation ist zerstampft von den Hufen der Rosse, zertreten von dem ehernen Schritte unserer Marssöhne. Die Gegend von Garching wurde inzwischen, weil sich hier weite Strecken humoser Anhäufungen finden, zum großen Teile in Ackerland umgewandelt. Auch in der

Echinger Flur verschwindet fast Jahr um Jahr ein Stück der einstigen Heidelandschaft. Und trotz geringer Ergiebigkeit wäre noch manche Strecke davon bereits verloren gegangen, wenn nicht die Equitation diesen Teil der Heide zu ihren Reiterübungen gepachtet hätte. Immerhin ist hier in der Echinger Markung noch ein zusammenhängendes, etwa 180 bis 200 Tagwerk betragendes — wenn auch stellenweise bereits durch Kulturinseln und -Zungen seines natürlichen Charakters beraubtes — Gebiet vorhanden, das uns noch einen Begriff zu geben vermag, welche Physiognomie einstens vor dem Eingreifen des Menschen in nachweislich viel weiterer Ausdehnung auf der bayerischen Hochebene die Landschaft trug. Verschwunden davon ist der größte Teil der Welser und Pockinger Heide, auf ein Minimum zurückgegangen die Heide an der Isarmündung bei Moos, die Rosenau bei Dingolfing, die Sempter Heide, die Menzinger Heide bei Nymphenburg.

Aus welchen Gründen müssen wir aber diese Tatsache aufs lebhafteste bedauern?

Für jeden Freund der Natur bietet eine ursprüngliche, nicht von der Kultur berührte oder gar von Jahr zu Jahr veränderte Landschaft einen geheimnisvollen Reiz. Wirkt in unseren Alpen die gewaltige plastische Formgestaltung mächtig auf unser Gemüt, so trägt doch auch hier in der einsamen Felsenwildnis, in der starren Gletscherwelt das Fehlen jeder menschlichen Tätigkeit, die Jungfräulichkeit der Natur dazu bei, jenes unaussprechliche Gefühl zu erwecken, das uns immer wieder mit Allgewalt dahin zieht. Dieser Zauber der Ursprünglichkeit ist es auch, der in der landschaftlich gerade entgegengesetzten Formation, in der Heide der Ebene, sich geltend macht. Man braucht gar nicht das Glück zu haben, das in unserer Heide an heiteren, warmen Tagen nicht seltene Phänomen der Luftspiegelung zu genießen, das Sendtner mit der Fata Morgana vergleicht: eine Frühlingswanderung über die baumlose Fläche, über welche starke Rudel von Rehen windschnell dahineilen, wo kein Laut an unser Ohr dringt als der langgezogene Klageton des großen Brachvogels oder das Kreischen der Kiebitze, genügt, um fern vom Gewühle der Menschen von jenem Gefühle übermannt zu werden, das dem Magyaren seine Steppe so teuer macht, die das ungarische Volkslied preist und die Ungarns gefeiertster Dichter Petöfi in seinen „Ruinen der Zschárda“ begeistert besingt.

Aber mehr als die ästhetische Seite fällt das wissenschaftliche Moment in die Wagschale.

Man pflegt unser Gebiet als Heide zu bezeichnen. Das Wort Heide, das wahrscheinlich mit dem mittelhochdeutschen »heien« = wachsen zusammenhängt, bedeutet ursprünglich die den Hof umgebenden Felder. So ist schon bei Ulfilas haithi = ἀγρός. Aber schon im Beowulf, dem angelsächsischen Gedicht aus dem 8. Jahrhundert, ist haede = ager incultus, und namentlich in Franken und in Süddeutschland wird Heide frühzeitig als Gegensatz zu bebautem Feld und zum Walde aufgefaßt, während man in Norddeutschland im Volksmunde unter Heide vielerorts einen Wald, hauptsächlich Kiefernwald, versteht (Gräbner, die Heide Norddeutschlands V. Bd. der „Vegetation der Erde“ von A. Engler und O. Drude, Leipzig 1901).

Die wissenschaftliche Definition von Heide gibt Gräbner (a. a. O. S. 27) und nennt sie „ein offenes Gelände ohne erheblichen Baumwuchs“, einen ökologischen Pflanzenverein, „dessen Holzgewächse im wesentlichen aus Halbsträuchern oder niedrigen Sträuchern bestehen, und welcher auch zugleich eines geschlossenen, saftigen Graswuchses ermangelt.“

Dies ist denn auch der Charakter der norddeutschen Heiden wie z. B. der Lüneburger Heide, mit denen unsere süddeutsche Heide wenig gemein hat. Letztere scheidet vom Begriffe der eigentlichen Heide besonders der tatsächlich geschlossene Graswuchs, wenn auch Flechten, namentlich Cladonia silvatica und alpestris, den Grasteppich mehr oder weniger durchsetzen.

Nicht „braun und dürr“, wie der Dichter sagt, sondern grün und blütenreich finden wir wenigstens Mai bis Juli — und wenn der Sommer nicht allzu trocken, bis in den September hinein — unsere Heide und zwar mit dem Vorherrschen der gelben Blütenfarbe. Deshalb wird auch unsere Heide richtiger als Heidewiese bezeichnet, die große Ähnlichkeit mit den osteuropäischen Steppen, besonders aber mit den südlich der Donau gelegenen Heiden Niederösterreichs hat, ohne sich jedoch mit ihnen vollkommen zu decken. Denn während Ungarns und Rußlands Steppenheiden, die, soweit sie geschlossenen Graswuchs zeigen, auch mehr und mehr zur Neige gehen (vgl. Kerner, Flora der ungarischen Sandheiden. „Flora“, 1857), im Hochsommer bei dem vor Trockenheit starrenden und klaffenden Erdboden den Eindruck trostloser Öde und Erstorbenheit verursachen, um sich erst im Herbste noch einmal mit Dianthus serotinus, Polygonum arenarium und Colchicum arenarium zu schmücken, erlischt, entsprechend den klimatischen Verhältnissen, die Vegetation unserer Heidewiese niemals gänzlich.

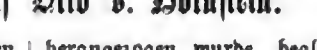
In diesen Unterschieden liegt bereits ein Teil ihrer pflanzengeographischen Bedeutung. Sie ist ein Unikum, eine Formation, wie sie hinsichtlich der Gestaltung ihres allgemeinen Vegetationsbildes im übrigen Deutschland nirgends anzutreffen ist.

Doch ein ebensogroßes Stück Eigenart liegt in der speziellen Zusammensetzung der Flora unserer Heidewiese.

Hat auch die Heide Norddeutschlands natürlich manche Pflanzenarten mit unserer Heidewiese gemeinsam, so sind doch die Leitpflanzen und mit ihnen — abgesehen vom Fehlen einer zusammenhängenden Grasnarbe — der ganze Vegetationscharakter ein grundverschiedener. Dort in der Tiefebene herrschen Calluna, Tetralix — und wenn Gräser den Typus bestimmen — Molinia, Sieglingia, Calamagrostis, Aira oder Nardus vor, die hier größtenteils fehlen oder nur schwach vertreten sind.

Auch mit jener Formation, die Gradmann in seinem „Pflanzenleben der schwäbischen Alb“ als Steppenheide bezeichnet, läßt sich die Heidewiese unserer Hochebene nicht gleichstellen. Gradmann irrt, wenn er behauptet, daß die Heideformation, wie sie auf der Alb in die Erscheinung tritt, dem Artenbestand nach identisch sei mit der Vegetation der südbayerischen Heiden, so der Garchinger Heide. Daß diese schwäbische Heide vielmehr die engste Verwandtschaft mit unseren steinigen, sonnigen Jurahängen und nicht mit der Heide der Hochebene hat, geht mit Evidenz hervor aus den von Gradmann selbst angeführten Leitpflanzen seiner Steppenheide.

(Fortsetzung folgt.)



† Exzellenz Graf Otto v. Holnstein.

Vor wenigen Tagen raffte der unerbittliche Tod einen edlen Mann dahin, dessen Andenken bei allen, die ihn kannten, unvergeßlich sein wird. Auch das „Bayerland“ verehrte in ihm einen treuen Freund und Gönner.

In der Morgenstunde des Pfingstsonntags verschied zu München Se. Exzellenz Graf Otto v. Holnstein, Kgl. Kämmerer und Hofmarschall a. D. Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern.

Er wurde geboren am 7. Oktober 1833 als Sohn des 1874 verstorbenen Grafen Theodor, Kämmerers und Appellationsgerichtsrates. Graf Otto war nicht nur langjähriger Hofmarschall des Prinzen Ludwig, er war auch in weitem Maße dessen Vertrauter. So lebte er insbesondere auch im Sommer in der Nähe seines prinzlichen Herrn, in der Leutstetten nahegelegenen Holsteinschen Villa in Petersbrunn.

Wie der Prinz, war auch Graf Otto ein Freund landwirtschaftlicher Interessen, und auf den landwirtschaftlichen Jahresgeneralversammlungen wurde er als der Hofmarschall des prinzlichen Ehrenpräsidenten eine bekannte Persönlichkeit. Seit der Regentschaft, seit Prinz Ludwig mehr zu Repräsentationen an auswärtigen Höfen herangezogen wurde, begleitete Graf Holnstein seinen Herrn auf diesen Reisen, so nach London zu dem Regierungsjubiläum der Königin Viktoria, nach Petersburg u. a.



† Exzellenz Graf Otto v. Holnstein.
Photographie von Hofphotograph Baumann, München.

Graf Holnstein heiratete im Jahre 1865 die Gräfin Luise Basselet von La-Rosee, Kgl. Palastdame; zwei Söhne aus dieser Ehe sind Offiziere. Graf Otto wurde für seine Verdienste mehrfach, so unter anderem bei dem silbernen Ehejubiläum des Prinzen und der Prinzessin Ludwig (1893), ausgezeichnet. Neben hohen Klassen im Kronen- und St. Michaelsorden besaß er das Prädikat „Exzellenz“, ferner Orden von Preußen, Österreich, Toskana und Großbritannien. Seit 1871 war er Kgl. Kämmerer; auch als Hofmarschall war er Jubilar. Er war 1854 in den bayerischen Justizdienst getreten, welchem er zuletzt als Bezirksamtsassessor bis 1872 angehörte. 1871 war durch König Ludwig seine Ernennung zum Kgl. Kämmerer erfolgt, und am 18. April 1872 erhielt die Berufung des Grafen zum Hofmarschall des Prinzen Ludwig die königliche Bestätigung. 31 Jahre stand Graf Holnstein an der Spitze der umfangreichen Verwaltung des Prinzen Ludwig, die er bis zum Jahre 1904 führte. R. I. P.

Furth im Wald und der Hohenbogen.

Von Hans Steinberger, München. (Fortsetzung.)

Vom Einbauernbühl, der das schmucke Landhaus eines begeisterten Verehrers des Bayerischen Waldes trägt, erschließt sich wieder eine wundervolle Rundschau auf Berge und Täler. — Dort liegt im idyllischen Talkessel, am Bergeshang hingelehnt, Gleißenberg, das letzte Dorf des Bayerischen Waldes, dessen Grenze der Hiener bildet. Hinter demselben beginnt die Steinpfalz, gegen deren Zugehörigkeit zum Bayerischen Wald der Waldler selbst sich energisch verwahrt. Weit hinein in das Gebiet des Oberpfälzer Waldes dringt der Blick, bis in meilenweite Ferne trifft er auf hohe Bergkuppen, tiefgrüne Waldespracht und lieblich-einsame Täler. Wundersam ist es, in später Abendstunde auf die in purpurviolettem Schimmer prangende Ferne hinab und hinaus zu schauen. Dann leuchten ringsum die Berge und Höhen, die hochgelegenen Kirchen und Kapellen, die friedlichen Dörfer und Einödhöfe in zauberischem Glanze, und die Dämmerung breitet ihre wallenden, aus Purpur, Orange, Gold und Grün gewobenen Schleier über all diese Herrlichkeit, welche des Tages letzte Farbenpracht in ihrem Scheiden widerspiegelt. Und wie drunten in den Tälern diese lichtsprühenden Tinten sich allmählich ineinander mengen, erblassen und im fahlen Grau untergehen, küßt drüben die majestätischen Felsenzacken des Ossa ein letzter Sonnenstrahl, daß sie auf Augenblicke in rosiger Pracht erglühen; „der Wode feiert das Rosenfest in seinem güldenen Hause.“ Harmonisch, wie leise Präludien fernen Orgelspieles, ist das Abendgeläute verklungen; nur das schnaubende Pusten und langsam in den Wäldern verhallende Rollen eines Eisenbahnzuges dringt noch aus dem breiten Chambtal herauf; der Nachtwind weht über die Berge herein, und die weiten, dunklen Wälder atmen wie im Traume, und in den schlummertiefen, beseligenden Nachtfrieden sendet verklärend der Mond sein magisches Silberlicht herein.

In nächster Nähe von Furth ist der mit schönem Föhrenwald bestandene Deschlberg die erste Stufe, mit welcher sich das Hügelland in immer höheren Terrassen zum Massiv des Hohenbogens hin aufbaut. Vom Göttersitz, einem felsigen, von mächtigen Buchen beschatteten Plateau, aus liegt, ein ungemein freundliches Bild bietend, die Stadt Furth aus-



Voithenberghütte bei Furth i. W. Photographie von Max Wagner, Furth.

gebreitet, im Hintergrund ragen die breiten Rücken des Reiseck, des Czerchow und des Diebergs auf. Ein wohlgepflegter Pfad führt von der Wutzmühle am Fuße des Deschlbergs durch das hochstämmige Föhrengehölz nach Arnschwang hinüber. Um die Kirche dieses größten Dorfes des Bayerischen Waldes zieht sich heute noch die wohlbewehrte Ringmauer; der „Büchsenturm" an der Kirche und das von einem breiten Wassergraben umzogene Schloß deuten auf die sturmbewegte Vergangenheit dieses alten Herrensitzes hin. Wie in so vielen Orten des Bayerischen Waldes weist der Volksmund die hier vorhandenen unterirdischen Gänge der geheimnisvollen Tätigkeit der Schrazeln (Heinzelmännchen) zu.

Zum Abschiedsblick auf Furth und seine reizvolle Umgebung lockt der Hohenbogen; von seinem Gipfel aus entrollt sich die Ausschau auf eine neue Welt, die der Zauber der Ferne hier unten noch ahnungsvoll verschleiert hält.

Stolz wie ein König thront diese vielgerühmte Aussichtswarte über den Bergen und Tälern des Regen, des Chamb und des Freibaches. Ihre markige Gestalt wirkt bannend auf das Auge, voll Kraft und Schönheit ragt sie in den azurblauen Himmel auf; das Rauschen ernster Wälder und der brausende Sang der sie umstürmenden Winde klingt um diesen hochragenden Felsenaltar, diese trutzige Grenzwarte, an deren Fuße so harte, blutige Kämpfe getobt und die eine reiche Sagenwelt mit immergrünen Ranken umschlingt.

Durch eine Einsattelung mit dem Nordende des Künischen Gebirges zusammenhängend, ist der Hohenbogen dessen nach Westen sich wendende Fortsetzung und stellt sich nach allen Seiten hin als selbständige Berggruppe dar, deren höchste Erhebung, der Eckstein oder Schwarzriegel, 1083 m beträgt. Als Aussichtspunkt ersten Ranges erscheint an diesem langgestreckten Bergrücken die Westkuppe, der Burgstall (977 m). Ein riesiges Kreuz flammt von hier im Morgensonnenglanz weit hinaus in unermeßliche Ferne.

In mineralogischer Hinsicht unterscheidet sich der Hohenbogen von den Hauptgipfeln des Bayerischen Waldes, welche aus Granit oder Gneis aufgerichtet sind, durch seinen Aufbau aus dem dem Gneis nächstjüngeren, kristallinischen Hornblendeschiefer, einer Abart des Glimmer- und Dioritschiefers, dessen graubraune, verwitterte Felsbänke allenthalben aus dem Waldboden zutage treten und die blätterige Schichtung deutlich erkennen lassen. Den Hauptschmuck des Hohenbogen bildet sein herrlicher, undurchdringlich erscheinender Waldbestand, der die kleinen, von plätschernden Bächen durcheilten Schluchten verkleidet und in den die allerorts so vandalisch wütende Axt noch keine, für das Auge schmerzliche Breschen gerissen hat. — Eine prächtige Waldstraße führt in sanfter Steigung am Westabhang zur Kötztinger Diensthütte empor, wohlgepflegte Pfade geleiten allenthalben durch den majestätischen Hochwald; aber ein Abweichen vom Wege bedeutet vielfach ein mühevolles Wagnis und läßt den unvergleichlichen Baumschlag dieser stundenlangen, mit lichtgrünem Laubholz vermischten Tannenforste bestaunen.

Zu allen Tagesstunden und Jahreszeiten ist der Anblick des Hohenbogen ein ungemein reizvoller, stimmungsreicher.

Ob der Zauber der Morgensonne im rosigen Glanze leuchtend über demselben webt, zur Mittagstunde diese Waldmauern tiefgrün aus dem durchsichtigen Ferndust hervortreten, die Glut der Abendsonne sie mit purpurvioletten Lichtstreifen schmückt oder das Mondlicht mit glitzernden Silberfunken über die Tannenmassen hinspielt, immer wirkt das Bild entzückend auf das Auge. Und wie farbenfrisch lacht in der Maienschöne das lichte Grün der Buchenhalden aus dem ernsten Dunkel der Hochwälder hervor; wie großartig, feierlich wirken diese unabsehbaren Forste, wenn im Herbst die purpurne Laubpracht der sterbenden Wälder in verklärtem Frieden grüßt, von den buntschillernden Buchen und Ahornen Blatt um Blatt lebensmüde herniederrieselt und neben diesen farbensatten, von leuchtendem Gold bis zum tiefsten Purpur in allen Abtönungen spielenden Laubkronen die tiefen schwarzen Schatten der riesigen Tannen mit ihren windzerwühlten Wipfeln stehen! Wer aber nach sturmdurchtobter Dezembernacht auf die mit hohen Schneewällen bedeckten Gefilde hinausschaut, läßt in staunendem Entzücken sein Auge über die im Frührotschein des jungen Tages funkelnde, erhabene Winterpracht des Hohenbogen und über seine wie mit Milliarden von blitzenden Edelsteinen übersäten Wälder gleiten, deren weißer Mantel frisch und licht in feierlichem Schweigen erstrahlt.

Zwei Wege stehen von Furth aus nach dem Hohenbogen zu Gebote. Wenn zumeist der kürzere, vom Deschelberg abzweigende gewählt wird, geschieht dies des herrlichen Waldschattens wegen, durch den er fast ununterbrochen bis an den Fuß des Hohenbogen geführt ist. Landschaftlich viel genußreicher, wenn auch sonniger ist der Weg über Eschlkam und Neukirchen, der mitten durch die Hügellandschaft des weiten Further Passes führt und reich an prächtigen Fernsichten ist.

An zahlreichen Bierkellern vorüber verläßt die breite Heerstraße nach Böhmen die Stadt Furth und steigt aus der Niederung des Chambtales zum Hochrand hinan. Die Rückschau auf Furth und die nordöstlich um die Stadt gelagerten Berge ist ungemein lieblich. Inmitten des reich besiedelten, wellenförmigen Hügellandes, welches nach Osten auf Meilenweite hin erschlossen ist, erhebt sich auf einer kegelförmigen, isolierten Kuppe immer höher der freundliche Markt Eschlkam, und der Spitzturm seiner Kirche bildet eine weithin sichtbare Landmarke. Um das Gotteshaus und die Hügellehne drängen sich malerisch gruppiert die stattlichen Gebäude. Steil steigt die Straße zu dem vom Chamb und dem Freibach umschlossenen Höhenrücken hinan. Seit die ehedem vom Rottfuhrwerk und dem Salztransport so rege belebte Straße verödete, liegt idyllischer Friede über dem gewerbefleißigen Orte. Unabsehbar weit dehnen sich an den sanftgeneigten Hügelhängen wogende Getreidefelder, üppig grüne Wiesen und dunkle Waldstrecken aus, ein schmucker Kranz von Dörfern und Gehöften schimmert ringsum auf, und dort senden der Tannaberg und das böhmische Städtchen Neumark ihren Gruß herüber. Ein stattliches Gebäude mit hohem Giebel trägt eine Marmortafel, welche verkündet, daß hier am 25. Februar 1832 der durch seine prächtigen Waldgeschichten rühmlichst bekannte Schriftsteller Hofrat Maximilian Schmidt geboren wurde. Die sinnige Ehrung seitens seiner Heimatgemeinde mag dem gefeierten Sohn des Waldes, der ein arbeitsreiches Leben der Erschließung seiner herrlichen Heimat geweiht hat, gezeigt haben, wie sehr ihm die Herzen des biederen Waldvolkes in dankbarer Liebe und Verehrung entgegenschlagen; vergeht doch kaum ein Sommer, in dem der Nimmermüde nicht im Bayerischen Walde weilt und gleich Antäos durch die Berührung der Heimaterde neue Lust und Kraft zu schönem Schaffen sich holt.

Unvergleichlich schön ist es, auf der Lemminger Höhe bei Eschlkam sich des lieblichen Landschaftsbildes zu erfreuen, welches zur Abendstunde in prunkendem Farbenglanz erstrahlt. Trunken umspannt das Auge die großartige Bergumrahmung, welche in weitem Kreise das Sehfeld begrenzt. Auf den Felsenkuppen des Ossa und des Arber glänzt und leuchtet das scheidende Tagesgestirn in unbeschreiblicher Pracht. Dort um den Czerchow und die sanft geschwungenen Linien der sich anreihenden Waldberge gleißt es wie glühende, feingesponnene Goldfäden, und die Wälder des Hohenbogen sind mit rosigvioletten Schleiern überflutet. In wellenförmigen Senkungen und Hebungen ist der Further Paß vor den Augen ausgebreitet; unzählige Ortschaften, Einödgehöfte und Mühlen beleben das anmutige Gefilde, dessen frisches Frühlingsgrün der Abendglanz in allen Nuancen rosig leuchtend überhaucht und in das die Waldinseln dunkle, ernste Töne hineintragen. Liebtraut schaut das schmucke Eschlkam herüber, Kleinaigen mit seinem alten Schloß birgt sich im Blütenschnee seiner Obstgärten, und im Sonnenglanz flimmernd ragt in der Ferne der hochgelegene Turm von Neukirchen auf. Drüben verschwimmt das Hügelland Böhmens im Gemische goldigpurpurner Tinten und fahlgrüner Dämmerschleier, wenn die Sonne hinter den Wäldern des Hohenbogens hinabsinkt. Grau und glanzlos liegt mit einem Male das ganze Gebiet, und aus nah und fern vereint sich das Abendgeläute zum harmonischen Sterbelied eines ausgelebten, prächtigen Frühlingstages.

Hügelauf, hügelab zieht die Straße von Eschlkam über Stachesried das Freibachtal hinauf nach Neukirchen. Immer näher treten zur Linken die waldigen Ausläufer des Künischen Gebirges und schließen das weite Becken des Further Passes ab; zur Rechten reckt sich der Hohenbogen immer mächtiger empor, den Abschluß des Freibachtales bildet der breite Rücken des Kolmstein, über den die Straße nach Lam ins Regental hinüberführt.

Stolz thront die vielbesuchte, herrliche Wallfahrtskirche Heil. Blut über dem Markte Neukirchen, der in langer Zeile den Höhenrücken ins Tal sich hinabzieht. Mit mächtigen, ehernen Stimmen empfangen die Glocken den farbenreichen, langen Wallfahrerzug, der sich mit wehenden Bannern betend und singend durch die im reichsten Segen prangenden Felder windet. Brausend durchklingen die Tonwellen der Orgel das Schiff des herrlichen in Kreuzesform gebauten Tempels, in reichstem Lichterglanze erstrahlen die Altäre, Weihrauchwolken wallen zu dem uralten Gnadenbild empor, Sonnenstrahlen zittern durch die Aureole des Rauchopfers und erhebender Chorgesang begleitet die feierlich ernste Zeremonie des Gottesdienstes.[1])

Die gleichen erhebenden Gefühle bewegen jeden, der von Neukirchen aus die Besteigung des Hohenbogen beginnt. Die

[1]) An die Pfarrkirche schließt sich die Klosterkirche des hier wirkenden Ordenskonvents dicht an, indem die Rückseite des Hochaltars der Pfarrkirche zugleich den Hauptaltar der Klosterkirche bildet.



Neukirchen-Hl. Blut. Photographie von Max Wagner, Furth.

ganze Großartigkeit des Hochwaldes erschließt sich vor dem staunenden Auge.

„Schalle ernstkräftig du Waldespsalm auf,
Wirble wie Weihrauch zum Himmel auf,
Ehre und Preis sei dem Bauherrn der Welt,
Der sich als Tempel den Wald hat bestellt“,

sang Meister Scheffel in wohlgemuter Erinnerung an die wundervolle Waldpracht des Thüringer Landes, und auch hier bilden diese Reime den Willkommgruß herrlichen Waldes. Eine prächtige, eineinhalbstündige Wanderung bringt mühelos durch entzückende Waldpartien zur Diensthütte empor. Harziger Tannenduft umfächelt mit seinem erquickenden Aroma auf dem ganzen Wege, staunend gewahrt das Auge die riesigen Säulen dieses majestätischen Walddomes, dessen Felsenfliesen schwellende Moospolster und riesige Farnkräuter bedecken und durch dessen Netzgewölbe zauberhaftes grünes Licht hereinschimmert. Dann öffnet sich der dämmerige Wald zu einer Blöße, auf der neben dem Forstdienstgebäude das Unterkunftshaus sich erhebt. Umgeben von den Kronen mächtiger Buchen, durch deren Laubdach einem ewigen Spiele perlenden Goldes gleich tausend Sonnenstrahlen fallen, träumt in tiefster Ruhe, von prächtigen Ahorngruppen beschattet, das trauliche Jägerheim, einer der malerischsten Punkte des ganzen Waldgebirges. Unendlicher Friede waltet über diesem Idyll. Tage, Wochen könnte man hier oben verträumen und den Zauber dieses poesieumwobenen Erdenwinkels auf sich einwirken lassen. Einen märchenhaften Glanz ergießt zur Morgenstunde die über das Meer schwankender und säuselnder Baumwipfel heraufsteigende Sonne über das tauige Grün, der leise Morgenwind trägt schmeichelnd köstlichen, würzigen Waldesduft heran, und die feuchte, aus dem Waldboden aufsteigende Morgenluft breitet sich als goldig warmer Hauch über das ganze Bild. Zur Mittagstunde regt sich kaum ein Blättchen an den im gleißenden Sonnenglanz prangenden Baumwipfeln, nur der Silberklang der Mittagsglocken von Neukirchen und Eschlkam zittert in sanften Schwingungen herauf, und die feierlichen Töne klingen wie ein wundersamer Choral von Engelstimmen in die Waldstille herein. Und in reichsten Farbenzauber ist dieses Waldkleinod gehüllt, wenn die letzten Grüße der scheidenden Sonne hoch oben auf den Laubkronen in tiefstem Purpur verglimmen.

Der Weg zum Plateau des Burgstalls wendet sich an den nordwestlichen Steilhang des Hohenbogen hinaus, kolossale, moosbewachsene Felstrümmer liegen wirr umher; von üppigem Grün umwuchert hängt dunkelbraun und schwarzgrau das Gestein auf den Pfad herein. Mühelos wird die eirunde Kuppe des Burgstalls mit den deutlich erkennbaren Spuren des Wallgrabens erstiegen, und ein Panorama von seltener Großartigkeit entfaltet sich vor dem überraschten Auge. — An den Stamm des riesigen Kreuzes gelehnt, schauen wir hinab und hinaus auf ein unermeßlich weites, in reichstem Farbenglanz, gleich einem riesigen Relief ausgebreitetes Gebiet, über dem heilige Sonntagsstille, beseligender Paradiesesfriede liegt. Im reinsten Sonnenglanz waltet Frühlingsfreude über dem unabsehbaren grünen Bilde, welches den ganzen oberen Wald umfaßt und nur gegen Süden von dem überragenden Waldrücken des „Eckstein“ unterbrochen wird.

Ringsum bis in endlose Ferne dehnen sich mächtig ausgedehnte Hochwälder, niedrige Hügel, steile Waldberge mit Waldbeständen verschiedenen Alters, grüne Täler schieben sich kulissenartig hintereinander und variieren durch ihre Farbenpracht und malerischen Formenreichtum das ungeahnt herrliche Landschaftsgemälde. Zitternder Sonnenglast und blauer Ferndust liegt auf diesen Gipfeln, Graten und Kuppen, hell leuchten im lichten Frühlingsgrün die Laubwälder aus den düsteren Tönen der Tannenwälder hervor, und aus dem leuchtenden Wiesenteppich der Täler schimmern die Silberbänder der Flüsse und Straßen herauf. Geraume Zeit verstreicht, bis das Auge nach dem ersten überwältigenden Gesamteindruck dieses Bildes voll prangender Schönheit den Einzelheiten Beachtung zu schenken vermag.

Im Sonnenflimmerlicht des Mittags breitet sich weißleuchtend und goldigstrahlend im weiten Kreise das Gewoge der Berg- und Waldkuppen wie ein von tosendem Sturme aufgewühltes und plötzlich zu Stein erstarrtes Urweltsmeer aus. Smaragdgrüner, in der Ferne in zartes Lasur übergehender Duft liegt über den weiten Forsten, bunt eingestreut liegen dazwischen, winzig klein heraufblinkend, unzählige Ortschaften, Kirchen und Schlösser.[1])

Mit dem Rundblick im Osten beginnend, begrüßen wir den gleich einer flachen Tafel sich ausbreitenden Further Paß. In schimmerndem Weiß leuchten seine zahllosen Einzelgehöfte, Dörfer, Märkte und Städte in reichem Kranze herauf. Blau verdämmernd, vom Maiensonnenglanz verklärt, dehnt sich gegen Osten das böhmische Hügelland; bei klarer Luft vermag das unbewaffnete Auge den Weißen Berg bei Prag zu erkennen, an dessen Fuße Herzog Maximilian von Bayern und der sieggewohnte Tilly den stolzen Königstraum des Pfälzischen Kurfürsten jäh beendeten. Der strategische Blick der Grafen von Bogen, welche diese Hochwarte für ein Lueg ins Land ausersehen hatten, um einen gewaltigen Teil des Gebietes der stets unruhigen Grenznachbarn zu überwachen, ist geradezu genial zu nennen.



Diensthütte und Unterkunftshaus auf dem Hohenbogen.
Photographie von Max Wagner, Furth.

[1]) Leider ist auf dem Plateau kein Orientierungspanorama angebracht, ein solches auch nicht erhältlich. Eine Anfrage des Verfassers bei der Waldvereinssektion Kötzting, zu deren Arbeitsgebiet der Hohenbogen zählt, blieb unbeantwortet.

Ungemein malerisch liegen tief unten im Freibachtal die Orte Eschlkam und Neukirchen; Neumark, das vieltürmige Taus, Neugedein, Neuern und das von sanften Hügeln umrahmte Angeltal bis Klattau hinein schimmern in der sonnenbeglänzten Landschaft; über dem Tannaberg und dem Riesenberg heben sich die isolierten Kuppen des Rantscherberges, des Pohori, des Bilow, des Hurka, Cernaskala, des Branschauer empor; im Duftschleier des Mittags träumen die pittoresken Gestalten des Künischen Gebirges; dort türmt sich der Doppelgipfel des Ossa auf und daneben reckt der König des Waldes, der Arber, sein kahles, mit Felsentrümmern besätes Riesenhaupt auf. Von unendlichem Liebreiz ist der Niederblick in die Tiefe des Chambtales, in dem die Stadt Furth in malerischer Gruppierung sich ausbreitet. Der altersgraue Burgturm grüßt traulich herauf zu unserem Hochthrone. In tannendüsterer Schönheit steigen hinter Furth der riesige Eckpfeiler des Pfälzer Waldes, der Czerchow, und daran anschließend das Reiseck, Giebacht, Dachsriegel, Althütte und Buchberg mit ihren endlosen Wäldern auf. In feingezeichneten Konturen begleitet ihre langgezogene Kette das breite Chambtal und senkt sich gegen den Regen zu allmählich zum Talgrund nieder. Endlos erscheint die nach Nordwesten sich eröffnende Perspektive von Bergkuppe an Bergkuppe. Meilenweit erstreckt sich dieses Gewoge schwarzgrüner Waldungen; am äußersten Ende der Sehweite tauchen der rauhe Kulm bei Neustadt an der Heidenaab und die Doppelkuppe der Kösseine auf und verschwimmen im Goldglanz des Äthers wie die anschließenden blauen Höhenzüge des Jura. (Schluß folgt.)

Der Leuchtenbergische Familienschatz am Anfang des 17. Jahrhunderts.

Von Jll. Wagner Eichstätt. (Schluß.)

Wie aber stand es zu Pfreimd mit Landgraf Wilhelm, während Georg Ludwig in Prag weilte? Nicht zum besten. Wilhelm führte einen recht unfürstlichen Lebenswandel und ging seinem Vater, dessen Strenge er fürchtete, geflissentlich aus dem Wege. Eines schönen Tages (20. Juli 1611) verließ er mit seinem Silbergeschirr die Stadt Pfreimd und zog sich auf seine niederländischen Besitzungen zurück. Als Georg Ludwig im September darauf bei der Beerdigung seiner zweiten Gemahlin sich vorübergehend in Pfreimd aufhielt, war er von den dortigen Zuständen wenig erbaut. Er schrieb nämlich (Prag, 25. Januar 1612) nach München an seine Tochter Mechtild, welche sich am 26. Februar 1612 mit Herzog Albrecht VI. von Bayern vermählte:

„. . . Waß Halßbandt, Ketten, Auffatz, Rosen zum Kranz anlangt, da khan ich nit helffen, du waist wie man mir gehaust hat, zue dem waß noch da ist gewesen, ist vast alles zerbrochen, nichts gannz bey einander, hab es auch mehrer thail weckh geben. Ich hof aber dasJenig waß verkhaufft worden wider zuebekhommen. Alß dan wil Ich dich versehen. Da der Heurath nit so eylendt wer geschehen, hett ich wol gewust, wie Ich Dich hette abferttigen sollen. Wilß aber noch thun. Zway geschmuckh sambt einen Ring wil ich dir schickhen vnnd ein Ketten auch. . . . Bitt die Herzogin, daß Sie dir etwaß leyhe, hatt doch Herzog Wilhelmß Gmahel selbst Ihr Klaidtung der Herzogin von Gülch (Jakobäa, Schwägerin des Landgrafen und Nichte Herzog Wilhelms V.) auf die Hochzeit auch gelihen. Ich khan auf die Hochzeit nit khommen, dan ich meine Sachen noch nit versichert habe."

Über seinen Sohn Wilhelm aber war der Landgraf so erbittert, daß er einen kaiserlichen Haftbefehl gegen ihn erwirkte, in dem es hieß, Wilhelm sei „in etwaß Verwirrung vnnd Zerrittelnhait seines Haupts gerathen, Also daß er Sich von seiner gewohnlichen Residenz von Pfreumbdt weckh begeben vnnd Sich in Heiligen Römischen Reich von einem Ort zum andern begeben thue". Ferner war es sein Wille, daß Wilhelm von der Regierung ausgeschlossen bleibe und daß bis zur Volljährigkeit eines seiner Söhne Herzog Maximilian von Bayern die Administration der Landgrafschaft Leuchtenberg übernehme. Und so geschah es auch nach dem Tode des Landgrafen Georg Ludwig. Während der Beisetzung desselben war Wilhelm zwar in Pfreimd anwesend, verschwand aber alsbald wieder, wobei er das durch den Kanzler von Wien mitgebrachte Silber zu sich nahm, wie der Kanzler selber nach München an Wilhelms Schwester, Herzogin Mechtild berichtete (31. Aug. 1613). Diese ließ in einem Schreiben an Wilhelms Gemahlin verlauten, es sei zu befürchten, daß er das Silbergeschirr verschenken oder losen Burschen anhängen werde. Wilhelm hielt ihr dieses später (30. Sept. 1614) vor, mit der Bemerkung, daß noch alles vorhanden sei; dagegen hätte er nicht erwartet, daß sie „allerhand Leinwatt, Alß von Tischgewandt vnd anderm, da ohne das vnser Hauß zuuor zimblich entblöst, mit sich hinweckh genommen, sonder auch hernach erst ein ganze Ladung schwehr von allerhand Truhen, Schreibtischen aus vnsers Herrn Vatters Camer, Leinwattgewandt von der Herzogin von Gülch aus dem Neuen gepew, Ja wol gar die alte silbere Gießkhanten vnd Peckhen mit dem Arnbergischen Wappen, so uil lange Jar bey vnserm Hauß gewesen, abholen vnd hinweckh füehren lassen."

In ihrer Antwort darauf (7. Okt. 1614) stellte Mechtild entschieden in Abrede, Leinwand mit sich genommen zu haben, und die vor einem halben Jahr mit Vorwissen des Herzogs Maximilian nach München gekommenen Gegenstände seien so geringwertig, daß man gar nicht davon reden sollte. Zudem habe sie noch 1400 fl. von ihrer Aussteuer zu fordern.

Es hatte also nicht nur Wilhelm, sondern auch Mechtild einen Teil der zu Preimd befindlichen Sachen fortgeführt. Was geschah aber mit dem zu Prag und Wien versetzten Silber? Die Inhaber desselben wandten sich um Auslösung bald an Herzog Maximilian als Administrator der Landgrafschaft Leuchtenberg, bald an die Regierung zu Preimd. Am 9. Mai 1614 schrieb letztere an Maximilian, der kaiserliche Richter und andere Gläubiger zu Prag hätten das Ultimatum gestellt: Wenn man innerhalb 14 Tagen nicht Anstalt treffe, die bei Christen und Juden versetzten Silbergeräte zu lösen, so würden dieselben „versilbert" oder doch den Pfandinhabern eingeschätzt werden. Maximilians Bescheid hierauf ist nicht bekannt.

Am 6. Sept. 1614 händigte die Regierung zu Preimd dem gewesenen leuchtenbergischen Faktor und Bürger zu Nürnberg Georg Gundelfinger ein Verzeichnis ein, von der im Seitzerhof zu Wien hinterlassenen Fahrnis und die 3 Judenscheine, welche das zu Wien versetzte Silber betrafen. Er sollte damit nach Wien reisen und die Sachen dort zu Geld machen oder heraufbringen, wie es ihm am besten scheine. Gundelfinger hatte sich selbst hierzu erboten, um so leichter zu seiner Bezahlung zu kommen. Von leuchtenbergischer Seite war man ihm nämlich 4605 fl. schuldig, wofür er ein herrliches Kleinod mit über 100 Diamanten als Pfand in Händen hatte. Die Herzogin Mechtild und die Regierung zu Pfreimd war dafür, daß er dieses Kleinod verkaufen solle, um sich so bezahlt zu machen. Ob er dieses getan, und was er zu Wien ausgerichtet, ist nicht bekannt.

Ein anderes Kleinod (Halsband von Smaragden) und ein Diamantring, beide auf je 500 Pfund flämisch geschätzt, befanden sich bei Matthäus Lang zu Antorff in den Niederlanden. Georg Ludwig hatte sie versetzt, als er im Sommer 1605 mit starkem Gefolge eine Gesandtschaftsreise nach England machte, und sie „Gefahr halber" dort stehen lassen, obwohl er im Januar 1606 die geborgte Geldsumme zu Nürnberg erlegen ließ. Nach dem Tode des Landgrafen suchte Herzogin Mechtild in Besitz der beiden Gegenstände zu kommen, aber auch ihr Bruder Wilhelm. Erst nach einem förmlichen Prozesse, den die Agenten von Bayern und Leuchtenberg darum führten, verzichtete Wilhelm darauf. Und jetzt erst (1616) wurden die beiden Pfandgegenstände ausgeliefert.

In Amberg war ein kostbares Halsband, das von Georg Ludwigs erster Gemahlin stammte, um 500 fl. versetzt. Über die Auslösung verlautet nichts.

Wie früher schon angegeben, hatte Landgraf Wilhelm einem Juden in Frankfurt am 27. Oktober 1601 verschiedene Kleinodien versetzt. Herzogin Mechtild sandte 1622 jemand hin um dieselben von dem Juden, „so ein Alter, aber über die massen verschlagener" war, zurückzulösen; da Wilhelm ausdrücklich seine Zustimmung gab, wird sie dieselben auch erhalten haben.

Ein Kleinod (Diamantkreuz) im Werte von 5000 fl. hatte Georg Ludwigs zweite Gemahlin Elisabeth im März 1611 ihrem Verwandten, dem Rheingrafen Philipp Otto, geliehen. Am 5. Okt. 1613 schrieb Herzogin Melchtild dem Rheingrafen, er solle das Kleinod, das die verstorbene Landgräfin Elisabeth ihr allein zugedacht gehabt, herausgeben oder 5000 fl. Jener aber verzögerte die Rückgabe nachweislich bis zum Jahre 1623, und es ist nicht gewiß, ob er das Kleinod dann wirklich auslieferte. Die Herzogin Mechtild in München nahm sich, wie aus diesem allen hervorgeht, um die versetzten Gegenstände des leuchtenbergischen Familienschatzes sehr viel an. Von ihrem Bruder, dem Landgrafen Wilhelm, hört man fast nichts dergleichen. Derselbe war am 16. Sept. 1614 nach Pfreimd zurückgekehrt und hatte unter Verdrängung des bayerischen Kommissärs die Regierung der Landgrafschaft Leuchtenberg auf eigene Faust unternommen. Doch war er wenig zu Hause. Schließlich bekam Herzog Maximilian das merkwürdige Treiben des Landgrafen satt. Am 14. September 1621 ließ er ihn gefangen nehmen und vorläufig nach Burghausen in sicheren Gewahrsam bringen. Bald darauf mußte Hans Ludwig von Königsfeld, Pfleger zu Kelheim, das vorhandene Geld und Silbergeschirr des Landgrafen von Pfreimd nach München führen. Diese letztere Verfügung war wohl mit veranlaßt durch den ausgebrochenen Krieg, dessen Schauplatz anfänglich von Pfreimd nicht sehr weit entfernt war. Schon 1619, als viel Mansfeldisches Kriegsvolk durch die Landgrafschaft zog, „hatt ein ieder seine beste sachen in obacht genommen, dieselben eins Tails geflehet oder sonst verwartt auf das besst als er gekhündt hatt, Wie dan der Samuel auch seine beste sachen nach Traußnitz zu dem Hanß Adam von Sparneglh geflehtt hatt" (Federls Aufz.).

Die Reste des leuchtenbergischen Familienschatzes befanden sich also während des 30jährigen Krieges in München. Im Dezember 1621 erhob Graf Karl v. Manderscheid, Bruder Elisabeths, der zweiten Gemahlin des Landgrafen Georg Ludwig, Ansprüche auf die von Elisabeth in die Ehe gebrachten und während der Ehe erworbenen Kleinodien und wandte sich zu diesem Zwecke an Kurfürst Maximilian von Bayern als Administrator der Landgrafschaft Leuchtenberg. Mit 20000 fl. aus den Leuchtenbergischen Gefällen wollte er statt der Kleinodien auch vorlieb nehmen. Die Regierung zu Pfreimd aber klärte in einem Schreiben vom 2. Mai 1625 den Kurfürsten dahin auf, daß die Kleinodien viel zu hoch eingeschätzt seien; wenn aber Graf Karl auch jene Kleinodien darunter begriffen habe, die seiner Schwester von Georg Ludwig anvertraut worden, so sei zu bedenken, daß dieselben nicht von Manderscheid, sondern von Jülich und Baden herstammten und als mütterliches Erbgut den damaligen „jungen fürstlichen Herrschaften" (Wilhelm und Mechtild) angehört haben, sowie daß Landgräfin Elisabeth „dauon etliche vorneme stuckh veralienirt vnd versetzt gehabt" (gemeint ist unter anderm wahrscheinlich das dem Rheingrafen geliehene Diamantkreuz und das zu Amberg versetzte Halsband). Die Forderung des Grafen sei darum gänzlich abzuweisen.

Betreffend jenes mütterliche Erbgut, behaupteten Wilhelm und Mechtild während ihres Streites (1614), sie hätten davon nichts bekommen. Jener erklärte, er habe von der Mutter und Ahnfrau nichts erhalten, abgesehen von den 3 Halsbändern oder Kleinodien, die Georg Ludwig der Gemahlin Wilhelms zur Verlobung, Beilager und Hochzeit geschenkt. Das übrige habe die zweite und dritte Gemahlin des Vaters bekommen. Mechtild sagte ebenfalls, sie habe von dem „Väter- und Mütterlichen" bisher das wenigste genossen. Sie hatte aber Gelegenheit, sich schadlos zu halten, als 1621 der Rest des leuchtenbergischen Familienschatzes nach München kam, — vorausgesetzt, daß derselbe nicht etwa für die unmündigen Söhne des Landgrafen Wilhelm, der später Franziskaner wurde und 1634 zu Ingolstadt starb, aufbewahrt wurde. Jedenfalls aber kam nach dem Tode des letzten Landgrafen Max Adam (1646) alles, was das Haus Leuchtenberg an Wertsachen noch besaß, an das Haus Wittelsbach, da Herzog Albrecht VI. in Bayern die Landgrafschaft Leuchtenberg als erledigtes Reichslehen übernahm und sein Bruder Kurfürst Maximilian I. die Eigengüter erwarb.

Damit stehen wir am Ende unserer Ausführungen. Wir haben den leuchtenbergischen Familienschatz kennen gelernt, soweit die vorhandenen Akten uns darüber aufklären, haben die verschiedenen Gegenstände, die Landgraf Georg Ludwig und sein Sohn Wilhelm ihr eigen nannten, im einzelnen betrachtet und dann gesehen, wie nach und nach alles in andere Hände

überging. Und wie ihr Familienschatz dahinschwand, so erlosch ihr ganzes Geschlecht und fiel der Vergessenheit anheim, nachdem es mehr denn 500 Jahre eine rühmliche Rolle in der Geschichte gespielt hatte. Nur ihr Name lebt noch fort, da die bayerischen Herrscher sich den Titel „Landgrafen von Leuchtenberg" beilegten. Später wurde daraus der Titel „Herzog von Leuchtenberg" gebildet und dem Stiefsohn Napoleons I. und Schwiegersohn Max' I. von Bayern, Eugen Beauharnais, verliehen, und heute noch nennen sich dessen Nachkommen in Rußland „Herzoge von Leuchtenberg".

Die Mühle zu Frammersbach.

Unterfränkische Sage. Illustriert von Rolf Winkler.



Wie ein roter Faden zieht sich durch die Sagen aller Landesteile die Märe vom Wildschützen, seinen kühnen Taten und meist von seinem tragischen Ende. Bald ist es der Teufel selbst, der ihm auf seinen verbotenen Wegen begegnet, sich ihm als Bundesgenosse anbietet und ihm die Seele raubt, bald ist es wieder der mörderische Kampf in den verschiedensten Gestaltungen mit den Herren der Jagd und ihren Dienern. Viele der Sagen sind Mythe, aber viele wurzeln auf wirklichen Begebenheiten, deren Schrecknisse sich tief dem Gemüte des Volkes einprägten und solcherweise bis heute in seiner Erinnerung erhalten haben. Zu diesen zählt die ergreifende Erzählung von der Kupfermühle zu Frammersbach, wie sie Adalbert von Herrlein, der unvergleichliche Sammler und Erzähler, in seinen „Sagen des Spessarts" eingetragen hat. Lauschen wir seinem Berichte.

Oberhalb Frammersbach, in dem Tale, welches gegen Lohrhaupten hinzieht, lag vor langen Jahren eine Kupfermühle. — Der Besitzer, ein reicher Mann, war Witwer und hatte einen einzigen Sohn, der war wohlgebildet, hoffnungsvoll und des Vaters größte Freude. Er hatte nur den Fehler, daß er lieber der Weidlust nachging als dem väterlichen Geschäfte; hierdurch hatte er dem Vater schon vielen Kummer bereitet. — Abgesehen davon, daß das Geschäft durch das Jagen des Sohnes litt, fürchtete der Vater ein weiteres Unglück; die Rienecker Grafen, die auf dem Partenstein saßen und denen die Jagd gehörte, waren keine Herren, welche mit sich spassen ließen.



Des Vaters Mahnungen hatten weiter keine Folge, als daß der Sohn nun heimlich trieb, was er sonst öffentlich getrieben hatte.

Einst war der junge Müller wieder im Forste. Da eilte ein starker Hirsch an ihm vorüber, ein wohlgezielter Schuß von der erprobten Armbrust streckte ihn nieder. Als der junge Müller im Ausweiden des Wildes begriffen war, kam ein Reiter gesprengt, der hatte den Hirsch verfolgt und setzte den Wildfrevler ob seines Eingriffs in das Jagdrecht mit strengen Worten zur Rede. Der junge Kupfermüller blieb nichts schuldig, und in der Hitze des Streites schlug der Reiter den Schützen. Ergrimmt stieß dieser mit dem Messer, das er zum Ausweiden gebraucht hatte, nach dem Reiter, der tot vom Pferde sank.

Der Erstochene war aber ein Sohn des Grafen von Rieneck.

Als der Graf die Kunde von dem Geschehenen bekam, ließ er die Mühle umstellen, den Sohn herausholen und angesichts derselben aufhängen.

Der Vater grämte sich so, daß er Hab und Gut verließ und nicht weiter gesehen ward.

In der Mühle war es nicht mehr geheuer, und es mochte niemand darin bleiben; sie verfiel und lag viele Jahre in Trümmern.

Erst nach langer Zeit erwarb ein Fremder das Land und errichtete einen Eisenhammer, der noch besteht.

Kleine Mitteilungen.

Gebietsverluste Bayerns im mittleren Böhmerwald vor 200 Jahren. Als Bayern während des Spanischen Erbfolgekrieges unter österreichischer Verwaltung stand, verlor es im mittleren Böhmerwald, besonders nordöstlich vom Hohenbogen, mehrere Ortschaften von Böhmen.

Im Jahre 1707, also vor 200 Jahren, wurden von der österreichischen „Grenzdeterminierungskommission“ die hart an der bayerisch-böhmischen Grenze gelegenen Ortschaften Eisenstein, Sternberg, Hofberg, Jägershof, Heuhof, Vollmau und Grafenried von Bayern abgetrennt, zu Böhmen geschlagen und der böhmischen Kammer unterstellt.

Obwohl nach den Bestimmungen des Rastatter Friedens der volle ehemalige Besitzstand Bayerns wieder hergestellt werden sollte, gab Böhmen die oben genannten Ortschaften nicht zurück. Es entspann sich deshalb ein Grenzstreit, der erst durch den im Jahre 1764 zwischen Bayern und Böhmen abgeschlossenen „Grenzhauptvertrag“ beendet wurde. Diesem Vertrag gemäß verblieben die ehedem bayerischen Ortschaften Eisenstein, Sternberg, Heuhof, Vollmau und Grafenried bei Böhmen, nur die in der Pfarrei Neukirchen bei Heiligen Blut gelegenen Ortschaften Jägershof und Hofberg kamen an Bayern zurück.

So waren denn fünf größtenteils von wohlhabenden Bauern besiedelte Ortschaften für immer für Bayern verloren. Heute noch erinnert an manchen Häusern das bayerische Wappen an die einstige Zugehörigkeit zu Bayern. M. P.

Kaiser Max verfemt einen Frauenkopfputz. „Volgt wie Kaiser Maximilian zue Augspurg ein Tanntz hielt, vnd an die Weiber begert sie sollten die Stirtz abthun.

Item wie man Zelt von der Geburt Christi 1518. Jar. Auf Donrstag vor der Herrn Fasnacht, da hielt man dem Kaiser Maximilian Ain Burgertanntz zu Augspurg Auf dem Tanntzhauß, da schueff der Kaiser das die Frawin und Junckfrawin, Alwegen Zwur mit Ainander dantzen solten, Alß An Ainem Kayen herumb, vnd wie sie ettliche mal Hervmbkhomen waren, da hieß der Kaiser ettlich frawin vor Im still steen, vnd es redet dem Kaiser der Cardinal vonn Gurch, herr Matheuß Lang, wie das Kay. May. besondere gnad Zu der Statt hat, vnd den Erbarn Frawin, so sehe. Aber Je. May. Ain ungestaltten brauch An den Frawin, das seien die Stirtz, so sie tragen, deßgleichen die Hohen schlayr. So Auch Fravin tragen, vnd were das Jr. Maj. gnedigs begeren. An die frawin, das sie solch Stirtz vnd Hochschlair Jr. May: Zue ehren vnd gefallen Abthun, vnd nit mer tragen sollen, das wolt Jr. May. in gnaden erkhennen, da khamen die drey Burgermeister vnd doctor Beyttinger Stattschreiber Zu den Frawin vnd gaben dem Kaiser die Antwort, die frawin wurden sich ganz mit gebüreuder vnderthenigkheit recht haltten, da schry man welche fraw des Kaisers begeren haltten, vnd die Stirtz vnd Hochenschlayr nit tragen wollten, die derffen nit Aufheben; welche aber die Stirtz vnd Hachenschlayr tragen wollen, die sollten Ain Finger aufheben, Aber es hueb khain fraw khain finger Auf, so ließ Auch der Kaiser Reden man solt sunst Ain Erbarn fatzion machen vnd tragen, darnach machten ettliche frawin Ain Adenlichen Pundt, vnd ettliche nit, vnd ward mancherley gestalt bündt gemacht vnd herfürbracht, das Zuuor seltzam war.“

Amberger Pestordnung. Im Jahre 1586 kam eine gedruckte „Ordnung“ der kurfürstlichen Stadt Amberg heraus, „weß sich die Leut, so sterbsläuffte vorhanden, verhalten sollen.“ Wegen der Pestilenz wird darin vor allem Enthaltung von Völlerei empfohlen, auf die Tröstungen der Religion hingewiesen und dann Reinlichkeit in Stadt und Häusern angeordnet. Ferner heißt es, sollen die Metzger Fleischtisch und Schlachthaus vor Gestank bewahren, alles Blut Knochen usw. vor die Stadt tragen lassen. Die Wohnungen soll man mit aromatischen Essenzen besprengen, keine fremden Kranken beherbergen, bei Begräbnissen nicht mitgehen. Ist einer erkrankt, soll er im Haus abgesondert und kein Verkehr mit ihm bis 3 Monate nach der Genesung gepflogen werden, oder man soll ihn ins Haus bei St. Katharina schaffen. Genesende sollen nicht in Kirchen, Schul, Markt, Bad, Wirtschaften, Kanzleien, oder Rathaus gehen. Der Kranken Kleider, Betten, Trinkgeschirre, sollen von den Gesunden nicht benutzt und nicht verkauft werden; Trinkgeschirre sollen nicht in die öffentlichen Brunnen getaucht werden. Betten und Wäsche der Kranken sollen nicht in der Vils, nicht in den Häusern und Brunnen gewaschen werden, sondern vor dem Wingartshoferthor bei der Hochermühl am dazu verordneten Ort. Die Wäsche soll vor dem Thor und nicht in der Stadt aufgehängt werden. Wer morgens oder mittags stirbt, soll abends nach der Vesper zum Begräbnis nach Katharina und Dreifaltigkeit gebracht und begraben, nicht über Nacht in den Häusern behalten werden; die nachts sterben, sollen gleich morgens nach der Lektion zu St. Martin getragen und begraben werden. Die mit dem Leichenbegängnis gehen, sollen sich außerhalb der infizierten Behausung versammeln, und auf einem Täfelchen soll verzeichnet werden, daß da einer an der Krankheit verstorben. Für die Mittel in den Apotheken war Fürsorge getroffen, und Stadtarzt Dr. Rosa gab Verhaltungsmaßregeln in Druck.

Eine Ode Platens an Ludwig I. Graf v. Platen begrüßte den neuen Fürsten mit einer ausdrucksvollen Ode:

„Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf.
Du hast mit uns erlitten den Fluch des Kriegs,
Gezählt die Totennarben der Jünglinge,
Die deiner Ahnherren Strom, der Rhein, sah,
Seelen verhauchen für deutsche Freiheit.
Dem Stein des Rechts, den, edelgesinnt und treu,
Dein Vater legte, bläsest du Atem ein,
Du siehst im Marmor keinen Marmor,
Aber ein künftiges Jovisantlitz .....“

Graf Platen pries ihn als den, der selbstbewußt und gerechten Geistes die glatte Schwelle des Thrones betrete, dessen Herz nur für Vollkommenes schlage, der nicht umsonst die Seelen für die Freiheit verhauchen gesehen und es fühlte, „daß kleinere Scheindespoten nach dem Falle jenes Großen nur frostiges Lachen erregen könnten.“ Er werde nicht, wie Joseph, das Zepter in die Faust nehmen, sondern ins Wappenschild die Rosen der Freiheit fügen. Er wünschte die göttlichen Formen der alten Welt mit dem Geiste des Christentums zu versöhnen und den Bund der Kunst mit der Kirche zu verwirklichen. Der Ministerialrat v. Schenk feierte den König in einem Festspiel als den Versöhner der alten und neuen Zeit, als Eröffner einer neuen Ära.

Geldstrafen im Jahre 1669. Im Jahre 1669 schlug die Straubinger Regierung vor, neben den Parteien auch die frivolen prozeßführenden und hierzu Anlaß gebenden Advokaten zu den Kosten und zu einer Geldstrafe zu verurteilen, welche sie mehr als Verweise scheuen würden.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Druck von R. Oldenbourg in München.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 880.

Nr. 40.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Meine zweite Südseereise 1897—1899 zum Studium der Atolle und ihrer Bewohner. Von Prof. Dr. Augustin Krämer, Marine-Oberstabsarzt. Mit 20 Tafeln, 86 Abbildungen und 50 Figuren. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder. 1906. (Schluß) — In Chile an den Ufern des Großen Ozeans geboren, machte er schon im Alter von zwei Jahren mit seinen Eltern die Reise von Concepcion nach Panama, um von dort mit seinen Eltern nach Deutschland zurückzukehren. Im Frühjahr 1893 erhielt er ein zweijähriges Kommando auf dem in der Südsee stationierten Kreuzer „Bussard". Umfassende geologische und zoologische Studien hatten ihn vorbereitet, hier in hervorragender Weise tätig zu sein. Die Früchte dieser beiden Jahre legte er nieder in einem Buche über den Bau der Korallenriffe und die Planktonverteilung an den samoanischen Küsten. Schon auf dieser ersten Reise verweilte er 12 volle Monate auf Samoa, bei der zweiten Reise verwandte er die gleiche Zeit für den Besuch dieser Insel. So hat er denn in gründlicher Weise seinen Arbeitsstoff studiert und durchforscht. Der Leser des Werkes wird gleich nach den ersten Seiten desselben gefesselt. Das ist nicht etwa das mühsame Studium eines trockenen Buches, nein, man lauscht einem Erzähler, der mit ganz außerordentlicher Gewandtheit uns von seiner Reise zu berichten weiß, dessen Worte in der überzeugenden Natürlichkeit die fernen Länder und Völker vor uns heraufrufen. Er spricht nicht bloß über Geologie, Zoologie, Botanik, auch in die Sitten der Völker hat er sich hineingelebt, hat sie genau beobachtet und studiert und weiß uns davon zu erzählen. Wir hören ihm mit desto größerem Interesse zu, als gerade unsere Kolonialpolitik in jenen Gegenden bedeutend engagiert ist. Die Lektüre des Buches erfüllt uns mit Wanderlust. Wir beneiden den Autor, der solcherweise die ferne Welt schauen konnte, aber wir sind an die Scholle gebannt und so begnügen wir uns, seinen Worten zu lauschen und sind dabei dem Geschicke



Araukaner am Webstuhl.

Illustrationsprobe aus: Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Meine zweite Südseereise 1897—1899. Von Prof. Dr. Aug. Krämer, Marine-Oberstabsarzt.

dankbar, daß uns einen so vortrefflichen Schilderer und Erzähler wie Professor Dr. Augustin Krämer gegeben hat. Wir wünschen seinem Buche besten Erfolg; es wird niemanden gereuen, dasselbe zu erwerben und seiner Bibliothek einzuverleiben.

OTTMAR ZIEHER

Mitglied des Rabattsparvereins.

Eine der ältesten, leistungsfähigsten und bekanntesten Firmen der Postkartenbranche im In- und Ausland.

Ständiges Lager von ca. 25—30 Millionen Postkarten. Reichste Auswahl aparter, feiner Neuheiten.

KÜNSTLER- und auswärtige Postkarten. —

Neues von: Bayer. Seen und Bayer. Hochland, Tirol, Gardasee, Schweiz, Italien etc.

Spezialität: **Gesang- und Gebetbücher, Rosenkränze.**

Spezialität: **Drucksachen** aller Art

wie: Visitenkarten, Verlobungs-, Vermählungs- u. Traueranzeigen, Briefbogen, Kuverts, Wein- und Speisekarten, Sterbebilder.

Prompteste und aufmerksamste Bedienung

Für Neuanfertigung von Ansichtspostkarten in den verschiedensten, modernsten Ausführungen beliebe man sich an die Anstalt Rosastr. 6 zu wenden.

Photograph überall bereitwilligst zu Diensten. (78)



Hotel und Restaurant

„KOLLERGARTEN"

Schwanthalerstr. 18 **MÜNCHEN** Schwanthalerstr. 18

nächst dem Hauptbahnhof, vis-à-vis Deutsches Theater.

Altrenommiertes bürgerliches Haus. Schöne, ruhige Lage (kein Trambahnverkehr). Fremdenzimmer von M. 1.20 an.

(84) Hochachtungsvoll J. E. ROEDER.

Joseph von Mendel

Apotheker, Hoflieferant

München-Schwabing, Siegesstrasse 1

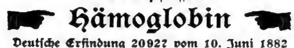
empfiehlt alle natürlichen (57)

MINERALWASSER

beuriger Füllung, Quellen-Produkte und Bade-Ingredienzien.

Telephon 2392. Auswärts-Versandt rasch besorgt.

Dr. med. Pfeuffer's



Deutsche Erfindung 20927 vom 10. Juni 1882

(in der Kgl. Universitäts-Kinderpoliklinik zu München, Reisingerianum, fortwährend in Anwendung)

Ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Bleichsucht und Blutarmut für Erwachsene, aber auch für schwächliche Kinder zur Kräftigung. — Herr Dr. Wolfer, früher Arzt an der Kgl. Kinderpoliklinik zu München, jetzt prakt. Arzt in München, Blumenstr. 30/I, hat die Güte, Auskunft zu erteilen. — Vorzügliche Zeugnisse. — En gros: Ludwigs-Apotheke. — Vorrätig in den meisten Apotheken. — Preis à 1 Mk. 60 Pfg. und à 3 Mk. — Man achte auf die Bezeichnung „Dr. Pfeuffer's Hämoglobin".

Menterschwaige.

Großer, schattiger Garten. Große Bierhallen. Gemütliche Separaträume, neu erbaute, große Konzerthalle. Bürgerbräubier, gute Küche, frische Milch und ff. Kaffee. Auch für Vereine empfohlen.

Paul Schneider, Pächter.

Gräfl. v. Schweinitz'sche Weinguts-verwaltung

seither Gräfl. v. BAUDISSINsche Verwaltung

Nierstein a. Rh. — Nr. 125

bringt zum Versand ihre hervorragend preiswerte Marke:

Niersteiner Domthal

Probekiste von 12 Fl. Mk. 15.— franko

jeder deutschen Eisenbahnstation gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.

Im Fasse von 30 Liter an bezogen per Liter Mk. 1.—.

Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers.

Bessere Weine und Auslesen auf Verlangen. (101)

An gut empfohlene Herren sind Vertretungen zum Verkaufe unserer Weine zu vergeben.

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München.

1835—1905.

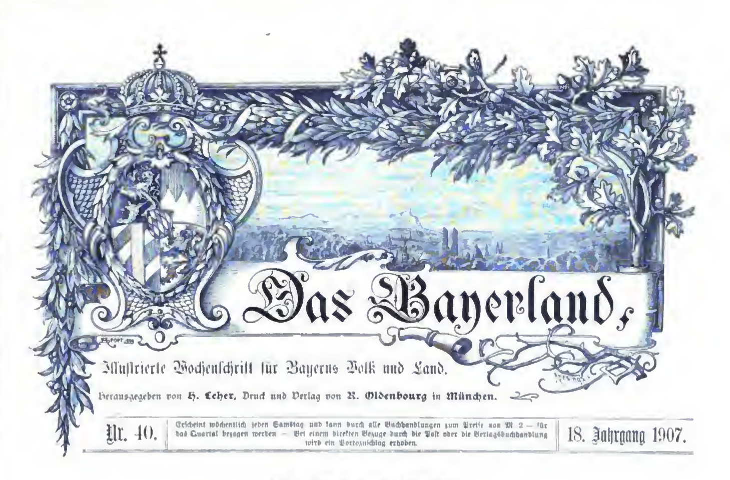
Garantiemittel:

Aktienkapital	M. 10 000 000.—
Prämienreserven	» 84 414 868.72
Schadenreserven	» 686 458.—
Gewinnreserve der Lebensversicherten	» 4 582 461.—
Sonstige Reserven	» 3 217 519.85

Die Bank, welche mit dem 1. Januar 1906 die Geschäfte der bereits im Jahre 1835 gegründeten Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank übernommen hat, empfiehlt sich unter den vorteilhaftesten Bedingungen zum Abschlusse von

Feuerversicherungen, Einbruchdiebstahlversicherungen, Lebensversicherungen in den verschiedensten Kombinationen, **Leibrentenversicherungen** (sofort beginnende und aufgeschobene), **Unfall- und Haftpflichtversicherungen.** (75)

Nähere Auskünfte bei der Direktion in **München, Residenzstraße 27,** sowie allen Generalagenturen und Agenturen.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 40. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Der Junker von Hergols.

Fränkische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Edmund Köller. Illustriert von G. Mayr.

(Fortsetzung.)

Der Waldfischer reichte dem Jäcklein die Flasche, und während dieser den gebrannten Wein in die gierige Kehle rollen ließ, verschwur und vermaß sich der Waldfischer, daß der Junker allerdings der Böse selbst sei; er, der Jäcklein, sei vielmehr ein Tropf, weil er nicht wisse, was jedes alte Weib und jedes Kind ihm sagen könne, nämlich, daß sich der Böse in keinem Kleide lieber zeige, als im grünen, nenne doch jede Hexe ihren höllischen Galan nur den grünen Junker.

„Sollst recht behalten, Waldfischer," sprach mit verächtlichem Schnalzen das Jäcklein und warf die leere Flasche vor sich aufs Gras, „auch wenn er der Teufel ist, soll er uns nicht entkommen. Vorher aber werden wir ruhig den Hautzen (Bauern) in Sennfeld und besonders den reichen Rollfetzer (Müller) ein wenig die Taschen ausschwingen. Jetzt alch dich (geh fort) zu dem Haufen, und nehmt nichts vor, bis ich von der Kundschaft zurück bin. Zieht euch auch mehr von Aldeberg weg, rechts ins Gehölz, damit den Schweinfurtern kein Vöglein was pfeift! Meinen sonst, sie müssen den Bauern zu Hilfe eilen, wäre in Freundesland. Die Holzköpfe, als ob man im Freundesland von der lieben Freundschaft allein leben könnte und nicht ebensogut acheln (essen), schochern (trinken) und Blechling (Geld) haben müßte wie bei den Feinden! Gehab dich wohl, Waldfischer, bist zwar ein Gottesroß, aber bei der Balgerei allzeit voran und brav; vielleicht kann's was zu tun geben, denn oft liegen die geizigen Hautzen auf ihren Geldsäcken wie die bissigen Quien (Hunde)!"

Damit ließ Jäcklein den murrenden Waldfischer stehen und schlüpfte wie ein Aal durch die Büsche. Als das Buschwerk hinter ihm lag, schaute er vorsichtig nach allen Seiten um, barg den Dussaken unter seinen Lumpen und ging, auf einen Weißdornstecken gestützt, de- und wehmütig wie ein rechter Bettler auf Sennfeld zu. Dort nahm er seinen Weg gerade auf die Teichmühle, schaute über den untern Haustürflügel und schrie mit weinerlicher Stimme, daß man ihm um Christi willen ein Stück Brot und einen Trunk Wasser reichen möge.

„Hol dich der Henker und alle faulen Bettelfetzen dazu," schnob ihn ein Mühlknappe an, „kannst arbeiten, du Lump, steckt oft ein Dieb und arger Landstürzer unter den Bettellumpen!"

Das Jäcklein erhob ein jämmerlich Klagen und gebärdete sich mit Gliederverrenkungen, als ob das böse Wesen über ihn käme, so daß sich auf den Lärm die Stubentür öffnete und die bleiche, aber immer schöne Elsbeth besorgt heraustrat; dicht hinter ihr stand, wie zu ihrem Schutze, die lange schwarze Gestalt des Petrander.

Kaum hatte die Elsbeth den jammernden Bettler erblickt, als sie die Haustür öffnete, ihn gar ins Haus ließ und den Mühlknappen mit Worten strafte, weil er den gebrechlichen Mann so hart angefahren.

„Käm's auf mich an," murrte der Knappe, „so läge das Galgengesicht schon im Mühlbach."

„Der arme Mensch ist ganz erfroren," sagte Elsbeth mitleidig, „gewiß haben ihn die Soldaten niedergeworfen und das Seine genommen. Tretet ein hier und setzt Euch auf die Bank neben dem Ofen!" Der Bettler dankte demütig und ging hinkend und ächzend zu dem angewiesenen Platz.

„Mußt auch immer für alles Gesindel Tür und Tor offen haben!“ fuhr der Teichmüller auf, der nachdenklich, den Kopf auf der Hand, am Tische saß.

„Laßt die Samariterin walten,“ meinte Cyprian Petrander, „der Herr hat Wohlgefallen an den Mildtätigen.“

„Ist nur eine böse Zeit,“ seufte leise und achselzuckend der Teichmüller, „zieht gar viel diebisch und mordbrennerisch Gesindel umher.“

Der Prädikant fuhr aber fort mit tröstenden Worten den Alten zu beruhigen, so daß er die Elsbeth nicht störte, als diese den Milchschrank öffnete, ein Stück vom Brote schnitt, einen frischen Käs darauf legte und beides dem Bettler reichte. Der dankte weinerlich und verschlang gierig die Gabe; wer dem Plickschlager (Gauner) aber genauer auf die Finger hatte sehen können, als jene ehrlichen Leute, würde bemerkt haben, wie er alles in Busen und Ärmel fallen ließ, nur das Bier, welches ihm die mitleidige Elsbeth noch reichte, goß er auf einen Zug in die immer durstige Kehle, und bei dem Trinken verdrehte er seine kleinen Augen ganz wundersam, so daß sie nach allen Seiten irrten und keine Tür oder Wandschrank ihnen verborgen blieb.

Nachher log er noch den Leuten auf, daß er ein ehrlicher Kaufmann gewesen, den die Soldaten jämmerlich ausgeplündert und zerschlagen hätten, dankte dann für das Empfangene und ging zur Tür hinaus, dem Hofe zu.

„Halt,“ rief der Teichmüller, „da geht der Weg nicht hinaus, was wollt Ihr im Hofe?“

„Verzeiht's,“ sprach das Jäcklein demütig, „ich weiß nicht Hausgelegenheit.“

„Dort ist die Tür, wo Ihr hereinkamt, da geht's auch hinaus“, antwortete der Teichmüller, und deutete streng auf die Haustür.

Darauf ging dann das Jäcklein auf und davon, nachdem es seine Augen noch genugsam hatte umherirren lassen.

Als der Bettler die Teichmühle im Rücken hatte, nahm Petrander das Wort und sprach über die schweren Zeiten, die manch Mutterkind, dem solches nicht an der Wiege gesungen sei, in Not und Elend brächten. Nächst Gottes Schirm bedürfe der Schwache heute des Stärkeren mehr als je, der ihn schütze und seine Arme über ihn ausstrecke, gleichwie der starke Mann über das schwache Weib.

Bei diesen Worten sah er wieder so recht inniglich auf die Elsbeth und drückte ihr die Hand. Die aber ward, wie gewöhnlich, wenn der Prädikant so zu ihr sprach, bald rot, bald bleich, zitterte gar, verließ die Männer und machte sich draußen zu tun.

Der gute Petrander war doch ein edles, treues Herz, er liebte die Elsbeth fort und fort; obwohl sie durch der Leute Tücke so übel beleumdet und schrecklich beschuldigt war, blieb sie für ihn das Beste auf der weiten Gotteswelt, und er hätte sie so gerne, trotz Hohn und Schmach der Feinde, zum ehelichen Weibe genommen, wenn sie nur gewollt hätte.

Sie hatte es aber vor kurzem gar unter vielen Tränen und Beteuerungen dem Herrn Magister rund abgesagt. Das war heimlich geschehen, so daß der Vater Michael nicht darum wußte; hätte der's erfahren, er wäre überwütig geworden und hätte die Tochter zum Haus hinausgestoßen. Das wußte auch der Magister, drum verschluckte er auch sein Leid und sagte dem Vater nichts. Hätte der Petrander die Elsbeth geehelichet, würde er sicherlich ihres bösen Leumunds wegen von der Pfarrei haben weichen müssen, aber er hätte es verschmerzt und sich wohl mit seiner Hände Arbeit ernährt, wenn er's nur vermocht hätte, daß die Elsbeth ein solches Herz zu ihm fasse, wie er's für sie in der schwer atmenden Brust trug.

Der Vater Michael merkte es auch jetzt wohl, daß der Herr Magister wieder mit trüben Gedanken an seiner Tochter hing, drum brummte er finster über die Elsbeth in den Bart, als der Prädikant ihm traurig und schweigend die Hand zum Abschied bot.

Auf dem Wege zur Pfarrwohnung sprach Petrander trübe mit Hiob vor sich hin. Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen und das Leben dem betrübten Herzen? War ich nicht glückselig, war ich nicht fein stille, hatte ich nicht gute Ruhe? Und nun kommt solche Unruhe! — Der Vater Michael würde die Elsbeth, weil sie wieder so unfreundlich mit dem Herrn Magister getan, derbe Worte gesagt haben, wenn nicht gleich nach des Prädikanten Abschied der Veit vom Gänsanger hereingetreten wäre; der zeigte ein ganz erhitztes bekümmertes Gesicht und sprach hastig:

„Es weht eine böse Luft von Mainberg herüber, Meister Michael. Mein Henning, der heute von Schonungen gekommen, ist ausgeraubt und übel geschlagen, fast hätten sie ihn erschossen; es streicht ein böses Gesindel in den Forsten umher. Henning will auch Reiter und Musketiere unter ihnen gesehen haben, ich trage Furcht, daß sie es auf Sennfeld loshaben.“

„Seid unbekümmert,“ sagte Michael „der grüne Junker ist mit seinem Haufen weit genug, auch plackt der uns arme Bauern nicht, der hat's nur mit den Soldaten.“

„Ja, ja, mit dem grünen Junker hat's keine Not, Meister Michael, denn der ist mir als Feind lieber als jene, daß Gott erbarm', freundlichen Marodebrüder und Alcher, die dort auf der Lauer liegen!“

„Das ist wahr, lieber Veit,“ fiel ihm die Elsbeth, die wieder in die Stube getreten war, so lebendig in die Rede, daß der Veit und der Michael ganz verwundert aufschauten, „den sie den grünen Junker nennen, ist ja der Junker von Hergols, der hat hier noch niemand beschädigt und soll ein ehrliebender christlicher Mann sein!“ — Diese Worte waren der Elsbeth so zum Munde ausgegangen, sie wußte selbst nicht wie, jetzt aber erschrak sie heftig über sich selbst und wandte das glühende Gesicht zu dem Milchschrank.

Der gute Veit hatte kein Arg daraus und stimmte ihr zu: „Ja, ja, von dem Junker ist nichts zu fürchten, aber, daß Gott erbarm', seine Feinde, unsere Freunde, sind's, die hier zugreifen wollen, und wenn sie uns weiter nichts tun, als das Vieh forttreiben und die Hühner- und Gänsställe leer machen, so können wir Gott Dank genug sagen.“

„Ihr sagt zu viel, Veit,“ beruhigte ihn Michael, „die Schweinfurter werden nicht dulden, daß man uns ein Leid tut.“

„Die Schweinfurter sind schwach genug, Meister,“ fiel ihm der besorgte Nachbar in die Rede, „zudem werden sie sich auch in ihren Mauern halten, denn sie haben genug an sich selbst zu schützen.“

Als Michael nicht nachließ, ihm die Besorgnisse auszureden, und meinte, daß man heute nacht wach sei in der Mühle und beim ersten Tumult die Gemeindeglocke schlagen

würde, beruhigte sich Veit und wandte sich, nachdem er dem Alten und der Elsbeth die Hand gedrückt, zum Gehen, doch kehrte er wieder in der Tür um, schüttelte den Kopf und sprach: „He, Leutchen, bald hätt' ich's vergessen! Hört und sagt, ob ihr so etwas gesehen! Wenn mein Kopf und meine Augen nicht frisch und gesund wären, so würd' ich's selbst nicht glauben, was da unten am Dorf unter den drei Linden Seltsames vorging. Dort unter den Linden wurde der böse, stolze Niklas Krauß, der eben wieder bei der Rebengreti gewesen war, von einem ganz zerloderten Bettler umhalst und abgeküßt. Erst glaubte ich, der Krauß wird nach dem Lotterbuben ausschlagen, aber der Krauß ließ sich das Küssen ganz fein gefallen, und darauf sind die beiden nach langem Zwiegespräch, von welchem ich jedoch nichts vernehmen konnte, als daß der Krauß knurrte, der Bettler aber wie ein Teufel lachte, miteinander auf Schweinfurt zugegangen."

Elsbeth horchte erschrocken und besorgt auf, Michael aber wurde böse und keifte die Arme an: „Das wird der Fetzen gewesen sein, den du vorhin ins Haus aufnahmst und mit Speis' und Trank fülltest, jetzt wirst's erfahren, was er dir für einen Lohn dafür geben wird."

„Von dir, du Unglückskind, kommt alles Ungemach!"

Die arme Elsbeth weinte, schlug die Hände vor das Gesicht und rief: „Ja, ein Unglückskind bin ich, alles, was ich Gutes tu', schlägt für mich zum Bösen aus."

Der gute Veit, der die Jungfer nicht weinen sehen konnte, schlich bestürzt davon und mußte die beiden ihrem Kummer und ihren Sorgen überlassen.

Was der Veit aber gesehen und erzählt hatte, war kein gespenstisch Blendwerk gewesen, sondern die reine blanke Wahrheit. Als nämlich der spitzbübische Jäcklein noch einige große Bauernhäuser durchstöbert und abgesucht hatte, war er mit manchem Schimpf und Fluch beladen wieder auf den Weg nach Schweinfurt abgezogen und hinkte und stöhnte als ein rechter Heuchler jämmerlich an jeden vorüber, der des Weges kam. Mit einem Male aber, als ein sauber gekleideter Mann, an ihm vorbeigehen wollte und seinen demütigen Gruß mit Murren erwiderte, schaute Jäcklein diesem ein Weilchen nach und sprang dann hoch auf und ein paarmal herum auf seinen jetzt kerngesunden Beinen, und ehe der erschrockene Niklas Krauß — denn kein anderer war der Wohlgekleidete — den Stock heben oder zur Seite springen konnte, hatte ihn der Jäcklein fest umfaßt, seinen schmutzigen Mund trotz aller Abwehr auf des Niklas Gesicht gedrückt und jubelnd wie eine Heidelerche geschrien: „Tausend Schock! Liebster Herzbruder, so sollen dich doch meine Augen wiedersehen! Ei, du große Güte! Nickelchen, Nickelchen, halt still, stoß nicht so grob und laß dich küssen! Kennst du deinen Herzbruder Jakob Sturm nicht mehr! Ja, ja, glotzest mich wohl verwundert an, Nickelchen, bin ein armer, kleiner Jakob worden, heiße darum jetzt auch nur das Jäcklein, und du bist, dank's dem Teufel, ein großer Herr, hockst zu Schweinfurt warm in der Ratsstube und hast allzeit mehr Dukaten als ich Läus, he Nickel, ist's nicht so. Hab' alles erkundschaftet, Herzbrüderle, und hätte dich dieser Tage schon aufgesucht", plapperte Jäcklein leiser fort und grinste dazu wie ein gekitzelter Teufel. „Nun mußt mir hier gleich über den Weg laufen!" schrie er dann wieder laut, „komm, laß dich küssen, wie ein Mädel um Fastnacht."

Endlich gelang es dem Krauß, der den wiedergefundenen Herzbruder mit den Augen hätte vergiften mögen, sich loszumachen und die mürrische Frage zu tun: „Wo kommst du her und was willst du von mir?"

„Das sind zwei runde, kurze Fragen, Herzbrüderle," krächzte der grinsende Jäcklein, „bist noch immer der alte, kurz und rasch zugegriffen wie in Wittenberg oder bei der Warte vor Helmstedt, he, he! Nun, he, nun wenn ich dir die Fragen nur ebenso kurz beantworten könnte! Will aber versuchen, was ich kann, doch komm, Brüderle, ich geh' schon eine Strecke mit nach Schweinfurt, da drüben glotzt ein Bauerntölpel her, tut nicht not, daß er länger Maulaffen feil hat!"

(Fortsetzung folgt.)



„Wo kommst du her und was willst du von mir?"

Im Schwangau.

Von Hans Steinberger, München.

Illustrationen aus „Hans Steinberger: Die bayerischen Königsschlösser". Verlag von Franz Speiser, Prien.

An der uralten Grenzscheide zwischen Bayern, Schwaben und Tirol birgt sich ein Landschaftsjuwel, das an Reichtum herrlicher Alpenszenerien und an Liebreiz, Anmut und Großartigkeit unerreicht ist, und auf dem zudem noch die Weihe einer großen Vergangenheit ruht.

Es ist der Schwangau, und jedes Bayernherz schlägt höher bei diesem hehren Namen, klingt er doch mächtig all die Saiten an, welche von der Poesie der Bergwelt, von deutscher Sage und Vergangenheit singen, und in reichem Rahmen der aufleuchtenden Alpenseen und wundersamer, grüner Waldpracht sind es zwei Baudenkmäler unseres Herrscherhauses, die Schlösser Hohenschwangau und Neuschwanstein, welche — aus den Trümmern mittelalterlicher Burgen in königlicher unerreichter Pracht erstanden — dem ganzen Gebiete den Stempel geschichtlicher Weihe aufprägen. — Sage, Dichtung und Geschichte schlangen um den Schwangau ihre üppigen Ranken; begeistert preist jede Schilderung die Vereinigung wundervoller Landschaftspracht und beseligender Wald- und Bergeinsamkeit, die hier bei jedem Schritte wonnig entzückt und deren unendlicher Liebreiz als lebenslange Erinnerung fortwirkt.

Und der gleiche duftige Hauch, der über dem herrlichen Landschaftsbilde liegt, wo die Berges- und Seenpracht so verlockend grüßt, das wogende Waldmeer geheimnisvoll und träumerisch rauscht und flüstert und Sage und Vergangenheit farbenfrische Bilder in dieses friedeatmende Idyll weben, verklärt auch im Innern der Schlösser die Darstellungen von Heldengröße, Liebesglück und Minneleid, Minnesang und der Gralssage mit poesievollem Zauber.

Von Füssen aus, der malerisch schön am Lechflusse gelegenen Stadt, beginnt die Wanderung in das reizend schöne Gebiet von Schwangau, und schon die an Zahl und landschaftlicher Schönheit so reiche Auswahl der Zugänge läßt ahnen, welche Fülle von Pracht und Anmut den Wanderer im Schwangau umfangen wird.

Der einzig schöne Blick vom Kalvarienberg bei Füssen, bietet die erste, liebliche Übersicht auf den Schwangau; wie neidisch verhüllen Wälder und Bergrücken den vollen Anblick dieser Pracht, die drüben am Alpsee in eigenartig bezaubernder Schönheit jedes Auge entzückt.

Vom Kalvarienberg hinab führt ein Pfad durch ein stilles, friedliches Waldtal zum schönsten der nach Hohenschwangau geleitenden Wege, dem Alpenrosenweg, der bei dem schon in Tirol gelegenen, vielbesuchten Weißhaus beginnt und, am Waldeshange des Schwarzenberges hinanziehend, ein entzückend schönes Aussichtsbild nach dem andern erschließt.

Ein herrliches Wandern ist es auf diesem sorgfältig gepflegten Wege, erst durch hochstämmigen Tannenwald, der sich zum reizend schönen Niederblicke auf die in tief schimmerndem Blau heraufgrüßende Fläche des Schwansees öffnet; dann reiht sich prachtvoller Buchenwald an, der die Wanderung noch köstlicher gestaltet durch das Spiel der Lichter und Schatten, welche das Sonnengold auf dem frischgrünen Laubzelte hervorzaubert; malerische Felsenpartien säumen den Weg, der sich langsam zur Fürstenstraße senkt und auf dieser — den Alpensee entlang — nach Hohenschwangau geleitet.

Der Kienbergweg führt von Füssen aus in müheloser Steigung durch friedliche Waldesstille zur Einsattelung zwischen Kienberg und Kalvarienberg; wieder grüßt überraschend in traumvoller Schönheit der Waldkessel des Schwansees herauf in seinem idyllischen Frieden; dann kreuzt der Weg die durch die Parkanlagen führende Königstraße und zieht am Westufer des Schwansees entlang, im letzten Teile tief in Waldesschatten verborgen, als Fischersteig zum Alpenrosenweg hinan.

Reich an Naturschönheiten ist die Wanderung auf der Königstraße, welche südlich von Füssen bei dem Zollhause Schwarzbrücke von der Tiroler Straße in den königlichen Park abzweigt und über den Höhenrücken zwischen dem Schwarzenberg und Kalvarienberg führt; der von der Straßenhöhe sich entrollende Ausblick auf den lichten Burgbau von Neuschwanstein ist von hohem Reize; dort über dem breiten Rücken ragen die Zinnen und Türme des Schlosses Hohenschwangau herüber; wie leuchtet ringsum aus dem dunklen Grün der Tannenwälder das dazwischen gestreute, frühlingsfrische Kolorit der mächtigen Laubbäume auf und spiegelt sich mit den majestätischen Berghäuptern auf der glitzernden Fläche des Schwansees, an dem entlang die Straße durch die herrlichen Parkanlagen zu der von Füssen nördlich um den Kienberg führenden Straße zieht.



Der Prinzenbau.

Fast unmerklich vollzieht sich der Übergang der freien Natur zur wohlgepflegten Schönheit des königlichen Parkes, ist doch nirgends das Wirken des Gärtners zu bemerken, das dem Wachstum enge Schranken zieht; wenn zur Frühsommerszeit die Blütenpracht in diesem Gebiete prangt und ringsum in den Wiesenauen der farbenreichste, duftende Blumenteppich erblüht, so ist es eine Lust, auf diesen Pfaden zu wandeln. Kaum bietet ein räumlich so engbegrenztes Gebiet der Bayerischen Alpen einen solchen Reichtum herrlichster und anmutigster Landschaftsbilder wie der Schwangau.

Am rascheſten wird Hohenschwangau von Füssen aus auf der bei der Lechbrücke am rechten Flußufer entlang ziehenden Straße erreicht.

Wenige Schritte außerhalb der am Berghange gelegenen Vorstadt begrüßt jedes Auge den Rückblick auf das liebliche, malerische Stadtbild von Füssen mit heller Freude.

Tief unten rauscht und schäumt in steinigem Bette der Lech, und kulissengleich wirkt der vielgestaltige Berghintergrund, der über die nahe gelegenen, tiefgrünen Waldrücken liebtraulich in duftigem Blau herüberragt.

In früher Morgenstunde ist es ein köstlich Wandern, wenn die Tannen des steil zur Rechten aufstrebenden Kienberges und die Wiesenflächen neben der Straße in reichem Tauschmucke millionen-



Der Marienbrunnen.

fach sprühen und funkeln. — An dem mächtigen Steinbruche des Alterschrofen vorüber tritt die Straße in die Parkanlagen ein; Waldesodem und Blütenduft umfängt den Wanderer; von Sage und Geschichte geweiht ist dieser Boden.

Als ich zum erstenmal diese Straße schritt und plötzlich die von ihrem steilen Felsen hoheitsvoll herniederschauende Burg Neuschwanstein erblickte, da erging es mir wie dem Kinde, vor dessen Auge sich der Wunderzauber des Christbaumes erschließt; und jeder, der von hier aus die stolze Königsburg im Schmucke ihrer herrlichen Wald- und Bergumrahmung zum erstenmal erschaut, begrüßt mit staunendem Entzücken dieses stimmungsvolle, unvergeßliche Bild.

Dort auf dem Waldberge steigt mit seinen Zinnen und Zacken malerisch Schloß Hohenschwangau über träumerisch wogende Buchenwipfel auf; seinen höchsten Giebel krönt der Schwan, das heraldische Tier des Gaus, der die Schwingen zum Fluge breitet. Es ist zu jeder Tagesstunde ein einzig schönes Wandern dieser Vereinigung höchster landschaftlicher Anmut und Großartigkeit entgegen, welche sich nunmehr fast bei jedem Schritte prächtiger und reicher entfaltet. Auf das in üppigem Grün leuchtende Tal schaut mit zerklüfteten Steilwänden und Schrofen, kühn geformten Spitzen und Häuptern der wundervolle Kranz der Schwangauer Berge herein; die bleichen grauen Felsen, welche den dunklen Hochwäldern entsteigen, umspielt zur Morgenstunde goldener Sonnenglanz, und abends gleichen diese mächtigen Berggestalten riesigen, in der Glut des scheidenden Tagesgestirns flammenden Kerzen, deren rosigpurpurnes Strahlen mit trügerischem Glanze die Schatten der Dämmerung verklärt. Näher tritt der steile Felsenrücken, auf dem Schloß Hohenschwangau thront; neidisch scheint er den ganzen, bestrickenden Reiz verbergen zu wollen, der in träumerischer, erhabener Schönheit sich erschließt, wenn die Seen vor dem Auge aufleuchten, in deren blauem Spiegel Schloß Hohenschwangau seine stolze Schönheit in unvergleichlichem Zauber widerstrahlt; noch tönt das Rauschen und Plätschern der Brunnen, noch das Säuseln und Flüstern der Burglinde nicht ans Ohr, und doch erfaßt jeden mächtig die über der ganzen Gegend waltende Weihe, welche ahnen läßt, daß das Auge Großes, Herrliches erschauen wird.

Um den Burgfelsen wendet sich die Straße zum Dorfe Hohenschwangau, das, nur aus wenigen Gebäuden bestehend, gleichwohl ein schmuckes Bild gewährt.

In beneidenswert reizvoller Lage inmitten einer herrlichen Bergumrahung schmiegen sich die Gebäude an die Hügellehnen am Fuße des Schloßfelsens an.

Neben einigen bescheidenen, bäuerlichen Heimwesen sind es die reizenden, dem Charakter der Gegend angepaßten Villen und die Bauten der Gasthöfe, welche das ländliche Bild so malerisch gestalten; dort das Forsthaus, dem Gasthofe „zur Liesl“ gegenüber, obgleich neu erstanden, fügt sich in seinen stilvollen architektonischen Formen glücklich dem Gesamtbilde an, und die mächtigen Gebäude inmitten des Ortes weisen in ihrer Bauart unverkennbar auf die Zugehörigkeit zum Schlosse hin, das sich von hier aus mit dem halb im Waldesschatten verborgenen Orangeriehause, dem zierlichen Prinzenbau, seinen Ringmauern und dem hochaufstrebenden Herrenhaus mit Türmen und Zinnen wohl am schönsten darstellt und als Glanzpunkt des lieblichen Bildes erscheint.

Hoheitsvoll ragt auf all diese Schönheit der rauhgezackte Bergkranz herein, der in schimmerndem, blauduftigem Glanze den Frieden dieses traulich stillen Erdenwinkels behütet; zwischen Baumwipfel hindurch öffnet sich der Fernblick auf die in blauem Dufte der Ferne verschwimmende Landschaft des hügelreichen Alpenvorlandes, und nichts vermöchte den zauberischen Reiz dieses Rundblickes höher zu gestalten als das Bild der Burg Neuschwanstein, welche hoch über dem Tale auf steilem Felsen in majestätischer Einsamkeit horstet.

Unbeschreiblich schön ist der Ausblick, der sich vom schattigen Garten des Gasthofes „zur Alpenrose“ auf den Alpsee entrollt.

Dicht an die Gartenmauern plätschern in leisem Südwinde die Wellen des Sees, der tiefblau, wie ein Juwel, in frühlingsgrünen Waldrahmen gefaßt, das Auge begrüßt. Träumerischer Friede und beseligende Waldeinsamkeit ist über dieses Bergsee-Idyll gebreitet, das seine eigenartigen Reize zu jeder Tagesstunde in stets wechselndem, holdestem und stimmungsreichstem Zauber entfaltet.

Über die tiefdunkle Flut gleiten lautlos in schneeig weißem Gefieder Schwäne dahin; in der klaren, schillernden See-

fläche, die im Glanze der Sonne vom tiefsten Blau bis zum sattesten Grün in allen Nuancen erglänzt, spiegeln der breite, mächtige Waldrücken des Kitzberges und die über demselben in schimmernder, blauduftiger Schönheit aufsteigenden Riesenhäupter der Gern- und Köllespitze und der Schlicke die ganze wildschöne Großartigkeit ihrer Formen in silberner Klarheit wieder. Gleicht dieser herrliche Bergsee zur Morgenstunde einem mattschimmernden, tiefgrünen Spiegel, so leuchtet er am Mittag stahlblau aus der ihn umgebenden Waldpracht dem Auge entgegen, dann zittert es wie wehender Goldstaub um die mächtigen Berge, und in der schwülen Mittagsglut leuchtet blendend die unbewegte Flut; welchen Reiz und welche Farbenpracht atmet dieses Bild, wenn im Abendfrieden die Berge in purpurn-violettem Glanze über die waldigen Höhen hereingrüßen, dann widerstrahlt dieses Smaragdbecken die ganze Herrlichkeit des Schwangaus in reichstem Glanze, daß das farbige Gewoge in allen Tinten, vom zartesten Rosa bis zum tiefglühendsten Purpur und zum blassen Orangegelb, sich reiht und vermischt, und all diesen leuchtenden Farbenzauber spiegelt dann die blinkende Seefläche wieder, bis die grauen, schwarzen Schatten der Bergwände und der Wälder auf dieses entzückende Bild mit eintönigem, allen Farbenglanz verwischendem Tone plötzlich hereinfallen. In grotesker Schönheit aber wirkt dieses Alpenbild, wenn drüben über den Tannheimer Bergen schwere Wetterwolken sich zusammenballen, aus denen es mit finsterem Drohen wetterleuchtet. — Welch düstere, dämonische Pracht zeigt dann dieser Wasserspiegel, von dem aller heiterer Glanz entwichen scheint, und der schwarz und wie unergründlich in bangem Schweigen dem Toben und Wüten der entfesselten Elemente entgegenharrt!

Von einziger Pracht aber ist der Blick auf den schweigenden See hinaus, wenn die wunderbaren Lichteffekte des Abends verglommen sind. Wie mit Zauberbanden hält es jeden an dieser Stätte zurück, diese Pracht auszukosten, welche in märchenhaft wundersamer Stimmung den Reiz einer mondbdurchglänzten Sommernacht vor Augen führt.

Wenn der Mond, einer dunkelglühenden Kugel gleich, über dem Straußberge heraufsteigt, so blinkt sein matter Glanz in tiefen Lichtern auf den ernsten Felsenriesen des Schwangaus; hier unten im Tale birgt sich noch alles in tiefer Dunkelheit. Höher und höher steigt das Nachtgestirn, und sein goldiger Schimmer wandelt sich allmählich zu silberner Klarheit. Wie mit einem Zauberschlage erwacht das herrliche Gebiet und strahlt in dem milden Lichtmeere in neuerstandener Schönheit. Da liegt in träumerisch-magischer Beleuchtung Schloß Hohenschwangau, seine Türme umfließt Silberglanz, der in den Fenstern leuchtend widerstrahlt, und auf die schweigende Nacht des Waldes senkt sich im berückendem Zauber das Lichterspiel, das in magischen Reflexen die mächtigen Laubkronen umzittert; dort, aus den halb noch in die Schatten der Nacht getauchten Wäldern, welche den Tegelfelsen umkleiden, steigt geisterhaft das mächtige, weiße Mauerwerk der Burg Neuschwanstein auf.



Burgfrauenzimmer mit Blick auf das Berthazimmer.

Im Zauber ihrer echt mittelalterlichen Gestaltung ragt die stolze Burg mit ihren schlanken und kraftvollen Türmen und steilen Giebeln dräuend hernieder. Von träumerischem Mondglanze umspielt, heben sich die feinen Umrisse des mächtigen Baues scharf von dem dunklen Waldhintergrunde ab, und ringsum rauscht und flüstert es leise im Walde, hoch droben um die in reinstem Glanze prangenden Felsen des Säuling flattern silberne Nebelschleier, und da dehnt sich mattglänzend wie ein eherner Spiegel der Alpsee aus; wie leuchtet der herrliche Buchenwald des Westufers im magischen Schimmer des Mondlichts, während dort, wo die Berge seiner Flut entsteigen, der See in tiefem, unergründlichem Schatten wie begraben liegt! Über den steil aufstrebenden Waldrücken des Kitzberges ragen wie ein hehres Wunder die Gern- und Köllespitze auf; entzücken sie im Sonnenglanze durch ihre duftige Pracht; so ist es jetzt, als ob ihr Felsenkleid mit eisigem Firn umpanzert sei und

in der starren Todesruhe des Hochgebirgswinters auf die schlummernde Frühlingslandschaft hereinbräue, in der zu dieser Nachtstunde Blütenduft und Waldesodem das ruhige, süße Atmen der Natur künden.

Den Zauber der Mondnacht voll auszugenießen, lockt eine Kahnfahrt auf dem Alpsee; wie in flüssiges Silber tauchen die Ruder, welche das Boot in langsamer Fahrt bis zur Mitte des Sees bewegen; schweigend dehnt sich rings an den Ufern der herrliche Wald, und eine freudige Überraschung gewährt es den Augen, das Widerbild des Schlosses Hohenschwangau und der ragenden Burg auf dem Tegelfelsen in der unbewegten Flut erscheinen zu sehen; welche Gedanken, welche Erinnerungen erwecken diese Bilder! Von ferne tönt der Sang einer alten, rührenden Volksweise herüber, er vermischt sich mit der erhebenden Klangpoesie des Pilgerchores, dessen ernste Klänge mit einem Male sich in den Bereich der Gedanken drängen; und wie diese Erinnerung mächtig auflebt, sind es die Gestalten der Nibelungensage, des hohen Liedes des Glaubens und der Liebe, Parzival und Tristan und der Held der romantischen Schwanenrittersage, Lohengrin, welche vor dem Auge erscheinen; und an diese hehren Gestalten reihen sich die Kämpen des Sängerkrieges auf der Wartburg: Wolfram von Eschenbach, Tannhäuser und Walter von der Vogelweide; die Geschicke der mächtigen Herrschergeschlechter der Welfen, Staufen und Schyren ziehen in dramatisch bewegten Bildern vorüber.



Schwanenrittersaal.

Wenn die waldumrauschte Wartburg sich rühmen kann, an Reichtum selbstgeschauter glanzvoller Erinnerungen an die Poesie mittelalterlichen Hoflebens und Minnesängerherrlichkeit unerreicht dazustehen, so sind es die Schwangauer Königschlösser, welche als Tempel deutscher Sage und Geschichte im Festkleide königlicher Pracht neuerstanden sind und jeden Besucher mit dem weihevollen Zauber der großen Vergangenheit des deutschen Volkes wonnig entzücken.

Und hier ist es wohl angebracht, dessen zu gedenken, der mit idealem Kunstsinn das steingewordene Bild deutscher Sage und Geschichte schuf und der zeitlebens ein treuer, schwärmerischer Bewunderer der Schönheit des Schwangaus war, König Ludwigs II. von Bayern. Drängt sich doch hier bei jedem Schritte die Erinnerung an diesen Fürsten und sein tragisches Geschick auf; sein Name wird noch in Jahrhunderten genannt werden, wenn die Burg da oben, seine glänzendste Bauschöpfung, von den immergrünen Ranken der Sage längst umwoben sein wird. (Fortsetzung folgt.)

Die Garchinger Heide als Natur- und Kultur-Denkmal.

Von Dr. Franz Vollmann. (Schluß.)

Vortrag, gehalten bei der Linné-Feier der Bayerischen Botanischen Gesellschaft in München am 23. Mai 1907.

Ein Blick auf die vorgeschichtliche Karte lehrt, daß in der Münchener Ebene und in der Lechebene, wo jetzt noch die Heidereste am deutlichsten sind, die meisten vorgeschichtlichen Ansiedlungen aufgedeckt werden konnten.

Freilich haben dabei die ältesten Ansiedler ihre Niederlassungen nicht immer von der größten Fruchtbarkeit des Bodens abhängig gemacht. Als Beweis dafür dient die Schwäbische Alb, jene wasserarme, steinige Hochfläche, die heute sehr dünn bevölkert ist, aber doch, da sie waldfrei war, anerkanntermaßen zu den ältesten mitteleuropäischen Kulturlandschaften zählt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit unserer Garchinger Heide. Wenn wir die spärliche Erdkrume besehen, die unsere Heidewiese trägt, und auf ihr die zweifellosen Spuren ehemaliger Kultur betrachten, von der hernach die Rede sein soll, so fragen wir uns, weshalb dereinst Stellen angebaut wurden, die man in historischer Zeit nicht mehr für anbauwürdig erachtete.

Höherer Grundwasserstand hätte hier, wo eine stärkere Humusdecke wohl immer fehlte, kaum bedeutendere Fruchtbarkeit erzeugt; auch von der Annahme eines periodisch feuchteren Klimas darf man sich nicht allzuviel erwarten. Entweder

wurde in prähistorischer Zeit eine Art Nomadenbau getrieben, indem ein Gebiet nach kurzer Zeit, wenn sein Anbau nicht mehr lohnend erschien, wieder verlassen wurde, oder — und dies scheint in unserem Falle zuzutreffen — die Bevölkerung war hier schon so zahlreich, daß sie sich gezwungen sah, alle nicht von Wald besetzten Landstriche ihren Zwecken, sei es nun Ackerbau oder Viehwirtschaft, dienstbar zu machen.

Sehen wir uns nun auf unserer Garchinger Heidewiese nach den Überresten aus prähistorischer Zeit um, so ist die für uns wichtige Tatsache zu konstatieren: Gerade diejenige Strecke unserer Heidewiese, die sich als pflanzengeschichtlich so hervorragend interessant darstellt, hat uns noch äußerst bemerkenswerte Überreste aus vorgeschichtlicher Zeit erhalten.

Zunächst treffen wir hier zwei Gruppen von Hügelgräbern. Die eine, am äußersten Nordende der Echinger Flur, besteht aus 11 Hügelgräbern, die andere, am Wege von Eching nach Dietersheim gelegen, enthält 25 solche Gräber. Jedes Grab ist durchschnittlich 60—80 cm hoch, der Durchmesser beträgt 4—7 m. Panzer berichtet bereits im IV. Bande des Oberbayerischen Archivs für vaterländische Geschichte (herausgegeben vom Historischen Verein von und für Oberbayern) im Jahre 1843 (S. 420) über die Öffnung einer Anzahl dieser Gräber und die hier gemachten Funde, die jetzt sich in der Sammlung des Historischen Vereins von Oberbayern befinden.

Äußerlich gehören diese Gräber zu den besterhaltenen in unserer Gegend, weil sie auf freier Ebene liegen, wie sie sich denn auch schon aus der Ferne deutlich von der Heidefläche abheben und noch ein unverfälschtes Bild einer Begräbnisanlage längst vergangener Zeit bieten. Und dies ist um so mehr von Bedeutung, als die große Mehrzahl der vor einer Generation noch vorhandenen Hügelgräber in Oberbayern in den letzten 30 Jahren dem Pfluge zum Opfer gefallen ist.

Diese Gräber sind nun — und das ist ein zweites wichtiges Kulturmoment — von zahlreichen Hochäckern oder Bifangen, die auch unter dem Namen Römerfelder bekannt sind, umgeben, wie auch anderwärts das Zusammensein von Hügelgräbern und Hochäckern sich bestätigt findet.[1])

Rechts und links vom Sträßchen Eching — Dietersheim sind diese Hochäcker noch in schönster Ausprägung zu sehen, um vieles deutlicher als in den Wäldern der Umgebung, wo vielfach bereits durch Laubfall, Nadelschütte und auch durch Rodungen und spätere Neuanpflanzungen die ursprünglichen Linien verwischt wurden. Hier gelang es mir auch, die seltene Art von Hochäckern wieder aufzufinden, wo die Beete nicht gleichbreit und die Wölbungen nicht gleich hoch sind, sondern zu beiden Seiten eines höheren und breiteren ein niedrigeres und schmäleres Beet herläuft, also eine dreiteilige Anlage vorhanden ist.

Natürlich fragt man sich nun, aus welcher Zeitperiode wohl diese Überbleibsel alter Kultur stammen mögen.

[1]) Die Anlage besteht darin, daß ein Grundstück durch parallel gezogene Furchen in mehrere lange, aber schmale, in ihrer Mitte höher gewölbte Beete geteilt ist. Über den Zweck dieser Form der Bodenkultur sind verschiedene wenig wahrscheinlich klingende Vermutungen ausgesprochen worden. Ohlenschlager (Prähistor. Karte von Bayern, München 1891) gibt der Ansicht Meitzens den Vorzug, die den Zweck der Anlage darin suchte, daß in nassen wie in trockenen Jahren etwas geerntet werden konnte, in nassen auf dem Rücken, in trockenen in den Vertiefungen.

Die Mehrzahl der — allerdings in den letzten Jahrzehnten meist vernichteten — prähistorischen Gräbergruppen des mittleren Oberbayerns entstammt nach den neuesten Forschungen der Hallstattperiode, also vielleicht der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. Solche Gräber wurden auch bei Oberschleißheim geöffnet.

Bei Massenhausen dagegen, im Bezirksamt Freising, also nicht weit von unserem Gebiet entfernt, wurden einige Gräber entdeckt, in denen sich bereits die volle Herrschaft des La Tène-Stils geltend macht. Hier fanden sich Eisenwaffen, Schwerter und Lanzen vor, und zwar zusammengebogen und unbrauchbar gemacht, eine Sitte, die nach F. Weber (Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern, in „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, 13. Band, 1900, S. 177) in der Hallstattperiode nie üblich war.

Während nun bis jetzt noch nicht mit Sicherheit eruiert ist, welchem Stamme die Träger der Hallstatter Kultur angehörten, war die Bevölkerung, die zur La Tène-Zeit, also etwa in der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr., Oberbayern bewohnte, keltisch, jenen Kelten angehörig, die ungefähr im 6. Jahrhundert v. Chr. vom westlichen Europa nach Osten gewandert waren. Keltische Münzen (Gold- und Silbermünzen, die sogenannten Regenbogenschüsselchen) wurden auf unserer Hochebene in großer Menge aufgefunden; zahlreiche geographische Namen keltischer Ableitung dienen als weiterer Beweis.

Dieser keltischen Periode, der La Tène-Zeit, gehören nach dem jetzigen Stande der Forschung aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Hochäcker an, jedoch weisen viele Spuren darauf, daß sie mindestens in der ersten Zeit der Römerherrschaft noch fortbebaut wurden. Es klingt nämlich völlig glaubwürdig, wenn Weber (a. a. O.) behauptet, daß die Römer nicht, wie früher angenommen wurde, die keltische Bevölkerung völlig ausrotteten oder in andere Länder verpflanzten, sondern daß diese in der Hauptsache auf ihrem heimischen Boden blieb und ihn weiter bebaute.

Aber auch die Anlage der Grabhügel unserer Heidestrecke muß aller Wahrscheinlichkeit nach jener Zeit zugewiesen werden, die als Übergangsperiode von der La Tène-Zeit zur provinzialrömischen Kultur bezeichnet wird. Dafür sprechen die Funde, die man in jenen Gräbern gemacht. Können letztere nicht als rein römisch bezeichnet werden, weil es nicht die bei den Römern ausschließlich üblichen versenkten Brandgräber sind, so weisen die fragmentarischen Stücke blauen und grünen Glases, sodann besonders drei Fibeln nach ihrer Form auf die La Tène-Zeit. Die Reste der dabei entdeckten Tongefäße — pflegten doch die Kelten jener Zeit mit Speise und Trank gefüllte Gefäße sowie mancherlei Schmuckgegenstände zum Gebrauche auf dem Wege ins Jenseits mitzugeben — sind bereits römischen Ursprungs. Dazu fanden sich auch in einem dieser Grabhügel beim Einwerfen zwei römische Münzen, eine patinierte Kupfermünze aus der Zeit des Augustus und eine Silbermünze aus der Zeit des Trajan. Daraus geht hervor, daß in der Zeit, wo die Kelten diese Hügel anlegten, bereits die Römer im Lande waren, daß wir also frühestens die ersten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. für die Errichtung unserer Grabhügel annehmen dürfen.

Halten wir nun dieses Ergebnis als ziemlich sichere Tatsache fest und nehmen wir noch hinzu, daß die jetzige Heide-

wiese, soweit sie noch erhalten, zum großen Teile aus ehemaligen Hochäckern besteht, also einstiges Kulturland darstellt, gewinnt es da nicht den Anschein, daß meine Ausführungen über die Ursprünglichkeit der Landschaft, über das Alter der dortigen Vegetation illusorisch seien?

Keineswegs, es muß unbedingt für sicher gelten, daß in historischer Zeit die klimatischen Verhältnisse unseres Landes nicht derart waren, daß eine so artenreiche Steppenflora in unser Gebiet hätte einwandern und sich ausbreiten können. Woher kam aber dann die Heideflora auf den früheren Äckern? Die Erklärung liegt nicht fern und ist eben darin zu suchen, daß in prähistorischer Zeit bis in die Römerzeit hinein die Bewohner unserer Hochebene neben dem Ackerbau auch Weidewirtschaft trieben, daß also auch manche Strecke Landes in der damaligen Periode ihre ursprüngliche Fazies beibehalten konnte, von wo alsdann in die später nicht mehr bebauten Hochäcker, die ja in unmittelbarer Nähe sein konnten und zweifellos oft auch waren, die Heideflora hinüberzuwandern vermochte. Ja, gerade auf manchen Hochäckern ist gegenwärtig die Heideflora am schönsten vertreten; ich erinnere nur an die seltene Erscheinung der Anemone patens, die auf einem allerdings in seiner Existenz schwer bedrohten Hochacker in herrlichster, individuenreichster Entwicklung anzutreffen ist. Eben dieser Umstand bietet ein weiteres Interesse, weil hier der Nachweis vorliegt, wie sich in historischer Zeit die Umwandlung von Hochäckern in Heideland vollzogen hat.

Ziehen wir aus diesen Darlegungen das Ergebnis, so kann es nicht anders lauten, als daß ein solches Gebiet, zumal es keine sehr ertragsfähige Fläche darstellt, geschützt und späteren Generationen als pflanzengeographisch bedeutsame und kulturhistorisch interessante Reliquie hinterlassen werden soll, und dies um so mehr, als es in der Nähe der Landeshauptstadt, einer Universitätsstadt liegt und in letzterer Hinsicht auch als eminentes allgemeines Bildungsmittel zweifellos zu betrachten ist. So vergeht denn auch kein Jahr, ohne daß die Vertreter der hiesigen Hochschulen mit mehr als hundert Studierenden an diese Stätte wandern.

Und wenn nun der Erhaltung nahezutreten ist, so fragt es sich, welcher Teil vor dem Untergang zu retten ist. Um ein wirkliches Bild zu gewinnen, darf das Areal nicht zu klein bemessen sein. Wiederholte Begehung durch orts- und sachkundige Mitglieder der Bayerischen Botanischen Gesellschaft hat ergeben, daß die zu schützende Fläche ungefähr 150 Tagwerk beträgt und zur Flur von Eching und Dietersheim gehört. Dieses aber dauernd zu schützen, wird kaum auf andere Weise als durch Ankauf möglich sein. Es wird sich also dann darum handeln, eine Anzahl von Grundbesitzern für die Überlassung zu einem annehmbaren Preise zu gewinnen, zumal der reale Wert des Gebietes nicht bedeutend sein kann. Es wäre dabei jedenfalls von Vorteil, ein Entgegenkommen gegenüber den bisherigen Eigentümern insofern zu betätigen, als ihnen nach Abtretung der Grundstücke bei Wahrung der bisherigen Wirtschaftsform — die dürftigen Wiesen wurden einmal im Jahre oder nur in jedem zweiten Jahre gemäht — umsonst oder gegen eine sehr mäßige Pachtsumme die Grasnutzung mit Ausschluß der Benutzung als Weide genehmigt würde.

Und wenn nun die Möglichkeit einer käuflichen Erwerbung dieser Fläche sich bietet, so entsteht die Kapitalfrage: Wer soll sie kaufen?

Wäre es bereits dahin gekommen, daß sich in weiteren Kreisen die Überzeugung Bahn gebrochen hätte, daß Stiftungen für Zwecke der Naturpflege in ihrem verdienstlichen Werte hinter anderen gemeinnützigen Schenkungen durchaus nicht zurückstehen, so könnte man bei der Wichtigkeit des zu schützenden Objektes daran denken, nur die Hilfe Privater anzurufen. Da aber dem leider noch nicht so ist, müssen wir, falls Versuche in dieser Richtung scheitern, einen anderen Weg beschreiten.

Conwentz hat viel Material gesammelt von dem, was in letzter Zeit in anderen Staaten und von auswärtigen Städten in dieser Hinsicht geleistet wurde. Die preußische Forstverwaltung hat alte Waldparzellen angekauft, um sie zu erhalten. Die Stadt Dresden hat einen großen Wald erworben, um das natürliche Landschaftsbild gegen Entstellung zu sichern. Frankfurt hat ein großes Areal für Studienzwecke reserviert. Wien schützt den die Stadt umziehenden Wald- und Wiesengürtel mit einem Flächengehalt von 4400 ha durch Ankauf um das Sümmchen von 50 Millionen Gulden.

Unter solchen Umständen werden auch wir an die Staatsregierung und an die Landesvertretung, an den Kreis, an die Stadtgemeinde München unsern Appell richten, und hoffentlich wird unser Ruf nicht ungehört verhallen. — Die Vertreter der Hochschule, hervorragende Vertreter des Historischen Vereins für Oberbayern, billigen und unterstützen unser Vorgehen.

Und wenn heute meine Ausführungen im Kreise der hochverehrten Anwesenden die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken und Sympathie für diese Aktion zu wecken verstanden; wenn es gelingen sollte, eines der erstklassigen Denkmäler der Umgebung von München aus vergangener Zeit für immerdar der Nachwelt zu erhalten, so wäre dies die schönste Ehrengabe, die wir für Linnés Manen am heutigen Festtage erwirken könnten.



Die erste Eroberung von Philippsburg. (Zu S. 480.)
Originalblatt aus der „Bavaricasammlung" des Antiquars Emil Hirsch. München.

Das Ende einer Reichsstadt.

Von J. Greiner. (Fortsetzung.)

Gegen Mittag kamen mehrere Wagen der Kaiserlichen zum Segringertor herein, deren Begleitmannschaft das Gerücht verbreitete, daß sie verfolgt würden, worauf alle hier anhaltenden Bagagewagen, die Feldpost, Kavallerie usw. weiterflüchtete. Schwer beladene Pontonfahrzeuge fuhren im schärfsten Trabe durch die Stadt, und schon entstand die Nachricht, daß die Franzosen unter dem Segringertor wären. Als dies die auf dem Rathaus versammelten Mitglieder des inneren und äußeren Rats hörten, und als das Gerassel der Wagen, das Lärmen und Geschrei der Flüchtenden immer lauter wurde, verließen sie das Rathaus und zogen sich in ihre Wohnungen zurück. Die Bürger versperrten ihre Häuser und Läden, packten ihre Wertsachen zusammen, um sie nach Feuchtwangen oder wenigstens in die neutrale preußische Vorstadt, wo preußische Husaren lagen, in Sicherheit zu bringen. Um ½12 Uhr sprengten 50 würzburgische Dragoner zurück, um zu rekognoszieren, kamen aber nach einer halben Stunde wieder in die Stadt, ohne das mindeste von den Franzosen entdeckt zu haben, worauf sich die Angst allmählich verlor und man merkte, daß alles nur blinder Lärm gewesen war. Merkwürdigerweise entstand an demselben Tage auch in Aalen und Gmünd sowie bei Ulm dieselbe kopflose Flucht bei den Kaiserlichen, wie man nachträglich in Erfahrung brachte. Als die Ordnung wieder eingetreten war, ging die Retirade der Truppen zu Pferd und Fuß sowie der Bagage ohne weitere Störung bis 12 Uhr nachts fort. Vom Magistrat waren Verstärkungen der Tor- und Turmwachen und starke Patrouillen angeordnet worden, sowie bei Tag und Nacht Aufsicht von einem Offizianten und einem großen Ratsverwandten, ebenso eine starke Bürgerwache auf der Ratstrinkstube. Diesen Maßregeln, welche in der Folge zur Aufrechterhaltung der Ordnung, hauptsächlich zur Verhütung von Feuersbrünsten sehr nötig waren, verdankt die Stadt wohl hauptsächlich ihre heutige, wohl erhaltene, altertümliche Bauart. Auch ließ der Magistrat eine Verordnung publizieren, nach welcher abends nach 10 Uhr niemand in den Wirtshäusern zechen und jedermann um diese Zeit zu Hause sein sollte. Allmählich hörten die Truppendurchzüge der Kaiserlichen auf, nur am 6. Juli kam das Graf Miersche Streifkorps, eine bunt zusammengewürfelte Soldatenschar von Jägern, Husaren, Dragonern, Ulanen und Infanterie in der Stärke von 6—800 Mann, die sich bei Krays Rückzug wohl verspätet hatten, an, kampierte vor dem Nördlingertor und zog andern Tags in der Richtung nach Rothenburg wieder ab.

Am 9. Juli kam die erste Requisition vom Schwäbischen Kreisausschuß für die französische Armee an. Der Kreis mußte in drei 15tägigen Fristen liefern: 30000 Zentner Weizen oder Korn, 10000 Zentner Roggen oder Gerste, 3000 Stück Ochsen à 450 Pfund, 90000 Zentner Heu, 50000 Säcke Haber à 144 Pfund. Hiervon traf auf die hiesige Stadt: 416 Zentner 68 Pfund Weizen oder Korn, 138 Zentner 89 Pfund Roggen oder Gerste, 1250 Zentner Heu, 685 Säcke Hafer, 185 Zentner 40 Pfund Fleisch oder 41 Ochsen und für besondere Bedürfnisse 500 fl. Geld. Noch an demselben Tage, mittags 3 Uhr, rückten die ersten Franzosen in der Reichsstadt ein, und zwar 11 Mann Husaren und Chasseurs, erstere grün, die andern hellblau montiert, stellten am Galgenberg eine Wache aus, zogen aber nachts wieder nach Ellwangen zurück. Diese ängsteten am Rückweg den Wirt Lechler in Segringen und forderten ihm 8 Karolin ab. Am andern Tage kamen 40 Mann und abends gegen 400 Mann von Feuchtwangen her unter dem Kommando des Obersten Levasseur an, welche vor dem Nördlingertor kampierten, während die Offiziere in den Wirtshäusern einquartiert wurden. Sie hielten ziemlich strenge Mannszucht, verlangten aber dafür 200 Karolin Douceur von der Stadt, welche auf 100 Karolin abgehandelt wurden. Desungeachtet kamen doch einige Unordnungen vor. Dieser Tag kostete der Stadt allein 4500 fl.

Am 12. Juli zog ein Kavallerieregiment ein und wurde einquartiert, und gegen Mittag kam ein von General Drouot von Ellwangen abgesandter Adjutant hier an und verlangte in dessen Namen die Absendung einer Deputation nach Ellwangen, um über das Nötige wegen einer Kontribution zu verhandeln. Um diese Forderung zu erfüllen, entsandte man schleunigst eine Deputation, bestehend aus dem Senator Busch, dem Apotheker und großen Ratsverwandten Riedl und dem französischen Sprachlehrer Passaquay nach Ellwangen, denen noch zwei Bürger folgten. Andern Tags um 7 Uhr kam die Deputation zurück, brachte aber die schlimme Kunde, daß die Kontribution von Drouot anfangs auf die ungeheure Summe von 300000 Livres und 20 Pferde festgesetzt, auf ihre Vorstellungen endlich auf 80000 Livres und 8 Pferde moderiert worden sei, wovon die Hälfte in 7 Tagen, die andere Hälfte in 12—14 Tagen in Nördlingen zu erlegen sei. Um weiteren Nachlaß zu erlangen, schickte man sofort eine andere Deputation an den Kreisausschuß nach Augsburg, die auch wirklich erreichte, daß nur 43000 Livres nach Augsburg gezahlt werden mußten. Dagegen verlangte General Drouot jetzt 10 Reitpferde mit Sattel und Zeug und 20 Zugpferde mit Geschirr, begnügte sich später aber mit 9 Pferden. Und so ging es von jetzt ab fort mit Einquartierungen, Requisitionen, Verehrungen und Geschenkforderungen der Offiziere und Generale usw. Sehr unangenehm wurde bei den fortwährenden Einquartierungen die im Juli eingetretene anhaltende Dürre empfunden, wodurch der Zentner Heu auf 2¾ fl. stieg, viele Brunnen eintrockneten und die meisten Müller nicht mehr mahlen konnten. Da die Ernte gut ausgefallen war, so kostete das Malter Korn nur 18 fl., hingegen waren die Preise für Eier, Schmalz, Butter und Mehl sehr hoch geworden. Die Hitze stieg aber immer höher und betrug am 19. August 28° R. Durch allerlei Geschenke, welche die Stadt dem General d'Hautpoult (Ringhoferches Haus) machte, wurden zwar größere Einquartierungen abgewendet, doch kostete der Unterhalt dieses Divisionsgenerals, in dessen Stab sich noch General Sauer (Deutscher Hof) und General Coulain (Buxisches Haus) befanden, täglich große Summen. Die Generalstafeln wurden von dem Mohren-, Kreuz- und Rosenwirt abwechslungsweise versehen. Seit der großen Retirade der Kaiserlichen hatte die Stadt bereits 68000 fl. Kosten ohne die Quartierkosten

der Bürger. Damals begannen die Franzosen, die sämtlichen Effekten, Waffen u. dgl., welche vom Eßlinger Zeughaus hierher geflüchtet worden waren, auf Wagen zu laden und wegzuführen. Auch das hiesige Zeughaus und Rathaus durchsuchten sie und nahmen weg, was ihnen gefiel. Im Kapuzinerkloster wurde gleichfalls Nachfrage gehalten, aber von den im dortigen Keller versteckten Gewehren ꝛc. nichts gefunden. Dafür nahmen sie 119 alte der Stadt gehörige Standrohre mit Radschlössern nebst den alten Hellebarden mit.

Am schlimmsten trieb es mit Requisitionen und Geldabzapfungen der Obrist Coulaincourt, der äußerst schwer zu befriedigen war und sofort Strafquartiere verfügte, wenn seine Forderungen nicht erfüllt werden konnten. Ganz besonders wurden die beiden hiesigen Kirchenpflegen hergenommen und mußten der Stadt große Summen vorstrecken, so den größten Teil der oben erwähnten Kontribution und späterhin im Oktober wieder je 15000 fl., wofür ihnen u. a. Umlagen verschrieben wurden. So folgten sich die Durchmärsche, Requisitionen und sogar Exekutionen bis Ende des Jahres 1800 und zogen sich in das Jahr 1801 hinein. Gleich am ersten Tage dieses Jahres kamen gegen 175 Mann holländische Infanterie und 45 Husaren während der Mittagskirche hierher, so daß die Leute aus dem Gottesdienst liefen, als sie trommeln hörten. Bis zum 17. April kamen nun täglich kleinere oder größere Abteilungen französischer Kavallerie und Infanterie auf dem Rückmarsche in die Heimat hier an, welche einquartiert werden mußten. Am 17. April zogen die letzten Franzosen, 1100 Mann von der 18. Halbbrigade hier ein und wurden ins Quartier gelegt, denen später noch Württemberger folgten. Hiermit hatte der Durchzug der Franzosen, welche sich als Sieger sehr stolz und gebieterisch betrugen und der Stadt riesige Kosten verursacht hatten, ein Ende gefunden. Um diese Kosten nur einigermaßen decken zu können, mußte man, da ein Anlehen nicht mehr gemacht werden konnte, wieder verschiedene Stadtbesitzungen, darunter den Bleichweiher, den Hippenweiher, den Wall von der Vorstadt bis zur Stadtmühle, die Schießwasenhut, Wiesen usw. verkaufen. — Am 9. Februar wurde der Friede zu Luneville geschlossen. Trotzdem freute sich dahier niemand darüber, weil man jetzt schon die Besorgnis hegte, daß, um die Entschädigungen leisten zu können, die Reichsstädte aufgeopfert und einem Landesherrn übergeben würden. Nichtsdestoweniger wurde am 28. Juni das Friedensfest von den Katholiken mit der Abhaltung von Gottesdiensten, Böllerschießen und Verteilung von Almosen gefeiert.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich das Findelkind.

Schwäbische Sage. Illustriert von H. Reich.

Der Mayr von Kempten, von seinem Abte geliebt und durch diese Gunst, durch rastlosen Fleiß und Segen von oben bereichert, hatte neun Söhne. Dazu wurde ihm ein zehnter Knabe bei Nachtzeit vor die Türe seines Hauses gelegt; die Haus- und Ehewirtin murrte: es seien der Kinder ohnehin schon genug. Aber der Hausherr erbarmte sich des armen Wurmes, seiner schönen Gestalt und rührenden Unschuld, und so hatte er nun zehn Kinder und zog sie alle glücklich auf. Aber er hatte Bürgschaft getan für einen Freund, dem war das Glück untreu. — Betrüger brachten ihn um einen großen Teil des Seinigen. Meeresstürme begruben mehrere seiner Schiffe in dem Abgrund. „Bürgen muß man würgen“, sagt ein altes, aber nicht gutes Sprichwort, und so erging es auch dem armen Mayr von Kempten. Er verdarb gänzlich. Mit sich und der Welt zerfallen, wurde der fröhliche Mann ein Menschenfeind und selbst den eigenen Kindern abhold. Er schlug sie und trieb sie aus dem Hause, daß sie dienten und ihm aus dem Brot kamen. Der zehnte, der arme Heinrich Findelkind, war am schlimmsten daran. Aber er lief doch lieber in die unbekannte große weite Welt hinaus, als daß er sich zu Hause totschlagen ließ. Da fanden an der Heerstraße zwei Priester, die nach Rom zogen, den weinenden Knaben, trösteten ihn und gaben ihm Brot; mit ihnen ging er über den Arlberg. Drüben wohnte ein rauher und streitbarer, aber frommer Ritter. Man hieß ihn nur den Jackl über Rhein. Der gab den Priestern reichlich Almosen und fragte: „Wo wollt ihr mit dem Knaben hin?“ Sie erwiderten: „Er ist zu uns gelaufen auf dem Felde.“ Darauf der Ritter: „Laßt ihn mir, daß er meine Schweine hüte!“ Die Priester antworteten: „Er kann tun, was er will“, und Heinrich Findelkind wurde Knecht und Schweinehirt

beim Jackl über Rhein, erhielt des Jahres zwei Gulden Lohn, ging fleißig mit dem Ritter in die Kirche und trug ihm das Schwert nach. Wie sie da, dem fernen Geläute nach, den Berg hinabstiegen, brachte man ihnen oft viele Leichen entgegen von unglücklichen Pilgern, die des Winters auf dem Arlberg im Schneegestöber oder unter Lawinen zugrunde gegangen. Raubvögel und Raben hatten ihnen die Augen ausgehackt, die Kehlen abgefressen und sie auf mannigfache Weise verunstaltet. Das erbarmte den Heinrich Findelkind so sehr, daß er bitterlich weinte und ein heiliger Eifer in ihn drang, solches Unglück zu verhüten. In vollen zehn Jahren hatte er fünf Gulden in allem ausgegeben und also noch fünfzehn Gulden übrig von seinem Verdienst mit dem Hirtenstab. Da trat er eines hohen Festtages vor die Kirchentür mit dem Ausrufe: ob jemand die fünfzehn Gulden nehmen wollte und damit einen Anfang machen auf dem Arlberge, daß die armen Pilger nicht also verdürben. Aber die Leute lachten vielmehr des törichten Beginnens eines Betteljungen und niemand wollte die erste Hand anlegen. Da rief Heinrich Findelkind von Kempten zu Gott dem Allmächtigen und zu St. Christoph, dem starken Nothelfer, und rettete gleich den ersten Winter sieben Menschen das Leben und ein paar Jahre darauf fünfzig Menschen. Darauf stiftete er eine eigene Bruderschaft St. Christophs auf dem Arlberg und zog für diese edle Bruderschaft bettelnd durch alle Länder und erhielt reiche Gaben. Die Kirchenfürsten von Salzburg, Chiemsee, Freising, Passau, Regensburg, Augsburg und Würzburg gaben ihm reichen Ablaß. Das Bruderschaftsbuch nennt unter den vorzüglichsten Wohltätern unter andern auch die Landgrafen von Leuchtenberg und Grafen von Montfort und Ortenburg und viele andere Ritter. Herzog Leopold der Stolze von Österreich bezeugte im Dezember 1386, nachdem im Juli vorher sein Vater bei Sempach wider die verachteten und verspotteten Schweizer Bauern mit dem Kern seines stolzen Adels gefallen, es sei der arme Knecht Heinrich von Kempten, in seiner Jugend ein Findelkind, mit großer Andacht und Begierde vor ihn gekommen, daß er wollte gern ein Haus bauen auf dem Arlberg und in dieser Wildnis wohnen und sitzen, vorzüglich damit die armen Pilger und Kaufleute nicht ferner so elend zugrunde gingen. Es seien ja viele gute Dinge angefangen worden von einfältigen Leuten. Darum befehle er allen seinen Hauptleuten und Richtern, ihn dabei zu schützen und zu schirmen. Des armen Hirtenknaben und Findelkinds von Kempten edles Werk begann und bestand durch mehrere Jahrhunderte. Es erhielt Tausenden das Leben und sicherte einen für den Handel wichtigen Straßenzug.

Kleine Mitteilungen.

Die erste Eroberung von Philippsburg. Wir geben heute eine sehr kostbare Rarität, einen Holzschnitt aus dem Jahre 1618, darstellend „Wasmassen die bischoffliche Speyrische Festung zu Vdenheim demolirt und geschleiset worden." Der historische Hergang der Affäre war folgender: Philipp von Sotern, Fürstbischof von Speyer, begann 1615 sein rechtsrheinisches Städtchen Udenheim zu einer regelrechten Festung zu gestalten, doch machte ihm mitten im Bau der kurpfälzische Hof in Heidelberg Schwierigkeiten, weil man das Unternehmen des Bischofs als eine Verletzung des kurpfälzisch-speyerischen Protektionsvertrags vom Jahre 1462 ansah. Auch die freie Reichsstadt Speyer widersetzte sich dem Festungsbau unter Berufung auf den Kaiser. Aber eben vom Kaiser hatte Philipp die Ermächtigung zum Bau der Festung erhalten. Die Union schickte daher den Herzog Christian von Anhalt zum Bischof, damit dieser den Bau einstelle; doch Philipp berief sich auf Beschlüsse des Domkapitels und baute weiter. Da entsandte die Union Truppen nach Udenheim, die, 4000 Mann stark, am 25. Juni 1618 an Ort und Stelle anlangten und alsbald die Festungswerke schleisten. Der Kaiser aber, dem schon der böhmische Aufstand Sorge machte, konnte Philipp nicht beistehen.

Nach der Schlacht am Weißen Berg, nachdem die Spanier unter Spinola und später unter Cordova in die Pfalz eingerückt waren, begann Philipp von Sotern seine Residenz Udenheim aufs neue zu befestigen, nämlich vom Frühjahr 1621 an, nachdem er die Unterstützung der Spanier gefunden hatte. Nach zwei Jahren, im Frühjahr 1623, war der Bau fertig, wonach die neue Festung am 1. Mai 1623 in feierlicher Weise den Namen Philippsburg erhielt. Wir verdanken diese Mitteilungen der Liebenswürdigkeit des Herrn Hauptmann Heusler, Sekretär des Historischen Vereins der Pfalz. Das Bild schmückt die Vorderseite eines unmittelbar nach der Einnahme zu Worms ausgegebenen fliegenden Blattes, welche damals die Aufgabe der heutigen Zeitungen erfüllten. Das Blatt benennt sich bereits „Zeitung aus Worms" und wendet sich in der leidenschaftlichen und heftigen Sprache jener Zeit gegen den Fürstbischof. Die originelle Einleitung lautet: „An heute morgens vmb neun Uhrn ist allhie eine Post ankommen die berichtet, daß dem Schafhirten zu Udenheim sein Pferch daran er vber die zwey Jahr lang geflochten und gemacht, verhawen und zerrissen werde. Als man nun solche Zeitung nicht verstehen können, selbige auch von keiner Importans sondern nur für ein Possen gehalten worden, hat der Postillon, indem er seinen Pferden ein Eysen aufschlagen lassen, in einem eilenden Discurs, weil er stracks widerrumb fort gemußt, diesen mündlichen Erklärungsbericht getan. „Folgt nun wütender Ausfall gegen die Politik des Fürstbischofs.

Das Blatt entstammt der „Bavaricasammlung" des Antiquars Emil Hirsch in München und ist als große Seltenheit zu betrachten.

Gedenksprüche. Auf einer Gedenktafel in der inneren, von Herzog Heinrich erbauten Schloßkapelle zu Burghausen stehen folgende denkwürdige Worte:

„Etwo hätt ich in Gewohnheit
Warum ich auszog
Daß ich Gott fast bat
Daß ich herwieder tratt.
Nun bitt ich Gott inigklichen sehr
Daß ich hernieder komme nimmermehr."

„Diese Reim hat anno 1450 hier angeschrieben der hochadelich hochbedachte Johann von Trennbach, Oberhofmeister bei der Herzogin Margaretha in Landshut, als er hier durch nachher Gäming in das Karthauserkloster in Oesterreich ritt, und in solchen als ein Laienbruder, 18 Jahre sehr fromm gelebt, ist gestorben 1468, seines Alters 115 Jahr."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Druck von R. Oldenbourg in München.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 42.

Zweites Blatt.

Vom Büchertisch.

Herders Konversations-Lexikon. 3. Aufl. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. 160 Hefte zu 50 Pf. oder 8 Bände geb. in Halbfranz zu je 12,50 M. Monatlich erscheinen 2 bis 3 Hefte. Freiburg, Herdersche Verlagshandlg. Soeben ist vollständig geworden: 7. Band (121. bis 140. Heft): **Pompejus bis Spinner.** (VIII S. und 1840 Spalten Text mit rund 400 Bildern, dazu 61 zum Teil farbigen Beilagen: 9 Karten, 33 Tafeln und 19 Textbeilagen mit zusammen 500 Bildern, im ganzen somit 900 Bildern.) Geb. in Original-Halbfranzband 12,50 M. — Mit dem vorliegenden Bande hat der neue Herder die vorletzte Station seines Weges erreicht. Die rasche Aufeinanderfolge der letzten Bände ermöglicht der Kritik mehr und mehr ein abschließendes Urteil über das Gebotene; mehr und mehr sind die großen Vorzüge eines Konversations-Lexikons mittleren Umfangs zutage getreten und haben erkennen lassen, daß die knappe Fassung des gewaltigen Stoffes nirgendwo die Genauigkeit und die Vollständigkeit beeinträchtigt. Wer beispielsweise den Artikel Schrift mit seinen Beilagen im vorliegenden Bande prüft, wird zugeben müssen, daß die hier auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengedrängte Wissensfülle nach dem neuesten Stand der Forschung weit mehr bietet, als er in einem für die weitesten Kreise bestimmten Nachschlagewerke erwartet haben möchte. Die mitgeteilten Proben der ältesten wie der neueren Schriften, die sorgfältige Transkription der ersteren, die Darstellung der Entwicklung des Alphabets verraten eindringende Sachkenntnis. Oder man suche die zahlreichen technischen Stichwörter auf, wie Pressen, Projektion, Pumpen, Pyrometer, Ramme, Regulator, Reibung, Riementrieb, Rohre, Rolläden, Säge, Schloß, Schraube, Schreibmaschinen, Schriftgießerei, Seide, Seife, Setzmaschinen, Soda u. a., und man wird in den klaren, gründlichen Darstellungen in Wort und Bild wohl kaum etwas vermissen, was zum Verständnis dieser im täglichen Leben oft bedeutungsvollen Dinge erforderlich ist. Die Behandlung besonders schwieriger Gebiete, wie Röntgenstrahlen, Sonne, Spektralanalyse, ist zum Teil durch Farbentafeln wesentlich erleichtert. Die zumeist reich illustrierten Beilagen Quecksilber, Salz, Schwefel, Silber, Skelett des Menschen, die naturtreuen Farbentafeln Rosen und Schmetterlinge, die Tafeln Rinder, Schafe, Schweine (diese drei unter

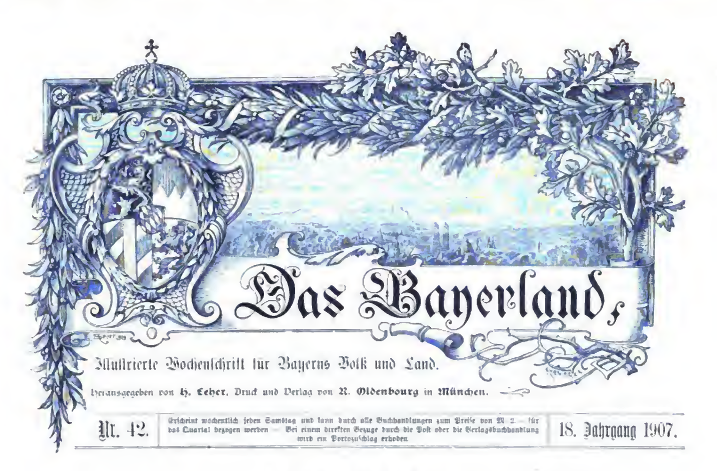
Schmetterlinge.

1. Schwalbenschwanz. 2. Rapspfeifer. 3. Sandauge. 4. Weinschwärmer. 5. Eichenwickler. 6. Aurorafalter. 7. Totenkopf. 8. Trauermantel. 9. Steinbrechschwärmer. 10. Taubenschwanz. 11. Raupe des Schillerfalters. 12. Segelfalter. 13. Raupe des Totenkopfs. 14. Raupe des Trauermantels.

Verkleinerte Wiedergabe einer farbigen Beilage aus Herders Konversations-Lexikon. 3. Aufl., 7. Band.

eingehender Betrachtung der landwirtschaftlichen Interessen) sowie zahlreiche Textabbildungen aus dem Reiche der Natur liefern einen weiteren vollgültigen Beweis für die ausgiebige Berücksichtigung der Naturwissenschaften auch in dem soeben vollendeten Bande.

(Fortsetzung folgt.)



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher. Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 42. | Erscheint wochentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2. — für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Der Junker von Hergols.

Fränkische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Edmund Köller. Illustriert von G. Mayr.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang des großen deutschen Krieges hatten es die Marodebrüder nicht so gut wie nun, denn der Waldstein, der Schwedenkönig und besonders der eisenharte Tilly sahen auf strenge Zucht im Haufen, und wenn sie auch Bürger und Bauern nicht sonderlich schonen ließen, so mußte das Kriegsvolk doch zum Haufen halten und durfte nicht auf eigene Faust so viel Streifereien und Plackereien begehen wie jetzt, wo durch den langen Krieg alles immer mehr verwilderte und verlumpte. Da fanden sich auch Räuber und Zigeuner zu den Marodebrüdern und wurde auf nichts als Stehlen, Rauben und Gelderpressen gedacht; eine eigene Sprache sogar, ein Mischmasch aus selbstgemachtem Deutsch, Hebräisch und Zigeunerisch, die Feld- oder Alchersprache genannt, hatte dieses Höllengesindlein unter sich erfunden.

„Daß dich die Kröt' pfetz," rief ein Kerl, der sich wie ein Hauptmann gebärdete, den Jäcklein an, als dieser mit den Spießgesellen und dem Krauß auf den Wiesenplan trat, „wo hast du dich so lang' umhergetrieben?"

„Was lang' währt, wird gut," grinste ruhig das Jäcklein, „ich hab' derweil im Trüben gefischt und einen Fisch heraufgebracht, der wiegt tausend Dukaten." Damit stieß er den Krauß vor.

„Tausend Reichstaler sind wir für die Lösung eins geworden", knirschte Niklas.

„Hast unrecht, Nickelchen," höhnte Jäcklein, „die Zunge ist dir zu schwer. Waldfischer, nimm deine Packnadel, und hier ist ein Roßhaar," wandte er sich ruhig an den Waldfischer, und riß einem in der Nähe stehenden Gaul ein paar Haare aus dem Schweif. „Da löse doch dem Herrn die Zunge, daß er auf Dukaten pfeifen lernt. Hörst, Nickel, wirst pfeifen wie der da!"

Und damit zeigte er nach einem armen Bauern, dem man's gemacht hatte, wie das Jäcklein meinte; man hatte ihm mit einer Nadel oder Schusterahle die Zunge durchbohrt, ein Roßhaar hindurchgezogen und zerrte dann die Zunge auf und nieder. Solche Höllenstücklein hatten diese Alcher erfunden, um Geldversprechungen oder anderes zu erpressen.

Der Hauptmann, Holderkautz, wie sie ihn nannten, ward ungeduldig, hob seinen Fausthammer und schrie: „Ist's jetzt auch Zeit zu langem Gebarr (Geschwätz)? Gleich schlag ich dich in den Grund, du Krauß! Marsch, an die Trommel, nimm 's Schreibgeschirr und versprich tausend Dukaten! Ein neutraler Bote bringt's hinein, brauchst nicht zu sorgen, daß der dir oder vielmehr uns mit dem Gelde ausreißt. Haben wir doch Weib und Kind von ihm zum Pfand, und so er entwischte, würden wir die in Stücke hauen oder braten wie dich, wenn du das Geld nicht zur Stelle schaffst. Gibst den Ring und andere Wahrzeichen mit und schreibst deiner Freundschaft recht beweglich, man würde dich in hunderttausend Stücke hauen, so sie nicht die Lösung zahlten. Und ich schwör' dir's bei Gott's Tod, so geschieht's, und sollst gar nicht gelogen haben, wenn nicht neunhundert neunundneunzig und ein Dukaten an uns kommt!"

„Kannst's wohl zahlen, Herzbrüderle," tröstete mit falschem Grinsen das Jäcklein, weiß, daß du dreimal so viel flott machen kannst, tu also deine milde Hand auf und gräm dich

nit. Halt, sollst aber noch nicht schreiben, Nickel, mir fährt eine andere Taube durchs Haupt."

Niklas Krauß hatte sich, umringt von den Bewaffneten, in dumpfem Schweigen niedergesetzt, ließ alles über sich ergehen und stützte den Kopf auf beide Fäuste. Jäcklein hielt mit dem Holderkauz ein langes, heimliches Gespräch, doch hatte es der Heimlichkeit und des Leisetuns gar nicht vonnöten, denn es war ein fortwährend Toben, Sausen und Schreien unter dem wüsten Volk.

Einer, der Säuveitel genannt, hub ein Lied an, das schien aller Leiblied zu sein. Außer dem Jäcklein, dem Holderkauz und den armen Gefangenen, brüllte alles hinein, als der Säuveitel sang:

„Herr Wirt, nun laß uns lustig sein,
Lang mit den Glestrig (Glas) vom besten Wein,
Um Doutmeß (Geld) darfst nicht sorgen:
Eine halbe gute Nacht
Uns all zu Sonhen (Edelmann) macht.
Du kannst uns ja bis morgen
Die Irtin (Zeche) borgen,
Der Hauß (Bauer) muß sorgen.

Ist das nicht ein wunderbarlich Gesind,
Daß der Bauer sein Schuh mit Weiden bind
Und doch die Zech muß zahlen!
So lang er hat ein Kuh.
Die Klebis (Pferde) auch dazu
Die Rappen mit den Fohlen
Wir allzumalen
Durch Giel vermahlen (durch die Kehle jagen)!"

„Daß euch der Teufel das Maul stopf', ihr Brüller und Beller!" tobte jetzt der Holderkauz dazwischen. „Kreuz, Himmel, tausend Schock Rattenschwänz, haltet den Giel! Die Schwärtz (Nacht) ist längst aufgezogen und die Hautzen liegen im besten Schlun! (Schlaf)."

Da machte die nahe Aussicht auf Beute, auf Raub und Mordtaten die verwilderten Bärenhäuter behende und fleißig. Jeder griff nach der Wehr und dem Schnappsack, die Reiter zogen die Sattelriemen fester an, machten die Pistolen fertig und schwangen sich behend in die Sättel. Das arme, gefangene Volk ward zwischen die Pferde gestoßen und mußte mit den Pferden traben, als der Haufe aufbrach.

Jäcklein hatte sich wieder an den Niklas gemacht, der finster, ins Unvermeidliche sich fügend, ungefesselt zwischen bewaffneten Fußknechten einhergehen durfte. „Laß dich die tausend Goldpfennig samt der entlaufenen Traudel nicht reuen, Herzbrüderle," grunzte ihm Jäcklein zu, „alles das ist allein der Tanz wert, den du bald wirst tanzen sehen!"

„Hör Jakob," sprach zu des Jäckleins höchster Verwunderung plötzlich ganz ruhig und zutraulich der mißhandelte Krauß, „ihr habt einen Anschlag auf Sennfeld und wollt vor allem den reichen Teichmüller heimsuchen?"

„Nun ja, Nickel," antwortete Jäcklein lauernd, „es ist nicht mehr viel daran zu verhehlen."

Wenn die schwarze Nacht des Krauß Gesicht nicht mit dichtem Schatten bedeckt hätte, so würde selbst den Jäcklein ein Schauder gepackt haben vor der Tücke, der Bosheit, der Racheglut, welche aus Krauß' Augen sprühte und in seinem Gesicht zitterte und fieberte. „Hör, Jakob," flüsterte der Unhold dem hochaufhorchenden Spitzbuben zu, „in der Mühl' ist eine hübsche Jungfer, die — —"

„Die du hast zur Hexe machen wollen," unterbrach Jäcklein mit seinem Hohnlachen, „weil sie lieber den ärgsten Martertod erlitten hätte, als dich zum Manne zu nehmen; hab' dieser Tage durch alles erkundschaftet, die dummen Betteln können die Zunge nicht zur Ruhe legen, und wenn man ihnen mit Geldsäcken das Maul stopft, he!"

„Still!" knirschte der Krauß so wütig und befehlend, daß Jäcklein zusammenfuhr und ihn nicht auslachen mochte, so ohnmächtig der Gefangene auch war. „Hör, Jakob," fuhr Krauß dann ganz leise fort, als ob er sich vor seinen eigenen Worten schäme, „das Mädel soll mein sein, du fängst es für mich und verbietest den Gesellen, es zu schädigen, dann will ich all das Meine mit dir teilen, Jakob, will das Land verkaufen, euer Handwerk treiben und mit euch ziehen, es ist mir in Schweinfurt doch alles durch dich und deine Gesellen verleidet. — Die Jungfer aber ist mein, he?"

„Potz Zipfel, potz Zapfel!" gluckste Jäcklein auf, „Nickelchen, Nickelchen, willst gar ein Spießg'sell werden um das Mädel? Aber was willst du tun mit dem Gänslein? Fast dauert's mich, denn es hat sich mein' erbarmt, als ich als ein Seffer (verstellter Bettler) an die Tür pochte."

„Was ich tun will, Jakob, laß deine Sorg' nicht sein, denk lieber dran, was ich geben will. Sprich mit deinen Gesellen, daß sie mir das Mädchen nicht schädigen, versprich ihnen was du willst, Jakob, ich bin reich, reich —!" Der Krauß konnte nicht ausreden, so arbeitete ihm die Brust mit höllischen Vorsätzen und pochte ihm das Herz, als ob der Teufel seine Schmiede darin aufgeschlagen hätte.

Jäcklein lachte in sich hinein und sprach leise zum Waldfischer:

„Waldfischer, du greifst immer gern nach den Mädchen. Da drüben in der Rolle (Mühle) hat der Rollsetzer (Müller) eine feine Tochter; die mach klemmes (nimm gefangen), aber hüte sie vor Schädigung; ich schlag' derweil für dich die Truhen auf. Der Satansschreiber da verspricht Goldberge für die schöne Jungfrau, will doch sehen, was da rauskommt, nachher."

Ein leises, durch die Reihen laufendes „Halt!" gebot dem Jäcklein Schweigen, jeder Mund verstummte, die Reiter hielten die Pferde an, und wie schwarze, böse Nachtgespenster lagerten sich die Räuber vor dem Dorfe und teilten mit summenden Flüstern die Parteien und Schildwachen aus.

IV.

Durch die stille Nacht brausten und klapperten die Räder der Teichmühle und gaben lautes Zeugnis von dem friedlich waltenden Fleiße der Bewohner. Dennoch sah's nicht allzu friedlich in der Mühle aus, es ging dort wohl die Arbeit ihren gewohnten Gang, aber man war auf guter Hut und die Mühlknappen schütteten die Nacht über mit dem haarscharfen Beil im Gürtel das Korn auf. Auch stand eine stattliche Zahl geladener Feuerrohre in der Wohnstube, wo Michael wohl mit zwanzig handfesten Männern wachte.

Unter diesen war auch der Magister Petrander, dem hatten die bösen Gerüchte, die besonders der Veit vom Gänsanger ausgestreut, zu Hause nicht Ruhe gelassen; er wollte zu seinen Freunden stehen in Leid und Freud. Auch wollte er der Elsbeth, die recht angstvoll zwischen ihm und dem Vater am Tische saß, ein rechtschaffener treuer Schutz sein.

Und wach und auf das Schlimmste gefaßt wie in der Mühle war man im Dorfe, denn gegen Abend hatten nach Hilfe ausgesandte Boten von Schweinfurt, die böse Zeitung zurückgebracht, daß dort alles in Waffen sei und keiner die Stadt verlasse, denn es seien starke feindliche Haufen über den Main gegangen und wäre wohl auf die Nacht ein Überfall von irgendeinem Parteigänger zu besorgen.

Schwarz und drohend zog sich das Kriegsungewitter über der ganzen Gegend zusammen. An großen und nachhaltigen Widerstand konnten die armen Bäuerlein in Sennfeld nicht denken; sie waren mehr darauf bedacht, sich selbst und ihre Habseligkeiten zu verbergen; doch stellten sie Wachen aus, und wer unter ihnen ein recht grimmes Herz auf die räuberischen Bauernschinder hatte, die das Dorf bedrohten, der zog mit seiner Wehr auf den Thalhof oder in die Teichmühle, da diese festen Häuser gleichsam die Bollwerke des Dorfes waren.

In der Mühle saß Petrander vor dem aufgeschlagenen Psalter und sprach den Versammelten tröstlich und erbaulich zu; eben hatte die Turmuhr die erste Morgenstunde angezeigt, als der mutige und opferfreudige Seelenhirt laut und inbrünstig mit dem Psalmisten betete: „Errette mich, mein Gott, vor meinen Feinden und schütze mich vor denen, so sich wider mich setzen. Errette mich vor den Übeltätern, und — —“ da krachte ein Schuß im Dorfe, gleich darauf ein zweiter, dritter; mit einem Angstschrei sprang die Elsbeth auf, der Michael und die mannhaften Nachbarn griffen zu den Waffen, und Petrander fuhr bleichen Gesichts und mit schwindender Stimme fort: „Hilf mir, Herr, von den Blutgierigen!“



. . . und ergriffen hart einen blutenden Mann . . .

Wüstes Geschrei vor der Haustür schnitt alle Rede ab.

Knechte und Mühlknappen stürzten sich auf die Tür und ergriffen hart einen blutenden Mann, der schrie: „Um Gottes willen, laßt mich los und hinein, laßt die Beile ruhen, ich bin ja der Veit vom Gänsanger! Die Mordhund' sind richtig eingefallen, haben die Wache im Thalhof niedergeschossen und den Küstersjungen am Turm, mich hat —“

Der Veit konnte nicht vollenden, er ward ins Haus gerissen, denn Rosse stampften mit so gewaltigem Hufschlag heran, daß das Brausen und Klappern der Mühle übertönt ward. (Forts. folgt.)

Martin Behaim der Seefahrer.

Von G. Frhr. v. Kreß.

Als Martin Behaim, der gleichnamige Sohn des Seefahrers, im Jahre 1519 nach Nürnberg kam, um seine Verwandten zu besuchen, stiftete er in die St. Katharinenkirche in Nürnberg, in welcher neben der Sakristeitüre eine Anzahl von Totenschilden seiner Ahnen und Geschlechtsvettern aufgehängt war, zum Gedächtnis seiner Eltern einen Totenschild, in dessen Mitte das Behaimsche Wappen, zur Linken aber ein kleiner Schild mit dem Wappen seiner Mutter, Johanna v. Macedo, abgebildet war und um welchen herum die Aufschrift stund:

1507 · Pfintstag · nach · Jacoby · Starb · der · gestreng · vnd · vest · her · Martin · Behaim · Ritter · im · Kynkreich · zw · portugal · dem · gott · Gnedig · sey.

Aus einem gleichzeitigen Briefe wissen wir, daß die Angabe der Jahreszahl auf diesem Totenschild nicht richtig sein kann; denn schon im Januar 1507 ist die Nachricht an die Verwandten des Seefahrers in Nürnberg gelangt, daß Martin Behaim im Jahre 1506 zu Lissabon im deutschen Hospital von St. Bartholomäus verschieden und in der Kirche der Dominikaner beigesetzt worden sei Aber wie dem auch sei, es sind 400 Jahre vergangen, seitdem der vielgereiste Deutsche, der die Portugiesen gelehrt hat, sich aufs hohe Meer hinauszuwagen und ferne Länder zu entdecken, und der durch die Anfertigung seines berühmten Erdglobus den Ruf eines bedeutenden Kosmographen sich erworben und der geographischen Wissenschaft wichtige Dienste geleistet hat, aus diesem Leben geschieden ist, und es wäre unrecht, wenn wir diesen Zeitpunkt vorübergehen ließen, ohne das Gedächtnis an den ersten deutschen Pionier im fernen Afrika aufzufrischen und auch in dieser Zeitschrift seiner zu gedenken. Die Nachrichten über seinen Lebensgang, die auf uns gekommen sind, sind freilich spärlich. Von ihm selbst sind außer einigen Briefen und den Inschriften auf seinem Globus keine schriftlichen Aufzeichnungen erhalten, und was die zeitgenössischen Schriftsteller über ihn berichten, reicht nicht aus, um ein vollständiges und lückenloses Bild von dem Lebenslauf des merkwürdigen Landsmanns zu entwerfen. Zwar haben sich portugiesische Schriftsteller[1]) wie Nürnberger Lokalhistoriker vielfach mit ihm beschäftigt; aber immer noch sind wir in gar mancher Hinsicht auf bloße Vermutungen angewiesen, wenn wir uns Behaims Laufbahn in allen Einzelheiten erklären und die aufgefundenen Notizen darüber in einen annehmbaren Zusammenhang bringen wollen. Vor mehr als 50 Jahren hat sich ein verdienter Gelehrter, der damalige städtische Bibliothekar in Nürnberg, Dr. F. W. Ghillany, die Aufgabe gestellt, die Biographie Behaims neuerdings zu bearbeiten, und zu diesem Zweck mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt alle auf ihn bezüglichen Nach-

[1]) Von solchen ist vor allem Barros zu nennen, der als ein Zeitgenosse Behaims angesehen werden kann, weil er bei dessen Tod ein Jüngling war. Er handelte über Behaim in seinem Werke: Da Asia, das im Jahre 1778 neu gedruckt wurde. Andere Portugiesen, die Behaims gedenken, sind u. a. Sebastião de Mendo Trigoso und Garção-Stockler.

richten nicht nur in den Schriften der Zeitgenossen und späterer Schriftsteller, sondern auch in den Archiven gesammelt und geordnet. Das von ihm im Jahre 1853 unter dem Titel „Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim, nach den ältesten vorhandenen Urkunden bearbeitet" veröffentlichte Werk ist von keinem Geringeren als Alexander v. Humboldt mit einer Abhandlung „über die ältesten Karten des neuen Kontinents und den Namen Amerika" eingeleitet und darf als eine vorzügliche, die Forschung über Martin Behaim in der Hauptsache endgültig abschließende Arbeit bezeichnet werden; insbesondere wird das dem Buche beigegebene urkundliche Material und die vortreffliche Abbildung des Behaimschen Globus ihm für alle Zeiten dauernden Wert verleihen.[1]) Später haben Breusing in der Abhandlung „Zur Geschichte der Geographie" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 4. Band, S. 97 ff., und Dr. Siegmund Günther in seiner Schrift „Martin Behaim" in der von Reinhardstöttner und Trautmann herausgegebenen Bayerischen Bibliothek, Band 13 (Bamberg, Buchnersche Verlagsbuchhandl. 1890), noch manches Neue und Dankenswerte, namentlich über die eigentlichen Verdienste Behaims um Geographie und Nautik, beigebracht. Eine größere, auf eigener Forschung beruhende Monographie über Behaim ist aber seit Ghillany nicht mehr erschienen, und so stützt sich auch die nachfolgende kurze Darstellung im wesentlichen auf die Ergebnisse der Forschungen des Nürnberger Staatsbibliothekars Dr. Ghillany.

Martin Behaim stammt aus der heute noch blühenden alten nürnbergischen Patrizierfamilie der Behaim von Schwarzbach, welche ihrem Namen wie ihrer Familientradition nach in Böhmen ansässig war und etwa im 13. Jahrhundert von dort nach Nürnberg übergesiedelt ist. In Nürnberg widmete sie sich nach der löblichen Sitte der Zeit und dem Beispiele anderer ratsfähiger Geschlechter dem Handel und brachte es frühzeitig zu Wohlstand und Ansehen. Schon im Jahre 1332 war ein Albrecht Behaim Bürgermeister in Nürnberg, der zugleich Handel mit Italien trieb und als umsichtiger Kaufmann gerühmt wird. Martin Behaims Vater hieß gleichfalls Martin und war um das Jahr 1430 geboren, machte in jungen Jahren Handelsreisen nach Österreich und, wie es scheint auch nach Venedig und heiratete im Jahre 1458 oder 1459 Agnes Schopper aus einer jetzt längst ausgestorbenen Nürnberger Patrizierfamilie, an welche noch die Benennung des Schlößchens Schoppershof in der Umgebung von Nürnberg erinnert. Dessen Vater, Michael Behaim, der Elisabeth Hirschvogel zur Ehe hatte, hatte ein Haus in der Burgstraße (unter der Feste) S 494, neue Nr. 25, besessen, das aber bei seinem Ableben nicht auf den Sohn Martin überging, sondern wahrscheinlich auf den älteren Bruder Leonhard. Als Martin Behaim der Ältere heiratete, bezog er deshalb nicht das elterliche Haus, sondern er wohnte im ersten Jahre der Ehe, wie das damals allgemein in Nürnberg Sitte war, und wahrscheinlich auch später noch im Hause seines Schwiegervaters Wilhelm Schopper am Hauptmarkt (S Nr. 17, neue Nr. 15), demselben Hause, von dem aus alljährlich die Reichsheiligtümer und Reichskleinodien dem Volke gezeigt wurden. Dort und nicht im Behaimschen Hause wurde ihm auch der älteste Sohn, unser Seefahrer Martin, wahrscheinlich im Jahre 1459 geboren. Der Umstand, daß Briefe aus den Jahren 1455 vorhanden sind, in welchen ein Martin Behaim über seine Reisen in Österreich berichtet, hat zu der irrigen Meinung geführt, daß dieselben von Martin Behaim dem Seefahrer herrührten, daß dieser also im Jahre 1455 doch mindestens schon 18 Jahre alt gewesen und deshalb vor 1437 geboren sein müsse. Allein es liegt hier eben eine Verwechslung zwischen Martin Behaim dem Vater und Martin Behaim dem Sohne vor; Dr. Ghillany hat überzeugend nachgewiesen, daß die Briefe von dem ersteren stammen, und es ist kein Grund mehr vorhanden, an der Richtigkeit der Überlieferung, daß unser Martin Behaim im Jahre 1459 geboren wurde, zu zweifeln.

Über seine Jugendjahre haben wir keine urkundlichen Nachrichten. Zeitgenössische portugiesische Schriftsteller aber berichten, daß er sich gerühmt habe, ein Schüler des berühmten Mathematikers und Astronomen Regiomontan gewesen zu sein. Diese einzige Nachricht, welche die Wahrscheinlichkeit durchaus für sich hat, ist wichtig genug; denn sie erklärt die Neigung Martins für mathematische und kosmographische Studien und Kenntnisse, welche ihm später eine einflußreiche Stellung am Hofe des portugiesischen Königs verschafften. Er wird, wie die meisten jungen Patrizier der damaligen Zeit, eine tüchtige Schulbildung genossen haben; sicherlich dachte sein Vater frühzeitig daran, ihn in die Fremde zu schicken, damit er fremde Sprachen und die Kaufmannschaft ordentlich erlerne. Denn es war damals eine bereits festbegründete Sitte in Nürnberg, die jungen Leute, sobald sie die Schule hinter sich hatten, bei einem auswärtigen Geschäftsfreunde in Italien, Frankreich, den Niederlanden oder wo sonst immer in die Lehre zu geben, und um sich dazu entsprechend vorzubereiten, mußten sie die damals schon in gutem Rufe stehenden lateinischen Schulen in Nürnberg besuchen und tüchtig lernen. Martin Behaim mag 12 Jahre alt gewesen sein, als der berühmteste Mathematiker seiner Zeit, Johannes Müller aus Königsberg in Franken, nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Regiomontanus genannt, von Raab aus, wo er zuletzt im Dienste des ungarischen Königs Matthias Corvinus gestanden war, zu dauerndem Aufenthalt nach Nürnberg übersiedelte, weil ihm diese Stadt vor allem geeignet erschien, seine wissenschaftlichen Studien zu betreiben und zu vertiefen. Er gewann dort die Freundschaft und Hochachtung eines reichen, die Gelehrsamkeit schätzenden und selbst gelehrten Studien sich widmenden Nürnbergers Bernhard Walther, mit dessen Hilfe er eine eigene Druckerei zur Herausgabe der wichtigsten mathematischen, geographischen und astronomischen Werke alter und neuer Autoren einrichtete und eine eigene Werkstätte zur Herstellung mathematischer und astronomischer Instrumente anlegte. Eine eigene Schule gründete Regiomontan in Nürnberg nicht; die Schriftsteller, welche das behaupten, haben die einschlägigen Quellenstellen mißverstanden. Wohl aber wird er wißbegierige junge Leute gerne an sich gezogen, in die Geheimnisse seiner Wissenschaft eingeweiht und als Hilfskräfte bei seinen Arbeiten verwendet haben. So im vertrauten persönlichen Umgang

[1]) Der Titel des Buches lautet vollständig: Geschichte des Ritters Martin Behaim, nach den ältesten vorhandenen Urkunden bearbeitet von Dr. F. W. Ghillany, Ritter des Kgl. Niederländischen Eichenkronenordens, Stadtbibliothekar in Nürnberg. Eingeleitet durch eine Abhandlung: Über die ältesten Karten des Neuen Kontinents und den Namen Amerika von Alexander v. Humboldt rc. rc. Mit einer genauen Abbildung des Behaimschen Globus vom Jahre 1492 in zwei Planigloben nach seiner natürlichen Größe und drei der ältesten Karten von Amerika. Nürnberg, Bauer & Co. (Julius Merz) 1853. 4°.

mit dem Meister konnten sich diese Schüler wohl am ehesten gründliche Kenntnisse auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie aneignen. Bei Martin Behaim fällt vielleicht der Umstand ins Gewicht, daß Bernhard Walther, der obengenannte Freund Regiomontans, das an das Schoppersche Haus angrenzende Anwesen S Nr. 19, neue Nr. 17, eigentümlich besaß und bewohnte, und daß Martin Behaim, wenn seine Eltern das Haus, in dem er geboren war, auch später noch bewohnten oder nach dem Tode des Schwiegervaters ganz übernahmen, oder wenn er häufig zur Großmutter zu Besuch kam, leicht Gelegenheit hatte, von den Gangfenstern des eigenen Hauses aus das Tun und Treiben der Bewohner des Nachbarhauses zu beobachten. Bernhard Walther hatte, worauf Günther mit Recht aufmerksam gemacht hat, vielleicht den offenen Kopf des Nachbarkindes frühzeitig erkannt und sich für dessen Ausbildung interessiert. Er war sicherlich der Mittelsmann, der die Annäherung zwischen dem jungen Behaim und Regiomontan bewirkte, und Behaim wird wohl bald ein ständiger Gast in der von Bernhard Walther eingerichteten Werkstätte gewesen sein und gar bald die Instrumente, welche Regiomontan konstruierte und verbesserte, kennen gelernt haben. Denn Regiomontan entwickelte während seines Aufenthalts in Nürnberg eine rege Tätigkeit. Er stand mit den größten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung, arbeitete unablässig an der Verbesserung der mathematischen und astronomischen Instrumente, fertigte Kompasse und Himmelsgloben, Astrarien und Astrolabien, Jakobstäbe und ähnliche Meßwerkzeuge an und sammelte geographische Nachrichten von allen Seiten. Wie viel konnte da ein junger Mensch mit offenem Kopf und ein wenig Lernbegierde, wenn er häufig um den Meister sein durfte, profitieren! Wie schmerzlich aber wird es für ihn gewesen sein, als Regiomontan im Jahre 1475 sich dem Rufe des Papstes Sixtus IV. nicht entziehen konnte, nach Rom überzusiedeln, um den Kalender zu verbessern.

Aber ein noch schmerzlicherer Verlust hatte den nun 16jährigen Martin schon im Jahre 1474 betroffen. Sein Vater starb in diesem Jahre im kräftigsten Mannesalter und hinterließ seiner Witwe sieben unversorgte Kinder. Da gebot die Notwendigkeit, daß der älteste Sohn bei Zeiten in geeigneter Weise untergebracht wurde, um der Mutter die Sorge um eines der Kinder abzunehmen. Des Vaters älterer Bruder Leonhard nahm sich treulich der Verwaisten an und brachte Martin nach Mecheln in die Tuchhandlung des Torius van Dorpp in die Lehre, damit er die niederländische Tuchfabrikation aus eigener Anschauung kennen lerne und sich zum tüchtigen Kaufmann ausbilde. Das mag noch im Jahre 1475 oder anfangs 1476 geschehen sein. In den Briefen, welche Martin von Mecheln aus an seinen Oheim richtete und von welchen einige erhalten sind, schreibt er, daß er gehofft habe, mit seines Lehrherrn Sohn zur Ostermesse 1477 nach Frankfurt zu kommen, daß aber die Unsicherheit zu groß gewesen sei und sein Herr nicht gewagt habe, den Sohn mit Gütern nach Frankfurt zu schicken; er habe vorgezogen, seine Tücher an einen deutschen Kaufmann in Antwerpen zu verkaufen.

Im Herbst 1477 aber kommt er wirklich zur Messe nach Frankfurt und hilft dem Wunsche der Mutter gemäß einem Freunde des Behaimschen Hauses, Bartholomäus v. Eib, bei seinen Geschäften. Er habe wohl gesehen und gelernt, was das für ein Handel sei schreibt er, aber Bartholomäus v. Eib habe ihn nach der Messe wieder zu seinem vorigen Herrn, Torius van Dorpp, nach Mecheln geschickt, damit er sich den Winter durch noch baß dort umsehe. — Im September 1478 ist er wieder in Frankfurt zur Messe und hilft dem Bartholomäus v. Eib, noch ungewiß, ob ihn dieser noch längere Zeit in Mecheln lassen oder ob er ihn in eine andere Stadt verdingen würde. Offenbar wünscht er sich das letztere und sein Wunsch geht in Erfüllung. Wir finden ihn im Hause eines Tuchbereiters in Andorf (Antwerpen) wieder; dort machte er sich mit der Tuchbereitung ganz und gar vertraut. Er habe einem Kollegen das Rechnen mit der Feder gelehrt, und dieser habe ihn zum Dank dafür im Tuchgeschäft ordentlich heimisch gemacht. Merkwürdigerweise ließ ihm aber auch die Mutter auf der Ostermesse im Jahre 1479 durch Bartholomäus v. Eib 300 fl. übergeben, die er in Tüchern anlegen solle, um damit trotz seiner abhängigen Stellung auf eigene Rechnung Handel zu treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Martin Behaim, der Seefahrer.
Nach dem im Besitze der Familie v. Behaim befindlichen Originalgemälde.

Im Schwangau.

Von Hans Steinberger, München. (Fortsetzung.)

Illustrationen aus „Hans Steinberger: Die bayerischen Königsschlösser". Verlag von Franz Speiser, Prien.



Burg Neuschwanstein.

Die Reihe der Gemächer im ersten Stockwerke eröffnet das „Schwanenritterzimmer" mit den farbenprächtigen Gemälden Rubens aus der Lohengrinsage; im „Schyrenzimmer" hat Lindenschmitt die Geschichte des Schyrenhauses geschildert.

Im nächstfolgenden Gemache, dem „Orientzimmer", zeigt die ganze Einrichtung und dekorative Ausschmückung — hier in der deutschen Burg ganz alter Sitte entsprechend — den phantastischen Reiz orientalischer Kunst. Zwischen sonnigen Landschafts- und Städtebildern in glühendem Farbenzauber grüßen Erinnerungen an die Orientreise des Kronprinzen Maximilian hernieder.

Die ereignisreiche Geschichte des Schwangaus ist in den Gemälden des „Schwangauerzimmers" verherrlicht; an Reichtum der Phantasie und Anmut der Ausführung ist die Ausschmückung des Berthazimmers die herrlichste im Schlosse; die um die Geburt Kaiser Karl des Großen gewobene Sagenwelt lieh den Stoff zu dem reizvollen Gemäldeschmuck.

In idyllischer Traulichkeit ist das Burgfrauenzimmer gestaltet; ein anmutsvolles Gepräge ist diesem Gemache eigen, das in seinem Bilderschmucke das segensreiche Walten der deutschen Burgfrau darstellt.

„Selige Liebe, die uns auf Erden
„In holder Frauen hehren Gestalten
„Himmlisch erscheint,

kündet in diesem liebreizenden Raume ein Reim an einem Wandpfeiler; er spricht mehr als seitenlange Schilderungen für die Schönheit der Darstellungen von Minne- und Mutterglück; als Prachtschmuck enthält dieses Zimmer einen reich stilisierten Kronleuchter mit zwölf in Silber getriebenen Schwänen.

Der größte Raum im zweiten Stockwerke ist der säulengeschmückte „Heldensaal". In sechzehn herrlichen Gemälden sind die dramatisch bewegten Hauptszenen der Wilkynasage und die Sage von Dietrich von Bern dargestellt. — In grauer Vorzeit liegen die von der Künstlerhand Schwinds geschilderten Szenen zurück, und doch sprechen sie so lebensvoll zu dem Beschauer, daß der Ruhmesglanz ihrer sagenverklärten Helden auch heute noch mächtige Wirkung erzielt.

Aus dem Bereiche deutscher Sagenherrlichkeit treten wir in das Hohenstaufenzimmer, dessen Erker als kleine Kapelle eingerichtet ist und als kostbaren Schmuck Geschenke des Kaisers Alexander II. von Rußland birgt: „Die heilige Muttergottes von Kasan" und „den heiligen Nikolaus", welche prachtvolle Leistungen slawischer Kunst darstellen.

Mit Stolz und doch mit Wehmut schaut das Auge die im Gemäldeschmucke dieses Zimmers verherrlichten Momente aus der Geschichte des großen Kaisergeschlechtes; besonders die erschütternde Tragik der Gemälde: „Konradin auf der Flucht von Frangipani eingeholt" und „König Enzio in der Gefangenschaft zu Bologna" spricht mit stummem und doch so beredtem Ausdrucke zum Herzen jedes Deutschen.

Ganz in den poesievollen Wunderzauber der Dichtung „Das befreite Jerusalem" fühlt sich jeder versetzt, der das Tassozimmer betritt. Die reiche Phantasie Schwinds schuf hier den Zaubergarten Armidas und die Befreiung Rinaldos aus den Liebesbanden der Sirene getreu in dem Sinne wieder, die der großartigen Dichtung Tassos eigen ist. Besonders die Gemälde: „Rinaldo und Armida im Wundergarten" und „Rinaldos Gebet nach seiner Rückkehr in das Christenlager" zeugen von dem tiefen Eindringen in den Sinn der Dichtung und von der hervorragenden Meisterschaft des Künstlers.

Im „Welfenzimmer" sind es die Geschicke Heinrich des Löwen, welche das Auge fesseln; das Longobardenzimmer hat in seiner Gemäldeausstattung ein Liebesidyll aus grauer Vorzeit „Die Brautwerbung Autharis um Theodolinde" zum

Gegenstande. Die das ganze Schloß beherrschende mittelalterliche Poesie ist im letzten Gemache in den farbenprächtigen Darstellungen aus dem Ritterleben zusammengefaßt. In farbenreichen, den Glanz der Ritterherrlichkeit versinnbildlichenden Gemälden ist der reichbewegte, kampferfüllte Lebenslauf eines Ritters dargestellt; wieder erläutern Reime die geschilderten Szenen, aus ihnen spricht der romantische Sinn des Bauherrn, der von der kampferfüllten, rauhen Zeit nur die ideale Seite sehen wollte. Zu rasch nur erschließt sich die Schönheit der Innenausstattung des Schlosses dem Auge, kaum daß Momente sich erübrigen lassen, um die wundervollen Ausblicke aus den Fenstern auf die unvergleichliche Pracht der herein- und heraufgrüßenden Landschaft bewundern zu können.

Drunten im Schloßgärtchen umrahmen Weinlaub und Efeu die bunte, duftende Blumenfülle der Beete, und leise tönt das Rauschen und Plätschern der Brunnen herauf.

Wie mag der Ausblick aus den Fenstern des Schlosses wirken, wenn silberner Mondesglanz dieses herrliche Bild verklärt, „wenn die Brunnen verschlafen rauschen“ und auf dem Spiegelbecken des Alpsees und dem grauen Gestein der majestätischen Bergumrahmung der zauberische Reiz einer Mondnacht ruht; in märchenhaft schöner Harmonie vermählen sich dann Wälder, Seen und Berge zu einzig schönem Bilde. — —

Wohl möchte ich den Leser noch hinaufgeleiten zum Frauenstein mit seinem herrlichen Ausblick auf die beiden aus grünem Waldmeer aufsteigenden Königsschlösser oder hinüber zum „Pindarplatz“, dem in die Silberflut des Alpsees vorgeschobenen Aussichtspunkte, von dem aus die ganze Schönheit des Schwangaus in seiner grünen Wald- und silbergrauen Bergpracht vor Augen liegt; doch mächtig lockt die in schimmerndem Weiß von dunklen Wäldern und düstern Felsenhäuptern scharf sich abhebende Königsburg Neuschwanstein; hier am Alpsee, zaubert ihr Anblick nicht das Wunderbild der Gralsburg vor Augen, auf das Parzival mit staunendem Blicke geschaut? Und wie dieses Gedenken erwacht, flutet und wogt der Klangreichtum der Wagnerschen Tonschöpfung in ihrer unvergänglichen Schönheit ans Ohr.

Die Ideale des sagenhaften Heldentums, des Minnesanges und der höfischen Epik des Mittelalters sind in der Burg Neuschwanstein in vollendeter Harmonie zur Gestaltung gelangt.

Als ob die zyklopischen Gewalten Fafner und Fasolt dieses Mauerwerk, diese mächtigen Giebel und Türme aufgebaut, so thront die Burg hoch auf dem steilen Felsenkegel; durch die gewaltige Höhe und Masse gelangt ihr Bau selbst den riesigen Größenverhältnissen der sie umgebenden Bergwelt gegenüber zu mächtiger Geltung; es ist das steingewordene Heiligtum deutscher Heldensage, das mit träumerischem Zauber herniedergrüßt.

Prächtiger Wald umsäumt und überwölbt mit schattigem Laubdache die breite, in geringer Steigung emporziehende Königstraße. Waldeinsamkeit umwebt die stimmungsvolle Wanderung.

Und plötzlich erscheint hoch über mächtigen Laubkronen ein Teil des riesigen Burgbaues, ein Anblick, der sich bei der schmucken Waldschenke noch erweitert; aber auch von hier aus gelangen die gewaltigen Größenverhältnisse der Burg immer noch nicht zu voller Wirkung. Die Straße tritt nun dicht an den steilen Absturz des Tegelfelsens heran. Eine wundervolle Fernsicht erschließt sich nunmehr vor dem staunenden, entzückten Auge:

Da auf den grell aufblitzenden Lechfluß und auf den einsam am Fuße der Berge gelegenen Bannwaldsee, auf die grünen Fluren des Lechrains; eine Wendung aber eröffnet über die Brüstungsmauer hinweg ein Bild von solch eigenartiger, majestätischer Schönheit, wie sie wohl nirgends auf dem weiten Erdenrund einen Königssitz umgibt.

In furchtbarer Steilheit ragen die zerklüfteten Wände des Tegelberges und des Neudeckfelsens aus der zu grausiger Tiefe abfallenden Pöllatschlucht auf, in welche der Pöllat mit mächtigem Falle donnernd herniedertost; einem leichten Gewebe gleich überspannt die Marienbrücke die Felsenschlucht; auf diese groteske Schönheit aber ragt in ernster Hoheit die Waldpracht der dem Säuling vorgelagerten Berghäupter herein und zitternd flimmert hoch oben um die grauen Felsenriesen der Sonnenglast.

In seiner ganzen gewaltigen Massenwirkung aber steht nunmehr der herrliche, himmelanstrebende Burgbau vor Augen;



Der Burghof.

in schimmerndem Weiß erstrahlt diese Riesenschöpfung, die gleichsam dem Felsen entwachsen und Jahrtausende zu überdauern bestimmt erscheint. Die zinnengekrönten Rundtürme des Torbaues erscheinen — trotz ihrer respektablen Größenverhältnisse — klein und niedrig gegenüber dem riesigen, massigen Viereckturm, dessen mächtige Stützpfeiler weit vorspringen.

Die reiche Gliederung der ganzen Bauanlage ist besonders schön durch die architektonisch geschickt vermittelte Steigerung der Höhenverhältnisse vom Torbau zum anschließenden Ritterbau und zu dem zu kolossaler Höhe aufsteigenden Herrenhause (Palas) durchgeführt, über welchem noch der schlanke Hauptturm hoch in die Lüfte ragt.

Der Charakter der mittelalterlichen Burganlage ist in allen Einzelnheiten festgehalten, als echte Felsenburg ohne Ringmauern und Graben krönt dieser Hochsitz stolzer königlicher Herrlichkeit kühn und trutzig das Haupt des Tegelfelsens. — Nach drei Seiten hin fällt der Burgfelsen steil und vollkommen unzugänglich zur grausigen Tiefe ab und die Südwestseite, welche an die Berge anschließen, ist durch Absprengungen unnahbar geschaffen. Der einzige Zugang zur Burg, die Königstraße, ist an die von Natur aus widerstrebendste Stelle, an den steilen Absturz zur Pöllatschlucht gelegt; gewaltige Aufmauerungen mußten hier für die Straße und an der Südseite auch für den Burgbau selbst Raum und festen Untergrund schaffen.

In die Zeit mittelalterlichen Ritterlebens und des Minnesanges fühlt jeder sich versetzt, der die Schwelle dieser Burg überschreitet.

In ihrer nunmehr abgeschlossenen Vollendung umfaßt die Bauanlage die den Burghof umschließenden Trakte des Torbaues, des Ritterbaues und des Palas sowie der Kemenate. (Forts. f.)



Das Arbeitszimmer.

Das Ende einer Reichsstadt.

Von J. Greiner. (Schluß.)

Außerdem erließ die kurbayerische Regierung noch eine Menge von Gesetzen und Verordnungen, z. B. über Geschäftsordnung und Heiraten der Beamten, Begräbnisse in Kirchen und Kapellen, Entziehung von der Militärpflicht, Jagdverbot, Kuhpockenimpfung, Polizeistunde, Lotteriespiel, Salzeinfuhr, Münzwesen, Gemischte Ehen, Preßfreiheit, Kurpfuscherei usf. Manche dieser Verordnungen erregten in der vor kurzem noch freien Reichsstadt, die derartige Einschränkungen nicht gekannt hatte, lebhaften Unwillen und sogar Widersetzlichkeiten bei einzelnen Bürgern, die deshalb bestraft werden mußten.

Am 6. Juni 1803 abends 6 Uhr kam zum ersten Male der Kurfürst auf der Reise nach Ansbach, wo er den dort anwesenden König von Preußen besuchte, durch die Stadt und wechselte vor der Post die Pferde. Der ganze Rat wartete ihm dortselbst auf, und der Kurfürst bezeugte sich gegen ihn sehr freundlich, ebenso auch der bei ihm sitzende Minister von Montgelas. Eine halbe Stunde vor der Ankunft wurde mit Kanonen von den Türmen geschossen und damit während des kurzen Aufenthaltes und eine halbe Stunde nach der Abfahrt fortgefahren. Auf dem Markt war das kurfürstliche Militär aufgestellt, auch die bürgerlichen Reiter und Hauptmannsschützen standen dort; die Bürgerschaft war aber nicht sehr zahlreich vertreten.

Am 10. Juni besuchte der König von Preußen den zwei Stunden von hier entfernten Hesselberg, weshalb auch von hier sehr viele Personen dorthin gingen. Der König kam um 1 Uhr mit der Königin, der Prinzessin von Solms-Braunfels, der Fürstin von Thurn und Taxis, dem Herzog von Weimar, den Fürsten von Hohenlohe und von Öttingen und noch vielen hohen Personen zu Pferde über den Reutlinger Berg auf den Gipfel des Ehingerberges, wo eine große Hütte wie ein Jagdschirm errichtet war. Die Fürstlichkeiten blieben über eine Stunde auf dem Berge und gingen zu Fuß zurück. Zur Erinnerung an diesen Besuch, bei dem 6—8000 Menschen als Zuschauer gegenwärtig waren, wird seitdem alljährlich die sog. Hesselbergmesse abgehalten.

Am 24. Dezember las man in mehreren Zeitungen die offizielle Nachricht von dem zwischen dem König von Preußen

und dem Kurfürsten von Pfalzbayern zur Arrondierung der wechselseitigen Besitzungen vorgenommenen Ländertausch, wonach u. a. die Stadt Dinkelsbühl mit ihren sämtlichen Untertanen und Besitzungen an Preußen abgetreten werde. Am 19. Januar 1804 kamen die Besitznahmepatente und preußischen Adler, in ein Faß verpackt, an, und am 24. Januar ließ Herr von Tautphaeus die bayerischen Patente abnehmen und den zwischen Preußen und Bayern abgeschlossenen Tauschvertrag anschlagen. Am 26. Januar zogen die Bayern die Torwachen und die Hauptwache zurück, weshalb eine Bürgerwache von 14 Mann angeordnet wurde, worauf das bayerische Militär die Stadt verließ und nach Nördlingen abmarschierte. Am Sonntag, den 29. Januar, abends 4 Uhr zog ein Detachement von 30 Mann Husaren unter dem Kommando des Leutnants von der Heyde in hiesige Stadt ein und besetzte die Hauptwache mit 6 Mann. Eine Stunde darauf trafen der Kurpfalzbayerische Landesdirektionspräsident und Geheimer Rat, Reichsgraf von Thürheim und der Kgl. Preußische Geheime Oberfinanzrat und Präsident der Kgl. Kriegs- und Domänenkammer in den fränkischen Fürstentümern, Herr von Schuckmann nebst dem Kgl. Kammerrat und Ökonomiekommissär Fischer, hier ein und nahmen in der evangelischen Rose Absteigquartier.

Tags darauf, als am Montag, den 30. Januar, wurde der Magistrat, die beiden Stadtpfarrer und die Offizianten, am nächsten Tage die übrige Geistlichkeit, der große Rat und die Schullehrer in Pflicht genommen, aber nicht vereidet. Präsident von Schuckmann hielt dabei eine Rede und sagte u. a.: „Ich weiß, meine Herren, daß Sie bei dieser Veränderung viel verlieren; inzwischen wird doch die Regierung alles anwenden, Ihnen den Verlust erträglich zu machen.“

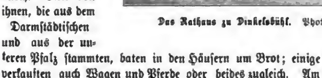
Der große Rat ließ den Präsidenten von Schuckmann gleich darauf durch eine Deputation die Aufwartung machen und ihm eine Schrift übergeben, worin er um Begünstigung der Gewerbe, um Errichtung eines Kommerzkollegiums, um Befreiung von Einquartierungen und Gleichstellung mit der Hofmark Fürth bat. Er erhielt auch am Tage darauf eine freundliche Antwort, die freilich in ganz unbestimmten Ausdrücken gehalten war. Am Nachmittag des 31. Januar wurden die Adler an den öffentlichen Plätzen angeheftet, wobei jedesmal eine Wache von drei Husaren präsentierte. Auch wurden die Namen der Kontingentsdeserteure von dem am Marktplatz vor der Trinkstube stehenden Pranger abgenommen und dieser abgebrochen.

Währenddessen war die Kommission sehr tätig und verschaffte sich von allen Gegenständen genaue Kenntnis. Es mußten von der politischen und religiösen Verfassung der Stadt und von ihren Grenzen genaue Nachricht gegeben werden, des weiteren ein Verzeichnis der vorauszusehenden monatlichen Ausgaben, ein Verzeichnis der Stiftungen und ihres Zweckes, Verzeichnisse der ausstehenden Kapitalien, der Untertanen und Besitzungen, des Kassabestandes, der Gebäude rc. Sämtliche Beamte und Bedienstete mußten ihre Einkünfte und Besoldungen verzeichnen und einreichen, auch suchte man die beiden Kirchenpflegen einzuschränken, und beim Magistrat wurde die vorige reichsstädtische Verfassung allmählich unkenntlich gemacht. Er hatte nur mehr das Polizeifach und einige Gegenstände des Finanz- und Kameralwesens zu verwalten und bestand jetzt aus dem Stadtdirektor Fischer, aus dem Bürgermeister Schäffer, Geheimen Senator Kern, Senator Meißner, Senator Hermann, zugleich Forstmeister, ferner den Senatoren Boißin, Kolb, Weizmann und Schnauer, und dem Recherche-Kommissarius Stobaeus. Das neu errichtete Stadtgericht, welches alle prozessualischen und Kriminalfälle, desgleichen das Pupillenwesen unter sich hatte, bestand aus dem Justizdirektor von Leonrod und aus den Justizräten von Bayerlein, Senator Steeb, Busch und Registrator Hermann, wozu noch ein Auskultator Bißert hierher kam. Als privilegierte Advokaten und Notare fungierten die Herren Justizkommissäre Scheefer von Crailsheim und Schmidt von hier. Was die Mitglieder des alten Magistrates, besonders die Unvermöglichen am meisten schmerzte, war die Abnahme der Akzidenzien, welche nunmehr in die neue Spitalkasse flossen. Das für das Fürstentum Ansbach 1797 erlassene Stempeledikt wurde nun auch hier in den Kirchen verlesen und die Akzise eingeführt. Im Monat Juli wurde eine Konskriptionsliste gefertigt, und am 9. September mußten die Väter mit ihren Söhnen auf das Rathaus kommen, wo die jungen Leute in Gegenwart der Kantonskommission gemessen und visitiert wurden. Unter den sehr zahlreichen Verordnungen, welche nun fast täglich über die Einwohnerschaft ergingen, haben besonderes Interesse die Einführung des allgemeinen preußischen Landrechtes, des Schulzwanges, das Aufgebot bei Verehelichungen, Verbot des Tabakrauchens, Maßregeln gegen den Wucher und gegen das Hausieren sowie gegen die Winkeladvokaturen, Verordnungen bezüglich der Polizeistunde, des Salzhandels, des Hypothekenwesens, der Straßenreinlichkeit, der Ablieferung der von Deserteurs eingegangenen Briefen, Forst- und Feldfrevel, sanitäre Maßregeln und Einführung einer geordneten Armenpflege. Außer diesen mehr oder weniger einschneidenden Regierungsedikten wurden noch eine Menge von Polizeiverordnungen erlassen. Von großer Bedeutung war die Übernahme der liquiden und gültigen Staatsschulden der mediatisierten Reichsstadt, die prompte Bezahlung der Zinsen und die Übernahme der Sicherung und künftigen Zurückbezahlung der Kapitalien, was durch Edikt vom 7. März 1805 bekannt gemacht wurde.

Im August 1805 brach aufs neue Krieg zwischen Österreich und Frankreich aus, wobei sich Bayern Frankreich anschloß; Preußen blieb neutral. Aus Bayern begann ein großes Flüchten nach Würzburg. Am 12. September ging ein großer Zug von Chaisen und Wägen aus dem Hofstaate des Kurfürsten durch Dinkelsbühl nach Würzburg, wohin der Kurfürst seine Residenz verlegt hatte.

Bald fingen trotz der Neutralität, die von den Franzosen nicht beachtet wurde, die Truppendurchmärsche aufs neue an. Am 8. Oktober zogen gegen Mittag viele französische Generale, darunter Prinz Murat, Marschall Davoust und Ney hier ein und speisten in der Rose am Marktplatz. Nachdem nachmittags schon Kavallerie durch die Stadt passiert war, fing gegen Abends 5 Uhr der Durchmarsch von vielen Infanterie-Regimentern an, der bis nachts 12 Uhr dauerte, worauf noch Kavallerie folgte. Diese alle bezogen ein großes, zwischen Sittling, Haselbach und Mönchsroth errichtetes Lager, in welchem sich über 40000 Mann befanden. Am andern Tage wimmelte es in der Stadt von Soldaten, welche Einkäufe von verschiedenen Bedürfnissen, meist aber Lebensmitteln machten. Fast jeden Tag hörte man entfernten Kanonen-





Das Rathaus zu Dinkelsbühl. Photographie von F. Fröhlich, Dinkelsbühl.

donner. Am 12. Oktober kamen 150 Österreicher, welche in der Schlacht bei Wertingen gefangen worden, aber entkommen waren, von denen sich mehrere bei der Kgl. Preußischen Werbung dahier anwerben ließen. Alle Tage trafen französische Bagage und Transportwagen ein; auch viele Vorspannbauern mit Pferd und Wagen fuhren durch. Viele von ihnen, die aus dem Darmstädtischen und aus der unteren Pfalz stammten, baten in den Häusern um Brot; einige verkauften auch Wagen und Pferde oder beides zugleich. Am 14. Oktober kamen viele französische Blessierte. Sie hielten eine Stunde, um sich zu erwärmen und in den Wirtshäusern zu erquicken, worauf sie bis Ellenberg transportiert wurden, da sie nicht übernachten durften. An diesem Tage hörte man wieder starken Kanonendonner, der von der Schlacht bei Elchingen herrührte. Fernes Kanonieren verkündete auch die Beschießung Ulms. Das Wetter war sehr rauh und regnerisch und die Nächte sehr finster, weshalb an den Häusern brennende Laternen ausgehängt werden mußten.

Am 28. Oktober wurden die stadtgerichtliche Depositalnebst anderen Kassen durch zwei bürgerliche Reiter nach Ansbach eskortiert, von wo sie weitergeschafft werden sollten. Der Schaden, welcher durch die Franzosen im Ansbachischen geschah, sollte ersetzt werden. Die Bauern in Rodwang, Sittlingen, Steinbach, Dürrenstetten rc. hatten auch vielen Schaden erlitten, da ihnen die Franzosen Futter, Vieh und Lebensmittel abgenommen hatten. Im Ansbachischen wurde der Schaden vergütet, aber die Bauern aus unserer Gegend bekamen nichts.

Am 23. November passierte die Kurfürstin von Bayern durch und wurde von der bürgerlichen Kavallerie von Lehengütingen bis Greiselbach begleitet. Es wurde erzählt, daß sie unweit Feuchtwangen auf österreichische Husaren gestoßen und von diesen angehalten worden sei. Die Offiziere derselben seien aber an den Schlag geritten, hätten sie komplimentiert und sich dabei ausgedrückt, daß sie weiter reisen könne, da sie mit Damen nicht Krieg führen.

Zunächst erfolgte die Besetzung des Ansbachischen Gebietes durch Marschall Bernadotte.

Am 1. März rückten 1000 Franzosen ein und wurden bei den Bürgern einquartiert. Am 3. März kamen viele Offiziere, darunter Marschall Mortier, die Generale Suchet, Oudinot und später Bernadotte selbst, ins Standquartier, wo ein Verpflegungsamt und ein Lazarett eingerichtet wurden. Es stiegen hierdurch die Einquartierungslasten von Tag zu Tag und konnten kaum mehr aufgebracht werden. Da die beiden Kirchenpfleger, die schon wiederholt Geld geschafft hatten, schließlich hierzu außerstande waren, weil die Kassen nichts mehr enthielten, wurden auf Vorschlag der Bürger städtische Grundstücke (Holzgarten, Landgrabenbuck, Hutungen rc.), Waldungen und Zwinger verkauft, neue Steuern ausgeschrieben und endlich sogar durch ein Dekret der Kriegs- und Domänenkammer Ansbach ein gezwungenes Anlehen von 10000 fl. von der Bürgerschaft aufgenommen. Dies alles reichte aber nicht hin, um die einquartierten französischen Soldaten zu verpflegen und die Kosten für die Tafeln der anwesenden 11 Generale und ca. 100 Offiziere aufzubringen, die täglich 1000 fl. betrugen. Und während diese ungebetenen Gäste sich's hier wohl sein ließen und die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen aussaugten, langte endlich die Kommission mit der neuen Regierungsveränderung an.

Längere Zeit vorher waren schon viele preußische Adler verschwunden und die Jünglinge hatten angefangen, bayerische Kokarden in Hellblau und Weiß mit Silber zu tragen. Die ganze Stadt sah der neuen Regierungsveränderung mit froher Hoffnung entgegen. Denn die preußische Regierung hatte es nicht verstanden, die durch die Revolutionskriege der Stadt geschlagenen Wunden zu heilen. Sie hatte den Bürgern nicht nur manche uralten reichsstädtischen Rechte und Benefizien, z. B. Holzabgabe zur Bürgertaxe, Bürgersfische usw. entzogen, sondern sie durch Einführung der Sporteln, der Akzise, Salzmonopols usf. in neue Kontribution gesetzt. Auch war durch Nahrungslosigkeit, Wegschaffung des baren Geldes aus dem öffentlichen und Pupillenvermögen, durch Erschwerung der Anlehen und ebenso der Heiraten usw. der Preis der Gebäude auf den halben Wert und der Liegenschaften um ein Viertel gefallen, die allgemeine Unzufriedenheit aber gestiegen.

Alles atmete deshalb freudig auf, als am 29. Mai 1806 die noch übrigen preußischen Adler völlig entfernt und das Mandat, nach welchem die Angestellten ihrer Pflicht gegen den König von Preußen entbunden wurden und die Stadt dem König von Bayern übergeben sei, Magistrat, Offizianten und Kirchenpflegs-Deputierten in der Ratsstube vorgelesen und im Rathaus und unter den Toren angeschlagen wurde. Zwei Tage darauf, am 1. Juni 1806 wurde das Besitznahmepatent in allen Kirchen abgelesen und zum ersten Male für den König von Bayern und seine Familie gebetet.

Am 6. Juni kam der Kreisdirektor Nemerow aus Crailsheim hier an, um die Huldigung für den neuen Landesherrn abzunehmen. Hierzu versammelte sich der Stadtmagistrat, die Geistlichkeit von Stadt und Land, die Ärzte samt allen angestellten Offizianten usw. morgens in der inneren Wachtstube. Hier las Nemerow zuerst sein Kommissarium ab, gab die Pflichten bekannt, teilte sodann die Anwesenden in drei Abteilungen und ließ zuerst die Geistlichen und Schullehrer, dann den Magistrat, worunter Stadtdirektor Fischer und Assessor Stobaeus, und zuletzt das übrige Personal, darunter auch die Rendanten der beiden Kirchenpflegen schwören, worauf jeder das Protokoll unterschreiben mußte. Hiermit waren alle Formalitäten der Übergabe und Einverleibung beendigt, und die Stadt Dinkelsbühl hatte innerhalb vier Jahre die dritte Regierungsveränderung erhalten. Mit Wehmut blickten zwar die Bürger noch immer auf die Tage der Reichsstadt mit ihren Freiheiten zurück, konnten sich aber der Einsicht nicht länger verschließen, daß die kleinen Reichsstädte sich überlebt hatten, und daß es doch vorzuziehen sei, unter einer mächtigen Regierung, wie es damals schon die bayerische war, Schutz zu finden. Aber noch neun Jahre lang hing die schwere dunkle Kriegswolke über der Stadt und fügte ihr unberechenbaren Schaden zu. Endlich im Jahre 1815 kam Europa wieder zur Ruhe, und die Länder fingen an, ihre entsetzlichen Kriegswunden zu heilen. Für die Stadt Dinkelsbühl brach eine neue Zeit an, in welcher es ihr unter den Segnungen eines wohlgeordneten Staatswesens und einer sparsamen Verwaltung gelang, allmählich die angewachsene Schuldenlast zu verringern, die Kassen wieder zu füllen, die in der Zeit der Not verkauften Waldungen zurückzuerwerben, Gewerbe und Handel zu heben und Wohlstand und Zufriedenheit aufs neue in die Bürgerhäuser zu bringen.

Heute, nach hundert Jahren, steht die Stadt in voller Blüte da, wohlgeordnet und angesehen, und verspricht einen neuen Aufschwung durch die Neueinrichtungen der letzten Zeit zu nehmen: die neue Wasserleitung, welche die Einwohnerschaft mit gesundem und reichlichem Trinkwasser versorgt, und die Elektrizitätszentrale, die dem Gewerbe, der Industrie und Landwirtschaft eine bequeme, billige Kraft, der ganzen Stadt aber eine prachtvolle und zeitgemäße Straßenbeleuchtung schaffte. Diese beiden großartigen Friedenswerke, welche die Stadt Dinkelsbühl mit einem Kostenaufwande von über einer halben Million im Jubiläumsjahre in den Dienst der Allgemeinheit stellte, bedeuten eine Jubiläumsfeier, wie sie nur wenige Städte unseres Vaterlandes begangen haben werden; sie geben aber auch den Beweis, daß Dinkelsbühl es wohl versteht, neben der Erhaltung seiner reizvollen Altertümlichkeit, welche die jetzige Generation allein an die alte Reichsstadtherrlichkeit zurückerinnert, auch den Anforderungen der Neuzeit im weitgehendsten Sinne Rechnung zu tragen.

Um aber ihrer Freude an die 100jährige Angehörigkeit zu Bayern und ihrer Dankbarkeit und Anhänglichkeit an das erlauchte Wittelsbacher Herrscherhaus auch unmittelbaren Ausdruck zu geben, beschlossen die städtischen Kollegien die Errichtung einer Jubiläumsstiftung, deren Zinsen zur Hebung und Förderung des Handwerks und zur Unterstützung in Not geratener Gewerbsmeister dienen sollen.

Möge diese Jubiläumsgabe und die hervorragenden Neueinrichtungen des Jubiläumsjahres die gehegten Erwartungen reichlichst erfüllen und das städtische Gemeinwesen aufs neue heben und stärken, auf daß Dinkelsbühl wie im ersten, so auch im zweiten Jahrhundert der segensreichen Regierung der Wittelsbacher fortfahre, eine wohlhabende, schöne, blühende und glückliche Stadt zu sein!

Die Sage von der Windkapelle bei Böbrach.

Illustriert von Rolf Winkler.

Wenn der Wanderer die Straße von Böbrach nach Teisnach entlang schreitet, erzählt uns Hans Putz, Böbrach, so gelangt er etwa 600 m vom Weiler Gstaubach entfernt zu einer Kapelle, die ehedem fromme Hände erbaut. Unwillkürlich hemmt sich unser Schritt, und mit Freude betrachten wir das landschaftliche Bild, das sich hier dem Auge darbietet. Zu unserer Rechten ein jäher Abgrund, auf dessen Sohle der Regen seine dunklen Fluten zwischen Felstrümmern dahinwälzt, begleitet vom Schienenstrang, der von Gotteszell nach Viechtach führt. Jenseits des Flusses ein Bergkegel, dessen Scheitel



ein Kirchlein krönt. Der Abhang dieses Berges, ein buntes Gemisch von lieblichem Wiesengrün bis zum düstern Dunkel schlanker Tannen, bietet dem Auge entzückenden Farbenreiz. Gerne würde man hier länger verweilen, wenn nicht dumpfes Getöse der nahen Papierfabrik uns zu verscheuchen drohte.

Ehedem war um dieses Kirchlein ein mächtiger Hochwald. Himmelhohe Tannen senkten schweigend ihre Äste; da und dort ein zerschmetterter oder geknickter Riese, der Zeugnis gab von gigantischen Mächten, die hier ihr Unwesen trieben. In diesem geheimnisvollen Dunkel

Die mangelhafte Beschaffenheit der damals gebräuchlichen kleinen Schiffe, die Unbekanntschaft mit Instrumenten, durch welche die Entfernungen jeweils festzustellen gewesen wären, die Besorgnis, den Rückweg nimmer finden zu können, und Aberglaube und Vorurteile der verschiedensten Art schreckten selbst die Kühnsten zurück. Ängstlich nahmen alle von Heinrich ausgesandten Seefahrer den langen und gefährlichen Weg an der Küste hin und scheuten sich, über das Kap Bojador hinauszudringen; man bildete sich steif und fest ein, Hitze und Stürme machten es unmöglich, weiter nach Süden zu fahren. Allein Prinz Heinrich ließ sich nicht abschrecken, und die in seinem Auftrag unternommenen Fahrten führten die Portugiesen doch immer weiter an der afrikanischen Küste. Im Jahre 1441 entdeckte Nuno Tristar das weiße Vorgebirge, im Jahre 1443 Diniz Fernandes das grüne; Cadomosto kommt 1445 an die Mündung des Gambia und wird 1446 an die Inseln des grünen Vorgebirgs verschlagen. Bald darauf dringt er an der Küste bis zur Mündung des Rio Grande vor. Auch die Azorischen Inseln wurden um diese Zeit entdeckt. Als Prinz Heinrich 1400 verstarb, hatte sich seine Vorliebe und Begeisterung für Entdeckungsreisen dem ganzen portugiesischen Volke mitgeteilt. König Alfons V. legte dem Fernão Gomes, an den er den Handel nach Guinea verpachtete, die Verpflichtung auf, jährlich um 100 Legoas an der afrikanischen Küste weiter vorzudringen, und dessen Schiffe gelangten auch wirklich im Jahre 1471 bis an das Kap Santa Katharina, also über den Äquator hinaus. Nun war das Vorurteil, daß im Süden die Hitze so arg werde, daß sie die Schiffe in Brand stecke und weiße Menschen für immer zu Mohren mache, besiegt. Alfons V., Nachfolger Johanns II., ordnete alsbald nach seiner Thronbesteigung die Anlegung eines Forts in Guinea, S. Jorge, an und legte sich den Titel eines Senhor de Guiné bei. Mit gleichem Eifer, wie seine Vorgänger, betrieb er die Fortsetzung der Entdeckungsfahrten. Aber immer schmerzlicher empfanden die Seeleute den Mangel zuverlässiger Meßinstrumente, mit deren Hilfe der Schiffer zu jeder Zeit den Ort hätte bestimmen können, an dem er sich befand. Hier sollte eine Kommission von Fachmännern, die »Junta dos mathematicos«, helfen, die der König alsbald einsetzte und die aus dem gelehrten Bischof von Viseu und Ceuta sowie den Leibärzten des Königs: Moyses, Rodrigo und José bestand. In diese Kommission aber wurde plötzlich auch ein junger Deutscher, und zwar kein anderer als unser Martin Behaim, berufen. Und als der König im Jahre 1484 eine neue Expedition ausrüsten ließ, die bis an die Enden des Mohrenlandes vordringen sollte, bestellte er zu ihrem Führer den Portugiesen Diogo Cão, zu ihrem wissenschaftlichen Begleiter als Mathematiker und Kosmograph aber unseren Landsmann Martin Behaim.

Wie kam der junge Kaufmann zu dieser ehrenvollen Berufung?

Wir wissen es nicht. Es sind uns keinerlei positive Nachrichten darüber übermittelt, und wir können nur Vermutungen aufstellen. Die Tatsache, daß ihn der König von Portugal in die Kommission berief, ist uns verbürgt durch den Bericht eines Zeitgenossen, den hervorragenden portugiesischen Geschichtschreiber Barros, der erzählt, daß König Johann die Aufgabe, an Stelle der damals gebräuchlichen Instrumente Mittel ausfindig zu machen, mit welchen die Seeleute die zurückgelegten Entfernungen bemessen könnten, dem Meister Rodrigo und dem Meister Josepe, einem Juden, welche beide seine Leibärzte waren, und einem Martin von Böhmen, der in jenem Lande gebürtig war und sich rühmte, ein Schüler des Joannes Regiomontanus, eines unter den Lehrern dieser Wissenschaft berühmten Astronomen, zu sein übertrug. Diese Männer hätten die Kunst erfunden, nach der Höhe der Sonne zu fahren; sie hätten Tabellen gemacht nach der Abweichung der Sonne, wie sie jetzt unter den Seeleuten gebräuchlich seien, und zwar genauer als im Anfang, wo man sich noch großer hölzerner Astrolabien bedient habe. Aber wie der König dazu kam, den Nürnberger Kaufmann, dem wir eben erst auf einer Geschäftsreise in Nürnberg begegnet haben, in die Junta zu berufen, darüber weiß Barros nichts zu berichten. Wir sind auf Vermutungen angewiesen. Wenn wir annehmen, wie oben geschehen ist, daß Martin Behaim, um seinen Beruf als kaufmännischer Agent oder Reisender nachzukommen, auch genötigt war, Seereisen zu unternehmen, und daß er wohl auch ein oder einige Male aus diesem Grunde von Antwerpen aus nach Lissabon gereist ist, so ist die Vermutung nicht zu kühn, daß in ihm, sobald er auf die hohe See kam, auch die Erinnerung an die Studien, die er vor acht oder zehn Jahren bei Regiomontan gemacht hatte, wieder lebhaft erwacht ist. Er wird sich auf dem Schiffe für die Instrumente interessiert haben, deren sich der Schiffskapitän bediente, wird ihre Mangelhaftigkeit erkannt und alsbald den Kapitän darauf aufmerksam gemacht haben, daß es viel zuverlässigere Instrumente und Methoden gäbe, um die Sonnenhöhe zu bestimmen. Der Kapitän wird über die Kenntnisse des jungen Kaufmanns in diesen Dingen erstaunt gewesen sein; es war vielleicht oder sogar wahrscheinlich ein portugiesisches Schiff, auf welchem der Reisende die Reise machte. Seine Mitteilungen sprachen sich herum unter den portugiesischen Seeleuten und kamen wohl bald auch den Mitgliedern der Junta oder dem Könige selbst zu Ohren. So mag man dazu gekommen sein, sich nach dem jungen Deutschen zu erkundigen, und als man hörte, daß er ein Schüler Regiomontans sei, und sich überzeugte, daß er über den für jene Zeit so wichtigen Jakobsstab Bescheid wußte und ihn zu handhaben verstand, war gewiß hinreichender Anlaß gegeben, ihn in die Kommission einzuberufen. Wir verdanken den umsichtigen Untersuchungen des als Altmeisters der Geschichte der Navigationskunde gerühmten Breusing in Bremen heutzutage einen klaren Einblick in die Verbesserungen, welche Behaim der königlichen Kommission übermittelt haben muß. Es galt, eine zuverlässigere Methode für die Messung der Sonnenhöhe zu finden als die bis dahin bei den Portugiesen gebräuchliche, welche nur solche Werkzeuge kannten, für deren Handhabung fester Stand die Vorbedingung war. Um mit diesen Astrolabien operieren zu können, mußten die Seefahrer jedesmal an der Küste landen, um auf festem Boden ihr Instrument aufstellen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Druck von R. Oldenbourg in München.



18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 880

Nr. 43.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.



Kleine Haselmaus mit Nest.
Illustrationsprobe aus Boodes Natur im Spätherbst.

Die Natur im Spätherbst und ihr Eindruck auf den Menschen. Von Eduard Boode. Mit 22 Illustrationen. 37. Bändchen der „Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek". Regensburg 1907, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis broschiert 1,20 M., in elegantem Original-Leinwandbd. 1,70 M. — Die vor einigen Jahren ins Leben gerufene Regensburger „Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek" hat der Pflege des Natursinns unter jung und alt weite Wege geöffnet, indem die verschiedensten Wissenszweige, welche der Betrachtung, Erforschung und Würdigung unseres Weltalls dienen, in diesem Unternehmen eine gebührende Stellung gefunden haben. Ein wertvolles Blümlein in dem großen Kranze der Naturwissenschaft bildet ohne Zweifel dieses hübsche Bändchen, dem wir recht viele Liebhaber wünschen. Der berufene Verfasser bietet eine ernste Belehrung mit angenehmer Unterhaltung. Überall tritt uns der Reichtum und die Vielgestaltigkeit der Natur im Herbst entgegen. Keine trockenen Beschreibungen werden uns geboten, sondern treffliche Schilderungen und Erlebnisse in anregendster Sprache. Eingestreute Gedichte gestalten die Bearbeitung noch anziehender. Die Lektüre des Werkchens ist überaus genußreich.

Herders Konversations-Lexikon. 3. Aufl. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. 160 Hefte zu 50 Pf. oder 8 Bände geb. in Halbfranz zu je 12,50 M. Monatlich erscheinen 2 bis 3 Hefte. Freiburg, Herdersche Verlagshandlg. Soeben ist vollständig geworden: 7. Band (121. bis 140. Heft): **Pompejus bis Spinner.** (VIII S. und 1840 Spalten Text mit rund 400 Bildern, dazu 61 zum Teil farbigen Beilagen: 9 Karten, 33 Tafeln und 19 Textbeilagen mit zusammen 500 Bildern, im ganzen somit 900 Bildern.) Geb. in Original-Halbfranzband 12,50 M. (Schluß.) — Ganz hervorragend sind Kunst und Literatur vertreten. Von dem Wirken der großen Meister Raffael, Rembrandt und Rubens geben die Biographien mit ihren zum Teil bunten Tafeln ein gutes Bild. Die Kunst der Renaissance mit ihren Ausläufern, die Romanische und Römische Kunst werden durch eine lichtvolle Schilderung ihrer Eigentümlichkeiten und durch die deutliche Wiedergabe von über 200 Bilderproben dem Leser nähergerückt. Wir könnten Seiten füllen mit Aufzählung dieser hervorragenden Artikel. Im Herbst 1907 darf der Abschluß des 8. Bandes und damit des ganzen Werkes mit Bestimmtheit erwartet werden.

Das Juliheft von **Velhagen & Klasings Monatsheften** ist als reich ausgestattetes Sommerheft eine ansprechende Gabe für die Ferienzeit und die Reise an den Strand und ins Gebirge. Besonders reich ist das Heft an kurzen, fesselnden, in sich abgeschlossenen Erzählungen, Skizzen und Aufsätzen aus den verschiedensten Gebieten.

Den Schlüssel zur englischen Konversation könnte man das im In- und Ausland seit Jahren bekannte „English Echo" (Unterhaltung über alle Gebiete des modernen Lebens in englischer Sprache) von S. D. Waddy nennen, von dem soeben die 25., völlig neubearbeitete Auflage im Verlag von Wilhelm Violet in Stuttgart erschienen ist. (Ladenpreis elegant gebunden 1,80 M.) Das Buch enthält 140 Plaudereien, die ein getreues Bild englischer Sprache und englischen Lebens bieten und alle Gegenstände der täglichen Unterhaltung in Haus und Familie, im gesellschaftlichen Verkehr und auf Reisen berühren. Wir zweifeln nicht, daß die so sorgfältig bearbeitete Jubiläumsauflage des altbewährten „English Echo" in immer weiteren Kreisen Freunde finden wird.

Alpine Gipfelführer. XII. bis XVII. Bändchen. Geb. à 1,50 M. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Unter den zahlreichen Naturfreunden, deren besondere Liebe und Bewunderung den majestätischen Reizen der Hochgebirgswelt gehört, ist wohl keiner, der nicht die vor zwei Jahren ins Leben gerufene Sammlung „Alpine Gipfelführer" aufs freudigste als eine überaus wertvolle Be-



Hamster nach dem Leben photographiert.
Illustrationsprobe aus Boodes Natur im Spätherbst.

Raum seines früheren Umfanges gewidmet werden. Ebenso wie dieser Umstand wird den wanderlustigen Freunden des Fichtelgebirges ein neues, 13 Druckseiten umfassendes Tourenverzeichnis willkommen sein. Dieses geht von acht verschiedenen Zugangsstationen aus und ist für ein- bis viertägigen Aufenthalt berechnet. Die hierbei gemachten Zahlenangaben in bezug auf die Länge der Tagestouren, einzelner Wegestrecken, die Höhenverhältnisse, gleichwie die Angaben über Unterkunft, Verpflegung, Sehenswürdigkeiten usw. sind von der unbedingten Zuverlässigkeit, durch die sich die ganze Sammlung „Griebens Reiseführer“ längst das Vertrauen des Publikums erworben hat.





Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 44. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M 2.— für das Quartal bezogen werden — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben | 18. Jahrgang 1907.

Der Junker von Hergols.

Fränkische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Edmund Köller. Illustriert von G. Mayr.

(Schluß.)

Michael heulte wild auf und verfluchte die Mörder seines Kindes, als er der Elsbeth kalte und schlaff herabhängende Hände ergriffen hatte, aber der Junker trug das Mädchen in die Stube und sprach ruhig zu dem jammernd nachfolgenden Alten die tröstlichen Worte: „Nicht doch, Vater, seid fein ruhig. Euer Kind, welches ich dem Gedränge der fliehenden Buben entriß, lebt; ich fühle deutlich, wie des Mägdleins Herz schlägt.“

Und Elsbeth lebte, lebte und erwachte aus der Nacht des Todes und Entsetzens zu Himmelsglück und Seligkeit, welche der helle Tag in reicher Fülle auf die Vielgeprüfte herabstrahlte. Als sie zum erstenmal die großen, schwarzen Augen zu ihrem Erretter, den sie so lang und heimlich in dem tiefbekümmerten Herzen getragen, aufschlug, da senkte sie bange wieder die langen Wimpern, damit sie den Traum länger festhielte; denn es war ja wohl wieder einmal der Traum, den sie in mancher halbdurchweinten Nacht geträumt, der Traum von dem grünen Junker, der sie als ein rettender Engel umfaßt hielt, und hoch, hoch emporhob, über die bösen, grausamen Menschen.

. . . „Ja, lebt, Herr Vater Michael“ . . .

Dem mannhaften Helden wurde es wunderbar ums Herz, als die Jungfrau so innig zu ihm aufsah; er konnte sich nicht erwehren, einen Kuß auf ihre bleichen Lippen zu drücken, der das Mägdlein zu vollem, freudigen Leben rief, zu einem Leben voll Liebe, Glück und Wonne nach langer, harter Prüfung und schwerem Leid.

* * *

So geschah es. Kein Krauß, kein Wenzel, keine Stine und keine Traudl konnten es mehr hindern, daß der grüne Junker wirklich mit der holdseligen Zauberin davonfuhr. — Die beiden waren gleich in den ersten Tagen, seitdem der Junker Quartier in der Mühle genommen hatte, ein Herz und eine Seele. Der Elsbeth schöne Augen weinten nur noch Freudentränen, und wenn ja einmal ein bitteres Tränlein ihr die zarte Wange herablief, so war das um den guten, treuen Petrander, den die Landsknechte unter kriegerischen Ehren auf den Friedhof gebettet hatten; aber der lebensfrohe Junker trocknete die bitteren Tränlein immer weg.

„Hört, Vater Michael," sagte der Junker eines Tages, als ihm ein Kriegsmann einen Rapport überbracht hatte, „meines Bleibens ist hier nicht mehr, aber auch Eures und der Elsbeth nicht; mit der zieht Ihr unter sicherem Geleit auf Mainz in die Herberge zum Ritter, und da bleibt Ihr fein ruhig, bis ich komme und mit der Elsbeth Hochzeit mache."


... da grub er ein paar ziemliche Töpfe ...

„Wie!" rief der Michael, „Euer Gnaden treiben Spaß! Ihr, ein vornehmer Edelmann, wolltet mein Kindlein ehelichen?"

„Fragt die Elsbeth, ob's nicht wahr ist", antwortete lustig lachend der Junker, und die Elsbeth fiel dem Vater um den Hals, küßte ihn und plauderte:

„Ja, Vater, wir gehen, der Herr von Hergols will es so, und da müssen wir wohl folgen."

„Das müssen wir freilich", sprach der Alte ganz verwirrt und gedankenlos und wußte sich's noch gar nicht zurechtzulegen.

„Ja, seht her, Vater Michael," hub der Junker wieder an, „ich habe das Jagen und Schlagen herzlich satt; dazu haben mir die Feinde meine Güter grausam verwüstet und ist mir vieles nicht mehr recht im deutschen Land. Drum will ich, sobald der Tanz in Hessen zu Ende geht, mit meinem Weib da in das freie Niederland ziehen und ein neues Leben beginnen. In Amsterdam, wo mir ein Vetter wohnt, lebt sich's freier und glücklicher als in unserm armen Vaterland, das der Krieg nun schon so lange in Feuer und Blut getaucht hat, als ich Jahre zähle. Dort wird auch mein Herzensschatz," fuhr er lächelnd fort und drückte die Elsbeth an sich, „nicht zu sorgen haben, daß man sie als eine Hexe verschreit, wie die bösen Leute hier taten, von denen Ihr mir erzähltet. Da im Niederland sind sie schon ein gut Teil heller, und keiner trägt's der Elsbeth nach, daß sie mich bezaubert hat."

„Ja, ja," meinte der Alte, der vor Erstaunen und geheimer Freude noch immer nichts Rechtes zu sagen wußte, „es ist, als ob der liebe Gott alle unsere bösen Feinde gestraft hätte; die Lumpenstine hat man nach der Schreckensnacht ersäuft im Mühlgraben gefunden, und unter den drei Linden haben die Soldaten heute einen Marodebruder, das Jäcklein genannt, der mit dem Krauß dort vor wenig Tagen noch böse Ränke schmiedete, erwürgt und gehängt."

„Ei, Alter, laßt das Lumpengesindel", fiel der Junker ein, „und bestellt Euer Haus; schon morgen müßt Ihr unter sicherem Geleit mit der Elsbeth auf Mainz zu, denn es gibt uns nicht viel Zeit zum Vertun."

Da merkte Michael wohl, daß es dem Junker ein rechter Ernst war, nahm stracks seinen Stab und ging nach Schweinfurt zum Prokurator Hobenius. Dem trug er vor, was sich zwischen der Elsbeth und dem Junker Wunderbares begeben, und gab ihm auf, die Teichmühle nebst den andern Grundstücken bei guter Gelegenheit zu verkaufen. Man würde es ihm dann schon brieflich kundtun, wohin das erlöste Geld zu senden sei. Der Prokurator tat überaus höflich, versprach, alles trefflich zu besorgen, und wünschte dem Herrn Michael eine glückliche Reise und langes Wohlleben.

Zu Hause angekommen, hatte der Michael noch ein anderes Geschäft, das war im Kuhstall, da grub er ein paar ziemliche Töpfe mit Gold- und Silbergeld aus; das verpackte er alles wohl in einen ledernen Wetschger und führte es am folgenden Morgen samt der Elsbeth mit sich. Reiter und Fußknechte geleiteten die beiden sicher bis Mainz, wo sie in der von dem Junker bezeichneten Herberge abstiegen. — Elsbeth sollte sich hier nicht allzulange um ihren lieben Junker in Sehnsucht verzehren, denn als Herr Georg Stauff, der gegen den Holzapfel das Marburger Schloß tapfer behauptete, dem General mit Balken und Kanonenkugeln die Mahlzeit gesegnet hatte, zog der ab. Auch ging es mit dem großen deutschen Krieg, der das deutsche Land an dreißig Jahre hindurch verwüstet hatte, bald ganz zu Ende.

An einem kalten, aber heiteren Januartag kam der Junker von Hergols wohlbehalten in Mainz an, ließ sich die Elsbeth antrauen und zog mit ihr und dem Michael davon. — Als das Schiff, welches die drei nach den Niederlanden trug, den breiten, grünen Rhein herabschwamm, da war die glückselige Elsbeth ganz von Freude und Lust erfüllt. Und ob auch noch der Winter die Erde in starren Armen hielt und das Eis in kleinen Schollen auf den Fluten trieb, so war es doch in dem Herzen der jungen Frau frühlingswarm, und Lenzeswonne hob ihr die Brust, so daß sie neben ihrem jungen Ehewirt auf dem Schiffsdeck stehend, seine Hände lustig und mutwillig schüttelte und ihm in das lächelnde Gesicht die lustige Weise sang, die ihr der Niklas Krauß einst so böse ausgelegt.

„Im Maien, im Maien!
Wenn die Brünnlein springen,
Wenn die Vöglein singen,
Da spring' ich über die Heiden.
Wenn sich die Blümlein kleiden
In Blau und Weiß, in Gelb und Rot,
Fahr hin, fahr hin, du Winternot!"

Und aus war es auch für die Elsbeth mit aller herben, winterlichen Not. Lange noch lebten die von Hergols glücklich in der reichen Handels- und Weltstadt Amsterdam. Weder hostes noch inimici, wie ihr Hausfreund, der gelehrte und hochberühmte Doktor Balthasar Becker sagte, trübten fürder den Himmel ihres Liebesglücks, und die wackere Frau von Hergols, die dem gelehrten Doktor oft erzählte, welche Not und Pein sie durch der Leute Bosheit und Aberglauben ausgestanden, bestärkte den trefflichen Mann in dem Vorsatz, eine tüchtige Disputation gegen den Aberglauben und Hexenprozeß in Druck ausgehen zu lassen. Und so entstand Balthasar Beckers

„Bezauberte Welt".


Als das Schiff den breiten, grünen Rhein herabschwamm

Martin Behaim der Seefahrer.

Von G. Frhr. v. Kreß. (Fortsetzung.)

Behaim aber hatte bei Regiomontan den Jakobsstab kennen und handhaben gelernt, den die Portugiesen offenbar nicht kannten, und dieser war ein mobiler Apparat, den der Beobachtende auch auf dem schwankenden Schiffe handhaben konnte. Dr. Günther beschreibt ihn, wie folgt: „Der Beobachtende hielt mit der einen Hand den Stab so, daß sich sein Auge unmittelbar vor dessen einem Ende befand, und schob den Transversalstab so lange hin und her, daß die vom Auge nach irgend zwei Punkten A und B — am Himmel oder auf der Erde — gezogenen Gesichtslinien genau an den Endpunkten des Querholzes vorübergingen. War dies erreicht, so konnte man am Hauptstabe direkt ablesen, wie groß der von den Punkten A und B am Auge des Beobachters bestimmte Gesichtswinkel, wie groß, anders ausgesprochen, der sphärische Bogen A B war. Die Ermittlung solcher sphärischer Distanzen ist nun eben ein Hauptgeschäft der praktischen Astronomie, und insbesondere bei der Aufgabe, deren Lösung die nautische Kommission von Behaim erwartete, kam es auf dergleichen an. Was wir vorhin A nannten, das war in diesem Spezialfalle der Sonnenmittelpunkt, während unser obiges B diesmal mit dem vertikal unterhalb A gelegenen Punkte des Horizonts zusammenfiel. Wenn also der Schiffer des Mittags sein ‚Besteck aufnehmen' wollte, so verschob er seine Volvella (sein Querholz) so lange, bis ihm die untere Gesichtslinie nach dem Meereshorizonte, die obere nach der Sonne zeigte, und bekam ohne besondere Zwischenrechnung die gewünschte Meridianhöhe, aus der er durch einfache Addition oder Subtraktion die geographische Breite zu berechnen hatte." Wie wertvoll die Übermittlung dieses Verfahrens durch Behaim an die portugiesischen Schiffer war, das läßt sich daraus entnehmen, daß dieser Jakobsstab jahrhundertelang ausschließlich das Meßwerkzeug der Seeleute blieb, bis zu Ende des 18. Jahrhunderts die Reflexionsinstrumente allmählich an seine Stelle traten. Nebstdem aber hat Behaim die Kommission sicherlich auch mit den „Ephemeriden" des Regiomontan bekannt gemacht d. s. Tabellen über die Deklination der Sonne, welche die vorher bekannten Tafelwerke gleicher Art an Zuverlässigkeit weit übertrafen und welche gleichfalls lange im Gebrauche der Seefahrer blieben. Es darf nicht wundernehmen, daß Regiomontans Entdeckungen und Verbesserungen den gelehrten Räten des portugiesischen Königs nicht schon auf anderem Wege theoretisch wenigstens bekannt geworden waren. Der gelehrte Mathematiker hatte sich ja nicht im speziellen Interesse der Seeschiffahrt um diese Dinge bemüht, sondern sicherlich vor allem im Interesse der Astronomie. Er war bekanntlich durch Papst Sixtus IV. ganz plötzlich aus seinen Studien herausgerissen und mit einer anderen Aufgabe betraut worden, bei deren Lösung ihn der Tod in Rom ereilte.



† Friedrich Ritter v. Krieger. (Siehe S. 527.)

So war vielleicht für die Verbreitung dieser neuen Ideen in der wissenschaftlichen Welt damals noch wenig geschehen. Die portugiesische Junta aber muß den Mitteilungen des jungen deutschen Handelsbeflissenen große Bedeutung beigelegt haben, sonst wäre er doch gewiß nicht der neuausgerüsteten Expedition unter dem Kommando des Diogo Cão als wissenschaftlicher Beobachter beigegeben worden.

Es ist die einzige große Entdeckungsreise Behaims, über die wir urkundliche Nachrichten von ihm selbst und seinen Zeitgenossen haben, während andere Entdeckungen, die ihm gleichfalls zugeschrieben wurden, zwar nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen, aber zum mindesten nicht erwiesen sind. Spärlich genug sind freilich auch die Nachrichten, die wir über die Reise mit Diogo Cão haben; sie beschränken sich auf die Aufzeichnungen, welche Behaim selbst auf seinem Globus machte, auf eine Notiz, welche sich in der um die Zeit der Herstellung des Globus geschriebenen Weltchronik des Dr. Hartmann Schedel findet, und auf die Erzählungen portugiesischer Schriftsteller über die Fahrten Diogo Cãos, namentlich des bereits erwähnten Barros, der aber von der Beteiligung Behaims an der Fahrt nichts berichtet. An letzterer aber ist nicht im mindesten zu zweifeln. Es erzählt nicht nur Hartmann Schedel, daß König Johann II. von Portugal den beiden Schiffen, die er im Jahre 1483 zur Erforschung von Äthiopien auszusenden beschloß, zwei Patrone,

den Portugiesen Jakobus Canus und den Deutschen Martinus Bohemus aus Nürnberg, vorgesetzt habe; sondern letzterer selbst hat auf seinem Globus unten die Nachricht anbringen lassen:

„Aber der durchlauchtig könig Don Johann von portugal hat das übrig theil, des Ptolomäo noch nit kundig gewessen ist, gegen Mittag lassen mit seinen Schiffen besuchen anno dni 1485, dabey ich, der diesen Apfel angegeben hat, gewesen bin."

und beim Cabo verde findet sich auf dem Globus die Notiz:

„Dann der dieses geschriben hat wurdt vom konig von portugal fernher geschickht anno 1485."

Ausführlicher aber handelt über die Reise eine Stelle, welche sich in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung auf dem Globus findet. Sie lautet wie folgt:

„als man zehlt nach Christi unsers Hern gepurt 1484 jar, liese zurüsten der durchlauchtig konig Johann II. in portugal zwei schiff, caraveli genannt, gevictualsirt und gewapnet versehen auf 3 jar, dem volk und schiffen war in nahmens und befehl gegeben, auszufahren über die Seeulen, die herkules in afrika gesetzet hat, immer gegen mittag und gegen den aufgang der Sonnen, so fern Ihnen möglich were, auch so versahe der vorgenant konig die Schiffe mit allerley wahr und kauffmannschaft die zum kauff und zu verstechen, auch 18 rosse, mit allen zeug köstlich gerüstet, wurden in den schiffen mitgefuhrt, den mohrenkönigen je einen eins zu schenken, wo uns gut gedeucht, und man gebe uns allerley muster Spezerey, die zu zeigen den mohren, wobei sie verstehen möchten, was wir in ihrem land suchen wollten, und also gerüst seyndt, fuhren wir aus der porthen der stadt Ulisipana von portugal und segelten zu der Insel de madera, da des portugals Zucker wächst, und durch die Insel fortunates und die Inseln der wilden Canarien, funden mohrenkonige, denen wir schenkung thäten, die uns auch widerkohmen in das land in die konigreich gambia geloff (?), da die paradiskörner wachsen, ist von portugal 800 teutsche meilen, darnach in könig furfurslang, ist 1200 lenge oder meilen, daselbst pfeffer wächst, den man nennt portugalspfeffer, auch fern von dannen ist ein land, da wir zimetrinden funden wachsen, als wir nun bei 2300 meilen oder lengen gesegelt waren von portugal, kehrten wir wieder und am 19 monath kamen wir wider zu unsern konig."

Bei der Prinzeninsel und den Inseln S. Thomä und Martini ist auf dem Globus eine portugiesische Flagge angebracht und die Inschrift:

„Diese Inseln wurden gefunden mit den Schiffen, die der konig aus portugal ausgeschickt zu disen porten des Mohrenlands a. 1484, da war eitel Wildnus und kein Menschen funden wir da dan waldt und vögel, da schickt der konig aus portugal nun jährlich sein volk dahin, das sonst den tod verschuldet hat, man und frawn und gibt Ihnen, damit sie das felt bauen und sich mehren, damit diß landt von den portugalesen bewohnt würde."

und weiter südlich in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung nebst einer portugiesischen Flagge die Stelle:

„Die säulen des konigs von portugal anno domini 1485 d. 18. jan."

Endlich westwärts davon am Capo letho findet sich die weitere Bemerkung gleichfalls mit der Flagge:

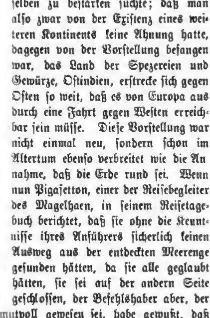
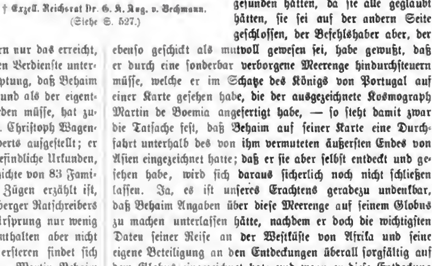
„biß an das ordt sind die portugallische schiff komen und haben ihr seul aufgericht und in 19 monat sindt sie wieder in ihr land komen."

Vergleicht man diese Notizen mit dem Berichte des Barros über die Reise des Diogo Cão, so ergeben sich nicht unwesentliche Abweichungen, die sich wohl daraus erklären, daß der portugiesische Geschichtschreiber erst geraume Zeit später (von 1531 an) sein Werk schrieb und dem einzelnen Ereignis die Aufmerksamkeit nicht zuwandte, die ihm der Augenzeuge Behaim widmete. Nach Barros hätte Diogo Cão zwei Reisen gemacht, wäre nach der Entdeckung des Kongo mit vier Negern, die er an Bord nahm, unter Zurücklassung von vier Portugiesen wieder in die Heimat gesegelt und erst nach 15 Monaten an den Kongo zurückgekehrt. Bei seiner ersten Reise hätte er den Grenzpfeiler an die Mündung des Flusses Kongo (unter dem 8.° s. Br.) gesetzt, und zwar im Jahre 1484, und erst auf der zweiten Reise wäre er bis zum 22.° s. Br. (14 Breitengrade vom Vorgebirg der Guten Hoffnung) gekommen und hätte dort einen Pfeiler mit dem portugiesischen Wappen aufgerichtet. Diese Nachricht ist aber unwahrscheinlich, weil nach Barros eigner Schilderung an einem andern Ort schon im August 1486 Bartholomäus Dias mit einer neuen Expedition absegelte und die von Diogo Cãos angeblich von seiner zweiten Reise mitgebrachten Neger an Bord gehabt haben soll, was aber nicht denkbar ist, weil Diogo Cão um diese Zeit von seiner zweiten Reise noch nicht zurückgekehrt sein konnte. Das wichtigste für uns bleibt die merkwürdige Tatsache, daß Behaim auf seiner Entdeckungsreise fast bis an die Südspitze von Afrika gelangte, und daß nur wenig fehlte, und er wäre der Entdecker des Seeweges nach Ostindien geworden. Kaum zwei Jahre nach ihm entdeckte Bartholomäus Dias das Kap der Guten Hoffnung, aber noch zehn Jahre vergehen, bis Vasco de Gama das wegen seiner Stürme berüchtigte Vorgebirge umsegelte und den Seeweg nach Ostindien fand.

Die Entdeckungen des Diogo Cão und des Martin Behaim erregten aber bei den Portugiesen die freudigsten Hoffnungen. Das Erscheinen der schwarzen Abgesandten des Königs vom Kongo und ihre Bereitwilligkeit, das Christentum anzunehmen, erfreute den König Johann II., der die Bekehrung der Heiden als Hauptzweck der Unternehmungen ansah; die Auffindung neuer Handelsartikel, vor allem des afrikanischen Pfeffers, versprach lohnenden Gewinn; das Gelingen dieser Entdeckungsfahrt reizte, trotz der Opfer an Mannschaft, welche das heiße Klima nach Hartmann Schedels Bericht gefordert hatte, wieder zu neuen Unternehmungen. Mit großem Pompe wurden zu Baja die Abgesandten vom Kongo getauft, und König und Königin mit den höchsten Würdenträgern am Hofe waren die Paten. Die unternehmenden Männer aber, die allen Gefahren einer weiten Seereise mit kühnem Mute getrotzt hatten, wurden mit Ehren überhäuft. Martin Behaim wurde vom Könige zum Ritter des Christusordens geschlagen, der König selbst umgürtete ihn mit dem Schwerte, der Kronprinz schnallte ihm die Sporen an.

Für Martin selbst bildet diese Reise mit ihren Folgen wohl den wichtigsten und unvergeßlichsten Abschnitt seines Lebens. Sie scheint aber doch mit so vielen Gefahren und Strapazen aller Art verknüpft gewesen zu sein, daß die Lust, sich einer zweiten derartigen Unternehmung anzuschließen, nicht in ihm erwacht zu sein scheint. In die Heimat und zu seinem alten Berufe aber kehrte er nicht zurück. Auf einer der entlegensten der portugiesischen Besitzungen, auf der weit im Westen mitten im Atlantischen Ozean gelegenen Insel Fayal, einer der Azorischen Inseln, gründete er sich seinen Hausstand, indem er sich mit der Tochter des erblichen Statthalters dieser Insel und der benachbarten Insel Pico, des flandrischen Ritters Jobst Hurter von Mörkirchen, verheiratete. Ob er jetzt nach seiner Rückkehr von der großen Entdeckungsreise zum ersten Male nach der Insel Fayal gekommen und dort erst seine

Gattin kennen gelernt hatte oder ob er schon früher einmal nach den Azoren gesegelt war, muß dahingestellt bleiben. Es lassen sich nicht einmal Vermutungen darüber aufstellen, wie er zur Bekanntschaft mit Johanna von Macedo gekommen ist und ob er um ihrethalben auf Fayal sich niederließ. Nach seiner eignen Bemerkung auf dem Globus wurden die Azoren im Jahre 1466 von Flandern aus bevölkert; sie waren schon im Jahre 1490 von vielen tausend Personen bewohnt. Auf ihnen wuchs der portugiesische Zucker; die Früchte reiften zweimal im Jahre, denn es gibt dort keinen Winter, und alle Lebensmittel sind wohlfeil. Auf dieser glücklichen Insel verlebte Martin Behaim die folgenden Jahre, ohne daß Nachrichten über sein Tun und Treiben auf uns gekommen wären. Sicherlich aber ist er zu den Neigungen seiner Knabenzeit zurückgekehrt und hat sich mit geographischen Studien beschäftigt. Unseres Erachtens wäre nicht denkbar, daß er später bei seinem Besuche in Nürnberg im Jahre 1491 den berühmten Globus hätte anfertigen können, wenn er nicht in der Zwischenzeit eifrig mit Geographie sich abgegeben, die Entdeckungsreisen der Neuzeit gründlichst studiert und ein reiches Wissen sich angeeignet hätte. Wenn die Verwandten während dieses Besuchs des Vetters in der Vaterstadt klagten, daß er ein seltsames Wesen treibe, alle Tage in den Garten gehe und nur im Garten hantiere, so deutet das vielleicht darauf hin, daß ihn die üppige Vegetation der neuen Heimat auch zu botanischen Studien anregte. Von Reisen, die er von Fayal aus gegen Westen unternommen hätte, weiß dagegen keine gleichzeitige Nachricht zu berichten, und diejenigen, welche ihm die erste Entdeckung von Brasilien und der Magelhaensstraße angedichtet haben, haben nicht zur Vermehrung seines Ruhmes beigetragen, sondern nur das erreicht, daß auch seine wirklichen und unbestreitbaren Verdienste unterschätzt und verkleinert wurden. Die Behauptung, daß Behaim vor Kolumbus nach Amerika gekommen sei und als der eigentliche Entdecker der Neuen Welt gefeiert werden müsse, hat zuerst der Altdorfer Universitätsprofessor Joh. Christoph Wagenseil in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufgestellt; er beruft sich auf zwei im Nürnberger Archiv befindliche Urkunden, einen Pergamentkodex, in welchem die Geschichte von 83 Familien des Nürnberger Patriziats in kurzen Zügen erzählt ist, und auf die bekannten Annalen des Nürnberger Ratschreibers Johann Müllner. Diese Urkunden, deren Ursprung nur wenig über die Zeit Wagenseils hinausreicht, enthalten aber nicht das, was dieser behauptet. Denn in der ersteren findet sich über Martin Behaim nur die kurze Notiz: „Martin Behaim war ein berühmter Ritter, schiffet in Indien, erfand neue Schiffahrt und Inseln", und Müllner behauptet nichts weiter, als daß Behaim etliche zuvor unbekannte Inseln gefunden habe. Aber auch die gedruckten Quellen, auf welche sich Wagenseil beruft, bestätigen das nicht, was er aus ihnen zu beweisen sucht. Denn wenn der italienische Astronom Riccioli die Vermutung ausspricht, Christoph Kolumbus sei möglicherweise durch Behaim auf den Gedanken eines Westweges nach Ostindien gebracht worden, so beweist das doch so wenig für die Behauptung, daß Behaim der Entdecker von Amerika gewesen sei, als die andere, allerdings nicht in das Gebiet der Vermutungen zu verweisende, weil durch glaubhafte zeitgenössische Nachrichten verbürgte Tatsache, daß Magelhaen, als er im Jahre 1520 die nach ihm benannte Durchfahrt an der Südspitze Amerikas entdeckte, eine Angabe auf einer Behaimischen Karte benutzte. Man darf nur nicht außer acht lassen, daß zu Behaims und Kolumbus Zeiten der Glaube an die Möglichkeit, durch eine Fahrt gegen Westen Ostindien erreichen zu können, ein bei vielen Geographen und Mathematikern schon fest begründeter war, daß namentlich der florentinische Astronom Toscanelli schon vor Kolumbus diesen Gedanken auf das eifrigste verfocht und Kolumbus sowohl als den König von Portugal in demselben zu bestärken suchte; daß man also zwar von der Existenz eines weiteren Kontinents keine Ahnung hatte, dagegen von der Vorstellung befangen war, das Land der Spezereien und Gewürze, Ostindien, erstrecke sich gegen Osten so weit, daß es von Europa aus durch eine Fahrt gegen Westen erreichbar sein müsse. Diese Vorstellung war nicht einmal neu, sondern schon im Altertum ebenso verbreitet wie die Annahme, daß die Erde rund sei. Wenn nun Pigafetton, einer der Reisebegleiter des Magelhaen, in seinem Reisetagebuch berichtet, daß sie ohne die Kenntnisse ihres Anführers sicherlich keinen Ausweg aus der entdeckten Meerenge gefunden hätten, da sie alle geglaubt hätten, sie sei auf der andern Seite geschlossen, der Befehlshaber aber, der ebenso geschickt als mutvoll gewesen sei, habe gewußt, daß er durch eine sonderbar verborgene Meerenge hindurchsteuern müsse, welche er im Schatze des Königs von Portugal auf einer Karte gesehen habe, die der ausgezeichnete Kosmograph Martin de Boemia angefertigt habe, — so steht damit zwar die Tatsache fest, daß Behaim auf seiner Karte eine Durchfahrt unterhalb des von ihm vermuteten äußersten Endes von Asien eingezeichnet hatte; daß er sie aber selbst entdeckt und gesehen habe, wird sich daraus sicherlich noch nicht schließen lassen. Ja, es ist unseres Erachtens geradezu undenkbar, daß Behaim Angaben über diese Meerenge auf seinem Globus zu machen unterlassen hätte, nachdem er doch die wichtigsten Daten seiner Reise an der Westküste von Afrika und seine eigene Beteiligung an den Entdeckungen überall sorgfältig auf dem Globus eingezeichnet hat; und wenn er diese Entdeckung erst in späteren Jahren, nach seiner Rückkehr vom Besuche in Nürnberg, gemacht hätte, würde ihm zum mindesten der Ruhm des ersten Entdeckers von Amerika nicht mehr vindiziert werden können.

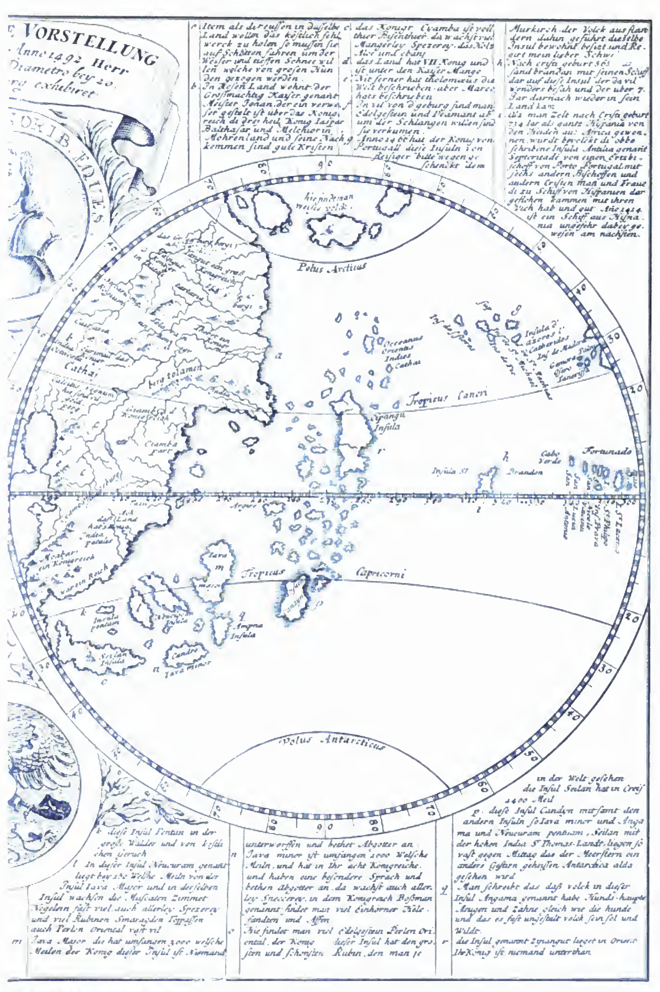



† Exzell. Reichsrat Dr. G. K. Aug. v. Bechmann.
(Siehe S. 527.)

(Schluß folgt.)



Aus der Norica-Sammlung des Herr



v. Volckamer-Kirchensittenbach, München.

Im Schwangau.

Von Hans Steinberger, München. (Schluß.)

Illustrationen aus „Hans Steinberger: Die bayerischen Königsschlösser“. Verlag von Franz Speiser, Prien.

Ein köstlicher Schatz in der reichen Bilderreihe dieses Gemaches ist das liebliche Madonnenbild am Kopfende des Bettes. Gleich hervorragende vollendete Schöpfungen sind der Waschtisch, der Ofen, der prachtvolle Kronleuchter und das Lesepult; das letztere gleicht einem Chorstuhle eines gotischen Domes; den prunkvollen Lehnsessel mit hoher, geschnitzter Lehne überragt ein prächtig geschnitzter Baldachin.

Der feierlich ernsten Stimmung dieses Raumes entspricht auch der Gemäldeschmuck, der in meisterhaften Darstellungen voll lebenswarmer Farbenpracht das Riesenepos von Tristan und Isolde in seiner ganzen unsagbar liebe- und treuevollen Größe widerspiegelt. — Welch entzückende Farbenharmonie, welch berückenden märchenhaften Zauber einer Mondnacht atmet dort das mächtige Bild: „Tristan und Isolde im Garten“ und welche Weihe, welch ehrfurchtgebietende Majestät des Todes webt um die erschütternde Szene: „Isoldens Tod an Tristans Leiche!“ In stimmungsvollem Zauber schaut das größte Zeitalter des deutschen Volkes hernieder, das unvergängliche Lied von treuer Liebe im Leben und im Tode ist hier zu poesievoller Verkörperung gelangt.

Dem Schlafzimmer reiht sich ein Raum an, der mit seiner andachtgebietenden Stimmung die staunende Bewunderung noch steigert.



Das Oratorium.

Ein flüchtiger Blick zeigt die ernste Schönheit des kleinen Oratoriums. Durch die mit prächtigen Glasgemälden geschmückten Fenster flutet das Sonnenlicht herein und gleitet über das schöne Altarbild hin, das König Ludwig den Heiligen von Frankreich darstellt; der mächtige Betstuhl vor den Stufen des Altars zeigt Goldstickereien auf dem violetten Stoffe. Auf die erhebende Pracht des Schlafzimmers folgt nun das Speisezimmer; ein herrlicher Raum, der in den lebensvollen, heiteren Farbentönen Purpur und Gold leuchtet und strahlt. Prächtige, ornamentale Schnitzarbeiten schmücken die Wandvertäfelung und den pultdachförmig ausgeführten Holzplafond dieses wieder in romanischem Stile gehaltenen Gemaches.

Als hervorragendstes Schmuckstück erscheint in dieser erlesenen Pracht der Tafelaufsatz auf dem Speisetische in der Mitte des Zimmers: „Siegfrieds Kampf mit dem Drachen“. In üppigen Blatt- und Blumenornamenten prangt auf den Portieren, Vorhängen und der Tischdecke reichste Goldstickerei, und prächtig ornamentale Malerei bildet den Rahmen der Gemälde dieses Gemaches, aus denen das glanzvolle Hofleben auf der Wartburg, die Erinnerung an die Minnesängerzeit im duftigen Zauber der Sage und Geschichte heraufsteigt.

Aus den Gemälden über den Türen schauen Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Reinmar von Zweter hernieder; und als prächtiges Gemälde dieses Gemaches erscheint „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“. Von erhebender Wirkung ist der hier dargestellte Moment, da Wolfram von Eschenbach in seinem Sange den Landgrafen als edelsten der Fürsten preist; wie mächtig reckt sich in flammender Begeisterung die Gestalt Wolframs, da er durch seine Sangeskunst seinen Widerpart besiegt. Die wütende Miene eines auf ein Schriftstück weisenden Sängers und das vernichtete Zusammenbrechen des Besiegten zeugen von inniger, idealer Auffassung und lebhafter, künstlerischer Phantasie.



Der Thronsaal.

Durch das einfach ausgestattete Dienerzimmer wird der große Vorplatz wieder erreicht.

Und nun steigert sich wie in allen Bauschöpfungen König Ludwig II. zu Ende der Wanderung das staunende Betrachten zum hellsten Entzücken. In schier überirdischer Pracht bietet sich im Thronsale Königsherrlichkeit in ernster Größe und feierlicher Würde dar.

Der mächtige, in der Höhe von zwei Stockwerken sich erhebende Raum zeigt die ideale Schönheit und die schimmernde Gold- und Farbenpracht einer basilikalen Anlage byzantinischen Stiles.

Architektur und Malerei vereinigten sich, diese harmonische Fülle von Glanz, Prunk und Schönheit zu schaffen, deren imposanter Eindruck durch die religiösen, die Beziehungen des Herrschertumes zur Religion darstellenden, charakteristischen Gemälde erhöht wird.

Wohin in diesem Saale das Auge sich wendet, überall grüßt es vollendete, einzig schöne Pracht.

Die gewaltigen Größenverhältnisse werden aufs mannigfaltigste gegliedert durch die doppelte, in schimmerndem Marmorglanze spielende Säulenstellung, die Tribünen- und Säulengänge und durch die halbrunde Apsis, welche zur Thronestrade bestimmt ist. Schneeig weiße Marmorstufen führen zu derselben hinauf, und erst von hier ist es möglich, diese wundervolle, in reichstem Glanze von Gold, Marmor, Farben und Licht schillernde Prachtfülle dieses Saales in ihrer ganzen überwältigenden Schönheit zu würdigen.

In reichster Symbolik ist all der Zauber, der um die Weihe des Glaubens und um den Glanz des Königtums sich vereinigt, zu herrlichster Darstellung gebracht; von der grauen Vorzeit des heidnischen und biblischen Altertums bis herauf zur mittelalterlichen christlichen Zeit spiegelt sich das Leben der Kulturvölker in diesen farbenprächtigen Gemälden; in dem Freskenschmuck der Apsis thront über den heiligen, christlichen Königen in leuchtender Farbenpracht, von lieblichen Engelsköpfchen und funkelnden Gestirnen umringt, Christus als höchster Gesetzgeber und König der Könige; die Seitenwände der Estrade sind mit den mächtigen hoheitsvollen Gestalten der zwölf Apostel als Träger der göttlichen Gesetze ausgestattet; aus den Gemälden der der Estrade gegenüberliegenden Fensterwand leuchten die Darstellungen: „St. Georg im Kampfe mit dem Drachen", „der Kampf des Erzengels Michaels mit Luzifer" und hoch oben das Gemälde: „die heiligen drei Könige" hernieder.

An der Decke strahlt, aus tiefem Blau wirkungsvoll sich abhebend, der gestirnte Himmel, und die wundervolle Mosaikschöpfung des Fußbodens stellt das Leben der Tier- und Pflanzenwelt der Erde dar.

Mit der glanzvollen, von Menschenhand geschaffenen Schönheit dieses Saales scheint die Natur wetteifern zu wollen. In unbeschreiblichem Zauber eröffnet sich ein wundervolles Landschaftsgemälde, wenn wir aus dem Thronsaale auf die Loggia hinaustreten. Schwer ist es, die leuchtende Pracht dieser Ausschau zu schildern; in stillem Staunen steht das Menschenkind vor dem hier ausgebreiteten Gebilde der Schöpfung, das zumal in den Abendstunden seine herrlichsten, entzückendsten Reize erschließt.

Tief unten liegt, in grüner Waldpracht zwischen zwei herrlichen, in der schimmernden Farbenpracht des Tagesgestirns aufglänzenden Seen und von gewaltigen Bergen umrahmt, Schloß Hohenschwangau.



Der Festsaal.

Zu jeder Tagesstunde ist dieser Niederblick von zauberischem Reize. Am frühen Morgen, wenn tief unten die Seen, die dunklen Waldberge und Schloß Hohenschwangau noch in den grauen Dämmerschatten zu schlummern scheinen, erglänzt die rosige Wunderpracht des auf den stolzen Berghäuptern sich spiegelnden jungen Tages. Im Mittagssonnenglanze flimmert und gleißt das herrliche Gebiet in duftigem Schimmer, und wenn sich da unten die Fittiche der Nacht ausbreiten, umglüht hier oben noch der Glanz der über den fernen Bergen des Westens hinabsinkenden Sonne die mächtige Königsburg und fließt mit feurigen Tinten über die Steilwände des Säuling herab; leise erstirbt und verhallt das vielstimmig heraufklingende Abendgeläute, durch den in nächtliches Schweigen sich hüllenden Bergwald zieht's wie geheimnisvolles Flüstern, und nur das lärmende Tosen des Pöllatfalles grollt in die wundervolle Abendstimmung herein.

Zögernd nur scheidet jeder Beschauer aus der hoheitsvollen Pracht des Thronsaales; am Abschluß der Wendeltreppe fällt ein seltsames Steingebilde auf, ein mächtiger Drache, welcher vor der als Palme geformten Säule wütend sich aufbäumt. Wie schwerer Schatten liegt es auf diesem Schlußstein des Riesenbaues; gleich einem grimmen Wächter liegt der Drache vor dem Glanzpunkte der Burg, dem Festsaale, in welchem aller Glanz und alle Schönheit in unvergeichlich fesselndem Zauber zusammengefaßt ist.

In üppiger Farbenfülle prangt der große Vorplatz, dessen herrlichsten Schmuck die Gemälde aus der Gudrunsage bilden. „Der Nibelungen Not und Ende“ zeigen diese wildbewegten Szenen in meisterhafter Darstellung, und wohl die wildeste, heißeste Leidenschaft ist dem Bilde zu eigen: „Gudrun wirft die Brandfackel in die Burg.“

In schimmernder Schönheit, in heiterstem Farbenglanze erschließt sich vom Vorplatze aus der Tribünengang neben dem Festsaale.

Die hier vereinigte harmonische Fülle von Glanz und Pracht stellt all die bisher geschaute Schönheit in den Schatten, mit tausendfältigem Zauber grüßt der Farbenreichtum dieses hehren Raumes, in dem alles, was der romanische Stil an entzückenden Motiven besitzt, zu reizender Vereinigung gebracht ist; hier ist der Raum, der als die meisterhafte Krönung des großen Gedankens zu betrachten ist, der großen deutschen Sagenwelt, dem deutschen Leben im Mittelalter ein in Jahrhunderten noch prangendes fürstliches Denkmal zu schaffen.

Schon der Tribünengang entzückt als Meisterstück schimmernder Pracht und vollendeter Kunst. Die Rundbogenöffnungen der Tribünenwand gewähren reizende Durchblicke auf die glanzvolle Schönheit des Saales.

In üppigstem Farbenreichtum strahlt der Plafond hernieder; die reizenden linearen Ornamente bergen Spruchbänder mit den Namen deutscher Minnesänger; sieben herrliche Kronleuchter schweben glitzernd von der Decke hernieder. Die Leibungen der Rundbogen enthalten eine schier unerschöpfliche Fülle gedankentiefer, symbolischer Darstellungen, deren Motive der Parzivalsage entstammen.

In den Bannkreis märchenhaft träumerischen Empfindens versetzt schon der im Tribünengange in reicher Fülle aufleuchtende Freskenschmuck. Die Vereinigung edlen und abenteuerlichen Ritterlebens und mystischen Zaubertums lebt in glänzender Gestalt auf: die Geschicke Gamurets, Parzivals Vaters, und Gawans, eines tatenlustigen Ritters von der Tafelrunde König Artus, werden in diesen Darstellungen

geschildert und dienen der im Festsaale selbst dargestellten Parzivalsage zur Abrundung.

Eines der Bilder im Tribünengange, der zeitlichen Reihenfolge nach in den Festsaal gehörig, ergreift mächtig; es stellt die Begegnung Parzivals mit dem wallfahrenden Ritter Kahenis dar; die wundervolle Szene aus Wagners „Parsifal“ klingt da machtvoll im Abendmahlmotiv herein, und obgleich die Landschaft des Gemäldes in starrem Winterfroste glitzert, ist es doch, als ob Karfreitagszauber das Bild umwebe.

Neben den Darstellungen aus der Sagenwelt sind es im Tribünengange und dem anschließenden Erker feindurchdachte und mit künstlerischem Empfinden ausgeführte, allegorische Gemälde, die in lieblichen Frauengestalten die ritterlichen Tugenden versinnbildlichen.

Wirkt schon im Tribünengange der Reichtum der Ausstattung mächtig auf jedes Auge, so wird all diese Schönheit noch weit überwogen durch die harmonische Prachtfülle, welche beim Eintritt in den Festsaal mit bestrickendem Reize umschmeichelt. Die weihevolle Schönheit dieses Prachtraumes erzielt einen überwältigenden, unvergeßlichen Eindruck. In ergreifender Farben- und Formenharmonie und in märchenhaftem Glanze ist hier die mittelalterliche Pracht des Hoflebens zum vollendeten Ausdrucke gebracht.

Wie strahlen aus dem bunten Farbenschmucke des mächtigen Plafonds die Himmelszeichen hernieder, wie zierlich wirken diese mächtigen Kronleuchter und Kandelaber, die reichen Formen der Balustraden an der Tribünenwand und der Holzschnitzereien der Kapitäle über den hohen Fenstern!

Von der Estrade erschließt sich der Prachtblick auf die eigenartige, unvergleichliche Schönheit des Saales; wohin das Auge blickt, grüßt es in unerschöpflicher Fülle und in Hunderten von Variationen geschaffen der polychrome Schmuck der Wände; Blüten, Knospen, Früchte, Blätter und Tierornamente umschlingen die mächtigen Gemälde in farbenreichen Rahmen; die Medaillonbilder der Personen der Parzivalsage umranken Knospen und Blüten, zwischen welche wieder Tiermotive (Drache, Schwan) eingefügt sind. Ein unbeschreiblich schönes, poesievolles Werk sind die herrlichen Darstellungen aus der Parzivalsage. Das Bild unmittelbarster Wirklichkeit, die vom Zauber der Vergangenheit verklärte Schönheit der Dichtung ist in diesen Gemälden in Farben umgeprägt; in seiner ganzen Erhabenheit spiegelt sich das mittelalterliche Epos in den dargestellten Szenen wieder und über den neubelebten, sagenhaften Gestalten waltet echt deutscher Hauch.

Auf die in den Bildern dieses Saales geschaffene Schönheit einzugehen, verbietet der dieser Schilderung gebotene Raum; trotz allem Bemühen käme die glänzendste Beschreibung niemals der unvergleichlichen Schönheit nahe, welche hier das Auge erschaut. Wir scheiden aus diesem Saale, aus dieser Burg; eine herrliche, fürs ganze Leben währende Erinnerung nehmen wir mit uns. Mehr und mehr befestigt sich der erste, beim Eintritt in den Schwangau gewonnene Eindruck: „über diesem Wunderwerke der Schöpfung ruht eine Stimmung, ein Zauber so hehr und weihevoll, daß jeder sich in deren Bann gefesselt sieht.“

Der gewaltige Bau der Königsburg zeigt sich in seiner ganzen, majestätischen Erscheinung von der Marienbrücke aus. Nun erst, da diese Räume durchwandert, von den Erkern und Balkonen die wundervollen Ausblicke geschaut sind, erschließt sich das volle Verständnis für diese einzigartige Neugestaltung der mittelalterlichen Burg, mit unvergleichlicher Romantik spricht dieser herrliche, kühne Bau zum Beschauer.

Tief unten tost in dröhnendem Falle der Pöllat über die Felsen hinab; frisch grüne Waldpracht rauscht ringsum leise in fächelndem Südwinde, hoch droben um die grauen Felsenriesen spielt duftiger, goldener Sonnenglanz.

Als ich zum letztenmal die Burg von hier aus erschaute, lag sie in trübem Nebelschleier vor mir; ein schwerer Gewitterregen war herniedergeprasselt und es schien, als ob die dichtgeballten, von den Bergen herabschwebenden Regenschwaden mir den Abschiedsblick auf diesen stolzen Königstraum völlig verwehren wollten. Da ging es plötzlich wie neues Erwachen durch die stille, friedliche Natur; ein Sonnenstrahl durchbrach das dichte Gewölk und im leuchtenden Schimmer erstand mit einem Male — von silbergrauen Nebelschleiern umwallt und umwogt — das sonnenbeglänzte Zauberbild der Burg. In phantastischen Gebilden flatterten und schwebten die Wolken um die mächtigen Türme, und vom Tegelberge hernieder senkte sich auf den Viereckturm die glanzvolle Farbenpracht des Regenbogens, dessen trügerischer Glanz den hohen Bau mit magischen Lichtern umspielte. War es das Flüstern des Waldes und das Rauschen des Gießbaches, die weihevollen Klänge des Einzuges der Götter in Walhall umklangen mein Ohr; vom Glanze der sinkenden Sonne goldig umflossen stand die Burg vor dem staunenden Blicke, als deutsches Walhall, als Hort deutscher Sagenherrlichkeit im fürstlichen Prunkkleide einer neuen Zeit.

Kleine Mitteilungen.

Unsere Toten. Mit Generalmajor Friedrich Ritter v. Krieger ist wieder ein Paladin des Max-Joseph-Ordens dahingeschieden. Geboren zu Zweibrücken, 6. Oktober 1843, trat er im Juli 1866 in das Kgl. Infanterie-Leibregiment und erkämpfte sich als Leutnant desselben im Gefechte bei Lemars durch sein energisches Vorgehen mit der 11. Kompagnie dieses Regiments den Max-Joseph-Orden, nachdem er schon zuvor mit dem Eisernen Kreuze und dem Kgl. Bayer. Militärverdienstorden ausgezeichnet war. — Die Reichsratskammer und die Universität München erlitten einen schweren Verlust durch den Tod des lebenslänglichen Reichsrats, Geheimrats und Universitätsprofessors, Exzellenz Dr. August v. Bechmann. Er wurde geboren zu Nürnberg, 16. August 1834 und entstammte einer ursprünglich thüringischen Familie die auch zurzeit noch weit verzweigt diesseits und jenseits des Thüringer Waldes existiert. Ein Zweig derselben hat sich nach dem Dreißigjährigen Kriege in Nürnberg niedergelassen, deren sämtliche männliche Glieder als Pfarrer in und um Nürnberg wirkten. Erst der Vater Bechmanns wandte sich einem anderen Berufe zu, indem er den des Kaufmanns wählte. Mütterlicherseits ist Bechmann einer der letzten Nachkommen des berühmten deutschen Rechtsgelehrten Christian Thomasius, Professors der Rechte, Geheimrats und Rektors der unter seiner Mitwirkung neu gegründeten Universität zu Halle. Bechmann besuchte von 1840 bis 1852 die Lateinschule und das Gymnasium zu Nürn-

berg. Er entschied sich für das Studium der Rechtswissenschaft, dem er sich von 1852 bis 1857 an den Universitäten zu München und Berlin widmete. Bemerkenswert ist, daß im Jahre 1852 der junge Kandidat sich unter den ersten Zöglingen des damals neu gegründeten Maximilianeums befand. Die Jahre 1857 und 1861 schenkte er der Praxis bei den Gerichten in Nürnberg sowie bei den dortigen Rechtsanwälten. Im Jahre 1859 bestand er glänzend den Staatskonkurs, 1860 erwarb er sich den Doktorhut an der Universität Erlangen, um sich im nächsten Jahre 1861 an der Universität zu Würzburg zu habilitieren. Bereits im Jahre 1862 wurde der junge Gelehrte als Professor an die Universität Basel berufen, der ihn aber schon nach zwei Jahren die Universität Marburg raubte. Auch diese sollte sich nicht lange des Besitzes seiner hervorragenden Kraft freuen; denn nach kurzer Zeit widmete er seine Lehrtätigkeit der Universität Kiel, welche ihn im Jahre 1868 als ihren Vertreter in das preußische Herrenhaus sandte. Die glänzende Laufbahn außer Bayerns ließ ihn die Liebe und Anhänglichkeit zur engeren Heimat nicht vergessen, und er nahm im Jahre 1870 einen Ruf als ordentlicher Professor in Erlangen an. Preußen wollte um jeden Preis seine Kraft für sich erhalten; im Jahre 1880 wurde er zum ordentlichen Professor nach Bonn mit dem Titel „Geheimer Justizrat" berufen; aber schon nach acht Jahren kehrte er wieder in gleicher Stellung nach München zurück. Um seine große Gelehrsamkeit dem ganzen Lande nutzbar zu machen, ernannte ihn Se. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent im Jahre 1891 zum lebenslänglichen Reichsrat der Krone Bayerns; vergebens war daher der im Jahre 1892 erfolgte Ruf der Universität Leipzig. Auch die Universität München ehrte ihn, indem sie ihm im Jahre 1899/1900 die Würde des Rektor Magnifikus übertrug. In erster Ehe war v. Bechmann vermählt mit Marie, Tochter des Kgl. Advokaten Dr. Krafft in Nürnberg, in zweiter Ehe mit seiner Cousine Adelheid, Tochter des Theologieprofessors Dr. Thomasius in Erlangen.

Zur Geschichte der Seidenindustrie. Zuerst wurden indische und chinesische Seidenstoffe, die sogenannten Serica, nach Italien gebracht. Das prachtliebende Rom kleidete sich in Seide; dann, im 3. Jahrhundert nach Christus, wurde im Orient Rohseide gekauft, die man sich selbst webte; sie entspricht der rohen Baumwolle, die der Europäer verarbeitete. Indessen geschah das erst ganz vereinzelt. Die Seidenindustrie blühte damals in den Städten Tyrus und Beirut und weiter hinten in Persien, wohin die chinesische Seide über Samarkand und Buchara kam; hier wurde die Seide verarbeitet und ins Abendland versendet. Auch das Byzantinische Reich, zu dessen Sphäre Tyrus und Beirut gehörten, wurde schließlich durch eine verfehlte Maßregel Justinians, ein erteiltes Monopol in bezug auf den Seidenhandel, mehr und mehr von Persien abhängig. Der Kaiser gab sich alle Mühe, seinen Untertanen den wichtigen Handels- und Industriezweig zuzuwenden, aber ohne allen Erfolg. Da ließen sich einmal zwei Basilianer bei ihm melden, die auf ihren Missionsreisen in China den Seidenbau beobachtet haben wollten. Justinian freute sich sehr; die Mönche hatten aber nur Maulbeersamen bei sich, weil sie glaubten, die Seidenraupen fänden sich von selbst auf den Maulbeerbäumen ein, was sie in China wirklich tun. Damit war es aber nichts, und die Mönche mußten sich entschließen, wieder nach China zurückzukehren und die Eier der Seidenspinner zu holen, obgleich auf die Entwendung derselben Todesstrafe stand. A. D. 555 trafen sie glücklich wieder in Konstantinopel ein; die Eier hatten sie in ihren Stöcken, die hohl waren, gepackt. Es war Frühjahr, und die Maulbeerbäume grünten; die Eier wurden in Mistbeeten zur Ausbrütung ausgelegt, in Betten gewärmt, am eigenen Leib getragen, die ausgeschlüpften Raupen mittels junger Maulbeerblätter abgehoben und auf ein Weidengeflecht gelegt; zum Einspinnen verbrachte man sie auf Reisig. Das war der Anfang des europäischen Seidenbaues; nun konnte man auch in Europa das Rohprodukt herstellen und sich in noch höherem Grade als bei der Baumwolle von den ausländischen Märkten unabhängig machen. Bald trieb jede griechische Stadt Seidenbau; die Frauen widmeten sich mit ihren Kindern und Mägden der Seidenraupenzucht. Italien lernte sie nicht gleich — Venedig kaufte jetzt Seide in Griechenland und handelte mit Seide, erzeugte sie aber nicht. Erst durch die Kreuzzüge gelangte der Seidenbau (1130) nach Sizilien und breitete sich von da über Florenz, Bologna, Venedig und Mailand aus; jetzt trug Italien abermals, wie Cesare Cantù sagt, wenn man von Griechenland absieht: »la prima veste di Seta in Europa.« Diese Städte spielen von jetzt ab die erste Rolle in der europäischen Seidenindustrie; seit jener Zeit ist Italien, zumal die Lombardei, wo Fare i Bachi eine beliebte Art Hausfleiß bildet, das klassische Land der Seidenraupenzucht. In der Seidenfabrikation nimmt Frankreich seit dem 17. Jahrhundert in Europa die hervorragendste Stellung ein; die Produktion an roher Seide bedarf jedoch einer Ergänzung durch Import. A. D. 1268 ward in Frankreich der erste Maulbeerbaum gepflanzt; die Angaben lauten verschieden, nach den Franzosen wäre der weiße Baum erst im 15. Jahrhundert unter Karl VII., wieder nach anderen erst im 16. Jahrhundert unter Karl IX nach Frankreich gekommen. Franz Traukat verdiente ein Denkmal eher als viele Könige von Frankreich, denn er pflanzte 1564 den ersten Maulbeerbaum, der wenigstens eine Million Franzosen ernährt. Hauptsächlich ließ sich Heinrich IV. die Zucht des Mûrier angelegen sein. Ende des 16. Jahrhunderts sind auch in Deutschland, wo der nützliche Baum ebenfalls gedeiht, das aber sogar direkt vom Schwarzen Meere über die Ostsee und Kiew Seide importierte, Raupen zur Zucht gekommen; 1670 bildete sich in Bayern eine Seidenbaugesellschaft. Eine Seidenindustrie gab es in Mainz, Augsburg und Nürnberg bereits am Ausgang des Mittelalters.

Ein großes Schießen mit Armbrusten und Büchsen fand im Jahre 1493 zu Landshut statt. Am Feste Johannes des Täufers mußten die Armbrustschützen alle anwesend sein. Am Tage darauf versammelten sie sich in der Martinskirche und gingen beim feierlichen Amte zum Opfer. Der Pfarrer von St. Sebastian hielt das Hochamt, wobei Oswald Oberndorfer mit 40 Knechten in roter Kleidung die Ehrenwache hatte. Herzog Georg lud eines Tages alle zur Tafel und gab jedem 2 rhein. fl. und 21 dl. Dieser Armbrustschützen waren 112. Das Beste bestand in einem Kleinode zu 110 fl., das nächste zu 102 und so abwärts bis zu 1 fl.

Landtagsstil im 17. Jahrhundert. Im Jahre 1669 beschwerten sich beim Landtag die kurfürstlichen Beamten, welche die städtischen Privilegien mißachteten. Die Beschwerde bewegt sich in folgendem Wortlaut: „erachtet sich dieser Stand (der Städte und Märkte) auch in dene beschwerdt, daß E. Curf. Dt. nachgesetzte Dicasteria, und Beamte dessen kundbare Privilegia, altes herkhommen, yebliche gebrauch und gewohnheit nit mehr beobachten, sondern selbige mit allerhandt gesuechten distinctionen in einem anderen Versandt torquieren und vast gänzlich fruchtlos machen.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Druck von R. Oldenbourg in München.

18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 650

Nr. 45.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.



A. Streichers Büste.
Illustrationsprobe aus „Schiller und die Pfalz“ von Dr. Albert Becker.

Schiller und die Pfalz. Von Dr. Albert Becker. Mit 12 Abbildungen. Druck und Verlag von Julius Waldkirch & Co., Ludwigshafen a. Rh. — Das Büchlein ist klein, behandelt aber erschöpfend einen wichtigen Gegenstand, die Beziehungen unseres großen Dichterfürsten zur Pfalz. In erster Linie steht Oggersheim, wo er als Flüchtling verweilte; hieran reihen sich Speyer, Landau, Frankenthal, Trippstadt-Karlsthal, Grünstadt und die Leininger Lande. Mit echtem Forschersinn und Geschick hat sich Becker der schwierigen Aufgabe unterzogen, alle Nachrichten zu sammeln und in diesem Büchlein zu vereinen. Wir schließen uns dem Wunsche des Autors an, daß das Werk dazu beitragen möge, daß der Zauber geweihter Stätten nie von dem erkaltenden Hauche einer gegen solche Reize gleichgültigeren Nachwelt verweht werde, daß das Andenken derselben an eine große Vergangenheit im lebenden Geschlechte nie erlösche. Die Liebenswürdigkeit des Verlags setzt uns instand, eine Illustrationsprobe zu geben: das Porträt von Schillers Jugendfreund, Fluchtgenossen und Retter Andreas Streicher. Die Originalbüste stammt von L. Klein.

Napoleon I. Unter Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose, Litt. D. Autorisierte deutsche Übersetzung von Prof. Dr. K. W. Schmidt. Mit vielen Karten und Plänen, einem Faksimilebrief und einem Bildnis Napoleons in Photogravüre. 2 Bände. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. — „Mein Sohn möge Geschichte oft zum Gegenstand der Lektüre und des Nachdenkens machen, das ist die einzig wahre Philosophie,“ also äußert sich Napoleon selbst in seinen „Letzten Aufträgen für den König von Rom“. In diesen Worten liegt die beste Empfehlung für das vorliegende treffliche Werk. Geschichte! Gibt es einen interessanteren Vorwurf als die Erscheinung des gewaltigen Mannes an der Schwelle des verflossenen Jahrhunderts, seine Geschicke genau zu studieren? Roses Napoleon erfüllt alle Anforderungen, welche ein modernes Geschichtswerk zu erfüllen hat: gediegenste wissenschaftliche Forschung, unparteiische Gewissenhaftigkeit, scharfe, aber gerechte Beurteilung der Personen und Ereignisse. Es ist ein Engländer, der über den bittersten Feind seines Volkes schreibt; desto größer ist sein Verdienst, die Riesengestalt Napoleons nicht durch die verzerrende Brille des Nationalhasses betrachtet zu haben; er zeigt uns seine Fehler, aber auch seine Größe. Hören wir die Schlußworte: „Trotz seines tiefen Falles war er doch im höchsten Sinne des Wortes groß in der Kunst des Regierens, groß in der Fähigkeit, den Menschen Tatkraft einzuflößen, groß in der Kriegskunst. Seine Größe liegt nicht bloß in der dauernden Bedeutung seiner besten Unternehmungen, sondern noch viel mehr in der titanenhaften Kraft, mit der er diese alle in Angriff nahm und durchführte, einer Kraft, die den vom Sturm gepeitschten Monolithen, mit denen der letzte Teil seiner Laufbahn geschmückt ist, eine Erhabenheit verleiht, die dem mühsamen Streben schwächerer Menschen unerreichbar ist. Im Grunde genommen erkennt die Menschheit die Krone des Ruhmes nicht der klugen Mittelmäßigkeit zu, die vor der Möglichkeit eines Fehlschlages zurückschreckt und keine dauernden Spuren ihres Wirkens zurückläßt, sondern dem ungestümen Geiste, der Großes wagt, Gewaltiges vollbringt und die Herzen von Millionen, selbst noch wenn er fällt und in seinem eigenen Falle sie mit sich reißt, an sich fesselt. Ein solcher Wundertäter war Napoleon. Der Mann, der die Revolution zügelte und das Leben Frankreichs neu gestaltete, der eine breite und tiefe Grundlage für ein neues Leben in Italien, der Schweiz und Deutschland schuf, der den Westen Europas gegen den Osten zu der größten Unternehmung, welche die Welt seit den Kreuzzügen kennen gelernt hat, in Bewegung setzte und zuletzt die Gedanken zahlloser Menschen in schmerzlichstem Sehnen nach jener einsamen Felseninsel im südatlantischen Ozean hinlenkte, wird stets in der vordersten Reihe der Unsterblichen, von denen die Geschichte der Menschheit redet, seinen Platz behaupten.“ — Rühmend ist das Geschick des Übersetzers hervorzuheben, alle Anerkennung verdient die gediegene Ausstattung durch den Verlag.

Griebens Reiseführer. Band 66: Oberbayern, Salzburg, Salzkammergut. 25. Auflage. Mit 7 Karten. 3 M. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin. Diese Jubiläumsauflage des trefflichen Reiseführers aus dem bekannten Berliner Verlage ist an sich schon ein so vollgültiger Beweis für die Beliebtheit des Buches, daß sich eigentlich eine besondere Empfehlung von unserer Seite erübrigt. Wir wollen nur erwähnen, daß diese neue Auflage gegenüber der früheren eine Reihe von wesentlichen Ergänzungen und Erweiterungen aufweist. Hiervon sind u. a. für die Touristik von besonderem Interesse: die Tauernbahnroute, soweit sie bis jetzt vorgeschritten ist, die neu eröffnete Staatsbahn in das Ammerseegebiet, die Bahn Pfronten—Reutte, die nach Tegernsee verlängerte Bahn. Ebenso sind alle in den letzten beiden Jahren entstandenen neuen Schutzhütten und Unterkunftshäuser nachgetragen und die vorzüglichen Karten ergänzt worden. Hand in Hand

damit ging eine gründliche Revision des Textes, so daß wir diesen Band in jeder Beziehung allen Touristen als leicht übersichtliches Reisehandbuch um so mehr empfehlen können, als es gegen früher noch billiger geworden ist. Diese ungewöhnliche Tatsache wird ihm in Touristenkreisen sicherlich nicht verübelt werden, sondern eher dazu beitragen, ihm noch neue Freunde zu erwerben.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 45. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Das Magdalenenlicht.

Erzählung von Franz Lehner, Schönsee. Illustriert von A. Brunner.



I.

Es war am zweiten Sonntag im Januar, an einem frostigen, sonnenlosen Wintertage, als ein jungfrisches Brautpaar von der Kanzel aus zum erstenmal als zur Ehe versprochen feierlich verkündigt wurde, nämlich der ehr- und tugendsame Jüngling Hans Adam Neusöner und die ehr- und tugendsame Jungfrau Katharina Reichenberger.

Obgleich es schon seit einigen Wochen bekannt war, daß der Neusöner Adam in den stattlichen Reichenberger Hof einheiraten werde, so gab doch die fertige Tatsache erneuerten lebhaften Unterhaltungsstoff. Der Neid wußte am Bräutigam mancherlei auszusetzen; dagegen war alles einig im Lobe der sittsamen Braut, und jedermann liebte sie wegen ihrer heiteren Freundlichkeit, ihrer stillen, ruhigen Frömmigkeit und nicht zuletzt wegen ihres wohltätigen Wesens. Erst zwanzigjährig und schon seit sieben Jahren mutterlos, leitete sie das große Hauswesen musterhaft. Das Gesinde diente nirgends länger und lieber als auf ihrem Hofe. Gute Dienstboten sind das Zeugnis einer tüchtigen Herrschaft. — Zuweilen lag ein Stück feines, sorgfältig gebleichtes Linnen auf dem Altar, dann wieder ein halbes Dutzend duftender Kerzen aus echtem Bienenwachs; am Erntedankfest findet der Mesner im Opferstock ein nagelneues Goldstück; St. Nikolaus trägt Holz und Kartoffeln ins Armenhaus; das Christkindlein bringt Wolle, neue und gebrauchte Kleidung, Leinwand und einen ganzen Stoß schmalziger, stark überzuckerter Küchel in die kinderreichen kleinen Familien: Niemand sieht die Geberin, aber die beglückten Kinder laufen auf die Reichenberger Kathrin zu und heißen sie Christkindlein, während sie in ihrem alten Oberknecht den brummigen St. Nikolaus vermuten; die Armen nennen sie dankbar in ihren Gebeten. „Vergelt's Gott tausendmal, Kathrin", lächelt das greise Betz'n Waberl und drückt dem errötenden Mädchen die Hand.

Nur einer war der Braut gram. Aber erst seit heute. Eigentlich gram auch nicht. Er weiß selbst nicht, wie es in seinem Innern heute aussieht. Eine Zeitlang galt ja er, der Thomas Taucher, für den zukünftigen Reichenberger.

„Und grod heut muß i im Hochamt sei'. Wie's alle gafft ham und kichert, alle über mi", spricht er wieder und wieder zu sich und sinnt sich in eine finstere Stimmung hinein. Der Sterker Christoph fällt ihm ein, der die Seydl Christin' aus Eifersucht erstochen hat.

Thomas war ein vermöglicher Bursche, der einzige Sohn. Wenn er am Sonntag nachmittags durch das langgestreckte Dorf dem Wirtshaus zuschritt, tannengerade und voll kraftstrotzender Gesundheit, und wenn sein stolzes, blitzendes Auge von Fenster zu Fenster glitt: da versteckte sich manch blühendes, glühendes Gesicht hinter den Blumenstöcken, um dem strammen Bauerssohn nachzuschauen. Er aber dachte nur daran, seinen und den Reichenberger Hof zu einem großen Ökonomiegut zu verschmelzen. . . .

„Und jetzt is aus und Amen", war sein ganzes Gebet in der Kirche, und wenn vom Chor das langgezogene feierliche Amen unter den Klängen der Orgel ertönte, hätte er am liebsten weiter gesungen: „Amen is mit all mein'm Plan." Und dabei hätte er alle Register gezogen, wenn auch der alte Blasbalgtreter an Atemnot verstorben wäre.

„Aus und Amen mit meiner Lieb!" Er aß nichts zu Mittag und wich seinen Hausgenossen aus. In seiner Seele stiegen die Gestalten seiner seligen Eltern empor, als wollten sie ihn trösten. Er fühlte die große, unsterbliche Liebe, die das Grab überwindet und den Kindern nahe bleibt wie das Sonnenlicht der Erde. Aber diese Erinnerungen währen nur kurz, kürzer wie Sonnenschein, der an Wolkentagen einen Augenblick alles vergoldend über die Fluren gleitet, um sogleich von den Nebeln verschlungen zu werden. Gekränkter Stolz, beißende Eifersucht, rachsüchtige Begierden verdrängen alle edlere Regungen. Er geht die häßliche Skala der sieben Hauptsünden durch, welche davon er der Kathrin aufhängen könnte. Umsonst! Gut und makellos steht sie vor ihm, ein liebliches Bild aufknospender Schönheit und edler Sittsamkeit, bei allen in Ehren. Er sieht sie schalten und walten auf ihrem Hofe, der einem freien, schönen Herrschaftssitze gleicht. Und er — verbannt von diesem Hofe, zurückgesetzt und zurückgewiesen zugunsten eines — Gütlers! Nichts anderes ist doch dieser Neusöner Adam. „A wenig fleißi, a bissel sparsam, so halbet sauber: Dös is der ganz' Bräutigam! Türkenelement, und der hat mi ausgstocha! I erheb' Einspruch beim Pfarramt!"

„Zum Lacha: dös hilft nix. Do is rum, Thomas!"

Der das im Eintreten sprach, war der Torhüter Martin, ein verwachsener Stumpf. Man wußte ihn nicht groß und nicht klein zu nennen; sein Oberkörper war überlang, drin staken kurze Beine, steif wie Stecken.

„Was bist denn du für a Mannsbild: sitzt er da und greint wöi mei' Großmutter!"

Die alte Rosl schlürfelt herein, zündet das Licht an und murmelt:

„Nacht wird's!"

Die beiden Männer achteten nicht auf das Gewisper der schlichten, einfältigen Seele. Denn der rothaarige Stumpf redete leisen, aber eindringlichen Tones auf den Bauerssohn ein. Es war keine gute Sprache, die er führte; hatte ihn ja der Neusöner Adam angezeigt, weil er dessen Knecht Ankeruhr und Kette gestohlen.

Unglückseligerweise ließ sich der Taucher Thomas nach längerem Sträuben überreden, mit zum Bärenwirt zu gehen.

Als sie aus dem Hause traten, fiel der Blick des Bauers auf die Magdalenenhöhe:

„Schau, vor dem Wind brennt niat a mal 's Magdalenenlicht!"

Der andere schwieg; aber um seine Lippen spielte ein seltsamer Zug, und in seinen Augen lag eine Hölle voll Bosheit und Arglist.

II.

Ein Bergrücken im Schönseer Grenzgebirge lagert sich breit und massig dem burgengeschmückten Reichenstein vor und führt im Volksmund den Namen St. Magdalenenhöhe, wohl deshalb, weil sich seit unvordenklichen Zeiten am Westabhang die St. Magdalenenkapelle befindet. Sie ist ein ganz einfacher, ja armseliger, kleiner Bau nur mit einer türartigen Öffnung, durch welche ein mittlerer Mann kaum gebückt eintreten kann. Im Innenraume liegt eine kunstlos geschnitzte Holzfigur aufgebahrt, lang gestreckt und steif, in Grabesruhe. Diese Frauengestalt soll St. Magdalenen vorstellen.

Weil ein vielbegangener, ziemlich steiler Fußweg an dem Kapellchen vorüberführt, so hält hier mancher Wanderer, namentlich Personen aus dem frommen Geschlechte, die Schritte an, um auf ein Vaterunser lang hier auszuruhen. Bei plötzlichen Gewitterstürmen bietet es den Holzarbeitern oder den Fußgängern einen willkommenen Unterstand. Regelmäßig aber pflegen die Schwammerl- und Preiselbeersucher einzukehren und um eine Ernte zu beten. Am liebsten weilen die Buben hier. Welch ein Blick hinaus in die Ferne! Erst durch das waldreiche Rosental, durch das die wasserreiche Ascha in hundert kleinen Wasserfällen abwärts stürzt und eine Reihe von Glasschleifwerken treibt; dann über die schmucke Burg Hausmurach hinweg hinein ins Herz der Oberpfalz. Hundert Stunden weit sieht man hier, wie die Buben, die keine Entfernung kennen, sich gläubig vorerzählen; in Wirklichkeit ist es nicht der fünfte Teil. Leuchtenden Blickes hören die kleineren den Aschka Franz, der schon im Hopfenzupfen war, von den Schönheiten da draußen fern der bayerisch-böhmischen Grenze reden. Dort rollen die Luxuszüge ihre Wagenpaläste auf eisernen Riesenstraßen dahin; an mächtigen Flüssen prangen herrliche Städte mit großen, wunderschönen Kirchen und mit hundertfenstrigen Häusern. Die Herren gehen alle im Schmucke goldener Augengläser mit ihren Hunden spazieren, wie ihr Herr Pfarrer, wenn er Predigt studierend durch die Kornfelder und Wiesen wandelt. Und die Frauen tragen nicht schwarzblumige Kopftüchlein wie ihre Mütter und Schwestern, sondern wie das Lehrer- und Postfräulein weiße Hüte mit vielen Blumen und seltenen Federn darauf, die Kinder laufen nicht barfuß, sondern gehen in schönen, gelbledernen Stiefelchen. . . .

Eine besondere Bedeutung hatte die St Magdalenenkapelle bis vor wenigen Jahrzehnten für die Jungfrauen der Umgegend. Es herrschte der fromme Brauch, in bestimmten Nächten ein Öllämpchen brennen zu lassen; dasselbe wurde abwechslungsweise von den Jungfrauen angezündet. Wehe derjenigen, welche sich dieser Ehre unwürdig gemacht hatte! Zerrissene Kränzlein hingen gewiß anderen Tages an Türe und Fenster ihres Hauses, und wenn sie dasselbe verließ, so lagen ihr die Scherben eines Ölkrügleins im Wege.

Indes hatte die Mädchenschar nur ganz selten einen solchen traurigen Fall zu beklagen. Ein Ehrenrat wachte schärfer als besorgte Mutteraugen über den Wandel und unterstellte alles seinem Gerichte, was den Zartsinn eines edlen Mädchenherzens verletzen konnte. Katharina Reichenberger war trotz ihrer Jugend schon zum drittenmal die Vorsteherin dieses aus einer frommen Gewohnheit herausgewachsenen Bundes und wußte ihn zu

solchem Ansehen zu bringen, daß sich der Spott verlor und die Dankbarkeit der Eltern und Herrschaften wuchs.

Selbst die rohen, spöttischen Reden des Torhüter Martin fanden wenig Gehör, dagegen wenn sie auf die Reichenberger Tochter abzielten, sogar jedesmal eine scharfe Abfertigung und Zurechtweisung. Und doch hatten es seine spitzigen Worte gerade auf sie abgesehen. Er konnte es nicht verwinden, daß ihn der Reichenberger damals vom Hofe jagte, als er in einem wilden Zornausbruch dem Sattelpferd ein Auge ausgeschlagen hatte.

„Aber ich will's der zarten Prinzessin noch einmal vergelten!" rief er unter dem Torbogen drohend zurück. Eine Zeitlang trug er sich mit Plane, den verhaßten Hof in Brand zu stecken. So lockend die Versuchung war, so warnend erhob sich vor ihm der Gedanke an das Zuchthaus.

Unablässig sann er auf Mittel, um seine Rache zu kühlen, ohne den Gerichten in die Hände zu geraten.

Das Magdalenenlicht brennt heute nicht!

Kaum hatte er diese Worte aus dem Munde seines ahnungslosen Begleiters vernommen, als ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf schoß. Aus dem Einfall wurde im Augenblick ein fertiger Plan. Denn ein findiger, heller Kopf war der Torhüter Martin; er führte eine gewandte Feder, als hätte er studiert. Mancher anonyme Brief, der Tränen und Herzeleid in die Familien brachte, stammte von ihm, und die Prozeßsucht mancher Bauern und Bürger trug ihm zuzeiten ein erkleckliches Sümmchen ein; man nannte ihn deshalb nicht mit Unrecht den Winkeladvokaten. Groß war sein Einfluß auf den Thomas Taucher, der doch sonst so stolz auf seine Bauernehre zu pochen pflegte. Noch am letzten Kathrinfeste hatte er bei dem rothaarigen Stumpf — er hieß ihn nicht anders — ein sauberes Brieflein für die Katharin' anfertigen lassen. Der Martin tat sich etwas zugute auf diese Freundschaft, wie er dieses Verhältnis nannte; Geldbörse wie Magen hatten ihre Vorteile davon. — Auf diesen Einfluß baute er seinen Racheplan auf. Das Magdalenenlicht sollte ihm dazu leuchten.

III.

Die Nacht schien frostig zu werden, von den Dächern wirbelte zuweilen feiner Schneestaub; es knirschte der Boden unter den Fußtritten. Wer noch am Brunnen zu tun hatte, verhielt sich die Ohren oder blies in die blauen Hände, bis die Eimer vollgelaufen waren.

In der Dorfwirtsstube spürte man nichts von Kälte, das Zimmer war überheizt. Der Gasgeruch des im Ofen glimmenden Torfes mischte sich unangenehm mit dem Bierdampf, mit dem undurchsichtbaren Qualm der Tabakspfeifen und der Ausdünstung der schwitzenden Gäste.

Vorne, am Haupt- und Stammtisch, auf welchen das schlichte Porzellankreuz inmitten von rußigen, grell gemalten Heiligenbildern ernst und wehmütig herniederschaute, saßen die Männer des gesetzteren Alters, die Hüte schief oder zurückgeschoben auf den geröteten Köpfen, in scharfem Spiele; manch schwerer Faustschlag dröhnte auf den Tisch; Gelächter; zuweilen ein derber Spruch, jedoch kein Fluch.

Am Ofentisch die Männer mit den Zipfelkappen, den halb angebrannten Buckel fest an den Kacheln, das waren die Politiker: Getreide- und Viehpreise und Steuern waren der strittige Stoff.

In der Ecke kreiste lebhafter der Bierkrug und noch lebhafter witzige, übermütige Rede. Halb ausgewachsene Bürschchen, zu deren blassen Gesichtern Pfeife, Schmalzlerglas und Bierkrug wenig stimmten, taten groß neben den militärfreien, schnauzbärtigen Burschen, unter denen der Taucher und der Torhüter Martin das Wort führten.

Auch der Neusöner Adam war da. Freudiger Stolz leuchtete aus seinen Augen, ein halbes Dutzend seiner Freunde tranken auf sein Wohl und seine Kosten, ließen seine Hochzeiterin leben und „ihn daneben": eine frohgelaunte Schar. Er war guter Dinge und scherzte lustig mit. Kaum gewagte Hoffnungen, die der heutige Tag der kirchlichen Verkündigung zu verwirklichen schien, wiegten ihn in eine glückliche Stimmung, und so entgingen ihm die Blicke, die lauernd und haßerfüllt zuweilen blitzartig aus den zusammengekniffenen Lidern des „Advokaten" herüberschossen. Hätte er mit seinen Adleraugen hineinschauen können in die Herzensabgründe des Taucher, dann wäre er weniger aufgeräumt gewesen. Oder wenn ihn einer der Burschen am Tische, die besser als er beobachteten, freundschaftlich gewarnt hätte; auch dann wäre es noch gut gewesen an diesem Januarsonntag.

Nach und nach war der Bräutigam stiller geworden; er saß mit dem Kopfe an die Wand gelehnt da, die Beine lang gestreckt; die Hand spielt mit der Uhrkette, an der ein kleiner Rosseshuf aus Silber und ein Paar natürliche Eberhauer hangen. Zuweilen schaut er wie traumverloren auf den Deckel seines Kruges oder zeichnet irgend etwas auf die bierbenetzte Tischplatte.

Wieder traf ihn ein Blick seines eifersüchtigen Gegenüber, wieder sah er den Blitz, den raschen, funkelnden, nicht zucken.

Ungeduldig hob der rothaarige Stumpf sein Glas, und Thomas tat das gleiche und rief dem Bräutigam spöttisch zu:

„He, Adam, aufs Wohlsein der Hochzeiterin!" Der Gerufene fuhr empor aus seinen Träumen. Diesen Ton, ja den kannte er: messerscharf, spitzig und rissig wie Heckendornen.

Die anderen, denen nichts Schlimmes ahnte, stichelten:

„Thomas, 's sollt ja dei' Hochzeiterin sein!"

Dieser drauf in scheinbarer Ruhe, aber seine Lippen zuckten:

„Warum niat, wenn i 's möchat (wenn ich sie möchte)."

Und der verwachsene Stumpf, der Advokat, kam ihm zu Hilfe: „Gelt, Thomas, zu einem schneidigen Buam gehört a schneidige Bäuerin!"

Der Neusöner räusperte sich und atmete tief, so daß sich seine breite, stolze Brust wogend auf und nieder senkt, seine Augen leuchten auf. Es ist am Tische mäuschenstill geworden, wie vor einem Gewitter in der Natur.

Herrgott, wie der Bursche schauen kann! Das sind kaum mehr menschliche Augen. Er wirft jedoch leicht, als handelte es sich um einen Pfifferling, die Frage hin:

„Wird d' Kathrin' kei richtige Bäuerin?"

„Döi?!" Thomas Taucher erwiderte nur dieses einzige Wort; aber der beste Schauspieler hätte nicht mehr in den Ton hineinlegen können: Haß und Groll, Aufstachelung und stolze Verachtung und lang versteckt gehaltene, furchtbar glühende Eifersucht, — alles lag in dem einzigen Ton, eine ganze Reihe schriller Dissonanzen, hart neben- und nacheinander, ohne Versuch, sich aufzulösen. (Schluß folgt.)

Wie sich die adeligen Stiftsherren der fürstlichen Reichspropstei Berchtesgaden vergnügt haben.

Kulturgeschichtliche Schilderung von J. B. Frey in Berchtesgaden.



Berchtesgaden (in der Mitte des 19. Jahrhunderts). Stich von L. Alt.

Die Blütezeit des ehemaligen Chorherrenstiftes Berchtesgaden als religiös-kirchlichen Institutes fällt in die ersten zwei Jahrhunderte seines Bestandes (12. und 13. Jahrhundert). Wohl werden auch schon in diesem Zeitraume Klagen laut über vorgekommene Neuerungen und Unordnungen; es muß jedoch zugestanden werden, daß im Stifte damals die Ordensregel im großen und ganzen gewissenhaft befolgt worden ist. Das änderte sich aber leider nur allzubald, denn bereits Propst Konrad IV. (1316—1333) hatte schwere Kämpfe zu bestehen gegen sein unbotmäßiges Kapitel. Der etwas streng gesinnte Mann bemühte sich vergeblich, die eingerissenen Gebrechen zu heilen und die klösterliche Zucht wieder herzustellen. Diese letztere kam immer mehr in Verfall, besonders seitdem die adeligen Geschlechter angefangen, das Stift als eine Versorgungsanstalt für ihre nachgebornen Söhne anzusehen. Die Augustiner Chorherren legten den Hauptnachdruck immer auf das kanonische Stundengebet, beziehungsweise den Chorgesang; die Seelsorge war ihnen Nebensache und wurde von ihnen nie mit besonderem Eifer betrieben. Nach und nach wurde sie soviel wie gänzlich ausgeschaltet. Umsonst waren die Reformversuche des Propstes Ulrich v. Wulpen (1377—1384); er wurde in den Kerker geworfen und zur Abdankung gezwungen. Umsonst waren 1615 Herzog Ferdinands von Bayern Bemühungen; umsonst war 1635 das Einschreiten des Papstes Urban VIII., der durch seine Reformationsbulle eine Besserung der klösterlichen Zucht bewirken wollte. Vergebens bemühte sich Ferdinand von Bayern 1644, die Kapitulare zu irgendwelcher seelsorglicher Betätigung anzuhalten. Nicht einmal Gewaltmaßregeln halfen etwas. Die Seelsorge überließ man zweien weltlichen Kaplänen. Als deren Bemühungen angesichts des ausgedehnten Pfarrbezirkes — zehn Stunden im Umkreise! — immer unzulänglicher sich erwiesen und die Lehre der Reformatoren unter den Stiftsuntertanen immer mehr Anhänger fand, bequemte man sich endlich 1694 dazu, die Franziskaner zur Beihilfe in der Seelsorge, insbesondere zur Besorgung des Predigtamtes und der Volkskatechese zu berufen. Es war das sehr praktische Politik seitens der Stiftsherren. Sie erreichten damit erstlich einmal völlige Überwälzung der Last der Seelsorge, die eigentlich ihnen selber oblag, auf fremde Schultern, sodann aber brauchten sie sich finanziell gar nicht anzustrengen. Die Franziskaner wurden bezüglich ihres Unterhaltes der Hauptsache nach einfach auf die ordensüblichen Kollekturen verwiesen. Die Franziskaner hinwiederum, wie sie vom Volke lebten, lebten auch für das Volk.

In Zeiten der Teuerung, wie z. B. 1770, erwies sich alten Berichten zufolge das Franziskanerkloster als die „einzige Zufluchts- und Rettungsstätte für die Armen des Landes.“[1]

Auch das kanonische Stundengebet oder Chorgebet, von dem eigentlich die Stiftskanoniker ihren Namen trugen, wurde immer lässiger verrichtet und zuletzt fast nur noch den Domizellaren, Kaplänen und Choralisten überlassen. Noch einmal versuchte es 1715 Kurfürst Joseph Klemens, die notwendigsten klösterlichen Reformen durchzuführen, drang aber um so weniger mit seinen gut gemeinten Bestrebungen durch, als er nicht einmal in Rom die nötige Unterstützung fand. Die Kapitulare erklärten, daß sie die Regel des hl. Augustin nur im allerweitesten Sinne (latissime sumpta) beobachten wollten. — Schließlich blieb eben von dieser Regel wenig mehr übrig! Und so war es nur konsequent, daß von den „gnädigen Herren“ Kapitularen hinter dem Rücken des „allergnädigsten“ Fürstpropstes Joseph Konrad v. Schroffenberg die völlige Säkularisation oder Einverleibung in ein Domstift betrieben wurde.

Es zeigt sich somit, daß diese „gnädigen Herren“, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert nennen ließen, weder für das ora noch für das labora (beten und arbeiten), die Grundlage aller alten klösterlichen Gemeinschaften, sehr eingenommen waren. Vielleicht sind sie aber begeistert gewesen für Erziehung und Unterricht, für Bildung und Aufklärung, für Wissenschaft und Kunst? Nichts von alledem! Höhere und mittlere Schulen, Kunstschulen und Kunstwerkstätten öffentlichen Charakters bestanden niemals am Stifte, und mit den Volksschulen war es nicht gut bestellt bis zu den Zeiten des letzten Stiftspropstes Joseph Konrad, der sich, wie sonst um das Volkswohl, so auch um die Schulen sehr annahm. Während andere Klöster, besonders die der Benediktiner, sich durch Bücherabschreiben in der Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst um die gesamte Literatur verdient machten und ihren Stolz darein setzten, alte Handschriften, seltene Kunstdrucke zu erwerben, eine hervorragende Bibliothek anzusammeln, hat man

[1] Ludwig Sailer, Berchtesgaden und Umgebung, 1884. S. 94.

in Berchtesgaden von derartigem nie etwas gehört. Das Bücherabschreiben beschränkte sich auf mechanisches Kopieren der Klosterregel seitens der Novizen und die Herstellung der notwendigsten liturgischen Formularien. Nicht einmal eine Klosterchronik wurde geführt. Für die Bibliothek des Stiftes wurden meist nur ganz minimale Aufwendungen gemacht. Wir ersehen das aus den noch vorhandenen Stiftsrechnungen, die für manches Jahr nur Beträge bis zu 15 fl. für Bücheranschaffungen aufweisen. Angekauft wurden lediglich damals gerade beliebte theologische Traktate, einige Predigtsammlungen, liturgische Kirchenbücher, lateinische und deutsche Kalendarien und Katechismen usw., so daß sich bei Aufhebung des Stiftes gar nichts Bedeutendes vorfand.[1]) Außergewöhnliches Interesse für die Bibliothek zeigte unter allen Stiftspröpsten eigentlich nur Michael Balthasar Graf Christalnigg. Er hatte eben in Rom studiert und da eine die damalige Durchschnittsbildung seiner adeligen Standesgenossen weit überragende theologisch-wissenschaftliche Erziehung genossen. Dieser treffliche Mann schaffte viele wertvolle Bücher an — in der Zeit von 1752—1768 — und erbaute auch ein eigenes Bibliotheksgebäude.[2])

Womit haben sich also die Stiftskanoniker von Berchtesgaden eigentlich beschäftigt? Womit füllten sie ihre Zeit aus, da sie sich, wie wir gesehen haben, weder mit Seelsorge noch mit Erziehung und Unterricht noch mit Kunst und Wissenschaft befaßten? An körperliche Arbeit, wie etwa Urbarmachung des Landes, Ökonomiebetrieb u. dgl., kann doch bei den hochadeligen, mit je 8 Ahnen gesegneten Stiftsherren im vorhinein nicht gedacht werden! Die Antwort ist: sie hielten ihre Konventsgottesdienste oder wohnten denselben bei und oblagen dem Chorgebete, soweit die mehr und mehr überhandnehmende Bequemlichkeit ihnen das gestattete. Waren diese Pflichten erledigt, dann konnte es sich nur darum handeln, die übrige freie Zeit angenehm auszufüllen. Die Herren suchten sich, soweit irgend möglich, zu unterhalten, zu „ergötzen", wie sie es nannten. Wir sehen darum, wie seit dem 14. Jahrhundert bei den sogenanten Kapitulationen, d. h. Konzessionen, welche die zu wählenden Pröpste dem Kapitel machen mußten, das Verlangen nach „Ergötzungen", nach Jagd, Fischfang, Seefahrten usw. immer eine große Rolle spielt. Weil dabei die mönchische Kleidung sehr hinderlich ist, so verlangte man „freiere Kleidung"; weil derlei Ergötzungen Geld kosten, größere Geldbezüge, und weil ein richtiger Deutscher nun einmal ohne Bier und Wein sich nicht oder nicht genügend ergötzen kann, wurde auch mehr Bier und Wein vom neu zu wählenden Propste verlangt. — Einzelne Herren, besonders die den andern vorgesetzten: die Dekane und Superioren, haben sich ja ohne Zweifel wohl in der innern Verwaltung des Stiftes und sonstwie nützlich gemacht, allein im großen und ganzen betrachteten sich die adeligen Stiftskanoniker als zu keiner Leistung obligierte, verpflichtete Nutznießer der alten kirchlichen Stiftung!

Des Vormittags nach der Konventmesse und dem Frühstück beschäftigte man sich außer mit Erledigung der Korrespondenz, Besuchemachen usw. wohl zumeist mit Lektüre, wenn nicht mit gelehrter, so doch mit unterhaltender, insbesonders auch mit dem Lesen von Zeitungen. Bereits 1654 ist laut Rechnung das Stift auf eine gedruckte „Ordinari-Zeitung" abonniert, die anfangs wöchentlich einmal durch den „Ordinari-Boten" von Salzburg besorgt wird. Die Abonnementsgebühr beträgt 3 fl. 10 kr. 2 Heller. Damit aber diese Ausgabe der Stiftskasse nicht allzu beschwerlich fiel, wurden die beiden H. H. Kapläne „zu hilf" herangezogen mit 1 fl. Kurrentmünze. Es war das eine ungerechte Belastung. Die Herren Kapläne hatten ein Gehalt von 78 fl. pro anno, ein Bergknappe damaliger Zeit verdiente sich 91 fl. im Jahre! Dabei waren aber die H. H. Kapläne noch reiche Prasser im Vergleiche zu dem Einsiedler, der in Ramsau Schule hielt. Dieser arme Lazarus war auf die Brosamen angewiesen, die von den Tischen fielen, und zwar von den mager bestellten der Ramsauer Bauern. Mit andern Worten, er war in bezug auf seinen Lebensunterhalt auf den guten Willen der Bauern angewiesen. Das Stift gewährte ihm auf seine submisseste Bittvorstellung einen jährlichen Sustentationsbeitrag von — 24 kr.!! So noch im Jahre 1711, laut Stiftsrechnung. Etwas besser honoriert wurden die Augustiner-Eremiten, welche in Dürrnberg Schule hielten und auch die Kinder der Berchtesgadener Knottschaft Au unterrichteten. Sie erhielten jährlich 4 fl. oder statt derselben zwei Eimer Bier. Um übrigens diese uns sonderbar anmutende Tatsache richtig zu taxieren, müssen wir bedenken, daß eben der Schulunterricht in damaliger Zeit noch nicht als öffentliche Angelegenheit betrachtet wurde; der war reine Privatsache, öffentliche Volksschulen gab es nicht. Somit erwies sich die durchaus freiwillige Leistung des Stiftes an die Schulhalter zu Ramsau und Dürrnberg immerhin als eine Maßregel zur Hebung des Volksschulwesens, war auch diese Leistung eine lächerlich geringe und den Verhältnissen eines Reichsfürstentums durchaus unangemessen und ihrer unwürdig. (Fortsetzung folgt.)



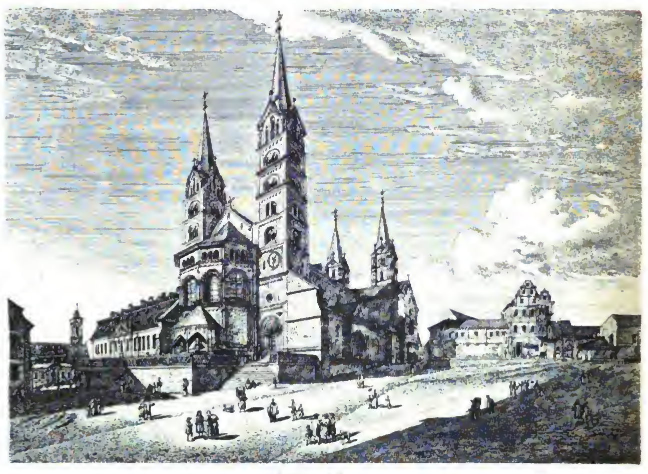
Der Kreuzgang im Stifte zu Berchtesgaden. Stich von L. Alt.

[1]) Der Bücherbestand betrug bei der Aufhebung des Stiftes im Jahre 1803 etwa 10000 Bände. Sie wurden nach Salzburg überführt. Siehe Salzb. Intelligenz-Blatt, Jahrgang 1803.

[2]) L. Sailer a. a. O. S. 93. Koch-Sternfeld. F. B. III, 78.

900 Jahre bambergischer Geschichte.

Zentenarerinnerung von Hartwig Mültscher.



Der Dom zu Bamberg.

Die ehrwürdige Bischofstadt Bamberg hat ein erhebendes Fest gefeiert. Mit kirchlichem und weltlichem Gepränge beging sie das 900jährige Gedächtnis der Errichtung des Bistums durch den großen Kaiser Heinrich II., den wir als einen der ruhmreichsten und mächtigsten Kaiser des alten Deutschen Reiches preisen, den die katholische Kirche sogar in die Reihen ihrer Heiligen aufnahm.

Uns Bayern steht sein Gedenken besonders nahe, sein Vater Heinrich II., dem seine Gegner den häßlichen Beinamen der Zänker gaben, herrschte und hütete in endlosen, wenn auch nicht immer glücklichen, blutigen Kämpfen seine Hausmacht gegen die Bedrängung und Schmälerung durch Kaiser Otto II. Und als er nach dem Tode Ottos aus Haft und Verbannung zurückkehrte, da wurde er nach dem Urteil seiner Bayern zum „friedestiftenden Vater des Vaterlandes". 955 folgte ihm sein Sohn Heinrich, der schon zu Lebzeiten des Vaters mit kaiserlicher Zustimmung zum Mitregenten erhoben und zum Nachfolger bestimmt war.

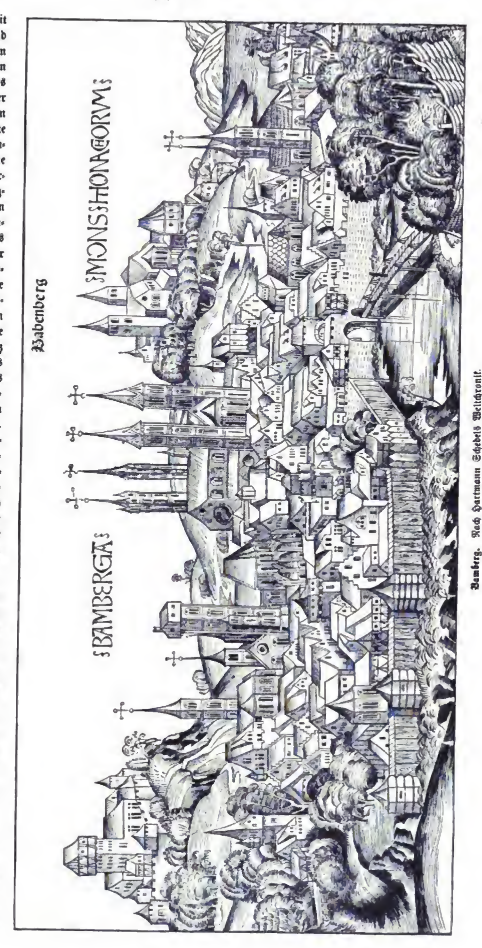
Otto III. sank kinderlos früh in das Grab, und der Bayernherzog wurde als der einzige Vertreter der legitimen Königsfamilie zur Herrschaft über das Deutsche Reich berufen. Bayern, Franken und die geistlichen Fürsten entschieden sich sofort für ihn, die Bewerbungen des Herzogs Hermann von Schwaben, des Markgrafen Eckhart von Meißen blieben fruchtlos und waren rasch durch die kluge und mäßige Politik des neuen Kaisers beseitigt.

Döberl gibt uns in seiner „Entwicklungsgeschichte Bayerns" von Heinrich folgende Charakterzeichnung: Der einstige Bayernherzog, Heinrich der Heilige, hat die Krone des Reiches zu Ehren des bayerischen Stammes getragen. Heinrich hatte in seiner Jugend unter dem Eindruck trefflicher Kirchenfürsten gestanden, des klugen Bischofs Abraham von Freising, noch mehr vielleicht des Bischofs Wolfgang von Regensburg und des Abtes Ramwold von St. Emmeran. Er blieb zeit seines Lebens der Kirche zugetan. Aber bei aller kirchlicher Gesinnung und persönlicher Frömmigkeit hielt er an den kirchenpolitischen Grundsätzen fest, wie sie Kaiser Otto I. aufgestellt hatte; er gab die Herrschaft über die Kirche nicht aus der Hand, er übte grundsätzlich das Ernennungsrecht der geistlichen Fürsten und nahm mehr als frühere Könige ihre finanzielle und militärische Leistungsfähigkeit für Reichszwecke in Anspruch. Das Bild, das die spätere Legende von Heinrich dem Heiligen geschaffen hat, entspricht zu wenig der Wirklichkeit. Heinrich war trotz seiner Kränklichkeit ein kraftvoller Herrscher, bei allem Wohlwollen und gelegentlicher Gutmütigkeit ein energischer, zielbewußter Staats-

mann, der in rastloser Tätigkeit die Stellung des Königtums und Kaisertums in Deutschland wie in Italien gegenüber der slawischen Welt rettete, der ganz besonders seines Amtes als friedestiftender König oft unter den schwierigsten Verhältnissen waltete. Ihm fehlte allerdings der große Gedankenflug seines Vorgängers, ihm fehlte alles Glänzende, alles Außerordentliche, er war schlicht, schwunglos. Aber er besaß den großen Vorzug des gesunden Menschenverstandes, der Einsicht in das Mögliche und Unmögliche. Der geistige Vorgänger hatte der Verwirklichung persönlicher Ideale nachgejagt, der nüchterne, verständige Nachfolger diente dem Segen der Gesamtheit. Selbst seine Frömmigkeit hatte im Gegensatz zur mystischen Richtung seines kaiserlichen Vorgängers etwas Nüchternes, Realistisches, er forderte, daß sich die Religion im Diesseits wie im Jenseits bewähre. Wenn in den Urkunden für Bamberg der Gedanke immer wiederkehrt, daß man sich durch Hingabe zeitlicher Güter ewige erwerben könne, so war das sicher auch die Ansicht des Stifters, seine größte kirchliche Gründung solle ihm den reichsten Gewinn an ewigem Gute bringen.

Der »Restaurator Imperii«, Wiederhersteller des Reiches, war nicht bloß ein echter Nachkomme des Begründers des Deutschen Reiches, jenes klugen, verständigen ersten Heinrich, er war auch ein echter Sohn des bayerischen Stammes, nicht bloß in seiner gelegentlichen Gutmütigkeit, auch in seinem volkstümlichen Humor, in seiner satyrischen humoristischen Laune; trotz seiner hohen literarischen Bildung teilte er mit dem bayerischen Stamme die Vorliebe für das Volk der fahrenden Spielleute.

Das Königtum Heinrichs II. war ein bayerisches, nur dreimal in der tausendjährigen Geschichte des römisch-deutschen Kaisertums ist dem bayerischen Stamme diese Ehre widerfahren. Bayern erfreute sich unter Heinrich einer bevor-



Bamberg. Nach Hartmann Schedels Weltchronik.

zugten Stellung im Reiche. Bayern wurden auf die hervorragendsten Bischofsstühle Deutschlands berufen. Von den außerbayerischen fünf Erzbistümern nahmen damals nicht weniger als vier, Mainz, Trier, Köln und Magdeburg, Angehörige des bayerischen Stammes ein. Der Sachse Thietmar freilich klagt, die Bayern, die zu Hause mit wenigem zufrieden gestellt wären, seien auswärts unersättlich.

Über die Gründung des Bistums selbst wollen wir Wilhelm Giesebrecht hören, den großen Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit. Er sagt:

„Mit seltener Beständigkeit hatte bisher das Glück den jungen König Heinrich II. auf seinen gefahrvollen Pfaden begleitet. Über all seine inneren und äußeren Feinde hatte er gesiegt und seine Stellung nach allen Seiten befestigt. Ein bleibendes Denkmal dieser Siege ist das Bistum Bamberg, dessen Errichtung nicht minder folgenreich gewesen ist, als die Begründung der wendischen Bistümer durch Otto den Großen; denn nicht so sehr darin liegt die Bedeutung dieser Stiftung, daß sie noch einmal einen tiefen Einschnitt in die schon durch einen mehr als hundertjährigen Bestand geheiligte Diözesaneinteilung Deutschlands machte; ihr wesentliches Interesse beruht vielmehr in dem, was sie für die Verbreitung deutschen Lebens, deutscher Sitte und Sprache nach dem Osten leistete. Vor der Gründung des Bistums lagen die Gegenden am obern Maine und der Regnitz zum größten Teile verödet. Die fränkischen Kolonisten und nordalbingischen Sachsen, die einst dort angesiedelt waren, waren durch die Stürme des 10. Jahrhunderts größtenteils wieder verdrängt; nur eine dünne Bevölkerung, meist slawischen Stammes, hatte sich in dem unsicheren und wenig ergiebigen Lande erhalten. Die Fichtenwaldungen waren nur an wenigen Stellen gelichtet, nur hier und da ragten kleine Burgen aus ihnen hervor, fast sämtlich dem babenbergischen Grafen gehörig und teils zur Verteidigung der Böhmengrenze, teils zur Zwängung der slawischen Bauern bestimmt. Wie anders nachher! Das Bamberger Land erblühte zu einer dichtbevölkerten Landschaft, in der die deutsche Art allmählich vollständig die Oberhand gewann. Der ausdauernde Fleiß deutscher Bauern, welche die Kirche in das Land zog, schuf es zu einem gesegneten Erntefelde um.

Und nicht allein äußeres Wohlleben gedieh hier, auch geistige Früchte reiften. Bamberg wurde für den Klerus alsbald eine der ersten Schulen, die Kunst und Wissenschaft nach allen Richtungen förderte. Indem ein kräftiger Stamm echtdeutschen Kernes hier angepflanzt wurde, trieb er weithin seine Wurzeln und Äste und raubte dem andersartigen Gesträuch, das bisher aufgeschossen war, die nährenden Säfte. Überall in den Landesstrichen zwischen dem Main, der Altmühl und dem Böhmerwalde starben die Reste slawischen Wesens dahin, so daß vollkräftiges deutsches Leben Platz gewann. Damals wird zuerst Fürth, ein Menschenalter nach Bambergs Gründung zuerst Nürnberg genannt. Nach und nach verschwanden auch im Würzburger Lande die slawischen Kolonisten. Im Osten von Bamberg drangen selbst über die Grenze, die der Kamm des Gebirges zieht, deutsche Sprache und Sitte in Böhmen ein. Denn auch das Egerland wurde jetzt von Deutschen angebaut. Und um ein Jahrhundert später zog ein Bamberger Bischof an die Gestade der Ostsee, um den entlegensten Stämmen der Wenden das Christentum zu predigen und dadurch auch ihre Germanisierung vorzubereiten.

Die Stiftung eines Bistums war im Deutschen Reiche keine geringe Sache. Welche Mühen hatte nicht der große Otto in aller seiner Kaisermacht zu bestehen, um das Erzbistum Magdeburg ins Leben zu rufen und einige Teile der Halberstädter Diözese für dasselbe zu gewinnen! Wenn nun Heinrich im fünften Jahre seiner Regierung angriff, was der gewaltige Kaiser kaum in 20jährigen Anstrengungen erreichte, so zeugt dies vorweg für einen Mut, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebte, wie nicht minder für ein starkes Bewußtsein seiner gesicherten Macht. Die Wege, die er zum Ziele einschlug, enthüllen uns das innerste Wesen des eigentümlichen Fürsten. Nach dem gewaltsamen Sturze der Babenberger unter Ludwig dem Kinde war ein Teil ihrer Burgen und Güter nicht wieder zu Lehen ausgetan, sondern bei der Krone verblieben. Zu ihnen gehörten die Burgen Babenberg und Aurach im Gau Volkfeld, die Otto II. mit allen zugehörigen Ländereien im Jahre 973 an den Vater Heinrichs zu freiem Eigentum schenkte. Vom Vater gingen sie auf den Sohn über, der sich von früher Jugend an gern zu Bamberg aufhielt und für die Verschönerung der Burg keinen Aufwand scheute.

(Fortsetzung folgt.)

Martin Behaim der Seefahrer.

Von G. Frhr. v. Kreß. (Schluß.)

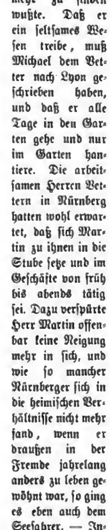
Die durch Wagenseil aufgebrachte Behauptung ging aber bei dem Ansehen, welches dieser vielgereiste und vielgekannte Schriftsteller genoß, in viele spätere Geschichtswerke über, ja es kann die Meinung, daß nicht Kolumbus, sondern Behaim Amerika entdeckt habe, als die eine Zeitlang am weitesten verbreitete und herrschende bezeichnet werden, und selbst in neuerer Zeit sind noch einzelne, namentlich deutsch-amerikanische Schriftsteller darauf zurückgekommen. Unserem Behaim sind aber dadurch auch manche Gegner und Feinde entstanden, die seinen Ruhm zu verkleinern sich nicht scheuten. Halten wir daran fest, daß Behaim fest davon überzeugt war, daß der Ostrand Asiens durch eine atlantische Überfahrt erreicht werden könnte, daß er also jedenfalls Kolumbus in seinem Plan, nach Westen zu segeln, bestärkt hat, und daß er auf seiner über ein Drittel des Weges nach Amerika weit im Ozean liegenden Insel Fayal sich fort und fort mit der Idee der Entdeckung dieser Küste im Westen beschäftigte, alle Anzeichen, die auf die Existenz von Festland jenseits des Meeres deuteten, sammelte und durch seine eminenten astronomischen und kosmographischen Kenntnisse imstande war, der Wirklichkeit nahekommende Karten zu zeichnen. Auch solche Karten konnten dem späteren Seefahrer von großem Nutzen sein. Halten wir fest daran, daß der Ruhm, welchen Martin Behaim nicht erst durch seine Teilnahme an der Reise des Diogo Cão, sondern durch seine in der Jugendzeit erworbenen mathematischen und astronomischen Kenntnisse und die um ihretwillen erfolgte Berufung

in die königliche Iunta de Mathematicos sich gesichert hatte, ein wohlverdienter war, daß Behaim es war, der die Portugiesen zu ihren großen Entdeckungsreisen geschickt gemacht hatte, indem er sie die Kunst lehrte, auf hoher See Entfernungen genau zu bestimmen, und daß er fortwährend den günstigsten Einfluß auf die geplanten Entdeckungsreisen übte. Wenn der spanische Geschichtschreiber Herrera berichtet, Kolumbus sei in den Anschauungen, die ihn bestimmten, den Seeweg nach Ostindien gegen Westen zu suchen, durch seinen Freund, den Portugiesen Martin de Bohemia aus der Insel Fayal, einem großen Kosmographen, bestärkt worden, so sehen wir daraus, daß Behaim mit dem Entdecker Amerikas in nahen Beziehungen stand und daß beide in ihren Anschauungen über die Pläne des Kolumbus vollständig harmonierten. Darauf dürfen wir wohl den Schluß ziehen, daß Behaim, wenn er auch nicht selbst der Entdecker von Amerika gewesen ist, doch die Entdeckung des neuen Weltteils durch Kolumbus wesentlich gefördert hat.



Geburtshaus Martin Behaims. Photographie von Ferdinand Schmidt, Nürnberg.

Um die Zeit aber, als Kolumbus es nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich dahin gebracht hatte, daß ihm König Ferdinand von Spanien die Reise nach Westen ermöglichte, weilte Behaim in der deutschen Heimat. Der Verkehr mit seinen Verwandten in Nürnberg hatte, wie es scheint, fast gänzlich aufgehört. Seine Mutter war tot, auch der Oheim Leonhard, der sich einst seiner väterlich angenommen hatte, war verstorben, keiner seiner Brüder scheint damals wenigstens in Nürnberg gewesen zu sein. Dagegen stand der Sohn jenes Onkels, Michael Behaim, an der Spitze der Familie und bewohnte ein Haus in der Zittelgasse (der jetzigen Albrecht Dürerstraße). Vermutlich um sich wegen seiner Erbansprüche mit seinen Verwandten auseinanderzusetzen, kam nun Martin Behaim im Laufe des Jahres 1490 nach Nürnberg, wohnte bei seinem Vetter Michael und verweilte etwa zwei Jahre in seiner Vaterstadt. Es darf uns nicht auffallen, daß die Nürnberger Verwandten über diesen Besuch nicht sonderlich erbaut waren. Aus zwei Briefen, die Wolf Behaim, der jüngste Bruder des Seefahrers, der sich damals in Lyon in einem Kaufmannsgeschäfte befand, an seinen Vetter Michael Behaim in Nürnberg schrieb, müssen wir schließen, daß sich der weitgereiste Ritter des Christusordens in das ehrbare, strenge und wohl auch etwas spießbürgerliche Wesen der lieben



Nürnberger nicht mehr zu finden wußte. Daß er ein seltsames Wesen treibe, muß Michael dem Vetter nach Lyon geschrieben haben, und daß er alle Tage in den Garten gehe und nur im Garten hantiere. Die arbeitsamen Herren Vettern in Nürnberg hatten wohl erwartet, daß sich Martin zu ihnen in die Stube setze und im Geschäfte von früh bis abends tätig sei. Dazu verspürte Herr Martin offenbar keine Neigung mehr in sich, und wie so mancher Nürnberger sich in die heimischen Verhältnisse nicht mehr fand, wenn er draußen in der Fremde jahrelang anders zu leben gewöhnt war, so ging es eben auch dem Seefahrer. — Indessen begnügte er sich doch nicht allein damit, im Garten spazieren zu gehen und dort die vielleicht von Fayal mitgebrachten Samen fremdländischer Blumen und Pflanzen zu ziehen; er vertrieb sich die Zeit mit geographischen Studien und verfertigte den berühmten Erdglobus, der als ein einzigartiges Zeugnis seines hervorragenden Wissens und Könnens noch heute in Nürnberg erhalten ist und vor kurzem von der Frhrl. von Behaimschen Familie dem Germanischen Nationalmuseum zur Aufbewahrung anvertraut, also in dankenswerter Weise der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde.

Über die Veranlassung zur Anfertigung dieses Globus gibt die Inschrift Aufschluß, welche sich auf demselben befindet und welche wir hier gleichfalls wörtlich wiedergeben wollen:

„Aus Fürbitte und Begehr der fürsichtigen erbaren und weisen als der obersten Hauptleute der löblichen

Reichsstadt Nürnberg, die dann zu diesen Zeiten regiert haben, mit Namen Herr Gabriel Nützel, Herr Peter Volckamer und Herr Nikolaus Groland, ist diese Figur des Apfels practicieret und gemacht worden aus Gunst, Angebung, Fleiß durch den gestrengen und erbaren Herrn Martin Behaim Ritter, der sich dann in dieser Kunst Cosmographia viel erfahren hat und bei einem Dritteil die Welt umfahren, solches alles mit Fleiß ausgezogen aus den Büchern Ptolem, Plinii, Strabonis und Marco Polo und alles zusammengefügt alles Meer und Erden, jegliches nach seiner Gestalt und Form, solches alles den erbaren Georgen Holzschuher von Ratswegen durch die gemeldeten Hauptleute befohlen worden ist, darzu er dan geholfen und gerathen hat mit möglichem Fleiß. Solche Kunst und Apfel (ist) geprakticiert und gemacht worden nach Christi Geburt 1492, der dann durch den gedachten Herrn Martin peheim gemeiner Stadt Nürnberg zu ehren und letzte hinter ihm gelassen hat, sein zu allen Zeiten in Gutem zu gedenken, nachdem er von hinnen wieder heimgewendet zu seinem Gemahel, das dann 700 mail von hinnen ist, da er haußhält, und sein tag in seiner Insel zu beschließen, da er daheimen ist."

Auf Veranlassung der drei obersten Beamten seiner Vaterstadt hatte er also den Globus angefertigt und ihn bei seiner Rückkehr nach Portugal zuletze, d. h. zum Abschied hinterlassen, und darin liegt wohl der beste Beweis dafür, daß man damals auch in Nürnberg von seiner Bedeutung als Kosmograph den richtigen Begriff hatte und seine Verdienste würdigte. Später kam freilich einmal eine Zeit, in welcher der Rat das Verständnis für den Wert des Geschenkes verloren hatte, da er den Globus der Familie Behaim wieder zurückgab; wann und wie das geschehen ist, wissen wir nicht. Mit Recht aber ist der Behaimische Erdapfel, der sicherlich einer der ersten und ältesten ist, die überhaupt existieren, ein Meisterstück seiner Zeit genannt worden. Er zeigt uns nicht nur die geographischen Vorstellungen, welche Behaim und seine großen Zeitgenossen, wie Kolumbus u. a., von der Erde hatten; er beweist, daß sie in mannigfacher Beziehung der Auffassung ihrer Zeit weit voran waren. So ist es merkwürdig genug, daß Behaim, ehe Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien ums Kap der Guten Hoffnung gefunden hatte, die Umschiffbarkeit Afrikas als zweifellos annimmt und dementsprechend Afrika auf seinem Globus einzeichnet. Dieser gibt uns aber auch überraschenden Aufschluß über die umfassenden Kenntnisse, welche Behaim über alle damals bekannten Länder der Erde aus den Büchern der Geographen sich angeeignet hatte. Aus Pappe hergestellt, die über eine Form von Holzreifen gezogen und wieder mit durch Gips befestigtem Pergament überzogen ist, hat er einen Durchmesser von einem Pariser Schuh und acht Zoll. Durch die Kugel zieht sich eine eiserne Achse, und ebenso ist der Meridian von Eisen, den Behaim am Globus anbringen ließ. Der ganze Globus steht auf einem dreifüßigen, eisernen Gestell. Im Jahre 1823 wurde das allmählich mürbe gewordene Kunstwerk auf Kosten der von Behaimischen Familie von dem Mechaniker Karl Bauer und dessen Sohn Johann Bernhard restauriert. Im Jahre 1847 wurde ein Faksimile für die Pariser Akademie angefertigt. Im Jahre 1906 war der Globus zur Freude vieler Besucher auf der historischen Ausstellung der Stadt Nürnberg öffentlich ausgestellt. Für Nürnberg aber war das Geschenk Behaims damals, als der Stifter seiner Vaterstadt wieder den Rücken kehrte, von größter Bedeutung. Er trug sicherlich wesentlich dazu bei, daß gerade in Nürnberg in der darauffolgenden Zeit einerseits die geographischen und mathematischen Wissenschaften eine sorgsame Pflege fanden, anderseits die Herstellung von Erdgloben und mathematischen und astronomischen Instrumenten mit großer Kunstfertigkeit und großem Erfolg betrieben wurde.

Behaim trat im Jahre 1493 die Rückreise nach Portugal an und gelangte mit allem seinem Gut glücklich über das Meer. Er hatte das Vertrauen seines Königs nicht verloren; denn dieser verwandte ihn im Jahre 1494 zu einer diplomatischen Mission an seinen Sohn nach Flandern zu einer geheimen Angelegenheit. Man hat sich vergeblich den Kopf zerbrochen, welche geheime Angelegenheit das gewesen sein möge. Allein für uns ist die Nachricht wichtiger, daß er auf seiner Reise in die Hände von englischen Seeräubern fiel, monatelang samt seinen Dienern in England in Gefangenschaft gehalten wurde und dort schwer erkrankte, so daß er sich zweimal mit der Kerze in der Hand zum Sterben bereitete. Nach seiner Wiedergenesung gelang es ihm, nach Frankreich zu entweichen und von da in die Niederlande zu kommen, wo er sich seines Auftrages entledigte. Das alles schrieb er in einem von Brabant den 14. März 1494 datierten Briefe an seinen Vetter Michael in Nürnberg; seine Abreise von Brabant erfolgte aber so rasch, daß er einer dem Briefe beigefügten Nachricht zufolge dessen Absendung erst von Portugal aus bewerkstelligen konnte. Aus dieser Nachricht ist auch zu entnehmen, daß er nun die Absicht hegte, sofort nach Fayal heimzukehren.

Über seine weiteren Lebensschicksale bis zu seinem im Jahre 1506 erfolgten Tode fehlen alle Nachrichten. Es hat aber den Anschein, daß nach dem Tode des Königs Johann II., seines Gönners, seine Verhältnisse eine ungünstige Wendung nahmen. In einem weit späteren Briefe seines Bruders findet sich mit Bezug auf den Sohn des Seefahrers folgende Stelle: „Sein Vater seliger, der ist in der Jugend bei dem alten König sehr angenehm gewesen; wie sich seine Sachen im Alter geendet haben, daß möget ihr mehr wissen tragen als ich." Behaim hat also, wie es scheint, die Stellung, die er zu König Johanns Zeiten am Hofe inne hatte, nach dessen 1495 eingetretenem Tode eingebüßt. Auffallend aber ist, daß er völlig mittellos in Lissabon gestorben sein soll, wenn man in Betracht zieht, daß sein Schwiegervater und sein Schwager die einflußreiche Stellung des Statthalters auf den fruchtbaren Azorischen Inseln einnahmen. Wir wissen freilich auch nicht, welche Summen Behaim seinen wissenschaftlichen Neigungen und seinen Seereisen opferte. Sonderlich haushälterisch scheint er nie gewesen zu sein. Nach dem Bericht des in Lissabon lebenden deutschen Faktors Jorg Pak an Michael Behaim ist kein Zweifel, daß Martin in Armut im Spital zu Lissabon verstorben ist. Doch kann sich diese Bemerkung wohl auch darauf beziehen, daß er sich infolge seiner Krankheit und der weiten Entfernung seines Wohnsitzes schließlich von allen Mitteln entblößt sah. Die Tatsache, daß er im Spital starb, hat nichts Unerklärliches an sich, wenn man annimmt, daß er sich nur zu Besuch in Lissabon aufhielt und seine Familie in Fayal zurückgelassen hatte, und wenn man weiß, daß es

in Lissabon ein deutsches Spital gab, das Bartholomäusspital, in welches Behaim unzweifelhaft aufgenommen wurde. Begraben liegt er in der Dominikanerkirche zu Lissabon, in welcher die Flamänder und Deutschen eine besondere, unter ihrer Aufsicht stehende Kapelle hatten.

Martin Behaim starb also in den besten Mannesjahren, als sein Stern bereits im Sinken sich befand. Rasch hatte die undankbare Mitwelt, wie sie die Verdienste eines Christoph Kolumbus mit Einkerkerung lohnte und den großen Entdecker in ärmlichen Verhältnissen sterben ließ, auch seines deutschen Freundes vergessen. Wenige Wochen vor ihm hatte Kolumbus, 48 Jahre alt, zu Valladolid die Augen geschlossen; am 29. Juli 1506 folgte ihm, 47 Jahre alt, Martin Behaim nach.



Denkmal Martin Behaims in Nürnberg. Photographie von Ferdinand Schmidt, Nürnberg

Martin Behaim war nicht der erste und nicht der einzige Nürnberger, der die Welt gesehen, weite Reisen gemacht und ferne Länder besucht hat. Schon lange vor ihm hatte der Handelsgeist und die Unternehmungslust seine Landsleute in die fernsten Gegenden getrieben, und allüberall finden wir die Spuren ihrer Handelsverbindungen und ihrer Handelsniederlassungen. Der Handel Nürnbergs war zum Welthandel geworden; nicht etwa nur in Venedig und Genua und in Italien überhaupt kauft und verkauft der Nürnberger Kaufmann.

Zu Brügge in Flandern, zu Antorf und London, wie in Avignon und Barzelona, in Lyon wie in Lissabon, in Frankreich wie in Kalabrien, an den nordischen Häfen wie in Krakau und Lemberg, ja in Asow im Schwarzen Meere, überall verkehren Nürnberger Kaufleute. Aber nicht der Spekulationsgeist allein, auch Frömmigkeit und Wissensdurst lockten die Nürnberger ins ferne Morgenland, an die heiligen Stätten von Palästina, und überraschend groß ist die Zahl der Nürnberger Pilger, welche am Heiligen Grabe ihre Andacht verrichtet und das Morgenland gesehen haben. Um die Zeit, als Behaim in Antwerpen weilte, schrieb Hans Tucher seinen berühmten Pilgerbericht über seine Reise zum Heiligen Grabe. Wenige Jahre danach kämpft Wolf Holzschuher in Afrika unter den Portugiesen gegen die Mabaren. Allein unter all diesen Nürnberger Kaufleuten, Pilgern und Kriegsmännern, welche Beruf und Neigung in die Fremde trieb, nimmt doch Martin Behaim eine ganz eigenartige und gewaltig hervorragende Stellung ein. Wohl ist's auch bei ihm der Handel, der erwählte Beruf, der ihn in früher Jugend in ein fernes Land und unter fremde Menschen führt, und wäre er nicht in Nürnberg, dem Emporium des Welthandels, geboren gewesen, wäre er nicht aufgewachsen in Umgebungen, in welchen es für selbstverständlich galt, die jungen Kaufleute in die Fremde zu schicken, wahrscheinlich wäre er niemals nach Lissabon gekommen und hätte niemals die Insel Fayal und die Küsten von Afrika gesehen. Auch nach ihm aber waren Nürnberger Kaufleute unter den ersten, welche unter der Führung der Portugiesen ums Kap der Guten Hoffnung nach Indien segelten, und doch kennen wir kaum ihre Namen. Was ihm den Weltruhm eingetragen hat, das war sein Wissen, seine ausgezeichneten mathematischen und geographischen Kenntnisse, sein unbestreitbares Geschick, sie im Dienste der Seeschifffahrt praktisch zu verwerten, sein kühner Mut und seine Energie, mit denen er ein fremdes Volk für seine Ideen gewann und begeisterte und selbst bei deren Ausführung als Vorbild eintrat. Wir müssen ja in der Tat staunen, wenn wir das Kunstwerk, das er uns hinterlassen hat, genau betrachten, wie umfassend sein Wissen war, wie gründlich er die alten Geographen und die Werke des Venetianers Marko Polo und des Engländers Joh. de Mandeville studiert hatte, mit welch praktischem Verständnisse er alle Nachrichten über die neuen Entdeckungen auf seinem Globus zu verwerten, wie richtig er zu kombinieren verstand. Das alles aber hatte er

wieder seiner Vaterstadt zu verdanken, die ihm in früher Jugend Gelegenheit geboten hatte, bei dem berühmtesten Mathematiker und Astronomen seiner Zeit zu lernen, die eben nicht nur durch ihren Handel, durch ihre weitverzweigten Verbindungen, ihren Verkehr mit allen zivilisierten Ländern, die in gleichem Maße damals durch den Spekulationsgeist ihrer Bewohner, ihren Gewerbefleiß und ihre Kunstfertigkeit, wie durch die sorgsame Pflege der Wissenschaft und Geistesbildung unter allen Städten des Erdkreises so glänzend hervorragte. So ist's ein Stück Geschichte der Reichsstadt, das sich in Martin Behaim wiederspiegelt. Er ist ein Repräsentant des mächtigen Einflusses, den Nürnberg als Emporium des Welthandels wie als Sitz der exakten Wissenschaften auf die Welt des fünfzehnten Jahrhunderts ausübte. In ihm ist die zivilisatorische Mission, welche Wissenschaft und Handel im engsten Bündnisse miteinander von der kleinen Binnenstadt aus im Mittelalter erfüllte, gewissermaßen verkörpert. Der Mann, der von sich selbst sagen kann, daß er ein Dritteil der Welt nach damaligen Begriffen umfahren und siebenhundert Meilen von seinem Geburtsorte entfernt eine neue Heimat sich gegründet hat, welchem Kaiser Maximilian nachrühmte, daß er unter allen Bürgern des Reiches der am weitesten gereiste sei und die entferntesten Länder besucht habe, dem die stolzen und auf ihren Ruhm eifersüchtigen Portugiesen und Spanier den Ruhm eines großen Kosmographen beigelegt haben, ist sicherlich der verdientesten Nürnberger einer, dem auch die Nachwelt und vor allem seine Vaterstadt die Kränze der Ehren und die gebührende Anerkennung nicht versagen darf. Die letztere hat ihm im Jahre 1890 ein Bronzestandbild errichtet, das auf dem Theresienplatz seinen Standort gefunden hat. Vortrefflich hat Professor Hans Rößner den kühnen Seefahrer im Gewande des Ritters vom Christusorden, gestützt auf seinen Globus, dargestellt, ihm zu beiden Seiten am Sockel die Allegorien des Handels und der exakten Wissenschaft. Wir aber wollen heute, wo wieder aller Augen auf jene fernen Küstenstriche im schwarzen Erdteil gerichtet sind, weil deutsche Tapferkeit den Aufstand in der deutschen Kolonie in Südwest-Afrika gedämpft hat, nicht vergessen, daß es ein Deutscher, ein Nürnberger war, dessen Wissen und Energie vor vierhundert Jahren jenes fremde Land auffinden halfen, und wollen in Martin Behaim den ersten Entdecker von Deutsch-Afrika ehren.

Kleine Mitteilungen.

Ein Friedensfest vor 100 Jahren. Es war am 15. August 1807, einem Samstage, als man in dem damals französischen, zum Departement Mont Tonnere und Arrondissement Spire gehörigen Maikammer den Geburtstag Napoleons und die Feier des Friedens (zu Tilsit 9. Juli 1807) auf folgende Weise feierlich beging: Glockengeläute und Salven am Vorabend machten den Bewohnern des früher bischöflich speyerischen Dorfes die Bedeutung des kommenden Tages klar. Salven und Glockengeläute weckten auch am Morgen des 15. August die Schläfer aus der Ruhe. Nach dem feierlichen Amte erklang das Tedeum, worauf sich die ganze Gemeinde auf dem Marktplatze versammelte. Ein Friedenstraktat wurde verlesen, und Einnehmer Mollière hielt eine Rede auf den großen Befreier und Sieger Napoleon. Salven und Musik beschlossen den feierlichen Akt. Jedes Kind erhielt für ½ Kreuzer Brot und ein Trinkglas voll Wein, jeder Arme eine Portion Fleisch, für 6 Kreuzer Brot und 1 Liter Wein. Alle Spiele waren an diesem Tage frei, so daß in den Wirtslokalen eifrig dem Tanzvergnügen gehuldigt wurde, zu welchem die Gemeinde Hals- und Taschentücher als Tanzpreise stiftete. Am Abend war das Rathaus beleuchtet. Salven und Glockengeläute beschlossen die Feier. — Die Gemeinderechnung weist anläßlich dieses Friedensfestes folgende Auslagen der Gemeinde auf: für Pulver 30 Frs., für Brot 26 Frs., für Fleisch für die Armen 12 Frs., für Weingeist zur Illumination 8,25 Frs., für farbiges Papier 3,10 Frs., für Botenlohn 2 Frs., für Hals- und Nastücher (Preise beim Tanzen) 34,75 Frs. und für die Musikanten 13,90 Frs., in Summa 130 Frs.

Die heute pfälzische Gemeinde Maikammer zählte damals etwa 1600 Einwohner (1801: 1524; 1900: 3476).

(Mitgeteilt von Lehrer J. Leonhardt in Maikammer.)

Schröders Gastspiel in München. Im Jahre 1780 am 23. Mai eröffnete der berühmte Hamburger Tragöde Fr. L. Schröder sein Gastspiel als „Hamlet" und „König Lear" (letzteres Drama um diese Zeit zum erstenmal in München aufgeführt) und riß das Publikum zur höchsten Bewunderung hin. Die Literaturzeitung schrieb: „Gerade die Stimmung, wodurch sich Schröder im Leben auszeichnete, herzliches Gefühl, Hang zur Schwermut, mit schneidendem Witz und genialischer Laune abwechselnd, machten ihn zum Geistesverwandten des Shakespeareschen Hamlet." Dann weiter schildert genannte Zeitung seine Begegnung mit dem Geist: „Erstaunungsvoll taumelte er hinter sich, im Zurücktaumeln stürzte ihm der Hut ab, keuchend und an jedem Gliede zitternd, bog sich sein Leib noch immer rückwärts; er blieb einige Momente in dieser Stellung, dann beugte er sich allmählich wieder vorwärts hin, lauschte dem Geiste entgegen, und nun erst fand er Worte, die aber seine Zunge nur halb herauszubringen vermochte." Der Gothasche Theaterkalender vom Jahrgang 1781 erzählt: „Als Schröder in München den Hamlet spielte, war sein Schrecken, wie er den Geist erblickte, so meisterhaft, daß mehrere Besucher des Parterre entsetzt aufschrien: Jesus Maria!" Der Kritiker Westenrieder aber schrieb über Schröders Hamlet: „Der Anblick eines solchen Mannes ruft wunderbare Ahnungen in die Seele von dem Vermögen und der Würde ihrer selbst und erweckt Ideen, bei denen man einen seltsamen Schauder und einen Trieb zu großen Vorsätzen empfindet!" Schröder war volle acht Wochen der hochgefeierte Gast der kurfürstlichen Residenz und wurde von höchster Seite wie von den niedrigen Ständen wie ein Triumphator auf den Händen getragen. Zu jener Zeit dachte man über den Schauspielerstand noch nicht so vorurteilsfrei wie heutzutage, aber Schröders Auftreten als Mensch und Künstler machte damals schon fühlbar, daß dieser Beruf der schönste und edelste sei, der vor keinem anderen zurückzutreten brauche, dessen man sich, um ihn völlig auszufüllen, aber auch ganz und gar bewußt sein müsse.

Zur Geschichte der Feuerwaffen. Im Jahre 1429 ward angefangen, allhier zu Augsburg mit den Büchsen zu schießen; da ward ein Kürschnergeselle erschossen mit einer Büchsen, der sich bei dem Ziel über die Mauer herausgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Zentral-Schwermange

Theatinerstraße 8/0, rückw. r.

(gegründet 1880).

Spezialgeschäft für elegante Tafel-Wäsche sowie für Ausstattungen, Haushaltungswäsche und Vorhänge.

Durch Erweiterung pünktliche Bedienung.

Um gütige Aufträge ersuchen (100)

hochachtungsvoll

Geschwister Walsch.

Zum Landaufenthalt

empfiehlt die

M. Gmähle'sche Leihbibliothek

Salvatorstrasse 3/1 (90)

ihr reiches Lager, versehen mit allen neuen Erscheinungen in deutscher, französischer und englischer Sprache. Das Abonnement beträgt pro Monat M. 2.—, pro 3 Monate M. 5.—. Nach Auswärts 20 Pfg. mehr pro Monat.

(6 Bände pro Woche.)

Kirchen-Orgeln

jeder Grösse.

Harmonium, deutschen und amerik. Systems

von (50)

G. F. Steinmeyer & Cie., Öttingen (Bayern)

Kgl. Bayer. Hof-Orgel- und Harmoniumfabrik.

Münchener

Gichtbalsam

ist das Beste bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen und Geschwulsten.

— Zu haben in Gläsern à 1 M. —

Schützenapotheke München

Schützenstr. 2. — Bayerstr. 4. (22)

Für **Vorträge mit Lichtbildern** liefert Apparate und Bilder Ed. Liesegang in Düsseldorf. — Katalog 400 S. gratis

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.



Das Turnen im Hause.

Leibesübungen für Jung und Alt.

Von Dr. med. F. Herrwald und G. Brauer.

Dritte Auflage.

Mit 177 Abb. In Ganzleinwdbd. M. 2.50.



Natur-Heilanstalt (84)

Degerloch-Stuttgart.

— Das ganze Jahr geöffnet. —

Prospekte durch den Besitzer

Dr. med. Katz, O'Stabarzt a. D.

Kur- und Wasserheilanstalt

Bad Thalkirchen-München.

25 Minuten vom Zentrum Münchens im Isartal gelegen. (73)

Moderne im Frühjahr 1904 durch grossen Neubau erweiterte Kuranstalt für innere und Nervenkranke.

Prospekte gratis durch den ärztlichen Dirigenten Dr. Karl Uibeleisen.

(Zwei Ärzte.)



Arienheller

(67)

zählt nicht nur als feines Tafelwasser, sondern infolge seines reichen Gehaltes natürl. Chemikalien auch als hervorragendes Kurwasser und fördert und erhält als solches die Gesundheit! Überall zu haben!

Gen.-Vertr. FRANZ BRANDL, München, Theresienhöhe 20. Telephon 8944.

Verlag von R. Oldenbourg  München und Berlin W. 10

Lesebuch zur Geschichte Bayerns

Von Dr. **Otto Kronseder**

Gymnasialprofessor

Gr. 8°. VII und 656 Seiten. Mit 58 Abbildungen
In Ganzleinwandband Mk. 4.—

Zur Anschaffung für Bibliotheken der Volksschulen ministeriell empfohlen

»... daß sich das Buch für reifere Schüler als Lesebuch vorzüglich eignet, braucht kaum gesagt zu werden; auch in die Volksbibliotheken wird man es einstellen und jedenfalls gehört es in jede Lehrerbibliothek, als auch in jedes Volksschulhaus. Der überaus geringe Preis des nicht weniger als 656 Seiten umfassenden Buches ermöglicht allen Bibliotheken und auch dem einzelnen die Anschaffung.«

Bayer. Lehrerzeitung.

»Dieses Lehrbuch ist entstanden im Auftrage des Kgl. Kultusministeriums. Die lehrreichsten, rühmlichsten und so wissenswertesten Partien der Geschichte Bayerns sollten in faßlicher, anziehender Darstellung ohne alles gelehrte Beiwerk zur Veranschaulichung gebracht werden, um künftighin an den Mittel- und Volksschulen den Unterricht in der Geschichte unseres engeren Vaterlandes »in einer anregenderen, die Herzen der Jugend erwärmenden Weise« zu gestalten. ... Es kann dem Lehrer zur Vorbereitung für den Unterricht sowie zum Gebrauch an den oberen Klassen der Mittelschulen wärmstens empfohlen werden.

Oberpf. Schulanzeiger.

□ □ □ □ □ Durch jede Buchhandlung zu beziehen □ □ □ □ □



Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch

J. Weck, G. m. b. H., Oeflingen

Amt Säckingen, Baden.

Man verlange nur Weck's Original-Fabrikate.

Überall Verkaufsstellen. (63)

Druck von R. Oldenbourg in München.



18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel 880

Nr 46.

Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.

Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

Vom Büchertisch.

Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Heft 3: Bezirksamt Waldmünchen, bearbeitet von Richard Hoffmann und Georg Hager. Mit 1 Tafel, 65 Abbildungen und einer Karte. München, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. — Es ist eine wahre Freude für den Freund vaterländischer Kunst und Geschichte, diese Publikationen in die Hand zu nehmen; in solcher Weise fortgesetzt werden die „Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern", dessen zweiten Band sie bilden, zu einem Werke, das kommende Jahrhunderte mit Bewunderung betrachten werden. Das vorliegende Heft, diese Bezeichnung ist nicht richtig, es ist ein sehr hübsches Buch, das vor uns liegt, führt uns in das Bezirksamt Waldmünchen mit den Städten Waldmünchen und Rötz und dem früheren Kloster der Augustiner-Eremiten Schönthal. Da treffen wir nicht bloß trockene Gelehrsamkeit, nein warmes Empfinden für die Schönheiten der Kunst und Natur. Lesen wir nur die landschaftliche und geographische Skizzierung in der Einleitung: Das Bezirksamt zerfällt der Bodengestalt nach in zwei ungleiche Hälften, die östliche kleinere gehört zum Böhmerwald, die westliche größere zum Schwarzachbergland. Der Böhmerwald zieht sich in seinen westlichen Ausläufern der Ostgrenze des Bezirks entlang. Seine dichtbewaldeten Berge erreichen eine Höhe von 730—935 m. Treffliche Aussichtspunkte bieten sich westlich des Schloßgutes Voithenbergöd und bei Herzogau auf dem Klammerfelsen. Im Schwarzachbergland ist besonders der südliche und südwestliche Teil durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnet. Dichtbewaldete Berge mit belebten Formen begleiten auf eine lange Strecke südlich von Schönthal und Rötz das linke Schwarzachufer. Der Flischbacherberg (587 m) südlich von Flischbach und der Galgenberg (539 m) südlich von Rötz beherrschen vor allem das landschaftliche Bild.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Bayerwald. Von Karl v. Reinhardstöttner. Vierte Folge. Freising-München. Verlag von Dr. Franz Paul Datterer & Co., G. m. b. H. in Freising. — Mit unendlicher Liebe hängt der Autor an seinem „Bayerwald", und neuerdings erhalten wir als Kinder seiner Muse zunächst eine poetische Gabe: die bekannte Sage vom „Ritter Tuschel auf Söldenau": hieran reihen sich drei Volkserzählungen: „Die Räuber von Arnschwang", im Jahre 1820 spielend, „Die Schmuggler von den Lackenhäusern", 1850, „Der Ungetreuen treu", aus dem Jahre 1888, und „Dorfgesellschaft", 1900.

Der Bodensee. Von Wilhelm v. Scholz. Wieder ein Band der im Verlage von Krabbe (Erich Gußmann) erscheinenden Sammlung „Städte und Landschaften". Das Buch liefert uns den Beweis, daß die Feder den Pinsel übertrifft. Kein Künstler vermöchte so überzeugend, so hinreißend und dabei mit solcher Schönheit die landschaftlichen Herrlichkeiten des Bodensees auf die Leinwand zu bringen, wie es hier Wilhelm v. Scholz mit seiner Feder gelang. Es ist eine Reihe derentzückendsten Bilder. Einen Tadel jedoch können wir nicht ganz verbergen. Wir wissen wohl, daß das Buch kein Reiseführer an den Bodensee ist, daß aber unser Lindau, das bayerische Venedig, so ganz stiefmütterlich behandelt, ja fast totgeschwiegen ist, das können wir dem Autor nicht recht verzeihen.

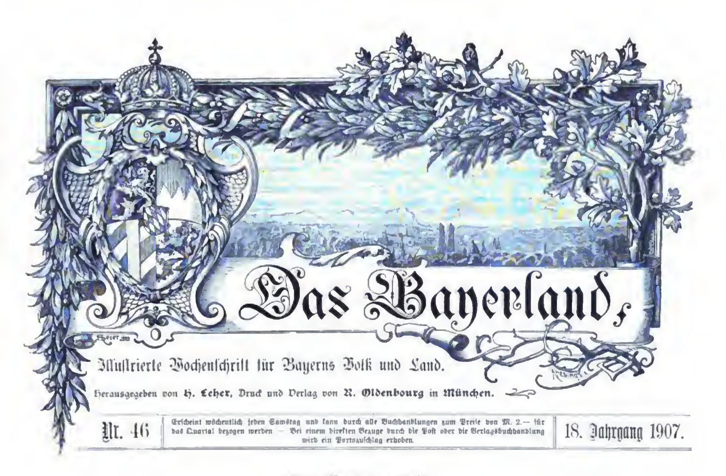
Die deutsche Kolonie an der Sierra Morena und ihr Gründer Johann



Rötz. Umschrift der Glocke von 1485 in der Pfarrkirche.

Illustrationsprobe aus: Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Heft 3: Bezirksamt Waldmünchen.

Kaspar v. Thürriegel, ein bayerischer Abenteuerer des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte unseres Volkstums im Auslande von Joseph Weiß. Köln 1901. Kommissionsverlag und Druck von J. P. Bachem.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 46 | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Das Magdalenenlicht.

Erzählung von Franz Lehner, Schönsee. Illustriert von A. Brunner. (Schluß.)

Adams Hand war in die Tasche gefahren, da traf sie auf etwas Hartes wie auf eine Messerscheide. Aber schon hatte sich der Wirt, eine breite, mächtige Gestalt, zwischen die Streitenden geschoben, und am Stammtisch erhob sich Katharin's Vater. Doch auch der schwer gekränkte Neusöner selbst kämpfte seinen Zorn heldenmütig nieder.

Wenn nur der Stumpf nicht stichelt! In sich gekauert sitzt er da, ganz still; nur eine leise Röte auf den lederfarbenen Wangen verrät seine innere Spannung. „Jetzt oder nie" zischt er — und hebt dann fast träg und gleichgültig an, während er ein Gähnen gelangweilter Stimmung zu unterdrücken scheint; seine Bosheit wagt das Äußerste und sucht seinen Feind im innersten Mark, an der verwundbarsten Stelle zu treffen: er weiß es so gut wie alle, wie ehrenhaft und hochachtbar der Ruf der Reichenberger Katharin' ist; daß die Ehre einer zarten, leicht versehrbaren Blume gleicht, weiß er auch. Trotzdem oder vielmehr eben deshalb spricht er es aus:

„In der Magdalenenkapelle brennt koi' Lichtl; was für a tugendsame Jungfer trifft heut 's Anzünden? Und spöttisch fragend schaute er den Adam Neusöner an.

„Heut? Die Katharin'. Ja, die Katharin'", erwiderten mehrere Burschen.

„Und warum, frag' i, brennt's niat?" und fügt, des alten Pfarrers gedehnte Sprechweise nachahmend, äußerst boshaft hinzu, „wenn sie die ehr- und tugendsame Jungfrau Katharina Reichenberger ist?"

Rasch blitzte das Messer in Neusöners Hand auf, gerade noch fiel ihm einer in den Arm und schlug es ihm aus der Hand, daß es hoch im Bogen davonflog, hart vorbei an der Nase des Dorfbaders, der schon gehofft hatte, etwas zu verdienen, und nun erschrocken zurückwich.

Im rechten Augenblick hatte der alte Reichenberger eingegriffen. Zornig fuhr er seinen künftigen Schwiegersohn an:

„Adam was is dös? Bist du a Messerheld?"

Dieser aber erwiderte noch knirschend vor Wut: „Der hot mei' Braut verächtli' g'macht!"

Er wollte vorwärts stürzen, es erhoben sich die anderen Burschen für und wider den Adam, ein wüster Streit drohte den Sonntag zu entheiligen.

Doch wieder legte sich der Wirt ins Mittel und klagte den rothaarigen Stumpf an, daß er den Ruf eines braven Mädchens, der Katharin', frech gelästert hätte.

„Is a so?" fragte Katharin's Vater. „Geh, Adam, heut muß s' noch in' Kapell'n 'nauf und 's Magdalenenlicht muß brennen!" Einer vom Stammtisch rief ihm zu:

„Dummheit, Reichenberger, bei dem Wetter und dera Finstering!"

Der Bräutigam aber sprach entschlossen:

„Dös is mir und ihr schuldig!"

Die beiden verließen das Haus; der Wirt, ein ordnungsliebender, schneidiger Mann, der keine Ausschreitung duldete, schob die ganze Burschenwelt zur Türe hinaus:

„A andersmal die Ehr', nix für unguat!" Dem verwachsenen Lästerer gab er einen Stoß, der ihn fast an die gegenüberliegende Bodenstiege geschleudert hätte. Dann schlug er die Haustüre zu, daß sie dröhnte: „Drauß wer'n d' Köpf' kühler."

„Trumpf" scholl es vom Ofen her und „Steuern" aus der Ecke der harmlosen Bierpolitiker.

IV.

Der alte Reichenberger galt als ein ernster, rechtschaffener Mann. Was er für gut fand, mußte unbeugsam geschehen. Deshalb war es jedermann in der Wirtsstube klar, daß das Magdalenenlicht heute noch brennen werde.

Als er heimgekehrt war, fragte er seine Tochter, ob sie in der Kapelle war. Verwirrt ob des ungewohnten Tones, aus dem sie eine Art Mißstimmung heraushörte, und erschrocken über das Versehen, das ihr gerade heute passiert war, stotterte sie über und über rot vor Verlegenheit:

„Wirklich, vor lauter Dinga hob i vergessen!"

„Nimm 'n Michel mit," meinte der Vater.

Das unerschrockene Mädchen aber lächelte: „I fürcht' mi net."

Es war schon acht Uhr nachts, als Katharin' allein, mit einer Laterne versehen und in ein warmes Tuch gehüllt, ihren Hof verließ und sich auf den Weg zur Magdalenenkapelle machte.

Als sie um die Ecke gebogen war, löste sich ein Schatten von der Wand der Scheune, dann noch einer; der Schnee knirschte, Katharina hatte nicht darauf geachtet. Zwei Männer, ein langer und ein kurzer, schritten eiligst aus dem Dorfe.

Der Wind hatte nachgelassen. Eine schweigende, weiße Schneefläche breitete sich vor Katharin's Blicken aus, als sie das letzte Haus hinter sich hatte. Zuweilen ließen die Wolken einen Mondesstrahl durchblinken, bis sich eine andere, dichtere Wolke wieder drohend heranschob und das Schneefeld verdüsterte. Katharin' schritt tapfer auf dem bekannten, aber stark verschneiten Weg voran, leise betend, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie allein zu gehen hatte. Immer tiefer sank sie in den Schnee, der nicht trug. Öfter mußte sie Halt machen, um die Richtung nicht zu verlieren, öfters auch, um ein wenig von der Anstrengung auszurasten.

Welch eine tiefe, ernste Einsamkeit ringsum! Nur zuweilen Hundegebell vom Dorfe her; hier und da ein Windstoß, der die feinen, knisternden Schneekörner vor sich her jagte. Die wenigen, dürren Blätter die noch an den Dornhecken hängen, rascheln, und von den gefrorenen, windbewegten Zweigen rieselt leise der darauf lastende Schnee. Dann wieder Todesruhe, daß sie ihre eigenen Ohren singen zu hören vermeint. Sie war nicht furchtsam, aber dennoch befiel sie in der öden, nächtlich düsteren, regungslosen Einförmigkeit ein Gefühl der Verlassenheit. Ihr Herz wurde traurig und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie soll ja einen neuen Stand beginnen. Aus der Schar der Jungfrauen soll sie scheiden und in den Kreis der ehrenwerten Frauen eintreten. Ist diese trostlose, einfarbige Schneefläche ein Bild ihres zukünftigen Lebens? In ihrem Herzen fühlt sie einen stechenden Schmerz. Unwillkürlich schaut sie zurück ins Dorf; aber stumm, eine schwarze Masse, ragen die Mauern und Giebel empor, der spitze Kirchturm erhebt sich gar wie ein langer, hagerer, drohender Finger. Es fällt ihr der Chorreim eines alten Liedes ein: Kommt die heil'ge Magdalener mit 'nem Sack voll goldner Zehner ... Obschon sie das Lied nicht leiden mag, bringt sie es nicht mehr aus dem Sinn. Wie es ja jedem von uns manchmal ergeht: wenn uns am Morgen beim Erwachen eine Melodie umsummt, umsingt sie uns den ganzen Tag.

Plötzlich sieht sie sich einer Gestalt gegenüber; Katharin' schauert zusammen, dann blickt sie scharf hin; sie lächelt: „'s is nix ..." Aber doch; ein spindeldürres Weib; es hebt sich schwärzlich ab von der weißen Fläche und klappert wie ein Totengerippe. Sie erinnert sich an die alte Sage, daß die hl. Magdalena nächtlichen Wanderern erscheine, und jedesmal übers Jahr mußten sie sterben.

Sie nimmt allen Mut zusammen und ruft laut: „Willst was?"

Keine Antwort; nur das Schneefeld knistert. Um besser sehen zu können, hält sie das Licht hinter sich.

Ein leiser Windstoß.

„Jesus Maria, sie rührt sich!"

Da schob sich die Wolke weg vom Monde, ein silberner Lichtstrom fließt weich und rieselnd über die flimmernde Fläche; die Gestalt löst sich auf und Katharin' lächelnd unter Tränen, als sie vor dem Geiste stand, einer einsamen Haselnußstaude, an der sie schon hundertmal vorübergegangen.

Neue Wolken verfinstern die Landschaft. Aber von hier aus hat sie nur mehr einen Katzensprung bis zur Kapelle, und sie schaute nochmals hin zur Haselstaude: davon wollte sie gewiß nichts sagen, wenn sie nach Hause komme, man würde sie bös verlachen. —

Von seinem etwas höher gelegenen Hause blickte Adam Neusöner durch das Fenster, das er trotz Kälte und Zugluft offen hielt, dem lichttragendem Mädchen nach; er war voller Sorge um seine geliebte Braut. Das auf und abschwebende Licht der Laterne gemahnte ihn an die Messeraffäre vorhin im Wirtshause. Er schauderte: Hergott im Himmel, wenn ich ihn niedergestochen hätte. Engel Gottes, ich danke dir ...

Wie schnell sie dahinschreitet, das Licht scheint zu laufen. Wird sie doch nicht über einen Stein stürzen. Was ist das? Er sieht das Licht sich im Bogen schwingen und dann nicht mehr. Er wartet mit verhaltenem Atem, das Licht erscheint nicht mehr. Sie muß gestürzt sein.

Hastig nahm er den Hut und verließ seinen Hof.

Katharin' war in der Eile und aufgeregt, wie sie war, etwas vom Fußsteig abgekommen und über einen Stein gefallen. Die Laterne lag in Scherben. Mühsam arbeitete sie sich aus dem Schnee und begann nach der Laterne zu suchen. Wenn nur die Magdalenenkerze nicht verloren ist! Sie holt Streichhölzer aus der Tasche, aber sie brennen nicht an. Es wird dunkler, während sie unter Weinen und Beten sucht. Aber sie betet immer nur, ihr selbst unbewußt, den albernen Spruch: Kommt die heil'ge Magdalener mit 'nem Sack voll goldner Zehner.

Vergeblich ist das Suchen; und wie sie sich eben anschickt, zu der kaum einige Meter entfernten Kapelle vorzudringen, glaubt sie, zwei Gestalten sich schnell bücken zu sehen.

„Wer ist's?" rief sie laut.

Stauden sind es nicht, solche stehen weiter seitwärts. Das Herz klopft ihr zum Zerspringen, und Schauer von Angst durchrieseln den Körper.

Nun hört sie ein deutliches Geräusch, es stammt aus der Kapelle. Und plötzlich erscheinen links und rechts von der Kapelle zwei feurige Totenschädel, Feuer sprüht aus den Augenhöhlen, Feuer glüht hinter dem Gebiß, langsam wie von Stangen geschoben nähern sich die furchtbaren Schädel, sie kommen gerade auf sie zu.

Mit hochgehobenen Armen, mit weit aufgerissenen Augen und halboffenen Mundes starrt das angstgemarterte Mädchen

einen Augenblick auf das Gespenst, stieß einen mark- und beinerschütternden Schrei aus, den die Leute, wie sie am anderen Tage erzählten, bis ins Dorf gehört haben wollten, und sank ohnmächtig in den Schnee.

Von der Kapelle her ein kurzes, höhnisches Lachen. Die beiden Totenschädel rollten auf die leblose Gestalt zu und verlöschten, während sich droben zwei Schatten erhoben, der eine groß und hager, der andere stumpf und buckelig, und rasch verschwanden im Dunkel der schweigenden Winternacht.

V.

Als der Neusöner Adam das Licht verlöschen sah, eilte er in den Reichenberger-Hof, wo ihn der künftige Schwiegervater erwartete. Auch er hatte die Szene beobachtet.

„Sie muß gfall'n sei', aber weit von der Kapell'n kann's nimmer weg sei'. Dort san Zündhölzla; wir können a bisserl wart'n, ob's Licht anbrennt."

Sie harrten eine Zeitlang; der junge Mann wurde ungeduldig: „Ich muß nachschaua!"

Schweigend machten sich die beiden Männer auf den Weg. Im stillen klagte sich jeder darüber an, daß er das Mädchen nicht zurückgehalten.

Da es dem älteren, behäbigen Vater schwer wurde, mit dem ungestümen Adam Schritt zu halten, blieb er zurück. Während nun dieser voraneilte, kam er in der Dunkelheit vom Weg ab und mußte wieder zum Schwiegervater zurück, der in den Bart brummte: Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel.

Aber schon war Adam wieder vorausgeschritten; diesmal folgte er, genau achthabend, den Spuren, schon war er bei der Haselnußstaude, welche seine Braut so arg erschreckt hatte. Noch eine kurze Wegstrecke, da —

Ein lauter Schrei drang an das Ohr des nachstapfenden alten Mannes. Adam hatte seine Braut gefunden, auf dem Schneelager ruhte sie wie in einem Totenbette. Tot? Nein, sie atmet. Er faßt ihre Hände, die sich kalt wie Schnee anfühlen. Wie er sie aufheben will, erblickt er die beiden Totenschädel: es sind ausgehöhlte, täuschend nachgemachte Rübenkopfe, im Inneren rauchgeschwärzt von den Kienspanlichtern, die angezündet den harmlosen Gewächsen ganz das Ansehen Feuer sprühender Totenschädel gegeben hatten. Noch heute machen übermütige Dorfburschen damit ihre nicht unbedenklichen Scherze, indem sie solche Köpfe an die Fenster der Spinnstuben bringen, um die Spinnerinnen zu erschrecken.

Den jungen Mann hatte eine maßlose Wut beim Anblick dieser Schreckmittel erfaßt. Wieder griff er nach seinem langen Messer: Hätt' ich ihn doch erstoch'n, den Hund . . .

Da schlug ein schwerer Seufzer an sein Ohr, fast wie ein tiefes Röcheln:

„Ja du armes Kind, ich bin bei dir!" Grimmig schleuderte er die Rübenköpfe weg.

„Katharin', i woaß, wer di so daschreckt hot." Dann rieb er mit kühlem Schnee ihre Stirn, ihre Hände, aber seine Braut blieb regungslos.

„Höchste Zeit; i will di hoam trogn. Vatta, wart i komm scho."

Der alte, tiefgeängstigte Mann war fast atemlos. Endlich kam der Bursche in Sehweite, das ohnmachtumfangene Mädchen in den Armen. Die Laterne hatte er vergessen, sie stand am Unglücksplatz, brennend, als müßte sie heute das Magdalenenlicht bilden.

„Was is's denn mit ihr?" rief schon von weitem der Vater.

„Die Lumpen haben's arg daschreckt. Sie is ohnmächtig. Dem Thomas will i's eintränk'n."

Er war nahe gekommen.

„Der Thomas, sagst du? Hast'n g'sehgn?"

„Wer sonst!" Und der Bursche knirschte mit den Zähnen. „Hätt' i'n doch —"

Er sprach das schreckliche Wort nicht aus, er suchte seinen Jammer zu verbeißen.

Ein trauriger Heimweg. Voran der Vater. Adam keuchte unter der Last des Mädchens, das unruhig zu werden anfing, und in halb betendem, halb singendem Tone, wie ein Kind, das die Mutter in den Schlaf wiegt, die Worte lallte: Kommt die heil'ge Magdalener mit 'nem Sack voll goldner Zehner . . .

Endlich ist das erste Haus erreicht; dessen Besitzer kam eben aus der Wirtschaft.

„Du bist es Reichenbergerbauer? Aba 's Magdalenenlicht brennt halt doch niat, ha ha ha!"

Der traurige Mann hörte nicht auf sein Lallen, sondern suchte dem Adam, der ihm ihn seiner Angst unterwegs wieder vorgeeilt war, nach Kräften nachzukommen. —

Es war ein großes Weinen und Weheklagen, als das Unglück trotz der Nacht noch im Dorfe bekannt wurde. Der Neusöner Adam riß den schnellen Hengst aus dem Stalle und fuhr zum Arzt. Es vergingen Stunden bis er kam.

Als der Arzt in die mit Leuten dicht besetzte Stube trat, stand Katharin' hochaufgerichtet in der Mitte, wie eine Seherin, dann ihre Stellung ändernd, tanzte sie lustig umher, lachte und sang: „Kommt die heil'ge Magdalener mit 'nem Sack voll goldner Zehner . . ." klatschte in die Hände: „ei ei ei, eins zwei drei: is a alte Haselnußstaude, an den Astl'n san glühende Totenköpfle." Den Zuschauern graute, weil sie eine solche Ausgelassenheit an der sittsamen Jungfrau nicht gewohnt waren.

Der Arzt, dem der Bräutigam schon den Hergang geschildert hatte, wurde sehr ernst und nachdenklich, als er ihren Zustand untersucht hatte.

„Ich fürchte eine böse Nervenerschütterung. Ich werde morgen den Direktor der Irrenanstalt verständigen." Bei diesen



. . . das ohnmachtumfangene Mädchen in den Armen.

ihm zugeflüsterten Worten fiel der Reichenberger bewußtlos zu Boden. Der reiche Mann — wie arm! Fünf Kinder starben ihm, dann verschied sein Weib, ihm als einziges Töchterlein die Katharin' hinterlassend. Und jetzt? Armer Reichenberger!

Am nächsten Sonntag wartete man vergeblich auf die Eheverkündigung des ehr- und tugendsamen Jünglings Hans Adam Neusöner und der ehr- und tugendsamen Jungfrau Katharina Reichenberger. Allgemein beklagte man das Brautpaar. Man munkelte und hatte Verdacht, die greise Pleyerin sagte es unverhohlen jedem, der es hören wollte, — aber beweisen, eidlich beweisen konnte es der Neusöner Adam nicht, daß er zwei Männer um jene Stunde habe von der Magdalenenkapelle kommen sehen, einen langen, hageren und einen stumpfen, verwachsenen. Der Wind hatte die Spuren verweht.

Der schwer geprüfte Vater sagte heldenhaft und in christlichem Edelmut:

„Besser so, als hättest du ihn — tot gestochen. Unser Herrgott kann's wieder gesund machen."

„Aber wann?"

Der traurige Jüngling erhielt keine Antwort.

900 Jahre bambergischer Geschichte.

Zentenarerinnerung von Hartwig Müllscher. (Fortsetzung.)

Bei seiner Vermählung mit Kunigunde verschrieb er sie als Leibgedinge seiner Gemahlin und fuhr auch als König fort, das ihm liebe Besitztum auf alle Weise zu verbessern. Als ihm dann die Hoffnung, Leibeserben von Kunigunde zu erhalten, zu schwinden anfing, erwuchs in ihm der Gedanke, Bamberg dem Dienste der Kirche zu widmen und ein Bistum daselbst zu begründen. Längere Zeit trug er nach seiner Sitte den Plan schweigend mit sich umher, bereitete indessen alles zu seiner Verwirklichung vor. Er begann den Bau eines großen Domes mit zwei Unterkirchen und beschaffte alle Bedürfnisse einer bischöflichen Kirche mit emsiger Sorgfalt. Vor allem aber bedurfte er, um dem neuen Bistum einen genügenden Sprengel zuweisen zu können, von den Bischöfen von Würzburg und Eichstätt der Abtretung eines Teils ihrer Diözesen im Volkfeld und Radenzgau.



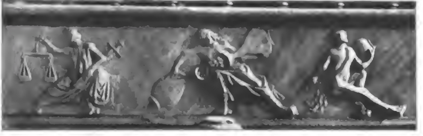
Grabmal des Papstes Klemens II. in Bamberg.
Westliche Schmalseite.



Grabmal des Papstes Klemens II. in Bamberg.
Östliche Schmalseite.

Im Jahre 1007 trat der König endlich mit seiner Absicht offen hervor. Am 6. Mai, seinem Geburtstage, schenkte er seine Eigengüter im Volkfeld und im Radenzgau an die Bamberger Kirche und berief auf Pfingsten eine Synode nach Mainz, auf der er seinen Plan durchzusetzen erwartete. Vier Erzbischöfe und dreizehn Bischöfe waren erschienen, unter ihnen auch der Bischof von Würzburg, während der Eichstätter ausgeblieben war. Mit jenem trat der König nun zunächst in geheime Verhandlungen und wußte ihn in der Tat zu den gewünschten Abtretungen zu bewegen, indem er ihm dafür sowohl 150 Hufen Landes in der Meinunger Mark überließ, wie auch die Erhebung seines Bistums zu einem Erzbistum, dem Bamberg untergeordnet werden sollte, in Aussicht stellte. So ließ sich der Bischof bestimmen, den beanspruchten Parochien zu entsagen, und übergab zum Unterpfand dessen seinen Stab in die Hände des Königs. Die Entsagung des Bischofs wurde sofort der Synode mitgeteilt, welche darauf in die Absichten des Königs einging und darin willigte, daß zwei Kapellane desselben nach Rom gesandt würden, um die Einwilligung des Papstes zur Stiftung des neuen Bistums und der dadurch bedingten Veränderung der Diözesangruppen zu erlangen. Der Würzburger selbst unterstützte das Gesuch der Synode durch ein Schreiben, und Papst Johann XVIII. nahm keinen Anstand, die Stiftung König Heinrichs anzuerkennen. Im Juni brachte der Papst auf einer Synode in der Peterskirche die Sache zur Verhandlung. Die Gründung des neuen Bistums wurde hier nicht allein genehmigt, sondern dasselbe durch eine päpstliche Bulle auch in den besonderen Schutz des Stuhles Petri genommen. Der Bischof von Bamberg sollte seinem Metropolitan, dem Erzbischof von Mainz, untergeben sein; die Hoffnungen des Würzburger Bischofs auf eine Erhöhung seiner Kirche erfüllten sich also nicht.

In der Tat hatte Heinrich nie ernstlich daran denken können, Würzburg zu einem Erzbistum zu erheben. Es wäre dies ein tiefer Eingriff in die Rechte des Mainzer Erzbischofs gewesen; und nimmermehr hätte ein Mann wie Willigis, dem



Grabmal des Papstes Klemens II. in Bamberg. Nördliche Längsseite.

der König überdies seine Krone dankte, einen solchen ungestraft hingehen lassen. Des Königs Versprechen war nur eine Lockung gewesen, um den Würzburger desto sicherer in die Falle zu ziehen. Sobald der König die päpstliche Bulle in Händen hatte, eilte er, das neue Bistum ins Leben zu rufen. Jedes Bedenken, welches die Stiftung gefährden könnte, suchte er jedoch vorsichtig zuvor zu beseitigen. Er gewann die Einwilligung seines Bruders Bruno, den er vor kurzem zum Bischof von Augsburg erhoben hatte; er erlangte die Zustimmung der Herzoge und Grafen des Reiches; er versammelte endlich die stattlichste Synode, die noch jemals in Deutschland gehalten war, um so den Anfängen seiner Stiftung eine ganz besondere Weihe zu geben.

Am 1. November 1007 trat die Synode in Frankfurt zusammen. Nicht nur die Anwesenheit aller deutschen Bischöfe hatte der König in Anspruch genommen, auch aus Italien, aus dem burgundischen Reiche, das er schon als sein Erbe ansah, hatte er die geistlichen Würdenträger beschieden, und selbst bis nach Ungarn, dem Reiche seines Schwagers, war der Ruf zur Synode erschollen. So waren denn in Frankfurt vier deutsche, zwei burgundische Erzbischöfe und der Erzbischof von Ungarn erschienen; außerdem hatte eine große Zahl von deutschen, burgundischen und italienischen Bischöfen sich eingestellt. Auch Bischof Bruno von Augsburg, der Bruder des Königs, war unter den Anwesenden, wie der Bischof von Eichstätt, obgleich dieser sich zu der Abtretung des beanspruchten Teiles seiner Diözese auf keine Weise hatte bewegen lassen, so daß der König am Ende davon Abstand nahm. Dagegen fehlte in der Versammlung der Würzburger Bischof. Er sann auf Rache; mit einem Schlage wollte er die Hoffnungen des Königs im Augenblicke ihrer Erfüllung vernichten. Er schickte deshalb seinen Kapellan Berengar zu der Synode mit der Weisung ab, gegen die Errichtung des neuen Bistums entschiedene Einsprache zu erheben. Der König sah sich inmitten der glänzenden Versammlung, die er zur Verherrlichung seiner Stiftung berufen hatte, so nahe dem gehofften Ziele, plötzlich in die peinlichste Lage versetzt. Die Einsprache des Würzburger Bischofs konnte die Begründung des Bistums, wenn auch nicht völlig vereiteln, doch gefährden, oder auf ungewisse Zeit verschieben; alles mußte ihm daran liegen, die Synode so für sich zu gewinnen, daß er mit der Wucht ihres Ansehens die vereinzelte Einsprache des Würzburgers niederzudrücken vermochte. — Nur durch untrügliche Zeichen der tiefsten Ergebenheit konnte er hoffen, die versammelten Bischöfe ganz für sich und seine Absichten zu stimmen. Kaum war daher die Synode eröffnet, so warf er sich vor der Versammlung zum Staunen aller wie ein Schutzflehender zur Erde nieder. Seine Demütigung gewann ihm die heiligen Väter der Kirche; nur so konnte er erreichen, was er bezweckte. Als der Erzbischof Willigis von Mainz schließlich die Versammlung um ihre Willensmeinung befragte, erklärte zuerst der Erzbischof von Magdeburg, es stehe nach den Worten des Königs der Errichtung eines neuen Bistums kein Hindernis mehr im Wege, und alle Anwesenden pflichteten dieser Meinung bei. Die ganze Versammlung gab endlich schriftlich ihre Zustimmung zu dem Privilegium des Papstes für Bamberg und unterzeichneten die Verhandlungen der Synode. Später gab auch der Würzburger Bischof seinen Widerstand auf. Er schickte sich in den Willen des Königs und dieser nahm ihn wieder zu Gnaden an.

Am 7. Mai des Jahres 1008 trat Bischof Heinrich urkundlich mit Zustimmung des Klerus, der Dienstmannen und des gesammten Volkes seiner Kirche die beanspruchten Teile seines Sprengels für ewige Zeiten ab; dagegen stellte ihm der König gleichzeitig nicht nur über die früher in Tausch gegebenen Güter eine Urkunde aus, sondern fügte auch eine neue Schenkung hinzu. Obgleich der Bau des Bamberger Domes noch nicht vollendet war, trat doch sofort das neue Bistum ins Leben. Als der erste Bischof wurde Eberhard, ein Verwandter des Königs, der ihm bis dahin als Kanzler treu gedient hatte, eingesetzt und noch am Tage jener Synode von Erzbischof Willigis geweiht. Zugleich stellte der König 29 Urkunden aus, durch welche er dem Bistum sechs Abteien unterwarf und zahlreiche Schenkungen machte, sowohl in unmittelbarer Nähe Bambergs wie in weiter Ferne, in Schwaben, im Elsaß, in Bayern und Kärnten.

Der Bau des Bamberger Domes wurde im Jahre 1012 vollendet. Der König hatte seinen 40. Geburtstag zur Einweihung bestimmt und lange vorher alle Vorbereitungen zu derselben getroffen. 45 Erzbischöfe und Bischöfe versammelten sich in Bamberg; alle Großen des Reiches stellten sich ein. Die kaiserlichen Schwestern Ottos III., Sophie und Adelheid, er-



Grabmal des Papstes Klemens II. in Bamberg. Südliche Längsseite.


Grabmal St. Heinrichs und St. Kunigundens im Dom zu Bamberg.

schienen, und selbst Gesandte des Papstes kamen aus Rom. In Gegenwart dieser stattlichen Versammlung fand am 6. Mai die feierliche Weihe statt. Den westlichen und Hauptaltar weihte Bischof Eberhard selbst, die übrigen Altäre wurden von den Erzbischöfen von Köln und Trier, Mainz, Salzburg, Magdeburg und Ungarn geweiht. Eine zahllose Menge von Reliquien, auch Gebeine des heiligen Adalbert wurden in den Altären niedergelegt. Kirche und Bistum wurden der Jungfrau Maria, den Aposteln Petrus und Paulus und den Heiligen Georg und Kilian gewidmet.

Ein stattliches Kloster durfte dem neuen Bistum nicht fehlen, und auch hierfür trug Heinrich Sorge. Es wurde auf einer Höhe bei Bamberg der Bau eines Klosters begonnen, das dem Erzengel Michael geweiht werden sollte. Das Michaelskloster auf dem Engelsberg, wie man es zuerst nannte, wurde im Anfange mit 15 Höfen ausgestattet, die der König zum Teil im Jahre 1015 von den Klöstern Hersfeld und Fulda eintauschte. Die Urkunde, welche den Güterbestand des neuen Klosters verbriefte, ist am 8. Mai 1017 zu Frankfurt ausgestellt worden. Den Bau der Klosterkirche vollendete man erst im Jahre 1021, als die Einweihung durch die Erzbischöfe von Mainz und Köln erfolgte.

Und nicht minder war der König auf die geistige Blüte und geistliche Belebung dieser Stiftung bedacht. Er wollte, Bambergs Klerus solle mit der Sittenstrenge Hildesheims die gelehrte Bildung Lüttichs vereinen. In hohem Maße ließ er es sich angelegen sein, eine reiche Bibliothek zu gründen. Die wertvollen Handschriften, welche Bamberg nach der Wegführung seiner Kleinode nach München geblieben sind, verdankt es größtenteils Heinrich. Nicht wenige Bücher hat er selbst für Bamberg schreiben und mit wahrhaft königlicher Pracht ausstatten lassen; alles, was die alternde Kunst von Byzanz noch leisten, was der in den Windeln liegende deutsche Kunstfleiß erreichen konnte, wurde an ihnen aufgewendet. Andere Bücher wußte er aus älteren berühmten Bibliotheken für Bamberg zu gewinnen; selbst aus weiter Ferne ward manches durch ihn herbeigeschafft. Nicht ohne Verwunderung findet man jetzt dort Handschriften vereinigt, die ursprünglich St. Gallen, Lobbes, Stablo, Piacenza, Reims oder einem normannischen Kloster angehört haben. Mit der Bibliothek kam die Stiftsschule empor und gewann alsbald einen bedeutenden Ruf.

Bald bildete sich um die bischöfliche Kirche eine umfängliche, ziemlich bevölkerte Stadt. Im Jahre 1020 war sie bereits umwallt, eine Brücke führte über die Regnitz. Es war damals, daß ein Papst durch das Stadttor einzog und ihm zu Ehren Feste gefeiert wurden, die alles an Glanz überboten, was jene Zeit kannte. Der Name Bambergs, noch vor einem Menschenalter kaum gekannt, erfüllte das ganze Abendland. Dieser entlegene Ort an den Grenzen der Slawen kam durch Heinrich ebenso schnell zu Bedeutung wie einst Magdeburg durch Otto den Großen.

In allem, was Heinrich für Bamberg tat, stand ihm seine Gemahlin hilfreich zur Seite. Hier, wie in allen Dingen, waren sie beide ein Herz und eine Seele. Kaiserin Kunigunde hat verdient, daß ihr Name mit dem ihres Gatten unzertrennlich verbunden wurde, daß Bamberg ihrer mit gleicher Pietät wie Heinrichs gedenkt. In dem harmonischen Geläute, welches allabendlich in den Straßen und Gärten Bambergs widertönt und fromme Seelen zum Gebete einladet, hallt beider Name und Andenken noch heute fort und wird zu den spätesten Nachkommen gelangen. Die beiden großen Glocken sind Heinrich und Kunigunde getauft.

Nun mögen sie an uns vorüberziehen, all die Männer, in deren Händen der Hirtenstab über Bambergs Diözese seit dem Tage der Gründung ruhte. Welche Bedeutung Kaiser Heinrich seiner neuen Schöpfung beilegte, beweist sofort Name und Stellung des ersten Bischofs: Eberhard I., Sohn des Burggrafen Luitbert von Magdeburg, erprobt durch hervorragende diplomatische Tätigkeit im Dienste Heinrichs, der ihm die Würde eines Kanzlers verliehen hatte. Am 28. Oktober 1007 empfing er aus den Händen Willigis von Mainz die Bischofsweihe. Im Mai des nächsten Jahres ließ sich Bischof Heinrich von Würzburg, besonders auf die kräftigen Ermahnungen des Bischofs Arnulf von Halberstadt und des Erzbischofs Heribert von Köln, zur Abtretung der fraglichen Teile seines Sprengels bewegen, wofür ihm der Patriarch Johannes von Aquileja ein Beglückwünschungsschreiben zugehen ließ. Bald darauf starb der hartnäckige Bischof Meginhard von Eichstätt, und durch Besetzung des Stuhles des heil. Willibald mit einem Geistlichen der Bamberger Diözese, Gunzo, war es Heinrich nicht schwer, auch diese Zustimmung zur Abtretung der gewünschten Teile seines Bistums zu Bamberg zu erhalten.

Eberhard regierte 33 Jahre, und unter ihm sah Bamberg das glänzende Schauspiel eines päpstlichen Einzuges, Benedikts VIII., aus dem Hause der Grafen von Tusculum, eines der tatkräftigsten Päpste. Er hatte am 14. Februar 1014

zu Rom den Kaiser und seine Gemahlin Kunigundis gekrönt und reiste 1020 nach Deutschland, um die Kirche zu St. Stephan in Bamberg einzuweihen und gegen die Griechen, welche in Unteritalien große Fortschritte machten und Rom selbst gefährdeten, vom Kaiser Hilfe zu erbitten. Vor allem erfüllt von den politischen Interessen des Papsttums arbeitete Benedikt im innigsten Einvernehmen mit dem Kaiser eifrig an der kirchlichen Reform und kämpfte durch die Synoden von Bamberg (1020) und Pavia (1022) gegen Simonie und Unsittlichkeit des Klerus. Ja, sogar der Plan eines allgemeinen Landfriedens und einer umfassenden Kirchenverbesserung beschäftigte ihn und den Kaiser.

Heinrich II. starb am 13. Juli 1024 in den Mauern seiner Pfalz Grona bei Göttingen, 52 Jahre alt, nachdem er 34 Jahre das Reich mit unablässiger Fürsorge beherrscht hatte. Er starb in der Fülle seiner Macht, im Glanze des Ruhms, und allseitig wurde sein Tod betrauert.

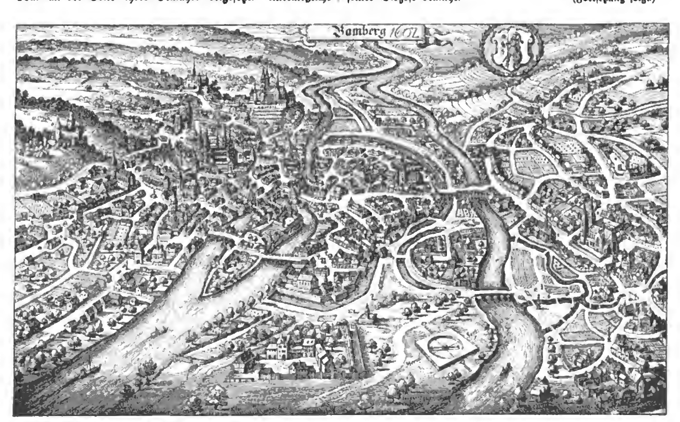
Die Blüte der Menschheit, so schreibt ein Chronist seiner Zeit, der Preis der Könige, der Glanz des Kaisertums, der Leiter der Kirche Gottes, der friedfertige Vorkämpfer der Christenheit, Kaiser Heinrich, er ist dahin. „Europa weine," klagt ein Leichengedicht, „denn du hast dein Haupt verloren. Rom weine, denn du entbehrst deinen Schutzherrn!"

Der Kaiser wurde am 17. Oktober 1024 seinem Willen gemäß in der Mitte des Doms zu Bamberg begraben; die Kaiserin Kunigundis blieb noch ein Jahr in Bamberg und zog sich dann mit ihrer Nichte Uta in die von ihr gestiftete Benediktinerinnenabtei Kaufungen bei Kassel zurück. Dort starb sie am 3. März 1033. Ihr Leichnam wurde feierlichst nach Bamberg gebracht, von Bischof Eberhard eingeholt und im Dom an der Seite ihres Gemahls beigesetzt. Unermeßliche Scharen von nah und fern strömten zu den beiden Leichenfeiern herbei.

Auch Heinrichs Nachfolger bezeigten Bischof Eberhard ihre Huld. Kaiser Konrad II. veranstaltete in Bamberg zu Pfingsten 18. Mai 1035 die feierliche Verlobung seines Sohnes des nachmaligen Kaisers Heinrich III. mit Kunigunde, der Tochter König Kanuts von Dänemark. Auch Heinrich III. hielt oft in Bamberg Hoflager.

Am 13. August 1042 starb Bischof Eberhard und wurde im Dom beigesetzt. Sein Nachfolger wurde der kaiserliche Hofkaplan Suidger von Mayendorf, der Sprosse eines edlen sächsischen Geschlechtes. Sein Andenken lebt in Franken zunächst fort durch die Gründung der berühmten Benediktinerabtei Theres 1043. Zwei Jahre später begleitete er Heinrich III. nach Italien; als Gregor VI. auf der Synode von Sutri 1046 abdankte, wurde der deutsche Bischof Suidger zum Papste gewählt; er nahm den Namen Klemens II. an, krönte am Tage seiner Inthronisation (Weihnachten 1046) Heinrich III. Er genoß die höchste Würde nur neun Monate und starb am 9. Oktober 1047 in einem Kloster zu Pesaro. Seinem letzten Willen gemäß wurde seine irdische Hülle in die geliebte deutsche Heimat überführt und dort im Dom zu Bamberg beigesetzt. — Auf dem bischöflichen Stuhle war ihm der kaiserliche Kanzler Hartwig gefolgt, aus dem bayerischen Geschlechte der Grafen von Bogen stammend. Im letzten Jahre seiner Regierung, 1052, sah Bamberg den Papst in seinen Mauern, Leo IX. den Heiligen, ursprünglich Bruno, Sohn des Grafen Hugo von Dagsburg und Bischof von Toul. — Bischof Adalbero, ein Verwandter Kaiser Heinrichs III., regierte nur vier Jahre, während dieser kurzen Zeit eifrig für das Wohl seiner Diözese bemüht.

(Fortsetzung folgt.)



Bamberg im Jahre 1602. Nach Merians Topographia Franconiae.

Wie sich die adeligen Stiftsherren der fürstlichen Reichspropstei Berchtesgaden vergnügt haben.

Kulturgeschichtliche Schilderung von J. B. Frey in Berchtesgaden. (Fortsetzung.)

Im Zusammenhalt damit berührt es uns eigentümlich, wenn wir in einer Stiftsrechnung von 1661 lesen, daß für eine einzige Triumphpforte aus Anlaß des feierlichen Einzuges des neugewählten Propstes Maximilian Heinrich nicht weniger als 224 fl. ausgegeben wurden, eine ganz horrende Summe für die damalige Zeit!

Nach dem Mittagsmahle, das wenigstens im ausgehenden 17. und 18. Jahrhundert den vorhandenen Küchenrechnungen zufolge sehr opulent gewesen sein muß, konnte man sich ein Mittagsschläfchen oder einen Spaziergang im herrlich gelegenen Hofgarten genehmigen, oder außerdem in den nahen Wäldern sich ergehen. Dieser Hofgarten war von ziemlicher Ausdehnung. Er erstreckte sich auf das Terrain zwischen der heutigen Post-, Maximilians- und Berghofstraße, vom heutigen Forstamt im Norden bis zum Hotel Vier Jahreszeiten im Süden. Außer Nutz- und Zieranlagen enthielt der Garten eine Orangerie und ein Wärmehaus, eine Art Wintergarten. Im Süden umschloß der mit Mauern umgebene Garten einen bewaldeten Hügel, der in älterer Zeit den Namen Belchhofferpühel führte, wahrscheinlich nach einem Stiftsherrn aus dem freiherrlichen Geschlechte der Pellkofer so benannt.[1]

Auf dem Priestersteine gab es eine Kegelbahn, die an schönen Nachmittagen eifrigst benutzt wurde. Auch die P. P. Franziskaner besaßen eine hübsch gelegene Kegelbahn in einem Wäldchen „jenseits des Marktes", wie ein Bericht aus dem 18. Jahrhundert sich ausdrückt.[2] Hier fand sich wohl auch zuweilen der eine oder andere gnädige Stiftskanonikus ein, da das Verhältnis zwischen Stift und Franziskanerkloster meist ein gutes war, wenn auch die hochadeligen Herren die armen Söhne des hl. Franziskus stets etwas gönnerhaft und von oben herab behandelten. Nur einmal erlitten die guten Beziehungen zwischen Stifts- und Klosterherren eine gewaltige Trübung. Das geschah im Jahre 1715, als sich der Franziskanerprediger P. Bonaventura einmal erlaubte, das Tun und Treiben der Herren Kanoniker und gewisse Mißstände im Stift etwas unsanft anzufassen. Das bekam ihm sehr schlimm: er wurde wegen „aufrührerischer Predigten" des Landes verwiesen.

Außer dem Kegelscheiben widmete man sich mit großem Eifer auch dem Scheibenschießen. Das Stift besaß eine prächtig gelegene Schießstätte in den Hofgartenanlagen. Das Ziel stand ungefähr an der Stelle des heutigen Watzmannbräuhauses. Öfter im Jahre wurden von einzelnen Gesellschaften[3], Vereinen, Innungen u. dgl. große Preisschießen gegeben, bei denen häufig auch die Stiftsherren als Ehrengäste erschienen. Manchmal nahm sogar Seine Hochfürstl. Gnaden der Propst selber daran teil. So gaben 1791 die Holzmeister, wie alljährlich, in Lustheim ein Schießen, an dem sich der ganze Hof, mit dem Propste Joseph Konrad an der Spitze, beteiligte. — Bei Anwesenheit des Fürstpropstes in Berchtesgaden, oder wenn vornehme Gäste sich eingefunden, fiel das abendliche Souper stets sehr splendid aus. Auch Tafelmusik ließ sich bei festlichen Anlässen oder Gästen zu Ehren häufig hören. Nach dem Souper gab es musikalische Unterhaltung, oder man machte ein Spielchen: Billard, Schach oder Brettspiel. Ein zuverlässiger Chronist[1]) berichtet auch, es habe im fürstlichen Bräuhause ein kleines aber anmutiges Kellerstübchen gegeben, wo man die Abendstunden bei einfacher Atzung und trefflichem fürstpröpstlichen „Stoff" feuchtfröhlicher Geselligkeit widmen konnte. Bis 1790 wurde im fürstlichen Bräuhause zu Berchtesgaden nur weißes Bier gebraut; von da an auch braunes, nachdem die weitläufigen unterirdischen Kellerräume erbaut worden waren. Bis dahin war das meiste Bier, insbesondere das braune, von Kaltenhausen (bei Hallein) eingeführt worden. Die jährlichen Ausgaben für Bier und Wein im Stift waren sehr beträchtlich. Für Bibliothek und Kirchenbedürfnisse waren zusammen 200 fl. ausgeworfen. Unter Joseph Klemens' Administration wurde der Ansatz für Kirche und Bibliothek allerdings auf 800 fl. erhöht (1715), auf dem Papier nämlich. In Wirklichkeit kümmerte man sich in Berchtesgaden um diese Anordnung des Kurfürsten ebensowenig wie um seine sonstigen Reformdekrete. Die Bier- und Weinrechnungen erreichten die Höhe von 600 bis 700 fl., wobei in Betracht zu ziehen ist, daß zu gleicher Zeit der Eimer Märzenbier auf 2 fl. 10 kr. zu stehen kam. Das Stift besaß außerdem eigene Weinberge in Niederösterreich, bei Krems und Kloster Neuburg. An Wein erhielten die Kanoniker jährlich 200 Eimer, darunter 50 Eimer Kloster Neuburger, an Bier jährlich 100 Eimer von der Hofmeisterei, ein Deputat, das dem aus 6, 8, im höchsten Falle aus 12 Herren bestehenden Kapitel als ungenügend erschien, wie aus einer Beschwerdeschrift von 1715 hervorgeht.

Zu allen Zeiten galt die Jagd als ein vornehmes, ritterliches Vergnügen. Daher darf es uns nicht wundern, wenn wir sehen, daß die Stiftsherren von Berchtesgaden mit allem Eifer sich diesem edlen Sport ergaben. Da wurde am Königssee auf Hirsche, im Wimbachtal auf Gemsen, im Stangenwald auf Rehe, im Röhrichte bei der Insel Christlieger auf Wildenten gepirscht. Freilich, sehr kühne Jäger scheinen die Herren nicht gewesen zu sein. Sie postierten sich meistens am See, während das Jagdpersonal mit Hunden die Hirsche die Klammen herab in den See treiben mußte, wo diese Tiere dann die leichte Beute der Jagdherren wurden. Viel betrieben wurde auch die Vogeljagd, wobei nicht bloß Raubzeug, Auer- und Schildhähne und -hennen, Haselhühner, Schneehühner und Wildtauben, sondern auch sonstige Vögel jeder Art und Gattung, große und kleine, erlegt wurden, sehr im Widerspruche mit unsern heutigen Anschauungen von Vogelschutz! Im Jahre 1737 wurden laut Küchenrechnung nicht weniger als 1144 Stück große und 3169 Stück kleine Vögel in die Hofküche geliefert.[2]) Das Federvieh muß den Herren

[1]) Im Jahre 1558 kommt ein Stiftskanonikus Balthasar Belchofer vor. Der Volksmund hat im Laufe der Zeit den „Belchhofer Bühel" in einen Berghofbüchel umgestaltet. Die heutige Villa Berghof und Berghoferstraße führen somit ihre Namen zu unrecht.

[2]) Dr. F. A. Specht a. a. O., S. 374.

[3]) Die Berchtesgadener priv. Schützengesellschaft ist sehr alt. Im Jahre 1616 bestätigt Administrator Max Heinrich ihre Schützenordnung; 1704 wird ihr die gegenwärtige Schießstätte vom Kurfürsten Joseph Klemens geschenkt.

[1]) Bugniet des Croisettes, fürstbisch. freisingischer Oberhofmarschall. Specht a. a. O., S. 398.

[2]) Linsenmayer a. a. O., S. 359.

ausgezeichnet geschmeckt haben, denn sie hielten sich einen eigenen Vogelfänger, der stets vollauf zu tun hatte; die Örtlichkeit Vogeltenn erinnert noch an ihn und seine Tätigkeit. Auf dem Locksteine errichteten sie auch eine sogenannte Aufhütte mit ausgesetztem Uhu zum Zwecke des Vogelschießens. An Wildschützen hat es übrigens auch schon damals ungeachtet der barbarischen Jagdschutzgesetze nicht gefehlt; die schossen manches schöne Stück Wild hinweg, ohne daß es gelang, die Missetäter zu eruieren und kriminalrechtlich zu behandeln.

Selbstverständlich wurde neben der Jagd auch der Fischfang fleißig betrieben. Lud ja der Bartlmäsee mit seinen köstlichen Saiblingen und seinen wohlgenährten Hechten wie von selber dazu ein. In der Ramsauer und Königsseer Achen fehlt es nicht an schönen und schmackhaften Forellen, welche blau abgesotten an Fasttagen die fürstliche und stiftsherrliche Tafel zierten. Sehr beliebt war das Fischstechen, und mancher Riesensaibling, mancher Zehn- und Zwanzigpfünder-Hecht mußte dabei sein Leben lassen. Von Zeit zu Zeit wurden die großen und kleinen Roßweiher in der Roßöz sowie andere dem Stifte gehörige Teiche abgelassen und ausgefischt, was immer viel Unterhaltung gewährte.

Daß die Stiftsherren ihre Schritte so gerne zum Bartlmäsee lenkten, mag uns schon nach dem Gesagten gar nicht wundernehmen. Die Ausflüge an diesen See boten ja im Winter wie im Sommer herrlichen Genuß. Noch genußreicher wurden sie aber, als der Fürstpropst Kajetan Notthaft im Jahre 1733 das Jagdschloß Bartlmä nebst Kirchlein erbaute.



„Eine Regenspurgische Frau."
Stich von C. Weigel 1703. (Zu S. 552.)

Zur Fahrt dahin stand neben einer Anzahl Einbäume ein Jagd- und Prunkschiff, eine Art Bucentauro, zur Verfügung, zu dessen Bemannung 12 weiß und rot (oder auch weiß und blau 2c., je nach den Hausfarben des gerade regierenden Fürstpropstes) gekleidete Matrosen gehörten. Machte etwa Seine Hochfürstl. Gnaden selber in Begleitung vornehmer Gäste einen Ausflug nach Bartlmä, dann ging es wohl gewaltig hoch her. Das Schiff wurde mit grünem Laubwerk verziert, unter einem Zelte spielte Musik. Es fehlte auch nicht eine kleine Küche, in welcher Saiblinge gebacken und der landesübliche „Schmarren" sowie auch „Rahmkoch" bereitet wurde. Köstlicher Wein würzte das Mahl. Eine schwimmende Batterie mit 6 Zweipfünder-Kanonen weckte ein Echo, stärker und gewaltiger als das ärgste Donnerwetter. Auch Holzstürze wurden den Gästen zu Ehren häufig arrangiert. Und wie lustig ging es dann her in Bartlmä, wo die Frau Fischmeisterin für des Leibes Wohlsein so trefflich sorgte! Allerhand ländliche Spiele kürzten die Zeit: Fingerhakeln und Ranteln, auch Gesang und Tanz seitens bestellter Landleute, Sennerinen, Jäger u. dgl. Besonders lebhaft ging es in dieser Beziehung immer an Bartlmäkirchweih zu. Wer zum erstenmal den See befuhr, der mußte auch die Johanna- und Paul-Kapelle besuchen, um daselbst die Königsseetaufe zu empfangen, ein Ulk, der darin bestand, daß der zu Taufende gehörig durchnäßt wurde. Auch einen ulkigen Namen erhielt der Täufling, z. B. Bartlmäsaibling, Bartlmä-Schwarzreiter, alter Seehecht, Wasserjungfer u. dgl. Bei Vornehmen bestand die Zeremonie nur darin, daß sie ihre Finger in einem vollen Wasserglase benetzten. Natürlich wurden auch die nächstgelegenen Sennhüten: Fischunkel, Reutel 2c. gerne besucht. Wie alles Schöne und Gute auf der Welt mißbraucht werden kann, so führten auch diese Ausflüge nach dem Königsee zu mancherlei Mißbräuchen. So verbot denn im Jahre 1715 der reformeifrige Kurfürst und Stiftspropst Joseph Klemens durch ein Dekret die Lustpartien der Stiftsherren an den Königssee, insbesonders die mit Frauenbegleitung. Wie in anderen Dingen, so hat das Reformdekret auch in diesem Punkte wenig oder gar keine Beachtung gefunden.

Beinahe ebenso beliebt wie die Lustpartien nach dem Bartlmäsee waren die Bergfahrten. Fast den ganzen Sommer und Herbst fanden sich in Berchtesgaden vornehme Gäste ein: Anverwandte der Stiftsherren, Salzburger Dom- und Hofherren, bayerische und freisingische Würdenträger u. dgl. mehr. Mit diesen wurden dann Bergfahrten unternommen auf den Göllstein, die Gotzenalpe, nach dem Taubensee, auf den Ettenberg usw.

Sehr anschaulich schildert uns der freisingische Obersthofmarschall Bugniet des Croisettes[1]) in seinem Tagebuche vom Jahre 1791 eine solche Bergfahrt auf das Roßfeld, an welcher Fahrt auch Celsissimus, der gutmütige, joviale Fürstpropst Joseph Konrad, teilnahm. Früh um 6 Uhr brach die gesamte Hofgesellschaft auf und fuhr zu Wagen bis Baroswacht. Dort setzte man sich zu Pferd und erreichte binnen zwei Stunden das Gaisstallehen, das im Besitze einer Hofrätin v. Tschiderer war. Hier wurden zur Weiterbeförderung der Herren Holzschlitten herbeigeschafft und mit je einem Pferde bespannt. Nun ging's weiter bis zu einer Anhöhe an der Grenzscheide. Hier wurden die Bergfahrer von einer dort bereits aufgestellten Feldmusik sowie mit Böllersalven begrüßt und empfangen. In einem dort befindlichen Kaser war ein kaltes Büfett aufgestellt, dem natürlich wacker zugesprochen wurde. Hernach ging es mit Musikbegleitung weiter bis zum Roßfelde. Nach einstündigem Aufenthalt daselbst kehrte man teils zu Fuß teils per Holzschlitten wieder zum Gaisstallehen zurück und nahm hier ein köstliches Diner ein, das die Frau Hofrätin hergerichtet hatte,

[1]) Dr. Specht a. a. O. S. 390.

ließ sich von der fürstlichen Hofdienerschaft feinstens bedienen, trank auf das Wohl des gnädigsten Herrn „unter Abfeuerung der Böller und beständiger Musik" immer noch eins und traf endlich 9 Uhr abends wieder in Berchtesgaden ein.

Beabsichtigte Celsissimus allein oder mit einigen Kapitularen oder mit fremden Gästen eine Einfahrt ins Bergwerk, so wurde auch da immer großes Gepränge entfaltet. Die Bergknappen rückten in voller Gala aus, mit weißen Anzügen und schwarzen Bergkappen nebst Bergleder, und bildeten, mit ihren Werkzeugen versehen, Spalier, während die Bergmusik ein Stücklein nach dem andern blies. Nach verrichtetem Gebete bewegte sich der Zug in den Berg, von zirka 40 Fackelträgern begleitet. Die Herren saßen auf kleinen Wägelchen, sogenannten Hunden, die von Bergknappen gezogen wurden. Natürlich waren im Innern die Hänge- und Senkwerke aufs herrlichste beleuchtet. Nachdem die unterirdischen Herrlichkeiten genügend bewundert worden, fuhr man wieder zutage und trank dann im sogenannten Bergstübel des Oberbergmeisters mit frohem Mute ob der glücklich bestandenen Fährlichkeiten ein Gläschen des besten Weines, oder es wurde auch ein solennes Souper im Brunnhause serviert, wobei die Bergmusik sich hören ließ und auch wohl von den Tafelgästen lustigen Lieder gesungen wurden.

War einmal gerade im Stift zu Berchtesgaden gar nichts Besonderes los, dann wußten die Stiftsherren der drohenden Langeweile dadurch sich zu entziehen, daß sie irgendeine Exkursion in die Nachbarschaft unternahmen. Am beliebtesten war wohl der Ausflug nach Salzburg, vorausgesetzt, daß das Stift mit dem fürsterzbischöflichen Nachbar nicht gerade in Fehde lag. Auf dem Weg dahin gelangte man nach Gartenau[1]), wo das Stift ein stattliches Schloß besaß, mit Gartenanlagen und Wasserkünsten, welche mit denen in Hellbrunn wetteiferten. Da ließ es sich schon einige Zeit aushalten. In Salzburg selber eignete dem Stifte der „Berchtesgadener Hof", der sehr wohnlich eingerichtet war. Da die Berchtesgadener Kanoniker mit den Domherren in Salzburg sowie den Herren des fürsterzbischöflichen Hofes durch mannigfache Bande der Freundschaft und Verwandtschaft verbunden waren, so gab es zu Besuchen in Salzburg Veranlassung genug. Diese gestalteten sich denn auch jederzeit sehr angenehm und genußreich, da in Salzburg an pomphaften Hoffesten und Gastereien, an Konzerten und Theatervorstellungen kein Mangel war. Allerdings ging bei solchen nachbarlichen Besuchen in Salzburg immer sehr viel Geld auf, wie die Stiftsrechnungen im einzelnen beweisen. — Außer von Exkursionen nach Salzburg berichten die Rechnungen auch von solchen nach Baumburg, Altötting, Tegernbach bei Mühldorf und anderen. Außerdem boten Familienbeziehungen erwünschte Veranlassung zu kleinen Reisen: irgendwelche Familienfeste, Hochzeiten und Sterbefälle u. dgl. Die Anteilnahme an Hochzeitsfeierlichkeiten war zwar durch Ordensstatuten und spezielle Mandate strenge untersagt. Allein wer kümmerte sich in Berchtesgaden viel um Gebote und Verbote der Statuten! Seit Propst Michael Balthasar war jedem Kapitulare eine jährliche Ferienreise gestattet. Die fratres studiosi, die Domizellaren erhielten einen besonderen Zehrpfennig zu Ferienausflügen zugebilligt.

Musikalischer und dramatischer Genüsse halber brauchte man übrigens nicht unbedingt außer Landes zu gehen, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß natürlich die Residenzstadt der pracht- und kunstliebenden Salzburger Fürsterzbischöfe hierin ungleich Bedeutenderes bot.

[1]) Eigentlich Kattenau, d. i. wüste, unschöne Au, im Gegensatz zur schönen Au bei Berchtesgaden.

(Schluß folgt.)

Die Furtfräulein.

Eine Sage aus der Altmühlalp, neuerzählt von J. Müller, Lehrer in Morsbach.

Illustriert von Rolf Winkler.

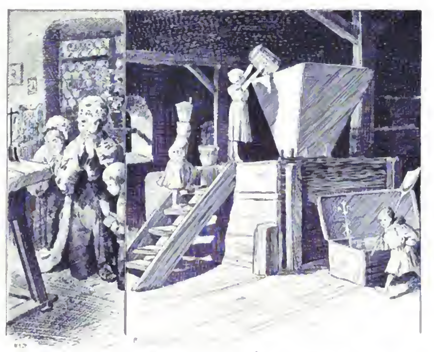
An der Nähe des idyllisch gelegenen Pfarrdorfes Altdorf grüßen von einem nahen Hügel die Ruinen der alten Burg Brunneck, einst der Sitz wilder Raubritter, in das anmutige Tal der forellenreichen Anlauter hernieder. — Dem Wanderer, der von der stolzen Höhe seinen bewundernden Blick über das Gelände schweifen läßt, eröffnet sich eine prächtige Aussicht über ein „herrliches Landschaftsbildchen in tiefgeschnittenem Bronzerahmen".

Durch das fruchtbare Tal, begrenzt von waldreichen Bergeshalden, wälzt in silbernen Zickzackstreifen die Anlauter ihre murmelnden Wasser. Ein paar Minuten unterhalb Altdorf liegt an dem Forellenbache eine klappernde Mühle, die Furtmühle genannt, deren Entstehung noch in die sagenreiche Vorzeit fällt. In ihrer Nähe befindet sich in einer Bergeshalde das Furtloch, eine pyramidalisch gebildete Höhle am Fuße eines turmförmigen Felsens von ungefähr 4 m Durchmesser und 10 m Höhe mit tropfsteinartig überzogenen Wänden. Der Eingang zur Höhle ist eng und niedrig, so daß man durch ihn nur in kriechender Stellung in das Innere der Höhle gelangen kann.

Vor vielen, vielen Jahren hatten in dieser Höhle die Furtfräulein, den Menschen gut gesinnte Wesen, ihr Heim aufgeschlagen, um den in Not und Bedrängnis lebenden Bewohnern der Umgegend hilfreiche Dienste zu leisten und Glück und Segen in die Familien zu bringen.

Die größte Wohltat erwiesen sie dem Furtmüller. Dieser, ein braver und rechtschaffener Mann, war ohne seine Schuld durch schwere Schicksalsschläge in eine so große Notlage gekommen, daß er kaum mehr wußte, wie er seine Familie vor völliger Verarmung bewahren sollte. — Unglücksfälle über Unglücksfälle trafen ihn; alle Unternehmungen mißglückten und gereichten ihm zum bitteren Schaden; sein Mühlenwerk war so heruntergekommen, daß er die Konkurrenz mit den andern Müllern nicht mehr bestehen konnte, und er besaß nicht die Mittel, seine Mühle wieder in den rechten Stand zu setzen. Der letzte Sack Getreide, den noch ein barmherziger Mahlkunde gebracht hatte, stand in der Mühle; am nächsten Morgen wollte ihn der Müller auf seinem alten Werke mahlen, so gut es möglich war. — Mit tiefbekümmertem Herzen, niedergedrückt von bangen Sorgen

für die Zukunft, begab sich der Müller in sein Schlafgemach, kniete nieder, verrichtete mit inniger Andacht und großem Gottvertrauen sein Gebet und legte sich mit der Ruhe eines guten Gewissens zu Bette. Während aber das ganze Haus des Müllers in tiefem Schlummer lag, kamen die Furtfräulein, huschten in die Mühle und hantierten und werkten mit solchem Schick und Geschick, daß, lange bevor die Sonne aufging, das Getreide gemahlen war. Und das Mehl war so rein und weiß, wie der Müller lange keines mehr gesehen hatte. Noch mehr als der Müller erstaunte der Mahlkunde über die Schönheit des Mehles und über das gute Maß, das er erhielt. Als die Frauen der Umgegend Nachricht erhielten von dem schönen Mehle, das der Müller jetzt machte, und von dem guten Maße, das er lieferte, wollten alle Mehl von der Furtmühle haben. Fuhrwerk über Fuhrwerk kam, schwer beladen mit Getreidesäcken, so daß die Mühle kaum mehr die Säcke fassen konnte, die eine weit ausgedehnte Kundschaft zur Mühle brachte. Waren aber am Abend die Säcke noch so zahlreich, am andern Morgen war immer das Mehl fertig; die Furtfräulein verrichteten jede Nacht getreulich die Arbeit.



Aber nicht nur in der Mühle, sondern auch sonst im Hauswesen war die hilfreiche Hand der Fräulein tätig. Hatte die Müllerin am Abend einen Zuber Wäsche vorbereitet, am Morgen hing sie, mit kundiger Hand gereinigt, blühend weiß zum Trocknen am Gartenzaune oder auf dem Boden. Wenn die Magd am Abend den Teig zum Brotbacken zurichtete, so kamen in der Nacht die geschäftigen Fräulein und kneteten den Teig und buken das Brot. Ehe des Müllers Hausgesinde zur Morgensuppe kam, durchdrang der angenehme Duft neugebackenen Brotes Küche und Haus.

So hatte in der Mühle die drückende Not bald ein Ende. Der Müller wurde ein wohlhabender und angesehener Mann, dessen Stimme auch im Rate der Männer des Ortes schwer ins Gewicht fiel.

Eines Tages kurz vor Weihnachten sprach nun der Müller zu seiner Frau: „Ich möchte doch wissen, wer uns so hilfreiche Hand leistet. Heute Nacht will ich mich in der Mühle verstecken, um unsere Wohltäter zu beobachten.“ — Gesagt, getan! Der Müller verkroch sich in eine einsame Ecke der Mühle und legte sich auf die Lauer. Um Mitternacht kamen drei niedliche Fräulein, machten sich hurtig am Mühlenwerk zu schaffen und werkten mit solcher Geschicklichkeit und Behendigkeit, daß die Arbeit lange vor Tag beendet war. Nach vollendetem Tageswerk tanzten sie zur Mühle hinaus und verschwanden im Furtloche.

Am andern Tage erzählte der Müller seiner Frau, was er gesehen in der Nacht, und sprach: „Die Fräulein haben uns zum Wohlstande verholfen; dafür müssen wir ihnen dankbar sein. Sie dauern mich, daß sie in der strengen Winterkälte so dürftig umhergehen und frieren müssen. Wir wollen ihnen Kleider machen lassen, daß sie sich bedecken und sich darin wärmen können.“

Die Frau war damit zufrieden. Sie nähte für jedes Fräulein ein Kleidchen und strickte ein Paar Strümpflein dazu; der Mann aber ließ beim Dorfschuster jedem ein Paar Schühlein machen. Als die Müllersleute die Sachen beisammen hatten, legten sie dieselben in der Mühle auf die aufgespeicherten Getreidesäcke und versteckten sich des Nachts, um zu sehen, wie sich die „Wichteli“ dabei stellen würden. Kaum schlug es vom nahen Kirchturme die Mitternachtsstunde, da kamen auch schon die kleinen Fräulein, um die gewohnte Arbeit zu verrichten. Als sie aber die niedlichen Kleidchen und die zierlichen Schühlein sahen, bezeigten sie ihre helle Freude. Mit großer Geschwindigkeit schlüpften sie hinein, hüpften und sprangen darin und tanzten zur Türe hinaus. Seit dieser Zeit blieben sie zwar aus, und niemand mehr hat sie seitdem gesehen; dem Müller aber ging es sein Lebtag wohl, das Glück und der Segen, den die wohltätigen Fräulein seinem Hause gebracht hatten, wichen nicht mehr von seinem Herde.



Kleine Mitteilungen.

Alte Trachten. Wir geben nochmals ein Trachtenbild aus des wortgewandten P. Abrahams a St. Clara Weltgaterie: eine nürnbergische Frau im Regentuch. Der Stich von Weigel ist einer der besten dieses Meisters.

Die Pest in Amberg. 1633 begann in Amberg die hitzige Krankheit und Ruhr, die man der großen Teuerung zuschrieb. Aber im Jahre 1634 trat, wie allerorten in Deutschland, die Pest auf.

Bereits im Mai starben täglich 6—7, im Juli bereits 15—20, später bis 40 Personen. Das Franziskanerkloster, das Spital und Seelhaus, die Ziegel- und untere Nabburggasse, viele andere Häuser, darunter die untere Apotheke, starben aus. Auch in Jesuitenkollegium drang die Seuche. Totenträger und Zuträger starben weg, die meisten Häuser waren infiziert, keine Schlösser zum Sperren mehr vorhanden, und damit die Leute nicht Hungers sterben mußten, trugen sie sich, entgegen den Vorschriften, die Sachen selbst zu. Endlich wurde von der Regierung und vom Rat der Stadt den in den Häusern Versperrten erlaubt, außer der Stadt in ihren Gärten und Feldern frische Luft zu schöpfen. Nach der Epidemie gab es viele leere und unbewohnte Häuser, um die sich niemand annehmen wollte. In der allgemeinen Not gelobte man auf den Rat des Rektors und Jesuitenpaters Kaspar Hell, zu Ehren der hl. Jungfrau Maria auf dem Berg eine Kapelle zu bauen, wohin das wundertätige Bildnis Maria Hilf vom Jesuitenkollegium bereits in den dortigen Wachtturm gebracht worden war.



Eine nürnbergische Frau im Regentuch.
Stich von C. Weigel 1703.

Als Ursachen, warum die Infektion so stark eingerissen, wurden bezeichnet: das heimliche Hin- und Herschleppen von davongetragenen Mobilien und Effekten, darin vielmals die verborgene Kontagion gesteckt; dann der Zuzug von Fremden vom Amt und Lande herein, welche zu Schanzarbeiten nach Amberg kamen; die versäumte Sperrung der infizierten Häuser durch den Pestarzt Dr. Pfenholz; Parteilichkeit zwischen Vermöglichen und Armen in bezug auf den Verkehr. Dr. Pfenholz verteidigt sich: „Er sei mitternachts sogar auf Straßen und Gassen gegangen und geritten, ob die Leute die Häuser zuhaben, wo keine Schlösser vorhanden, habe er die Häuser bei hoher Strafe bannisiert und heimliche Aufseher bestellt; die Delinquenten in Eisen und Banden gehalten, die Weiber mit der Geige bestraft, die Reichen um Geld und Gefängnis u. s. w."

Abt Honorats von Ottobeuren wirtschaftliche Tugend. Für die Beglückung seiner Untertanen scheute Abt Honorat keine Kosten. Zur Beförderung des Verkehrs ließ er im Gebiete des Reichsstifts eine gründliche Straßenrenovation vornehmen, die bei 30000 fl. kostete. Die Holzkultur erhielt unter ihm vorzügliche Beachtung, und um dem Holzmangel zu steuern, kaufte er Tausende von jungen Eschen-, Eichen-, Buchen-, Lärchen- und Akazienstämmen und ließ sie in die Stiftswaldungen zum großen Nutzen für die Nachkommenschaft verteilen. Viele Gründe wurden von ihm entsumpft und in die herrlichsten Fruchtböden umgewandelt. Statt der Pferde verwendete der Abt allenthalben die viel dauerhafteren Maulesel, wofür er zuerst manchen Spott erntete, aber bald auch viele Nachahmer fand.

Das dem Stifte gehörige und durch die Länge der Zeit ganz baufällig gewordene Priorat St. Johann in Feldkirch (Vorarlberg) ließ er mit einem Kostenaufwande von 30000 fl. wieder wohnlich herstellen. Bald nach der französischen Revolution kam eine große Anzahl von Emigranten, besonders Geistliche, Grafen und Edelleute, nach Deutschland. Keiner derselben, der in Ottobeuren einkehrte, zog unbeschenkt von dannen. Mehrere genossen einige Tage, andere ein paar Jahre im Stifte Gastfreundschaft. Der Abt war oft von allem so entblößt, daß er mehr als einmal seine eigenen Kleidungsstücke vom Leibe gab, um diesen Unglücklichen zu helfen. Einem übel beschuhten Emigranten gab er einst seine Reisestiefel. So benahm sich das Stift gegen eine fremde Nation eben zu einer Zeit, wo deren Repräsentanten zu Rastatt (1798) den Untergang aller wohltätigen Stifte und Klöster Deutschlands mit unerhörter Herzenshärte betrieben.

Fürstbischof Franz Ludwig v. Erthal hob in seinen beiden Bistümern auf den Rat des Staatsrates Christian Johann Baptist v. Wagner das Lottospiel auf. Als ihm Wagner mehrfach vorstellte, wie viele Menschen durch dieses Spiel verarmten, wie viele Staatsdiener dadurch auf Abwege kämen, sagte der Fürstbischof: „Wenn ich nur einmal 100000 fl. aus dem Gewinne des Lotto übrig habe, damit das Lottopersonal aus den Zinsen dieses Kapitals bezahlt werden kann, so will ich es auf der Stelle aufheben; bereiten Sie nur einstweilen das Nötige im größten Geheimen vor." — Die Vorsicht segnete seine Gesinnungen, und in wenigen Monaten waren die 100000 fl. aus dem Gewinn des Lotto erspart. Nun hob der Fürst, ohne daß es jemand geahnt hatte, das Lotto in Würzburg auf, veranlaßte auch nachher, daß es in allen Ländern des ganzen fränkischen Kreises aufgehoben wurde. Wenn dieser große Fürst in seiner ganzen Regierung sonst nichts Wichtiges getan hätte, so müßte seine Asche schon deswegen von der spätesten Nachkommenschaft noch gesegnet werden.

Akademische Gerichtsbarkeit. Im Jahre 1631 unterstanden ihr in Ingolstadt folgende Personen: „Die Universitätslehrer und ihre Angehörigen, ein Sprachmeister, vier kostgebende Magister, der Buchhändler, Buchdrucker, Buchbinder und deren Witwen, die Studierenden und auch jene, welche nach absolviertem Studium innerhalb des Quinquenniums auf der Durchreise in Ingolstadt verweilten."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

Druck von R. Oldenbourg in München.


18. Jahrgang 1907.

Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München. Tel. 880.

Nr 50.
Zweites Blatt.

Inseraten-Annahme bei der Expedition des Blattes in München, Glückstraße 8, und bei allen Annoncen-Expeditionen.
Der Insertionspreis beträgt 25 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareille-Zeile.

An unsere Leser!



Das „Bayerland“ tritt demnächst in seinen 19. Jahrgang ein; es hat sich festen Fuß im Lande erobert, und wir rechnen auch fernerhin auf die treue Anhänglichkeit unserer Freunde. Wir blicken mit Stolz auf unseren Erfolg; alle ähnlichen Unternehmungen, welche das letzte Jahrhundert versuchte, scheiterten; das seinerzeit berühmte „Vaterländische Magazin“ brachte es nur zu neun Jahrgängen; das Bayerland hat durch mehr als die doppelte Zeit hindurch seine Lebenskraft bewiesen; dieses freudige Ereignis resultiert daraus, daß wir stets bemüht sind, ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten, unserer Zeitschrift den Vorrang über alle ähnlichen Publikationen zu verschaffen.

Vor allem werden wir wie bisher bestrebt sein, im Bilderschmuck nur das Beste und Gediegenste zu reichen. Vor Jahren wurde die damals noch offene Frage, ob die Dresdener oder die Darmstädter Madonna Holbeins die echte sei, der Entscheidung des Publikums dadurch übergeben, daß beide Gemälde nebeneinander ausgestellt wurden und die kunstsinnigen Besucher in unmittelbarem Vergleiche sich ihr Urteil bilden konnten.

Eine solche öffentliche Preisbewerbung könnten wir getrost wagen; es ist keine eitle Ruhmredigkeit, wenn wir behaupten, daß dem „Bayerland“, sei es aus Vergangenheit oder Gegenwart, kein zweites Werk an die Seite gelegt werden kann, welches zu Bayerns Geschichte und Landeskunde solch reiche und erlesene Illustrationen liefert. Wir benutzen hierbei die Vollendung der modernen Reproduktionstechnik und haben einen mächtigen Vorbehelf in unserem Formate. Übermäßige Verkleinerung schädigt die Wirkung vieler Bilder, insbesondere die Wiedergabe der alten Stiche, die durch uns wieder Gemeingut der Gegenwart werden. Das gilt nicht nur vom künstlerischen Standpunkt, auch die Deutlichkeit und Korrektheit wird geschmälert und vor allem der Wert des Bildes als Erklärer des Textes geschädigt. Das wußten schon unsere Vorfahren, und staunend durchblättern wir heute noch die ansehnlichen Prachtwerke eines Merian und Wenning. Die Durchführung dieses Prinzips überbürdet uns allerdings große finanzielle Opfer, aber wir tragen sie gerne, denn die Sache erfordert sie. Unser Bayern soll um das „Bayerland“ von den anderen Stämmen beneidet werden. Es gibt da oder dort ähnliche Publikationen, vor der kostspieligen Illustrierung scheuten sie alle zurück.

Die gleiche Sorgfalt widmen wir dem Texte. Unter strenger Innehaltung unserer durch Jahre erprobten Prinzipien, der Fernhaltung politischer Streitfragen und sorgfältigster Schonung der religiösen Gefühle, trachten wir danach, Bayern in Gegenwart und Vergangenheit nach allen Seiten hin genau zu schildern. Ein weites Feld ist unserer Tätigkeit eröffnet, eine unermeßliche Fülle des Stoffes liegt vor uns ausgebreitet, und diese Vielseitigkeit unserer Zeitschrift wird als besonderer Vorzug gerühmt. Landesgeschichte und Fürstengeschichte, Beschreibung und Geschichte der Städte, Schlösser, Burgen, Märkte, Dörfer, Kirchen, Klöster, Kapellen, die Lebensbilder unserer berühmten Männer in jedem Zweige des Staatswesens sollen getreulich gepflegt werden. Landes-, Orts- und Personengeschichte, Kunst und Wissenschaft, Landwirtschaft und Industrie in Vergangenheit und Gegenwart werden in buntem Wechsel dem Leser entgegentreten. Niemals werden wir müde werden, die herrlichen landschaftlichen Schönheiten zu rühmen, die in all unseren acht Landeskreisen zu bewundern sind und leider gar oft unbeachtet bleiben.

Für Schule und Haus ist das „Bayerland“ gleich wertvoll. Dem Lehrer ist es namentlich durch seinen Bilderreichtum ein unersetzliches Hilfsmittel für den Unterricht geworden; dem Hause, der Familie ist das Lieblingsblatt, das nur vom Vaterlande, von der Heimat berichtet und erzählt.

Unsere Leser wissen, wie genau und pünktlich wir unsere Versprechungen erfüllen, und wir werden nicht umsonst die Bitte an Sie richten, uns auch im neuen Jahrgange ihre Treue zu bewahren und im Kreise ihrer Freunde für uns Anhänger zu erwerben.

Redaktion und Verlag des „Bayerland“.

„Dann ferner,“ fuhr der Pfleger weiter, „hat die Gänsehirtenliese ein schielendes, verkrüppelt Kind, einen Wechselbalg, den du ihr hingelegt hast, wie sie sagt. War's anders? Rede und gesteh!“

„Ich war bei ihr,“ sagte Else traurig, „als kein Mensch sich ihrer angenommen hat. Das Kind ist krüppelhaft, doch wahrlich nicht durch meine Schuld!“

„Und wer,“ frug Ulrich Gumprecht mit erhöhter Stimme, „wer hat die Fröste und die wilden Wetter alle hergebracht, die seit manchen Jahren so viel Schaden uns getan?“

„Jedenfalls der liebe Gott, der die Bösen strafen und die Guten prüfen will,“ entgegnete mit tiefem Ernst die junge Fließerin. „Kurz und gut, fragt was Ihr wollt, doch solchen Unsinn nicht. Ich weiß, daß ich den Tod verdient durch meiner Sünden Übermaß, aber eine Hexe bin ich nicht!“

Da stand der Gerichtshof feierlich auf, und der Pfleger befahl mit rauher, heiserer Stimme:

„Henker, tuet eure Pflicht im Namen Gottes und der Gerechtigkeit, im Namen des Rates der Freistadt Regensburg, die das hohe Landgericht allhie in Pfandschaft hat, rechtmäßig und verbrieft!“

Dann ließen sich die Gerichtsherren wieder auf die Sessel nieder. Die Henkersknechte aber öffneten eine Doppeltür, den Eingang zur Folterkammer. Ein leises Zittern flog durch Elses jungen Leib, als sie die offene Kammer sah und all die schauderhaften Werkzeuge der irdischen Gerechtigkeit. Die Henker zogen sie hinein und entblößten sie bis auf die notdürftigsten Unterkleider. Hierauf wurde jeder Arm an einen Strick gefaßt und an jeden Fuß ein zentnerschwerer Stein gehängt. Dann knarrte der Krahn und Else wurde mit der furchtbaren Last an den Füßen emporgewunden. Ein Knacken der ausgerenkten Glieder, ein leises Ächzen und Stöhnen, dann Totenstille.

„Im Namen des dreieinigen Gottes gestehe deine Teufelskünste!“ rief laut Herr Gumprecht, „Bist du schuldig der beklagten Hexerei?“

Keine Antwort. Die Henker beschwerten die beiden Gewichte. Erhard der Zenger aber redete der Dulderin folgendermaßen zu:

„Else, bis getröstlichen; tötest du dich selber, so kann ich dir nicht gehelfen; erkennst du nicht, so stirbst du nicht; erkennst du, so mußt du sterben. Es ist aber als gut, du stürbest da!“

Auf diese sonderbare Trostrede hin erhob sich der Obmann der Gewaltboten und rief mit entrüsteter Stimme:

„Ritter Erhard Zenger, im Namen unserer Herren vom Rate verwahren wir uns gegen die eben vernommene Widrigkeit unserer Halsgerichtsordnung!“

Zenger jedoch erwiderte kaltblütig:

„Wäre sie ein Mann, ich würde ihr helfen ze reißen!“

Die arme Verbrecherin aber in der Marterkammer wurde schwächer und schwächer. Der treue Priester neben ihr betete für sie um baldige glückselige Auflösung. Da neigte sie das Haupt, und ein mächtiger Blutstrom quoll aus ihrem Munde. Die Henker ließen sie herab und legten sie auf eine Bank; ihre Brust hob und senkte sich im pfeifenden Atem. Der Zenger aber nahm ein Stück Pergament und schrieb darauf mit markigen, unbeholfenen Zügen an den Rat:

„Ir Ehrsamen und Weysen. Mein willig dienst sey Ew. voran bereyt. Schickt heraus gen Thumstauf ohn Verziehen und lat Else die Fließerin da beschawen, so werd ir innen, wi sie gemartert ist, und sehen, in waz vermögen sie sey an irren Leib. Wann sy noch an der statt ligt, da sy die Martern gelitten, und ist alz Hewt mit Gozleihnam zum Tod verricht worden. Also tue ich Ew. daz ze wissen, daz ir hinfür nit gesprechen mügt, daz ich Ew. soliches nit chunt getan hab und bezeug des mit dysem Brieff. Datum am Erichtag nach Pangrazy anno dom. XLI. Jar.

Erhard Zenger zum Lichtenwald.“

Hernach erhob er sich, ging ohne Gruß von dannen und schwang sich auf sein Pferd mit den zornigen Worten:

„Ich will heimreiten und gäbe gern mein laufendes Pferd darum, wenn sie schon tot wäre; habt sie inne; stünd es als vor acht Tagen, die von Regensburg sollten nicht etwas viel darum nehmen!“

Gerne hätten die Gewaltboten von Regensburg die Else noch weiter gefoltert und zu Bekenntnissen gezwungen; allein in Abwesenheit des Zengers durfte dem herzoglichen Spruche gemäß mit der peinlichen Frage nicht fortgefahren werden. Ulrich Gumprecht ließ deshalb vom Offenschreiber Hans Tewbinger im Protokolle noch des Zengers ordnungswidriges Verfahren bemerken und das Schriftstück schließen d. 15. Mai 1441.

Else Fließerin, die reumütige, hart bestrafte Sünderin, lag indessen in der blutbespritzten Marterkammer in den letzten Zügen. Neben ihr an der Holzbank kniete der brave Schloßkaplan. Einen Arm hatte er unter ihrem Haupte. Mit seiner zitternden Rechten aber wischte er ihr Blut und Schweiß vom zuckenden Antlitz. Von Zeit zu Zeit öffnete sie die großen, schon halbverglasten Augen.



Da neigte sie das Haupt, und ein mächtiger Blutstrom quoll aus ihrem Munde.

„Sei getrost, meine arme Tochter,“ sprach der fromme Priester, „schon schweben die Engel des Herrn nieder, deine geläuterte Seele hinaufzutragen in die Gefilde des ewigen Frühlings. Freue dich und frohlocke, denn unendlich groß ist die Güte und Barmherzigkeit Gottes!“

Ein glückseliges Lächeln huschte über die verfallenen Züge der Sterbenden, dann noch ein schwaches Zucken der Glieder. So starb im Frieden des Herrn die „Stauferwaldhexe“.

Kaspar Braun.

Zu seinem 100. Geburtstage (13. August 1907) von Dr. A. Dreyer.

Der Name Kaspar Braun ist mit dem seines Freundes Friedrich Schneider unlöslich verbunden, und man kann den einen nicht erwähnen, ohne des andern zu gedenken. Die beiden Namen aber bedeuten ein ganzes künstlerisches Programm für sich, eine Summe idealer künstlerischer Bestrebungen, unter welchen die Gründung der „Fliegenden Blätter" der glücklichste Wurf, eine große künstlerische Tat ist. Und es erscheint als ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß der Glücks- und Ruhmesstern Kaspar Brauns erst seit seiner Verbindung mit Schneider sich fortwährend in aufsteigender Linie bewegt. Freilich hatte unser Held nach mannigfachen In- und Umwegen erst kurz vorher sein eigentliches Arbeitsfeld gefunden, das Gebiet, auf dem ihm unverwelklicher Lorbeer sprießen sollte.



Kaspar Braun. Porträt von Anschütz, 1842.

Brauns Wiege stand in der ehemaligen fürstbischöflichen Residenzstadt Aschaffenburg. Seine gediegene Bildung, seine Vorliebe für die alten Klassiker, die er noch in späten Jahren im Urtext las, holte er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das er mit gutem Erfolge besuchte. Sein Herzenswunsch war es jedoch, sich der Malerei zu widmen, und so bezog denn, wie uns Holland in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1877, Nr. 312) ergötzlich schildert, die von Cornelius geleitete Münchener Kunstakademie „ein kleiner, untersetzter, rundlicher Geselle, der im unendlichen Jubel jugendfröhlichster Gesundheit schwamm und an Witz, Humor und toller Laune vergeblich seinesgleichen suchte."

Doch war er trotz seines kecken Jugendübermutes, seiner rosenfarbigen Stimmung nicht müßig, sondern von ehrlichem Streben, von flammender Begeisterung für die Kunst erfüllt. Eine Reihe von ansprechenden Radierungen stammt aus dieser Fachzeit, so auch eine hübsche Ansicht seiner Heimatstadt.

Dem romantischen Zuge jener Zeit, der sich in der Verherrlichung des Mittelalters in Wort und Bild kaum genug zu tun vermochte, konnte sich auch der angehende Kunstjünger nicht entwinden, und im löblichen Wetteifer mit seinem feinsinnigen Freunde, dem Grafen Franz Pocci, entstand eine Anzahl von mehr oder minder gelungenen Burgen, geharnischten Rittern und Reisigen, daneben kühn erfundene Landschaften mit allerlei fahrendem Volke oder mit Hexen und Geistern um Galgen herum. Auch einige schüchterne xylographische Versuche mit unzulänglichen Werkzeugen und ohne nachhaltige Wirkung fallen in jene Periode. — Bald widmete er sich der Ölmalerei, und seine Vorliebe für das Rittertum und für historische Stoffe, insbesondere für Schlachten, tritt hier deutlich zutage in einer Reihe von gut komponierten Bildern, von denen die Schlachtenbilder von Lützen („Gustav Adolfs Leiche auf dem Felde zu Lützen", „Pappenheims Heldentod") und Alling hervorzuheben sind. Mit Porträts seiner Freunde und mit Gebirgslandschaften wechselten Genrebilder von intimem Reiz, ganz in der Art des liebenswürdigen Spitzweg. Eines derselben fand auch den Beifall des bekannten Kunstkritikers Ludwig Schorn, nämlich das Bild eines armen Leipziger Magisters, der von seinem Dachkämmerlein aus in wehmütiger Resignation das einzige Stückchen Welt betrachtet, das sich hier seinem Blick erschließt. Zu dem von Franz Pocci und Guido Görres 1834 herausgegebenen „Festkalender" steuerte auch er ein paar Bilder bei, von denen die Illustration zu dem Gedichte „Der Schneider von Burgund" technisch zwar keineswegs hervorragend ist, doch in der Erfindung viel Humor verrät. Das Märchen seines Freundes Brentano „Gockel, Hinkel und Gackeleia" hatte er ebenfalls mit humorvollen Illustrationen ausgestattet, die der ersten Ausgabe desselben beigefügt wurden. Auch in der Freskomalerei hatte er sich versucht, ohne freilich hier nennenswerte Erfolge zu erringen.

Diese vielgestaltige Tätigkeit, dieses beständige Hin- und Herschwanken von einem Gebiete zum andern offenbart zur Genüge, daß Kaspar Braun selbst nicht wußte, wo die Wurzeln seiner Begabung ruhten.

In einer kleinen Denkschrift erzählt er, daß ihn eine Ausgabe von Lafontaines Fabeln mit Illustrationen von Grandville in Paris zu dem glücklichen Entschlusse drängte, sich der damals allmählich wieder auflebenden Holzschneidekunst zu widmen.

Bekanntlich war diese Kunst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Albrecht Dürer und Hans Holbein auf eine hohe Stufe gelangt, doch schon ein Jahrhundert darauf ganz in Verfall geraten. Erst der Engländer Thomas Bewick (1753—1828) leitete in künstlerischer Hinsicht durch Nachahmung der Kupferstichmanier und in technischer Beziehung durch Anwendung eines neuen Verfahrens und durch Einführung des Stichels statt des bisher gebräuchlichen Messers eine neue Blüteperiode derselben ein. Sein Schüler Charles Thompson verpflanzte die englische Technik nach Frankreich. Nach Max Schaslers Mitteilung (in seiner „Schule der Holzschneidekunst") begründeten die Engländer Andrew und Best im Verein mit dem Franzosen Leloir in Paris eine bald weithin berühmte xylographische Schule, aus der angesehene Holzschneider hervorgingen. In Deutschland wurde diese Kunst in rühmlicher Weise zunächst durch den Berliner Friedrich Wilhelm v. Gubitz gepflegt, der auch als Dichter sich versuchte. (Über ihn ist uns ein geistreiches Bonmot W. von Chézys erhalten: es sei schwer zu sagen, ob „Gubitz sein Holz in Verse oder seine Verse in Holz schneide".) In Wien tat sich Blasius Höfel auf diesem Gebiete hervor, während in Berlin Gubitz bald von seinem Schüler Friedrich Wilhelm Unzelmann überflügelt wurde, der danach strebte, daß der Holzschnitt auch die Eigenart des Zeichners getreulich wiedergebe.

Für die Verwirklichung seiner bedeutsamen Idee gewann Kaspar Braun zwei Freunde, die Künstler Toni Muttenthaler und Johann Rehle, und mit dem letztern reiste er im Frühjahre 1838, mit Geld und Empfehlungen seines Gönners, des Hofrats von Dessauer, unterstützt, zu dem um jene Zeit bestbekannten französischen Holzschneider Henri Brevière, um als Schüler in dessen Atelier einzutreten. Dank seiner zähen Ausdauer brachte er es in kürzester Zeit zu erstaunlicher Vollkommenheit in dieser Kunst.

Nach seiner Rückkehr gründete er mit seinem Gönner eine xylographische Anstalt, die sich insbesondere durch die illustrierte Prachtausgabe des Nibelungenliedes (nach Zeichnungen von J. Schnorr von Carolsfeld und E. Neureuther und mit Text von G. Pfizer, 1842) bestens einführte.

Als sich bald darauf die Geschäftsverbindung mit Hofrat v. Dessauer löste, gewann Braun 1843 in dem Leipziger Buchhändler Friedrich Schneider (geb. 10. Okt. 1815), der schon in frühern Jahren als gemütvoller Jugendschriftsteller hervorgetreten war, einen opferfreudigen Helfer, und die treue Freundschaft der beiden, die erst mit dem Tode Schneiders 1864 erlosch, hat sich nun auch auf deren Söhne, die jetzigen Inhaber der fast weltberühmten Firma Braun und Schneider vererbt. — Das erste größere und erfolgreichste Unternehmen, das aus dieser Verbindung sproßte, war die Begründung der „Fliegenden Blätter" im Spätherbst 1844. Der Gedanke ging von Kaspar Braun aus, und auch die Benennung der Zeitschrift stammt von ihm. Im 16. Jahrhundert hießen die Einzeldrucke „Fliegende Blätter" und auch im 19. Jahrhundert erscheint dieser Name noch zuweilen. (So gab beispielsweise Bechstein einige Radierungen mit erläuternden Versen unter diesem Titel heraus.) Obwohl die ersten Nummern sehr bescheiden auftraten und außer illustrierten Sprichwörtern von Kaspar Braun und politischen Bilderscherzen von Franz Pocci, der einer der treuesten und fruchtbarsten Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" blieb, sonst noch keinerlei Originalartikel boten, so überragten sie die zu jener Zeit florierenden „Pfennig- und Hellermagazine" mit ihren geschmacklosen Zeichnungen ganz erheblich und gewannen sich rasch viele Freunde, namentlich als sie die politische Satire in den Vordergrund stellten. So sicher traf keine satirische Bombe der zahlreichen Witzblätter, die vor und um 1848 wie Pilze hervorschossen und oft nur ein kurzes Dasein fristeten, und selbst die Karikaturen ihres bedeutendsten Rivalen zu jener Zeit, des heute noch bestehenden Berliner „Kladderadatsch", reichen keineswegs an jene der „Fliegenden" heran. Fritz v. Ostini hebt (in „Über Land und Meer", Bd. 71, S. 363) mit Recht den Freimut und die Kraft ihrer Satire in dieser Periode hervor, wie ihn die heutigen Karikaturenblätter nicht mehr kennen.

Der erste Treffer war Poccis „Staatshämorrhoidarius", die leibhaftige, mutwillig boshafte Verkörperung der verzopften vormärzlichen Bureaukratie, und diese drollige Figur, die viel zu lachen gab, geht durch eine Reihe von Bänden der „Fliegenden Blätter". Ihr ebenbürtig stehen die beiden Gestalten des Barons Beisele und seines Hofmeisters Eisele, die in jenen Tagen ebenso populär wurden, wie es heute etwa W. Buschs „Max und Moritz" sind. Braun, ihr Schöpfer, läßt sie durch ganz Deutschland wandern und die ergötzlichsten Abenteuer erleben, wobei er die politischen Mißstände in Deutschland, das Polizei- und Paßwesen, die Revolution und die Reaktion und insbesondere die deutsche Kleinstaaterei, die sich nicht über die kleinlichen Sonderinteressen hinweg zu einem großen nationalen Gedanken erheben konnte, in drastischster Weise verspottet. Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 gebar Brauns aufgeblasenen, mit volksbeglückenden Phrasen gespickten Demokraten „Wühlhuber", eine ebenso scharfe wie gerechte Satire auf die gewissenlosen Volksverhetzer jener Periode, und als Pendant hierzu die Jammerfigur des ewig unzufriedenen, tatenlosen „Heulmayer", der unverfälschte Typus der ängstlichen, schlafmützigen Philisterseele in diesen sturmbewegten Tagen. In seinen folgenden Figuren, dem schwindelhaften „Master Vorwärts" und dem scheinheiligen „Kornwucherer", grenzt seine Satire schon stark an Sarkasmus. Auch durch andere Typen beteiligte sich Kaspar Braun an der politischen Karikatur, und seine übereifrigen Polizeidiener und beschränkten Spießbürger entlocken uns heute noch ein behagliches Schmunzeln. So konfisziert zur Zeit der ärgsten Polizeiwillkürherrschaft der Polizeidiener den „Freiwilligen Courier", weil der „Herr Kommissari" nicht zur rechten Zeit ins Bureau kommt. Wie hier, schimmert auch aus andern, scheinbar harmlosen Gestalten Brauns ein satirischer Kern hindurch, und die erklärenden lustigen Texte verfaßte Friedrich Schneider, zugleich der geschäftliche Leiter des Unternehmens und in literarischen Fragen tonangebend, während Kaspar Braun sich meist auf die künstlerische Leitung des Blattes beschränkte.

Etwa über ein Jahrzehnt lang kämpften die „Fliegenden Blätter" mit den Waffen der politischen Satire; doch betrachteten sie die politischen Verkehrtheiten und Torheiten nie von der Zinne einer Partei aus; daher waren die Pfeile, die sie verschossen, nie mit Gift getränkt, und die mitunter etwas bittere Pillen, die sie verschickten, wußten sie mit einem Strahl jenes sonnigen Humors zu vergolden, der auch den ärgsten Gegner schnell entwaffnete.

(Schluß folgt.)

Der Fasan in Bayern.

Von Franz Graf v. Pocci.

Das Arbeitsfeld des „Bayerland" ist ein unbegrenztes; weshalb sollte nicht auch der Weidmann zu seinem Rechte kommen, insbesondere wenn sich solch treffliche Gelegenheit bietet wie die Prüfung des vorliegenden Buches: „Der Fasan in Bayern", eine historische und zoologische Darstellung von Franz Graf v. Pocci. Mit 10 farbigen Tafeln in Autotypie und zahlreichen Textbildern (München, Kommissionsverlag von Emil Hirsch).

Schon das erste Blatt erfreut uns mit seiner Widmung „Bayerns erstem und vornehmstem Weidmann, Sr. Kgl. Hoheit dem Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, meinem allergnädigsten Herrn, in tiefster Ehrfurcht alleruntertänigst Franz Graf v. Pocci".

Der Autor war zur Schaffung dieses Werkes wie kein anderer berufen, hatte er doch im Jahre 1906 auf der Jubiläumslandesausstellung zu Nürnberg die Gruppe Fasan selbständig übernommen und durchgeführt. Mochte seine weidmännische Erfahrung, seine Tätigkeit als Besitzer seiner berühmten Fasanenzucht bei Ammerland sichere Bürgschaft geben, daß wir über den Vogel, seine Bedeutung in der heutigen Jagd, seine Zucht und Pflege aufs genaueste unterrichtet würden, so lag immer noch die schwierige Aufgabe vor, uns ein Bild zu geben, wie der Fasan im Lande erschien, die Zeit aufzusuchen, wann die Jagdgesetze von ihm Vermerk machten, die Daten zu liefern, wie er sich allmählich bei uns einbürgerte, die Entstehung der Fasanengehege zu beschreiben.

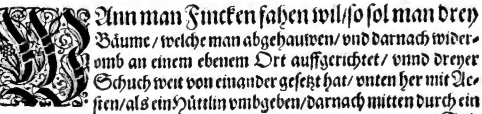
Der Weidmann mußte Büchse und Jagdtasche beiseite legen, sich Tintenglas und Feder beschaffen und statt auf frohe Pirsch zu ziehen, sich in die düstern Schreibzimmer der Archive einsperren lassen, um dort in den Akten nach dem gewünschten Material zu suchen und es aufzustöbern. Und diese schwierige Arbeit, die dem Wesen eines frischen Weidmanns eigentlich ganz zuwiderläuft, ist bestens gelungen. Der strengste Historiker wird sein Lob spenden und dem Buche seine Anerkennung zollen, der geschichtliche Überblick steht würdig neben dem zoologischen Teile und den Kapiteln, welche sich mit Anlage, Aufzucht und Behandlung, Schaden und Nutzen, wirtschaftlichem Werte der Fasanenzucht u. dgl. beschäftigen. Dieser letztere Teil hat bereits in Fachblättern durch Autoritäten, wie Dr. Escherich, die richtige Würdigung und Hervorhebung erhalten.

Mit dieser Gediegenheit des Textes verbündet sich ein ebenso reicher als prächtiger Bilderschmuck, von welchem die Leser des „Bayerland" gleichzeitig durch Proben Einsicht erhalten. Die Bezeichnung „prächtig" bezieht sich insbesondere auf die zehn Farbentafeln; in Meisterwerken des Buntdrucks werden uns die verschiedenen Fasanenarten vorgeführt.

Vom Fincken Herd / wie man auch Rephüner / Wachtelen / Fasanen vnd andere Vögel / mit einem Netz vnd einem Hündlin fahen sol.

Das X. Capitel.





Wann man Fincken fahen wil / so sol man drey Bäume / welche man abgehauwen / vnd darnach widerumb an einem ebenem Ort auffgerichtet / vnnd dreyer Schuch weit von einander gesetzt hat / vnten her mit Aesten / als ein Hüttlin vmbgeben / darnach mitten durch ein Seil /

Holzschnitt von Jost Amann aus Poccis „Der Fasan in Bayern".



Aucupium. Nach dem Original Pieter de Wittes, genannt Candido (1548—1628), im Jagdsaal des Kgl. Nationalmuseums in München. Aus Poccis „Der Fasan in Bayern".

Schon die ersten Zeilen des historischen Teiles geben eine Rechtfertigung, daß der Fasan im „Bayerland" ein Plätzchen beanspruchen dürfte. Der Münchener Poet Matthias Ettenhueber singt in seinem Gedicht „Von der Jagd":

„Nein, keine Lust der Welt ist also angenehm,
Kein Land zur Jägerei wie Bayern so bequem,
Man hört wie Fremde selbst ganz ohne Zwang bekennen,
Daß Bayern sei mit Recht Dianens Sitz zu nennen."

Schon der Name des Fasan, nach dem Flusse Phasis in Colchis, belehrt uns, daß wir in ihm einen fremden Gast zu erblicken haben. Die erste Nachricht über sein Vorhandensein in Bayern gibt uns eine besterhaltene, mit Siegel versehene Urkunde Kaiser Ludwigs des Bayern, welche erst im Sommer 1905 im Kgl. Reichsarchiv zu München gefunden wurde. In derselben verleiht der Kaiser am 26. Februar 1330 dem Ritter Heinrich v. Murr und seinen Erben den Bann über das Holz zu Moringen (heute Großmehring bei Vohburg), das Holz zu Chorsein (vermutlich der heutige Köschingerforst) usw. mit dem Jagdrecht auf Hasen, Rebhühner und Fasanen mit dem Beifügen, daß die Jagdberechtigten auch zur Hege verpflichtet seien.

Pocci macht aufmerksam, daß diese Urkunde von höchstem Interesse sei, da sie beweise, daß bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts Fasanen in der Nähe von Ingolstadt vorkamen; man müsse annehmen, daß der Kaiser in der Nähe Ingolstadts ein Fasanengehege besaß, aus dem ab und zu Vögel verstrichen, da ihr Vorkommen in freier Wildbahn sonst nicht zu erklären wäre.

Der gleichen Zeit entstammen Nachrichten über den Fasan aus der Gegend von Nördlingen; diese Dokumente stammen aus den Jahren 1333 und 1381 und bedrohen die widerrechtliche Jagd des Fasans mit schwersten Strafen; der Fasan kostete dem erwischten Wilddieb den Daumen. Von da ab schweigen die Öttingischen Urkunden über den Fasan. Pocci folgert daraus richtig, daß vermutlich die Grafen von Öttingen, welche sich des öfteren in Böhmen aufhielten, wo der Fasan nachweisbar schon im 11. Jahrhundert vorkommt, von dort aus in ihrem eigenen Lande einen bald wieder aufgegebenen Versuch mit diesem Vogel gemacht haben.

Nach einer längeren Pause wird der Fasan wieder erwähnt in einem Edikte Herzog Ludwig des Gebarteten von Bayern-Ingolstadt, gegeben 9. November 1416 zu Ingolstadt. Auch hier wird der Fasanendieb mit Verlust der Hand bedroht.

Erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kann der Fasan mit Bestimmtheit als Standwild bezeichnet werden. Um diese Zeit erwähnen sowohl die Münchener wie die Landshuter Akten sein Vorkommen.

Herzog Albrecht V. war es, der für das Jagdwesen großes Interesse bekundete und mit allen Mitteln trachtete, die durch den Krieg und sonstiges Unwesen entvölkerten Reviere abermals mit Wild zu besetzen. Die Jagdordnung von 1551 liest sich wie ein Notruf aus jetziger Zeit, wenn es da heißt, das Federwild belangend, dasselbe sei aller Orten des Fürstentums abgängig und würde, wenn nicht zeitliche Einsehung geschehe, in kurzer Weile ganz verloren sein; es wäre daher ratsam, für mindestens drei Jahre jeden Fang von Haselhühnern, Auerhahnen und Spielhahnen einzustellen.

Die Finanznot des Landes nötigte den Herzog, die Ausgaben für die Jagd bedeutend zu mindern und den Hauptschwerpunkt auf das Münchener Gebiet zu beschränken. Die Jägermeister zu Landshut und „vor dem Gepürg" wurden abgeschafft. Den Fasanen scheint wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden zu sein, nur in einer zu Landshut hinterlegten Hofbauamtsrechnung von 1581 lesen wir: „in dem Faszhan-

Garten aichen Tüll Seylen ausgehauen und die Bretter zum Tyll gesäumt."

Pocci gibt uns hierbei die Erklärung der just in letzter Zeit viel genannten Worte Ober- und Unterdill. Tüll oder Tyl ist ein Bretterzaun an Hof, Garten, Jagdpark, daher heute noch im Forstenriederpark die Bezeichnung Ober- und Unterdill für die Jagdhäuser an den beiden Haupteingängen.

In einer Hofordnung von 1552 ist weder von Fasanenmeister noch Fasanenjäger die Sprache; in einer Liste des Zergadeners (Oberaufsehers des herzoglichen Hofspeisekellers) von 1585 werden unter der Rubrik Wildbret „Auerhannen, Pürghannen, Rebhüner, Haselhüner" genannt, der Fasan ist nicht eingetragen. Endlich im Jahre 1597 erscheint ein Wolf Warnperger „übern Faschangarten" gesetzt; er hatte auch „Verrichtung mit Fachung der Schwanen, Khräunich, Wildtgensz, Ändten und anders wilds Gefligl auch zu den Voglherrten zu besorgen". Etwas später führt er den Titel „Vasannenmaister", gleich seinem Kollegen Michael Ertl, „Vasannenmeister bei Mossach in Vasshannengarten." Durch eine „Gepeu"-Rechnung von 1590 erfahren wir, daß auch in Aschheim ein Fasanengehege bestand.

Unter der Regierung Wilhelms V. und Max' I. tritt nachweislich der Fasan in der Landshuter Gegend zum erstenmal auf. Poccis scharfe Beobachtung neigt zwar der Ansicht zu, daß die Tiere in Landshut nur aufgezogen und dann später nach München gebracht wurden; er verweist auf Rechnungen des „Forstmaisterambts Landshut" von 1585 und 1587: „etlich Fassannen lebendig nach München geschickt und mit rupfen tuech eingemacht." In diesen Abrechnungen wird bereits zwischen gewöhnlichen und „anders gefärbten" Fasanen unterschieden. Dem Landgrafen Georg Ludwig v. Leuchtenberg, dessen Land später Erbe Bayerns wurde, bezieht ebenfalls von dort Fasanen, aber wahrscheinlich weniger zu jagdlichen als zu kulinarischen Zwecken.

Ein Dekret, d. d. Erding, 9. 1. 1604, machte der Landshuter Zucht ein Ende; die Bestände dürften nach Erding an Herzog Albrecht, den Schwiegersohn des letzten Landgrafen von Leuchtenberg abgeliefert worden sein, wenigstens sind sämtliche Rechnungen und Kosten auf ihn ausgestellt. Die ganzen Auslagen in dieser Zeit, wobei Weizen, Gerste, Milch und Ameiseneier mit einbegriffen sind, betragen 429 fl. 70 kr.

Noch im Jahre 1615 erbittet sich der nachmalige Winterkönig Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz von seinem Vetter Herzog Maximilian einige Fasanen. Es werden ihm acht Hennen und zwei bis drei Hahnen bewilligt, die Abholung muß er selbst besorgen. Einem Herzog von Sachsen werden 1623 einige kostbare Silberfasanen gesendet; Fürstbischof Heinrich V. von Augsburg erlaubt dem Herzog Albrecht in seinem Land „von seinen Valkhnern Falken fahen zu lassen" und wird dafür mit acht schönen Fasanen überrascht.

Zahlreiche Schriftstücke aus den Jahren 1599 bis 1630 behandeln die Lieferung von „Ammaisz-Eyr"; sehr oft wird Klage laut, daß die Ameiseneier in den Forsten von Unbefugten ausgenommen, in der Stadt verkauft und nicht an die Fasanengärten ausgeliefert würden. Es wurden zum Sammeln eigene Patente ausgegeben.

Kurfürst Ferdinand Maria war kein leidenschaftlicher Jäger, besonders der Fasan kam hierbei schlecht weg. Eines seiner Jagdedikte von 1674 belehrt uns, daß der „gemeine Bauersmann, dessen Kinder und Leut" es liebten, junge Hasen auszuheben, Hühner zu fangen, „Eyer von den Anden und anderen groß und kleinerem Vogelwerk in Gehülzen und Förstenˮ abzunehmen oder die Nester zu „verstöhren oder



Kurfürstin Amalia. Original in der Amalienburg. Nymphenburger Park.
Aus Poccis „Der Fasan in Bayern".

gar unter dem Prätext des Pfifferlingsuchens, Rehkütz und Kälber abzufangen."

Im Jahre 1674 erscheint der Fasan in der Gegend des Ammersees, da Ferdinand v. Törring ein Fasanenhaus zu Seefeld erbaut. Im Jahre 1686 wurde der unter Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn als Tiergarten angelegte Lustgarten des Schlosses Veitshöchheim bei Würzburg durch Fürstbischof Johann Gottfried v. Guttenberg zur Fasanerie eingerichtet. Die Markgrafen von Ansbach und Bayreuth waren bekanntlich leidenschaftliche Jäger. Der Fasan erscheint zum erstenmal in ihren Wildbahnmandaten von 1528. Im Jahre 1600 erkaufte Markgraf Friedrich von Ansbach das Schloß Triesdorf, welches 1615 durch Markgraf Joachim Ernst als Fasanerie eingerichtet wurde. In den Jagdmandaten von 1673 finden wir spezielle Verbote gegen das Wegnehmen von Fasaneneiern und den Diebstahl junger Fasanen. Georg Friedrich ließ 1695 besondere Dickichte und Gesträuche für Fasanen pflanzen und nahm bei der ganzen Anlage sehr darauf Rücksicht, daß die jungen Vögel gegen Überschwemmungen möglichst geschützt seien. Der Markgraf verfaßte selbst genaue Vorschriften über Wart und Zucht der Fasanen, sowie über den zu erzielenden Nutzen. Er war der Erste, welcher aus England die sog. Fasanenverbeller oder barbets importierte, welcher den aufbauenden Fasanen so lange stellte, bis der hinzugekommene Jäger ihn herabschoß. Auch der Hof zu Neuburg beschäftigte sich mit Fasaneriezucht. In den Archiven finden sich wiederholt Aufträge an die Pfleger von Gundelfingen, Höchstädt, die Forstmeister in Burglengenfeld, Liezheim und Heydeck, Fasanen zu liefern.

(Schluß folgt.)

Die Leiden der Stadt Donauwörth während des Österreichischen Erbfolgekrieges (1742—45).

Nach den Berichten der Donauwörther Ratsprotokolle geschildert von J. Traber, Bibliothekar am Cassianeum in Donauwörth.

(Fortsetzung.)

Auf jeden Hausbesitzer trafen 125 Portionen Brot, 71 Portionen Haber und 20 Bund Stroh. Wer das nicht aufbringen konnte, der hatte hierfür 15 fl. 23 kr. zu erlegen. Bald verließen die Ungarn die Gegend um Donauwörth und wandten sich weiter gegen Westen.

Nach dem Verlauf der Wintermonate besorgte der Rat, es möchte der wichtige Paß an der Donau abermals den Österreichern in die Hände fallen; er fragte darum bei dem Kaiser in Frankfurt an, ob sich die Stadt zur Sicherheit in den schwäbischen Kreis, dem Neutralität zugesichert war, begeben dürfe. Die Antwort fiel in verneinendem Sinne aus, indem der Rat am 25. März 1744 die Weisung erhielt, sich in allen Verhältnissen dem Herrn Kommandanten de Guardi unterzuordnen. Der Rat beabsichtigte hierauf, im Einverständnis mit dem Zahlmeister Paur und dem Kommissär Heyder eine Deputation nach Frankfurt abzuordnen, aber die Sache unterblieb. Am 3. April zog die kleine Besatzung, die Seckendorf hierher verlegt hatte, ab, um sich an den Rhein zu begeben.

In den letzten Tagen des April trafen Nachrichten ein, daß die ungarischen Truppen in drei Kolonnen, 24—25000 Mann stark, sich der Stadt nähern. Darüber lesen wir in den Ratsprotokollen vom 1. Mai 1744:

„Nachdem eodem dato ein königl. Hungar. Obrist-Wachtmeister, Namens Herr Baron von Prännßfelt, des Generals Molckschen Regiments zu Fuß, mit einem Detachement um 9 Uhr Vormittag an die alhiesige Statt Donauwörth von der Zirgeßheimer Seithen am Schellenberg hinauf geruckhet und diser allein vor sein Person biß zum Leeder-Thor gekommen und zu dem kayserl. Herrn Commandanten verlangt und als diser ohne einigen Anstand dahin geführt wurde, fragt Herr Commandant, Obrist de Guardi, waß er wolle. Ueber welches Herr Baron von Prännßfelt sich vernehmen ließe, wie daß er im Namen Ihro Majestät der Königin von Hungarn und zwar auß Specialbefehl Sr. Exzellenz Graffen von Badiani (Batthyany), als commandirenden Generalen in denen Landten zu Bayren, die Statt Donauwörth hiermit auffordern und solche gleich zu besetzen verlangte. Der Herr Commandant replicierte hierauf, wie daß er es keineswegs gestatten könnte, indeme dieses unverhoffte Begehren wider die vorm Jahr zu Closter Niederschenenfelt errichte Kayserliche und Königliche Convention lauffe, die alhiesige Statt auch bei dem Reich immatriculiert, sofortḣ unter der Schwäbischen Creyßneutralität mitbegriffen wehre. Gedachter Herr von Prännßfelt wolt sich aber diese Punkten nicht gefallen lassen, noch weniger acceptieren, sondern duplicirte weiters, daß er von der allegirten Schenenfeltischen Convention nichts wisse, noch minder hierauf instruirt zu sein, wie dan auch Donauwörth keine Reichsstadt seye. Sie wollen also nur der bey gegenwärtigen Kriegszeiten zu Wasser und zu Landt höchst benöttigten Passage willen occupiren, indeme es in disen Umbstendten ratio belli nicht anders haben und erfordern will. Wann also Herr Commandant die Statt nicht abtreten wolte, habe er Befehl, keine Hostiliteten (Feindseligkeiten) dermahlen zu verieben, sondern ohne Verzug alles den commandirenten Generalen zu berichten, welche sodann das verer vornemmen werden. Worauf Herr Commandant de Guardi sich weiters vernemmen lassen, er wolte eine Convention oder Capitulation schriftlichen auffsezen und tractiren, waß gestalten er und die mit ihme noch hier sich befindente Invaliden-Mannschaft einen Abzug erhalten solten, wozu sich aber der Herr Baron von Prännsfelt nicht verstehen wolt, indeme Herr Commandant keine Guarnison, sofortḣ auch keine Capitulation zu gewarten habe. Worauf dan von ihme Herrn Obristen und Commandanten der gesambte Magistrat in seiner Wohnung zu erscheinen und sich über dise Aufforderung zu erklären verlanget." . . . „Als hat dan . . . . nothgezwungener der Herr Commandant (der die völlige Eroberung mit allen schlimmen Folgen befürchtete) insonderheitlicher Betrachtung, daß nicht die mindeste Defence vorhandten, die Statt Donauwörth ybergeben, volglich der Magistrat, weillen diser an ihme Herrn Commandanten angewiesen wahre, seine Genehmbung auch darzu geben miessen. Wobey besagter Herr Commandant die Freyheit erhalten, sich in aller Ehr und Höflichkeit sambt seinen Invaliden nacher Wembding zu reteriren. Diser Abzug ist von denen Invaliden den 2. May,

von dem Herrn Obristen und Commandanten Thomaß de Guardi aber den 7. darnach geschehen. Waß von kayserl. Trouppen an wenigen Materialien oder Requisiten zurückgelassen, ist . . . obsigniert und specificirt worden.

Yeber daß ist von den Königl. hungar. und österreichischen Trouppen noch diesen Tag, den 1. May ein Commando von 150 Mann zur Guarnison eingezogen. Die Statt und (den) Magistrat bei Ihren bißhero gehabten und exercirten Privilegien und Freyheiten durchauß zu lassen, in Ihro Königl. Majestät zu Hungarn und Böheimb allerhechsten Namen von dem . . . Obrist-Wachtmeister Baron von Prännsfelt zugleich die wiederholte Versicherung gegeben worden mit Beysaz, daß man sich von der Statt und Burgerschaft lediglich nichts zu besorgen, auch denen Soldaten nichts als Tach und Fach zu geben, dabei aber auch von der Burgerschaft das Gewöhr einzuliefern und selbiges uf das Rathhauß zu depositiren und zu versiglen begehrt, welches man auch vollzogen hat."

Am 11. Mai kam der ungarische Kommandant von Ingolstadt, Baron v. Krottendorf, und ließ in der Stadt bekanntgeben, „daß sich keiner unterstehen solle, bei hoher Straff, in Kriegssachen mit Freindt und Feind zu korrespondiren, zu schreiben oder zu berichten. Item, daß man zu Nachts uf der Gassen mit Licht und Latern gehen und daß noch abgängige Gewehr geliefert werden solle."

Diese Vorschrift hatte wohl darin ihren Grund, daß um jene Zeit König Friedrich II. von Preußen sich neuerdings mit dem Kaiser und Frankreich verbündete. Friedrich wollte in Böhmen einfallen, die Franzosen sollten Bayern erobern.

Bürgermeister Hämmerl meldete am 22. Juni, daß der Kameraldirektor von der ungarischen Administration in München, Graf v. Gaißruckh, vom 14. bis 18. Juni in der Stadt anwesend gewesen sei und die Stadtkammerrechnungen und Originalprivilegien sich habe vorlegen lassen, worauf er von den prätentierten Maut-, Zoll-, Steuer- und anderen gesuchten Einnahmen abgestanden sei und den Befehl habe ergehen lassen, daß der Rat mit Vollmachten am 30. Juni in Ingolstadt erscheinen und dort der Königin von Ungarn den Eid der Treue ablegen solle.

Die erforderliche Vollmacht wurde in der am 27. Juni gehaltenen Ratssitzung in Beisein der Zunftvorsteher ausgefertigt nebst einer auf die Privilegien und Freiheiten der Stadt bezüglichen Remonstrationsschrift an Herrn v. Prännsfeld. — Zur Ablegung des verlangten Eides wurden erwählt: Bürgermeister Hämmerl, Ammann Benckher und der Stadtschreiber als Stellvertreter des Rates, der Stadteiniger August Six, der Krämer Franz Joseph Mayr und der Traubenwirt Johann Georg Keller als Vertreter der Bürgerschaft. Erstere traten die Reise einen Tag früher an, um, falls es Anstände gäbe, zeitlich Abhilfe treffen zu können. Die ungarischen Behörden fanden die mitgebrachten Schriftstücke für ungenügend. — Bis morgens 10 Uhr des nächsten Tages wurde die Ausfertigung eines anderen Vollmachtsbriefes, ohne alle Meldung von Privilegien und Freiheiten, verlangt. Die Königin von Ungarn werde sich, so wurde gedroht, „von der Stadt Donauwörth, welche sie eingenommen und im Besiz hat, alß deren Unterthanen keine leges vorschreiben, wohl aber ehenter darauf ankommen, daß man ein oder zwey Regimenter Banduren dahin marschirn lassen, wan man daßjenige nicht thuen, waß zur Sach verlangt wird. Haben sich ganze Länder, alß da ist Bayrn, Pfalz, ville Stätt und Herrschaften dessen unterwerffen miessen, waß will sich nun Donauworth vill spören und aufhalten, mithin sich selbsten in völligen Umbsturz und in daß Verderben bringen." Die Abgeordneten der Stadt baten um Aufschub und sendeten den Joh. Georg Keller nach



Isabell-Fasan. Nach dem Original im Jagdsaale des Kgl. Nationalmuseums zu München. Aus Voccis „Der Fasan in Bayern". (Zu S. 606.)

Donauwörth zurück zur Ausfertigung eines anderen, unbedingten Vollmachtsbriefes. Am 30. Juni schwuren sodann die Donauwörther den Eid der Treue und des Gehorsams. Die Stadt war hiermit zur Abwechselung ungarisch geworden. Die Zunftvorsteher traten nun am 7. Juli vor den Rat und stellten demselben vor, wie es bei der gegenwärtigen Veränderung der Regierung angezeigt sei, die Freiheiten und Privilegien der Stadt nach Wien zu senden, damit dieselben die Bestätigung der ungarischen Majestäten erlangen mögen. Der Rat wies jedoch das Ansinnen als etwas voreilig zurück.

Am 16. Juli berief der Rat die gesamte Bürgerschaft und die zur Stadt vogt- und steuerbaren Untertanen zu Heißesheim, Nordheim, Mertingen, Asbach, Hamlar, Brachstatt, Urfahr, Auchsesheim und Felsheim auf vormittags 9 Uhr auf das Tanzhaus, wo der Bürgermeister den Versammelten den der Königin Maria Theresia von Ungarn zu schwörenden Huldigungseid vorlas und von Wort zu Wort nachsprechen ließ.

Bald machten sich nun die Bedrückungen des neuen Regiments für die Stadt fühlbar. Der Kommandant zu Ingolstadt, Baron v. Krottendorf, forderte unter Androhung von Strafen am 1. September für die Offiziere ein monatliches Tafelgeld von 80 fl. Die dahier in Garnison liegenden Kommandanten Buday und Kyß blieben mit gleichen Forderungen nicht zurück; sie begnügten sich jedoch mit einem monatlichen Servisgelde von 30 fl. nebst den Holzgeldern, zu welcher Leistung der Rat sich abermals entschließen mußte. Er berief am 5. September die Zunftausschüsse und trug denselben vor, daß v. Krottendorf 400 fl., Oberstwachtmeister von Prännsfeld 71 fl., die beiden hiesigen Kommandanten 275 fl. vom Mai bis September forderten und die Schiffer für nach Ingolstadt geführte kranke Panduren 155 fl. und die Bäcker für geliefertes Kommißbrot 156 fl. der Stadt berechneten. Zur Bestreitung dieser Ausgaben wurde die Erhebung einer halben Steuer beschlossen.

Da infolge des vorhin erwähnten Bündnisses König Friedrich II. von Preußen in Böhmen eingefallen war und Prag eingenommen hatte, so sah sich der österreichische Feldherr Prinz Karl von Lothringen genötigt, das von ihm eroberte Elsaß mit 80000 Mann zu verlassen und nach Böhmen zu eilen. Auf dem Marsche dahin berührte er die Stadt Donauwörth. Aus dem Lager bei Amerdingen erschien am 7. September ein Offizier mit 40 Mann vor dem Rate und forderte eine Lieferung von 140000 Portionen Brod, 86000 Portionen Haber, 80000 Portionen Heu, 23000 Bund Stroh, 1300 Klafter Holz. Von der Stadt und der Reichspflege sollte alles bis zum 10. September aufgebracht werden. Der Rat und die Zunftvorgeher waren in größter Verlegenheit. Sie ordneten unverzüglich eine Deputation nach Amerdingen oder Bissingen an den Prinzen von Lothringen ab, um Milderung zu erflehen. Der Prinz erklärte: Die Stadt möge leisten, was sie vermöge, das übrige aber aus dem Neuburger Gebiete erheben. Der Oberstleutnant von Posch, der das Verpflegswesen leitete, wollte jedoch von der erhaltenen Vertröstung nichts wissen, sondern drohte die strengste Exekution an. Der Rat verstand sich nun zur Lieferung der Hälfte; die andere Hälfte sollten die Reichspflege, die Klöster Heilig-Kreuz und Kaisersheim und der Deutschorden übernehmen. Aber auch das überstieg die Kräfte der Stadt, denn es konnten nur 25600 Port. Haber, 13000 Port. Heu und 456 Klafter Holz zusammengebracht werden. 12200 Port. Heu wurden von Gemeinen und Offizieren aus Städeln und Häusern weggenommen. Weil es an Brot gänzlich fehlte, so sollten hierfür, unter Nachlaß von 466 fl. 40 kr., 4000 fl. bar erlegt werden. Da die städtischen Kassen aber vollständig leer waren, so erließen der Kriegskommissär Graf v. Salenburg und der Proviantdirektor, Oberstleutnant Posch, den Befehl, den Stadtschreiber Wüntter und das Ratsmitglied, Apotheker Johann Ulrich Six, als Geiseln festzunehmen. Der letztere ergriff jedoch die Flucht, wofür sein Haus mit militärischer Exekution belegt wurde. Auf die Bitte des Magistrats streckte nun das Kloster Heilig-Kreuz die 4000 fl. vor, worauf der Stadtschreiber am andern Tage wieder die Freiheit erhielt.

„Nach deme", so erzählt das Ratsprotokoll, „nun diese vorbenante hungar. Armee den 14. und 15. September von hier gröstentheilß in Böheimb, ein Theil aber davon in Bayrn abmarschiert, einige Trouppen aber unter Commando des Herrn General Tripps alhier und nächst an der Statt auf der Mazenau stehend verblieben, so ist daraufhin den 22. September von gedachtem General Tripps und zwar auf Ordre des Königl. Generals Baron von Bernklau dem Magistrat und Statt Donauwörth weiters aufgetragen worden bei militärischer Exekution und schweren Einsehen, sohin mit Feuer und Brandt zu verfahren, inner Zeit von 24 Stundten abermals 4000 fl. Brandschätzung zu erlegen, wie dan längstens in zwei Stundten ein jeder Burger 5 Punt Stroh und 10 Bechkränz vor sein Haus legen (und) zu dem Endte das Bech ufm Danzhauß holen solle. Hierüber wahre guether Rhatt theuer. Bei dem Magistrat aber nichts alß Lammentirn, Seuffzen und Jammern, zemahlen man bey der Statt und Burgerschaft vorhin nichts weder Schuldenlast, Noth und Armuth, mithin nichts als pur lauther Ellent, Verderben, sohin Hauß und Hoff zu verlassen und zu entfliehen, vor sich zugleich nichts anderß alß den laidigen Bettel zu hoffen hat. Biß nun diese abermahlen anbegehrte 4000 fl. bezahlt, ist mehrmalen der Stattschreiber Wüntter und der Stattamman Benkher alß Geißl weckhgenommen und auf Ordre des Herrn Generals Tripps nacher Rhain zu dem Herrn General Bernklau durch bewaffnete Tragoner-Mannschafft gefänckhlich yberschickht worden und zwar weillen weeder Pferd noch etwas zum Fahren zu bekommen, mueßten sie beede Arrestanten zu Fueß biß uf Rhain so starkh mitmarschiern, alß starkh die Tragoner geritten sein. Der Stattschreiber wahre schon bei Alter und ein Mann von 60 Jahren. Wie nun deme dieser Marsch angekommen, wirdet er schon empfunden haben. Wie diese Beede nun den 23. Sept. nach beriehrtem Rhain gebracht, seint sie anfangs uf die General-Wacht, wo andere Musquetier- und Banduru-Manschaft, nemblich in der sogenannten Mezgt oder Fleischpandh verwahrlich und mit blossen Bajonet zu verwachten gelegt; nachgehents aber auf Befelch besagten Generals von Bernklau in deß Herrn Gerichtschreibers Behausung zu verwachten gethan worden mit dem Auftrag, daß sie Arrestanten umb Erledigung deß Gelts sorgen vnd nach Donauwörth schreiben sollen zu Abwendung anderer yber die Statt sich aufziehenter Volgerung. Da nun sie Beede bei einem ohne daß nach Donauwörth abgegangenen Commando und Ordonanz-Officier an den löbl. Magistrat geschriben, sohin die Gelter sovill möglich zusammen zu bringen und nacher Rhain zu ibersenden solicitirt haben, wahre endlich

den 24. Sept. darauf in der Friehe beriehrter Officier mit 2000 fl., in einem Sackh verpetschierter, angelangt, welche Gelter sodan an Herrn General Bernklau erlegt und sie beede Geißl eodem dato nach Mittag umb 4 Uhr ihres Arrestes entlassen (und) mit einem ohnedem hieher gegangenen Commando nacher Hauß zu gehen befelcht worden, so auch in selbiger Stundt unverziglich geschechen miessen; wie dan dise zwey Geißl zu Nachts erst umb 7 Uhr zu Fueß eingetroffen haben. Und seint obbenante 2000 fl. abermahlen auf bittliches Ansuechen von dem löbl. Closter Heil Creuz alhier hergelichen worden.

Entwischen wahre der Herr General Tripps mit seinen unterhabenten Truppen bestendtig alhier zu Donauwörth stehent gebliben und hat man dise, wie auch den Commandanten vnd all ander hungar. Officier nach Verlangen mit Speiß und Tranckh versehen, dem Commandanten absonderlich 4 Duzet Ducaten parr erlegen, zugleich 410 Panduren oder Croaten zur Verpflegung vor Fleisch und Pier jeden täglich 9 kr. bezallen miessen, so daß yber 14 Täg lang dises, auch waß uf dem General-Commandanten und andere Officier erloffen, die Statt und Burgerschafft täglich yber 200 fl. gecostet, welches dann biß auf den 2. Oktober continuiert hat. Wo man ein alß andern Weegs nebst Leib- und Lebensgefahr bestendtig in Sorgen stehen miessen, daß die ganze Statt von diesem hungar. Kriegsvolckh außgeplündert vnd sodan angezündt und abgeprent werde. Derentwillen der Magistrat, besonders der Herr Bürgermeister Hämmerl, Herr Stattaman Benckher und der Stattschreiber offt ganze Nächt hindurch besorgt und bemiehet sein miessen, um noch grösseres Unheill und den völligen Untergang der Statt Donauwörth zu verhietten. Da inmittelß die Statt von ihnen hungar. Völckhern 14 biß 16 Täg lang geschlossen, auch aller Handel und Wandl gespert vnd aufgehoben gewesen, auß Beisorg, es mechten die sich auf 3, 4, 5 und 6 Stundt weith auf der Seithe Nördlingen und Markt Bissingen her sich genäherte Kayserl. Trouppen solche ungefehr attaquirn und yberrumplen. Dessen dan ungeacht hat sich ergeben, daß widerbesagte unsere Kayserl. Trouppen unter Commando Ihro Excellenz Herr General St. Germain den 2. Oktober, alß an einem Freytag in der Friehe umb 6 Uhr, die alhiesige Statt bei dem obern Nördlinger Thor mit dem Degen in der Faust attaquirt und eingenommen, soforth die hungar. Trouppen darauß verjagt und biß yber die Donau-Pruckhen sigreich, Gott Lob! verfolget, darburch die Statt Donauwörth ruemb- und preißwirdig eingenommen, ainige hungar. Panduren niedergehauen und von disen Peuth gemacht. Die gemelte hungar. Völckher aber die Donau-Pruckhen angezint vnd in der erst kurz zuvor nechst der Pruckhen gemachten Schanz und Redouten festgesezt, volglich biß gegen Mittag gegen der Statt mit gross- und kleinen Gewehr sehr starkh geschossen vnd gefeyert. Warnach die Kayserl. Grenadier dise Schanz iber die etwaß in Feyer gestandtne aber zugleich geleschte Donau-Pruckhen mit dem Säbel in der Handt gestirmet und die Panduren oder Crobaten darauß verjagt und zurückgeschlagen, mithin biß an das Dorff Nordheimb im Nachsezen verfolget (und) andurch den Sieg complet bewierckhet haben."

„Den 4. Oktober darauf ist die ganze Kaiserl. und allyrte Armee alhier vor dem Wernitz-Thorr gegen Riedlingen und Neudegg, ein Theill davon aber bei Münster und Erlingshoffen zu stehen kommen unter Commando Ihro Excellenz dem commandierenden Herrn General-Feltmarschall Grafen von Seckhendorff, welche den 5., 6 etc. 7. Oktober stehent gebliben, den 8. dito aber widerumben aufgebrochen, sohin nacher Merttingen, Truißhelmb und in selbiger Refier marschiert (und) dadurch den über den Lech und zu Rhain gestandtnen hungar. und österreich. Trouppen auf den Leib gegangen."

Bald war Bayern von den Feinden befreit und der Kaiser konnte wieder in sein Land zurückkehren. Der Wirt zum goldenen Löwen Franz Bernhard Schaller brachte am 27. November eine Rechnung vor den Rat, nach welcher der General Tripps 1703 fl. 43 kr. für Zehrung und Quartier schuldig geblieben war.

Nach dem Einzuge der Bayern wurden der Bürgerschaft die auf dem Rathause verwahrten Gewehre wieder zurückgestellt. Am 24. Oktober zog ein pfälzisches Hilfskorps durch die Stadt, das sich nach Neuburg und der Oberpfalz wandte. Auch das Jahr 1745 begann wieder mit drückenden Kriegslasten. Am 6. Januar zogen 9 Kompagnien Franzosen von dem Regimente La Mark hier ein. Im Ratsprotokolle ist unterm 8. desselben Monats zu lesen:

„Nachdeme von Ihro Kayserl. Majestät . . . sub dato München, (den) 24. Nov. et 27. Dezember ao. 1744 befolchen worden, daß die hier einruckhende Königl. französischen Auxiliar-Trouppen mit Brodt, Haaber, Hey, Stroh, Holz und anderm verpflegt werden sollen, die Geltmittlen hierzu aber bey gegenwerthig schon in die 4 Jahr anhaltenden schwehren, verderblichen Kriegszeiten weder bey der Stadtcammer, noch weniger der zum Theill biß auf das Blueth erarmbten Burgerschafft und allenthalben fürwaltenden grossen Armueth und Unvermögenheit, wo Handl und Wandl, auch andere Nahrungs- und Geltmitlen gehemmet und abgeschnitten, sohin zum Steuer- und Anlag geben sye Burger gänzlich ausser Standt und Cräfften gesezt sein, nicht zu haben, dahingegen Ihro Kayserl. Majestät . . . entschlossen und in dem hierüber ergangenen Befelch der allergnädigisten intention seyn, solche denen Trouppen abreichende Verpflegung in Zukunfft an denen Steuern und derley herrschafftl. Schuldigkheiten sich widerumben aufrechnen und abziehen zu lassen, zu dem Ende man alle Cräfften anspannen vnd solche Verpflegung bestreite solle." Der Magistrat hatte deshalb die Zinser und Vorgeher der 18 Zünfte einberufen, um über Aufnahme eines Kapitals von 4000 fl. zu beraten, „wo man etwan den Credit findten mechte." Das Kloster Heilig-Kreuz lieh am 11. Januar diese Summe dar, wobei zur Sicherheit die „Wendlsau" verschrieben wurde.

Das Darlehen war aber schon nach wenigen Monaten verbraucht, denn die Franzosen standen noch immer in Donauwörth. Die Stadt borgte daher am 5. April aufs neue 3000 fl. von dem gräfl. Rat und Pfleger zu Oberndorf, Christoph Bernhard Gratter, gegen Verschreibung der „Aeckher auf dem Schellenberg hinter dem Kreps-Wirtshauß." Und „in größter Jammer, Noth und Ellent" nahm der Rat am 15. April die Widlschen Depositengelder im Betrage von 800 fl., um die Lieferanten, die Juden Henle und Nembele von Buttenwiesen, zu befriedigen.

(Schluß folgt.)

Zum Jahrhundertgedenken der Aufhebung des Kapuzinerklosters in Wasserburg a. I.

Von K. Brunhuber.

Das Kgl. General-Landeskommissariat benachrichtigt unter dem 18. Dezember 1806 das Kgl. Landgericht und Rentamt Wasserburg von der Auflösung des Kapuziner-Konvents Wasserburg und von der Ernennung des quieszierten Landrichters v. Dietz als Kommissär. Es notifiziert die Transportierung der Kapuziner nach Altötting und Burghausen und stellt zugleich den Kgl. Rentbeamten Cajetan Stecher als Transport-Kommissär auf. Das Verzeichnis der von den Kapuzinern mitzunehmenden und mitgenommenen Effekten wird von Guardian P. Florentianus ausgestellt. Am 5. Januar 1807 reisen in zwei Schiffen die Kapuziner mit Ausnahme des P. Guardian, des kranken P. Josaphat und zweier Laienbrüder, sowie weiterer vier P. Kapuziner nach Altötting ab; die letzeren werden in 3 Wagen zu Land nach Altötting gefahren. Reise- und Transportkosten für die 32 Personen = 279 fl. 51 kr. ausschließlich eines vom Kommissär v. Dietz geleisteten Vorschusses von 400 fl. Das mobile und immobile Vermögen der Kapuziner wird auf 3300 fl. 15 kr. geschätzt. Vom 9.—16. Februar 1807 werden die Mobilien, Kircheneffekten u. a., mit Ausnahme des in die Münze nach München gesendeten Silbers, versteigert.

Die nach München überwiesenen Gegenstände im Schätzungswerte von 673 fl. 6 kr. waren folgende:

1	silbern. und vergoldeter Kelch zu	1 ℔ 29 Lot	. . 89 fl. 28 kr.
1	ditto	„ 1 „ 17 „	. . 71 „ 52 „
1	„	„ — 28 „	. . 40 „ 8 „
1	„ mit Zierde	„ — 38 „	. . 54 „ 28 „
1	„ „	„ — 35 „	. . 50 „ 10 „
1	„ „	„ — 32 „	. . 45 „ 52 „
1	„ „	„ — 32 „	. . 45 „ 52 „
1	Kelch von schlechtem Silber	„ — 45 „	. . 45 „ — „
1	silbern. u. vergold. Ziborium von schlechtem Silber . . .	„ 2 ℔ — „	. . 64 „ — „
1	silb. u. vergold. Monstranze mit Laubwerk und böhmischen Flußsteinen à 1 fl. 16 kr.		. 166 „ 16 „

Bei der Versteigerung wird unter anderem verkauft das Bildnis St. Joseph und St. Bernhard um 53 kr.; 1 Muttergottesbild in einem Kasten auf dem Altar des 3. Ordens nebst Partikeln um 16 fl., Aufwurfspreis 4 fl.; den Hochaltar samt Altarblatt vom Maler Wink in München nebst Tabernakel, aufgeworfen um 5 fl., ersteht der Spitalmesner in Wasserburg um 31 fl. Das Altarblatt befindet sich heutzutage bei den Kapuzinern in Altötting, die beiden Seitenbilder sind am Choraltar der Frauenkirche in Wasserburg, der Tabernakel stand lange Zeit in dem hl. Geistspital Wasserburg; wo er sich gegenwärtig befindet, ist unbekannt. Die zwei Seitenaltäre und Altarblätter von Wink erwirbt die Gemeinde Rieden um 12 fl., Aufwurfspreis 8 fl. Der Altar in der 3. Ordenskapelle samt Altarblatt, aufgeworfen um 2 fl., kommt auf 2 fl. 12 kr. zu stehen.

Die Bibliothek wird von Anton Pogenrieder von Öttenbach besichtigt; dieser schätzt sie auf 27 Zentner und bietet unter der Bedingung des Verstampfens pro Zenter 45 kr. = 20 fl. 15 kr. Dekan Stadtpfarrer Wimmerl von Wasserburg, vom Rentamte um ein Gutachten über die Bibliothek ersucht, übergibt am 24. März 1807 ein Verzeichnis von 186 Nummern, welche er als verkaufbar aus dem verworfenen Wuste ausgewählt erklärt und in Wasserburg, als die Transportkosten nicht abwerfend, zu veräußern beantragt, die übrigen Bücher werden als wertlos bezeichnet. Nach General-Landdirektions-Befehl wird die Bibliothek dem Schreibmaterialienverleger Andreas Kauth in München übergeben. Am 29. August 1807 bittet Kauth, seinem Fuhrmann Kaspar Eicher aus Seeon die zur Zerstörung ausgeschiedenen Bücher zu übergeben und bei den deutschen Büchern die Titelblätter herauszureißen. — Unter dem 12. Juli 1808 wird der Verkauf der Klostergebäulichkeiten um 2500 fl. an den pensionierten Gerichtsdiener Georg Stadler in Kling allerhöchst genehmigt und Extradition befohlen. Ausgaben für Schätzung und Versteigerung 153 fl. 12 kr.

Schließlich sei noch hinsichtlich des Entstehens des Klosters bemerkt, daß zur Erbauung desselben der erste Stein gelegt wurde im Jahre 1624, den 27. September, die Einweihung der Kirche und die Bewohnung des Klosters geschah 1626, den 13. Mai. Die Baukosten betrugen 8320 fl. 55 kr. 1 Pf. Daß die Patres das Vertrauen des Volkes in außerordentlichem Maße besaßen, beweist der Umstand, daß im Kloster allein von 1668—1723 1 244 180 Beichten abgenommen wurden

Kleine Mitteilungen.

Münchener Mozartaufführungen vor 100 Jahren. Als General Moreau an der Spitze seiner siegreichen Armee in München einzog, nahm er von der Residenz Besitz, während die übrigen Generale im Nymphenburger Schloß Quartier nahmen. Der Einzug der Franzosen erfolgte am 28. Juni 1800, und gleich darauf ließ General Moreau den Theaterintendanten zu sich bescheiden und befahl die Inszenesetzung der vielgerühmten Mozartschen Opern „Don Juan“ und „Zauberflöte“. Die nun folgenden Vorstellungen, die den Zeitraum vom 28. Juni bis 20. Juli einnahmen, gestalteten sich zu wahren Festabenden der fremden Machthaber. Die französischen Generale erschienen, mit einem pomphaften Stab umgeben, stets in großer Gala im Opernhaus und lauschten, ganz den damaligen Sitten entgegen, mit bewundernswerter Andacht den Vorgängen auf der Bühne. Moreau und nach ihm namentlich General Lecourbe spendeten rückhaltlose Anerkennung dem großen deutschen Musiker Mozart, der in Frankreich keinesgleichen hätte, während sie die darstellenden Künstler als Sänger von höchster Bedeutung bezeichneten. Die drei Hauptsterne der Oper, der unvergleichliche Bassist Gern, die neuengagierte, mit herrlicher Stimme begabte Primadonna Madame Cannabich und der berühmte Mozartsänger Tenorist Schack wurden vom Generalissimus besonders ausgezeichnet; sie hatten auch die Ehre, öfters zu den Unterhaltungen des Heerführers beigezogen zu werden.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 52. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 18. Jahrgang 1907.

Kaspar Braun.

Zu seinem 100. Geburtstage (13. August 1907) von Dr. A. Dreyer. (Schluß.)

Dennoch erregten sie — freilich nur kurze Zeit und mitten in der Reaktionsperiode — Anstoß, und als die leidigen Konfiskationen sich mehrten, drohten sie in komischer Entrüstung mit der Auswanderung nach der Türkei und gaben auch eine auf türkische Verhältnisse zugeschnittene Nummer heraus.

Bald scharte sich ein Stab erlesener Mitarbeiter um sie, und manches literarische und künstlerische Talent kam hier erstmals zu Wort. Scheffels feuchtfröhliche „Gaudeamuslieder" erschienen hier zum ersten Male, ebenso Kobells „champusfrohe" Trinklieder und seine urkräftigen Dialektgedichte, Dewils (= Podewils), Baraks und Nadlers humoristische pfälzische Gedichte, Felix Dahns Balladen, Ludwig Eichrodts lustige Biedermeierlieder; kurz, in der Liste der literarischen Mitarbeiter sind die klangvollsten Namen vertreten. Dasselbe gilt auch von den Künstlern, von denen die meisten (Schwind, Spitzweg, Wilh. Diez, Adam Ille, Spitzer, Stauber, Oberländer, Wilhelm und viele, viele andere) hier die ersten Proben ihres Könnens ablegten, denen unzählige weitere folgten. Es gibt kaum einen bedeutenden Dichter oder Zeichner, der wenigstens nicht eine Gabe den „Fliegenden" dargeboten hätte.

Als daher die „Fliegenden Blätter" voll freudiger Genugtuung im Jahre 1894 auf ein halbes Jahrhundert ihres Bestehens zurückblicken durften, da nahm fast die gesamte deutsche Presse an diesem Jubelfeste teil, und von den Artikeln, die bei dieser Gelegenheit und bei Erscheinen der 1000. Nummer (1898) sich mit denselben eingehend beschäftigten, seien besonders erwähnt: ein trefflicher Aufsatz von Fred Walter im 5. Jahrgang (Lieferung 5 und 6) der „Kunst unserer Zeit" („Fliegende Blätter, eine Jubiläums-Studie") und als willkommene Ergänzung hierzu eine erschöpfende Studie von Gg. Bötticher im 2. Bd. des 2. Jahrgangs der „Zeitschrift für Bücherfreunde" („Die Münchener Fliegenden Blätter und ihre Geschichte").

Alle diese Aufsätze erkennen es bereitwilligst an, daß in unseren „Fliegenden" ein gutes Stück deutscher Kulturgeschichte steckt, und daß sie — wie vielleicht keine andere Zeitschrift im gleichen Maße — ein getreues Bild der Wandlungen der literarischen und künstlerischen Geschmacksrichtung im Laufe eines halben Säkulums entrollen. Daß in ihnen das anheimelnde Wesen des süddeutschen Humors sich in unvergleichlicher Weise offenbart, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Seit langem halten sie sich von der Politik ängstlich fern und beschränken sich ausschließlich auf die lustige Verspottung der Auswüchse des gesellschaftlichen Lebens. Daß sie noch auf der gleichen künstlerischen Höhe auch jetzt noch stehen, obwohl sie aktuelle Fragen nicht mehr behandeln, wird kein vorurteilsloser Mensch bestreiten. Der beste Beweis hierfür ist ihre steigende Beliebtheit, die sich in der stets zunehmenden Verbreitung bekundet. Um so befremdlicher wirkt die Behauptung Georg Hermanns in einem Aufsatze „Zur Geschichte der neueren deutschen Karikatur" („Zeitschrift für Bücherfreunde", Jhrg. 4, Bd. 2, der zwar den früheren Bänden volle Gerechtigkeit widerfahren läßt), daß sie deshalb, weil sie sich von jeder Kritik des sozialen Lebens und der Politik zurückgezogen haben, heute vielfach für uns antiquiert und — nichtssagend seien." Ich glaube, daß die „Fliegenden Blätter" noch spätere Generationen in gleicher Weise wie uns und

unsere Väter und Großväter ergötzen werden, wenn die meisten Karikaturenblätter, die jetzt nach dem wohlfeilen Tagesruhm haschen, längst vergessen sind.

Kaspar Braun war anfangs selbst sein bester Mitarbeiter; doch später lieferte er nur selten mehr noch Beiträge und begnügte sich mit der artistischen Leitung seiner Zeitschrift.

Ein paar Jahre nach der Gründung derselben verfiel er auf eine nicht minder großartige Idee, für welche er die Mehrzahl seiner kunstbegabten Freunde ebenfalls zu gewinnen wußte: auf die Herausgabe der „Münchener Bilderbogen". Wie dort, schwingt auch hier meist ein unversieglicher, herzerquickender Humor das Szepter; nur wiegt hier statt der satirischen Tendenz das lehrhafte Prinzip vor; doch erscheint es keineswegs nüchtern oder aufdringlich, sondern stets in liebenswürdiger, künstlicher Einkleidung. Die „Münchener Bilderbogen" bedeuten ebenfalls eine epochale künstlerische Tat; denn sie verdrängten mit einem Schlage den Bilderschund, den man bisher oft der Jugend aufzutischen wagte und der durch den billigen Preis bestach. Die Namen der Künstler, die uns schon von den „Fliegenden Blättern" her vertraut sind, begegnen uns auch hier wieder, es sei nur an Schwind, Pocci, Fröhlich, Muttenthaler, Lebschée, Rehle, Schmolze, Stauber, F. und W. Diez, Horschelt, Spitzweg, Ille, Schleich, Lossow, Voltz, Haider, Leutemann, E. und F. Adam, Bechstein, Meggendorfer, Spitzer, Oberländer und Busch erinnert. Bis zur Nummer 238 spendete Braun selbst humorvolle, der kindlichen Denk- und Anschauungsweise glücklich angepaßte Beiträge und zwar 10 im Verein mit Freunden, nämlich mit Pocci, Schmolze, Stauber, Muttenthaler, Rehle, Stölzle, Spitzweg, Schwind, Lichtenheld und Fröhlich (so die urdrollige „Lustige Gesellschaft", die charakteristischen Soldatenbilder aus dem 30jährigen Kriege, die der Natur gut abgelauschten Landschaftsbilder 2c.), 16 allein (das lustige „Lied von der Gans" oder das von der „großen Rübe", die tragikomische Geschichte von Herrn Poschius und seinem Rock" oder vom „bösen Hund", die reizende Schilderung eines „Jahrmarkts", die humordurchtränkten Silhouetten von der „Bauernkirchweih" u. a.)



Das Lied vom Chevaulegér. Von Kaspar Braun.

Eltern und Lehrer griffen begierig nach diesem pädagogischen Bildungsmittel, und nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen außerdeutschen Ländern erfreuten sich die Kinder an denselben. Es steckt auch eine verblüffende Fülle an belehrendem Material darin; dies zeigt sich am besten aus einer systematischen Anordnung derselben durch den Münchener Lehrer Franz Dennerlein 1872 („Münchener Bilderbogen als Unterrichtsmittel", Verlag von Braun & Schneider), als deren Zahl 576 betrug, die inzwischen längst weit über das Doppelte angewachsen ist. Die geschichtlichen Bilder aus dem Altertume und aus der christlichen Zeit, die Kostümbilder, die geographischen und naturkundlichen Abbildungen (240 an der Zahl) wirken ausschließlich belehrend, während die illustrierten Märchen, Erzählungen, Lieder, Sprüche, Spiele und Szenen aus der Kinderwelt und diejenigen Nummern, welche Dennerlein als „humoristische Bilder für große und kleine Kinder" bezeichnet, hauptsächlich eine sittlich veredelnde Tendenz verfolgen.

Wie den Kindern, wollte der ungemein rührige Mann auch dem Volke gesunde Kost in Wort und Bild verabreichen und ein volkstümliches Hausbuch im besten Sinne des Wortes begründen. Dieser Gedanke schwebte ihm vor, als er 1851 seine „Hauschronik" herausgab, die mit vielen hübschen Holzschnitten geschmückt ist und treffliche zum Teil echt volkstümliche Beiträge bekannter Schriftsteller in Poesie und Prosa enthält, Gedichte und Erzählungen von Franz Trautmann, J. F. Lentner, Ludwig Bechstein, Gg. Scheurlin, Fr. Gerstäcker, Fr. Hilarius (= E. Fentsch), Adalbert und Wolfgang Müller u. a. Leider scheiterte das Unternehmen schon nach dem zweiten Jahrgange an der unbegreiflichen Teilnahmlosigkeit des Publikums.

Nicht geringe Verdienste erwarb sich Kaspar Braun auch dadurch, daß er die humorvollsten Erzeugnisse der bedeutendsten Karikaturisten seiner Zeit in Verlag nahm. Einzelne hiervon wurden schon vorher durch die „Fliegenden Blätter" bekannt, z. B. der bramarbasierende „Heedelberger Draguner-Wachtmeester", ein von Heinz Dewis glücklich erfundene Figur, die Wilhelm Diez, der sich schon vor Ludwig von Nagel als lustiger Chronist des Soldatenlebens hervortat, in verständnis- und humorvollen Bildern festhielt. Der genannte Künstler versah auch, im Verein mit J. Walter, die von dem poesie- und musikliebenden Herzog Maximilian von Bayern gesammelten „Posthornklänge" mit trefflichen Illustrationen, während Karl Stieler den stimmungsvollen Text hierzu schrieb.

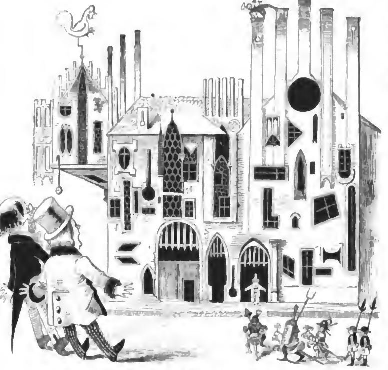


Seufmeier und Bühlhuber. Von Kaspar Braun.

Von dem Romantiker Muttenthaler, einem der ältesten Freunde Brauns, veröffentlichte der Verlag von Braun & Schneider zu jener Zeit die „Bilder für Kinder", mit Liedern von Friedrich Güll; von Max Haider, dem launigen Karikaturisten, seine „Jagd in Bildern" und „Petermanns Jagdabenteuer"; von dem ungemein fruchtbaren Fritz Steub die herzigen Zeichnungen zu den Fabeln und Erzählungen Ad. Kolbs „Der Osterhas" und dessen witzige, auf den deutsch-französischen Krieg 1870/71

gemünzte Parodie des Schillerschen Dramas „Die Jungfrau von Orleans“; von F. Lossow die heitern Bilder „Aus dem Leben der Haustiere“ und von Karl Reinhardt die übermütigen Farcen „Hanswursts Schatzkästlein“ und „Schneider Lapp und sein Lehrjunge Pips“. Pocci selbst erscheint hier mit seinen urdrolligsten Bilderscherzen, der „Lustigen Gesellschaft“ und dem „Lustigen Bilderbuch“, sowie mit einer seiner besten Gaben für die Kinderwelt, dem Büchlein „Was du willst“. Das „Oberländer-Album“ mit den unwiderstehlich komischen „Randzeichnungen aus dem Hefte des kleinen Moritz“ und mit seiner unnachahmlicher Kunst, Tiergestalten menschliche Physiognomien zu verleihen, zeigt uns „den bayerischen Humoristen“, wie Ola Hansson ihn nennt, auf der Höhe seiner jokosen Kunst, und sein genialer norddeutscher Kollege Wilhelm Busch ließ auch hier die Erstlinge seiner etwas bizarren Muse („Kunterbunt“, „Max und Moritz“, „Gedanken und Schnurren“, „Schnurrdiburr“) vom Stapel.

In demselben Verlage erschienen auch die von Franz v. Kobell im Auftrage des Königs Max II. von Bayern gesammelten „Oberbayerischen Lieder“ mit ihren Singweisen, mit außerordentlich charakteristischen Gebirglertypen von A. v. Ramberg, ferner des urwüchsigen Altmeisters der altbayerischen Dialektpoesie beste Schöpfung: seine „Schnadahüpf'ln und G'schicht'ln“; dann Stielers erste poetische Versuche, seine „Bergbleameln“, sowie die von Isabella Braun begründeten und geleiteten „Jugendblätter“.



Eisele und Beisele. Von Kaspar Braun.

Kaspar Braun selbst trat (1866) als Schriftsteller mit einer gediegenen, mit trefflichen Bildern ausgestatteten Monographie des Münchener Landwehr-Zeughauses hervor. —

In den Münchener geselligen Kreisen war er wegen seines kernigen Humors und seines schlagfertigen Witzes eine überaus gerngesehene Persönlichkeit. Frühzeitig wurde er auch zu den Symposien gezogen, die der leutselige Herzog Maximilian von Bayern mit Vertretern des Adels und Gelehrten und Künstlern (wie Kobell und Pocci) abhielt, lange vorher, ehe König Max II. die berühmter gewordene Tafelrunde begründete.

Seine glückliche Ehe mit Fräulein von Effner, der ein Sohn, einer der beiden nunmehrigen Leiter der Firma Braun & Schneider, entsproß, löste der Tod nach 16jährigem Bestande. Seit dieser Zeit war es mit seiner frohlaunigen Stimmung vorbei, die früher oft eine ganze Gesellschaft zu stürmischer Heiterkeit hinriß. Immer mehr versenkte er sich in Arbeit in seinem „mit Urväterhausrat geschmückten Redaktionsstübchen“. „Nur die rollenden Augen blieben ihm, womit er über die Brille hinweg jeden Neuling zu durchbohren schien und die doch gleich darauf den Verblüfften mit einer Fülle von Güte überstrahlten.“ (Holland, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 47, S. 203).

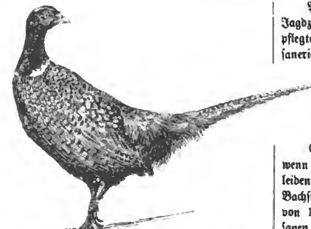
Die echten Talente suchte er nach Kräften zu fördern, und für die Not der Armen hatte er stets ein offenes Herz und offene Hand.

Die Feier seines 70. Geburtstages gestaltete sich zu einer großartigen Sympathiekundgebung für den energischen, zielbewußten Mann, an der hoch und nieder teilnahm, allen voran König Ludwig II. von Bayern, der ihn durch ein Handschreiben und durch Verleihung des Michaelsordens erster Klasse ehrte. Doch boten ihm diese Auszeichnungen keine rechte Freude mehr, ein schweres körperliches Leiden hatte seine Lebenskraft gebrochen, und am 29. Oktober 1877 setzte der Tod seinem Dasein ein Ziel.

In der Entwickelung der modernen Xylographie nimmt Kaspar Braun eine hervorragende Stelle ein. Max Schasler rühmt an seinen Arbeiten die feine Sorgfalt der technischen Ausführung und die große Freiheit im Strich, verbunden mit charakteristischer Schärfe des Ausdrucks. Und Karl Albert Regnet präzisiert (in der „Illustrierten Zeitung“ 1877, Nr. 1796) seine Verdienste nach dieser Richtung hin mit den Worten: „So war es Braun, dem die neuere deutsche Formschneidekunst jene markig-feste Handschrift verdankt, in welcher sich deutsches Gemüt und der aus diesem entquellende deutsche Humor ihren unverfälschten Ausdruck fanden.“ Damit ist auch schon dessen Tätigkeit als Herausgeber der „Münchener Bilderbogen“ und der „Fliegenden Blätter“ gekennzeichnet, die mit seinem gesamten Schaffen eine untrennbare Einheit bildet. Wenn wir zum Schluß noch jene Seite in dem Wirken dieses seltenen Mannes schärfer beleuchten wollen, die allgemeinste Würdigung fand, nämlich seine Bedeutung in der Geschichte der deutschen Karikatur durch Gründung der „Fliegenden Blätter“, so dürfen wir es mit freudigem Stolze gestehen, daß er als Bannerträger des unverwüstlichen Münchener Humors allen anderen weit vorausschritt, jenes goldigen, sieghaften Humors, um den uns nicht nur das Ausland, sondern ganz Deutschland beneidet.

Der Fasan in Bayern.

Von Franz Graf v. Pocci. (Schluß.)



Fasan. Vignette von E. Rosenfeld. Aus Poccis „Der Fasan in Bayern".

Zu den leidenschaftlichsten Jägern zählte Kurfürst Max Emanuel I. Allerdings ließ ihm der bewegte, ja tragische Verlauf eines großen Teils seiner Regierung wenig Zeit, sich mit dem bayerischen Weidwerk zu beschäftigen. Auch bei der Fasanenzucht finden wir anfänglich den unheilvollen französischen Einfluß. Wir erfahren aus den Rechnungen des Jahres 1704, daß ein französischer Fasanenmeister Louis Durien mit 300 fl. jährlich angestellt war. Erst im Jahre 1715 kehrte Max Emanuel wieder in sein armes Bayern zurück und lebte, als wollte er das Versäumte nachholen, fast ausschließlich der Jagd. Er machte in diesem Jahrzehnt eine für die damalige Zeit ganz enorme Strecke von 39665 Stück, darunter befanden sich 2357 Fasanen; übrigens hatte die österreichische Statthalterei während seiner Abwesenheit die Pflege der Wildparke nicht außer acht gelassen, denn Pocci notiert uns eine Rechnung vom 21. Januar 1710, wonach einem Grafen Marzin in Prag 414 fl. 24 kr. für gelieferte Fasanen gesendet wurden, welche zur Auffrischung der Zucht in den Gehegen eingesetzt wurden. Die beiden vorhandenen Fasanerien von Schleißheim und Moosach, das Gehege bei Wartenberg genügten Max Emanuel nicht, und er befahl die Anlage eines neuen Fasanengartens in der Hirschau und beim Aumeisterhaus, welcher sich seiner besonderen Fürsorge erfreute. Auch Hartmannshofen wurde zur Fasanerie eingerichtet, ebenso Perlach, das 1805 wieder einging, aber noch jetzt den Namen Fasanengarten trägt. In den Jahren 1716 bis 1718 entstand auch eine neue Fasanerie im verlängerten nördlichen Teile des Nymphenburger Parkes, der um diese Zeit auf Befehl des Kurfürsten erweitert und ausgeschmückt wurde, sowie ein eigener Fasanengarten für den Kurprinzen Karl Albrecht. Karl Albrecht übertraf in der Vorliebe für Luxus und Jagd seinen Vater. Rings um München entstanden kleine Jagdhäuser, das gelbe, das weiße, das grüne Haus, wo sich der Jagdtroß in prächtigen Uniformen und Gewändern zur Parforcejagd versammelte. Die Kurfürstin Amalia, selbst eine leidenschaftliche Jägerin, nahm an den Jagden lebhaften Anteil. Für sie wurde die in Nymphenburg ihren Namen tragende Amalienburg im Jahre 1734 erbaut.

Pocci sagt hierüber: „Dieser Pavillon wurde nur zu Jagdzwecken aufgeführt. Von der Galerie des Parkes aus pflegte die fürstliche Jägerin die aus der benachbarten Fasanerie aufgescheuchten Vögel im Fluge zu schießen. Sie war wohl die erste, welche den weidmännischen Schuß auf den streichenden Fasan einführte, denn bis dahin wurden die Vögel nur auf der Beize, fast ausschließlich beim Aufbauen, erlegt oder in Netzen gefangen.

Einen Weidmann von heute berührt es wohl seltsam, wenn er weiters liest, daß der Kurfürst als Jäger ein so leidenschaftlicher Schütze war, daß er auch „Fledermäuse", Bachstelzen und Finken schoß; so wird in einem Schußbuch von 1736 aufgeführt, daß er bei den Jagden außer 139 Fasanen auch 6 „Fledermäuse" und mehrere Kohlmeisen zur Strecke brachte.

Strenge Strafen wurden gegen die Wilddiebe ausgesprochen, bei gewerbsmäßigen war als erste Strafe das Abhauen der rechten Hand, als Rückfallstrafe der Strang gesetzt, bei Wiederholungen wurde ohne weiteren Prozeß das Aufhängen auf offener Straße angedroht. Überhaupt sollte der Wildfrevel als „malefizisch", also als peinlicher Straffall angesehen werden. Der Österreichische Erbfolgekrieg machte den Jagdfreuden Karl Albrechts ein Ende, die entsetzliche Erschöpfung des Landes durch die großen endlosen Kriege zwangen seinen Sohn Kurfürst Max Joseph III. zu äußerster Sparsamkeit, und nur die notdürftigste Summe wurde für die drei Fasanengärten bewilligt, welche sich nach dem Bericht des Oberjägermeisters Grafen v. Preysing in sehr schlechtem Stande befanden.

Auch die Komik fehlte nicht aus jener Zeit. Ein Protokoll vom 26. November 1754 beschuldigt den Landrichter von Dachau, Franz Xaver v. Steinheil, des Fasanenpirschens. Der Landrichter suchte sich mit allem Eifer von dem Verdacht des Fericidij. im fürstlichen Fasanengarten zu Moosach einige Fasanen geschossen und mit Rauch getötet zu haben, zu rechtfertigen. Sein Kollege, der Amtmann zu Neuhausen, Martin Sandwann, sprang ihm als Entlastungszeuge bei. Das Protokoll schließt mit der Bemerkung, „daß man wegen mangelnder Beweise die Sache beruhen lassen müsse, der Herr Landrichter aber in Zukunft scharf beobachtet werden soll."

Die Akten jener Zeit belehren uns auch über die Uniform der Fasanenmeister, welche ihnen vom Hof geliefert wurde: grüne Kleider mit silberbordiertem Kamisol, silberbordierte Hüte und Kuppel, Balandran (Regenmäntel) und Strümpfe.

Die in Sulzbach residierende herzogliche Linie hatte keinen Fasanengarten; bei den Akten befindet sich jedoch ein Schreiben eines Niederschlesiers, Christoph Ludwig Rau aus Sagan, der den Herzog Theodor Eustachius, Großvater Karl Theodors, um den Dienst als Fasanenjäger angeht. Pocci gibt den Wortlaut der Eingabe, und wir erfahren aus derselben die Herkunft eines heute noch üblichen, namentlich für Jagdhunde beliebten Namens, des Namens Tyras. Er berichtet: „Gleich nach Betrachtung der Landschaft ein plaz negst dem außer der statt aufgerichteten hoffgartten in die Augen gefallen, das ein Garten für zaumb vnd wilde fasannen mit leichten Kösten

errichtet werden kann. Er versteht auch rebhennen mit Treibzeug fangen, haabich zum Tyrasiren, dieses mit der perfection, kann auch stricken und zurichten von allerhand Gärner, besonders Treibzeug, wie wenig da zu Landen oder wohl gar kein Jäger wird gefunden werden; weiß auch den vorstehund auf Tyrasiren abzurichten und mit Fassanen vmbzugehen, und selbe zu zügen. Kann Raubzeugh, wie fur ybdtes, wihsl in einer Falle und lebendig darin kann gefangen, dann selbige nach Gestalt kann gebraucht und eine Lustbahrkeit gepflogen werdten." Die Antwort lautet: „Sulzbach 1719 wird zur prob für ein Rebhühnerfänger und Wärter angestellt." Bei dieser Probe ist es wohl geblieben.

Das Tyrassieren, „wie man auch Rephuener, Wachteln, Fasanen vnd andere Vögel mit einem Netz vnd einem Huendlen fahen sol", wird im Jahre 1582 beschrieben.

„Es ist auch ein Netz, Expegatorim genannt, vnd ist groß, mit welchen man Rephuener, Fasanen, Wachteln vnd andere Vögel mit einem Huendtlein, darzu abgerichtet, zu fahen pflegt. Wann dieser Hund spüret, daß viel Vögel vor ihm seyn, so bleibt er still stehen vnd sihet hinder sich seinen Herrn an, wedelt mit seinem Schwantz vnd also hiermit zu verstehen gibt, daß die Rephuener oder ander Vögel vorhanden seyen. Alsdann sol der Vogeler das Netz vmbziehen, vnd den Hund sampt den Vögeln bedecken vnd fangen. Es ist auch sonsten ein ander Netz, welches mit Staenglin aufgesetzet vnd stets offen ist, es ist auch klein, vnd für einen Mann allein, vnd so dann der Hund die Vögel, wie auch zuvor, findet, so sol man sie mit demselbigen Netz zudecken."

In großartigster Weise wurde die Fasanenjagd von den Fürstbischöfen in Bamberg, namentlich von den jagdlustigen Schönborns betrieben.

Bedeutende Summen für die Ausstattung seiner Fasanerien verwendete Kurfürst Karl Theodor. Während im Jahre 1782 hierfür vorgetragen sind 6230 fl., ist dieser Betrag sechs Jahre später, im Jahre 1788, bereits auf 11125 fl. gestiegen. Seinen Nachfolger Max Joseph ließen die politischen und kriegerischen Verwicklungen zu Beginn seiner Regierung weniger Zeit, sich mit der Jagd zu beschäftigen. Poccis Buch gibt uns hier eingehend Bericht über die Schicksale, welche die Fasanerien in den fränkischen Landesteilen, welche an die Krone Bayerns fielen, erlitten.

Zu Beginn des letzten Jahrhunderts wird das Auftreten von Seuchen unter den Vögeln gemeldet; nämlich von Leber- und Milzkrankheiten und Gallenruhr, durch welche der Bestand bedeutend gelichtet wurde. Aus dem Jahre 1838 meldet Pocci die Gründung der Fasanerien Weinpfing bei Stadtamhof und Rain bei Straubing durch den Fürsten Thurn und Taxis. Originell ist es zu vernehmen, wie zu diesem Zwecke die Fasaneneier aus Uhersko in Böhmen nach Niederbayern gebracht wurden. Sie wurden von einem verlässigen Holzhauer in einer Kiste von dort nach Rain über 100 Stunden weit getragen. Zur Kontrolle wurde der Mann noch von einem Forstgehilfen begleitet, dem vorher eine genaue Instruktion beigegeben ward.

Schweren Schaden brachte den Fasanen das Jahr 1848; man rechnete, daß nur in Plattling, im Jagdgebiet des Grafen Preysing, etwa 4000 Stück Fasanen abgeschossen wurden.

König Max II. widmete der Pflege der Fasanen große Aufmerksamkeit, und auch König Ludwig II., der zwar der Jagd wenig huldigte, wollte doch das Weidwerk, dieses traditionelle Wittelsbachervergnügen, nicht als Stiefkind behandelt wissen, und intensiv und zielbewußt wurde auf seine Veranlassung alles getan, die Fasanerien auf der gleichen Höhe zu halten. Das treffliche Buch schließt mit einer Darlegung des Zustandes der Fasanerien seit der Regierung Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten.

Was wir hier gaben, ist nur eine kleine Blütenlese aus dem interessanten Inhalt des trefflichen Werkes. Der sich an die Geschichte des Fasanen schließende naturhistorische Teil und insbesondere die sehr wertvollen Abhandlungen über die Krankheiten des Fasans und die mit größtem Erfolge begleiteten interessanten Versuche des Autors zur Bekämpfung derselben liegen außer dem Rahmen des „Bayerlands"; sie haben, wie bereits bemerkt, in den Fachschriften wohlverdiente, rühmendste Anerkennung gefunden.



Vorstehender Hund auf Fasanen.
Von Johann Elias Riedinger (1695—1767). Aus Poccis „Der Fasan in Bayern".

Die Leiden der Stadt Donauwörth während des Oesterreichischen Erbfolgekrieges (1742—45).

Nach den Berichten der Donauwörther Ratsprotokolle geschildert von J. Traber, Bibliothekar am Cassianeum in Donauwörth.

(Schluß.)

Weiters ist aus dem Protokolle vom 17. April zu entnehmen, daß die beiden französischen Infanterie-Regimenter „de Conte" und „Laßara" vor ihrem Abmarsch für den ganzen Monat April die Verpflegung bzw. Bezahlung, verlangten und da der Rat sich weigerte oder vielmehr außerstande war, Geld herbei zu schaffen, so wurde er 12 Stunden auf dem Rathaus in Haft behalten bis eine Anzahl Bürger etwa 1200 fl. zusammenschoffen, um die Dränger zu befriedigen. Die Franzosen befanden sich auf dem Rückzuge, da sie bei Pfaffenhofen an der Ilm eine Niederlage erlitten hatten. — Das Ratsprotokoll berichtet: „Den 18. April daraufhin in der Nacht marschierte die Pagage und die jenseits zwischen dem Lech und dem Donaustrom gestandene Regimenter zu Fueß und ainige zu Pferde über die Donaupruckhen durch Donauwörth und lagerten sich von selbiger Seithen, alß wolten sye yber Harburg Nördlingen zue marschiren. In der Statt Donauwörth aber bliben in diser Nacht und den 18. dito am heyl. Ostertag yber 1800 Mann ligent; thaten an diesem Tag ihre bey sich geführte etliche Canon, wie auch Munition, als da ist Pulver, Pley und andern Vorrath in die Donau werffen. Nicht weniger liessen sie Franzosen ihre Schiff-Pruckhen von Kupffer und Plech, neben dene Saillern, zerschlagen, zerhackhen und sovill sye kundten gleichfalls in das Wasser werffen. Entzwischen wurde das gemaine französ. Soldathen-Volckh, so in der Statt Donauwörth gelegen, ganz ungestimb und aufriehrisch, wolten mit Gewaldt das Rathauß plindern und stürmen unter dem Vorgeben, Gewehr wolten sye haben, so noch alda lege. Die Officier führten vor ersagtem Rathauß sogleich eine Grenadierwacht von 50 Mann auf, umb dises der rebellischen Soldathen Vorhaben zu verhindern. Es helffete aber alles nichts, sondern sye trungen 3 ganze Stundt lang 8 biß 900 Mann auf die Rathaußthür an, wurffen die mit blossen Degen entgegen gestandene Offizier und die gesambte Wacht ybern Hauffen, trungen mit völliger Gewalt in das Rathauß hinein, schlugen alle Thüren, Kisten und Kästen auf, nemen alles, was sye darinen gefunden, weckh; ergriffen auch die, in denen innern Gemächern verporgen geweste Scripturen, Büecher, Rechnungen, Documenta und Schreibereysachen nebst denen depositirt gewesten Geltern hinweckh, plinderten und raubten alles aus, was Gelt und Geltswerth hat gleich gesechen. Die Schrifften und Schreybereien warffens theils zu denen Fenstern uff die Gassen hinauß, also zwar, daß uf villen Original-Documenten die Soldathen mit Füessen umbgetretten; etliche Sachen seint von denen burgerlichen Persohnen wiederumben aufgeklaubt und zusamben gesuecht, das mehriste aber endlichen annoch von dem Stattschreiber salvirt und erhalten, doch aber von denen Soldathen villes in Grundt und Boden verderbt und zu nichten gemacht: Kurzumb es ist nicht zu beschreiben, wie von denen Franzosen in Donauwörth gehaust: zugleich auch von ihnen die Donauprudhen abgehaut und totaliter bey ihrem Abzug ruinirt und ins Wasser geworffen, beyneben denen Schiffleuthen die Schiff zerhackt und all derley Requisiten zu nichte gemacht und verderbt worden. Den 19. Aprill in der Nacht umb 2 Uhr haben sye Franzosen ihren Marsch, der vorher nacher Nördlingen gericht gewesen, geändert und seint widerumben durch Donauwörth zuruckh gegangen: haben ihren Marsch nacher Höchstatt genommen, solchergestalten, daß morgens gemelten 19. hujus zwischen 6 und 7 Uhr das lezte Regiment La Marck zur Statt hinaus marschirt. Die Krandhen haben sye nicht mit forth bringen können, mithin zuruckh gelassen. Daraufhin ist ungefehr gegen 9 Uhr von einem königl. hungar. Commando, ungefehr in die 200 Mann starckh, die Statt Donauwörth mit schwerem Betrohen aufgefordert, selbige in Beysein des churfürstl. Herrn Statt-Pflegs-Commissarii, Titl. Haiders, eingelassen und sogleich darin Posto gefaßt. Volglich verordnet worden, die Donaupruckhen so balten immer möglich zu machen und zu Beybehaltung der Passage dise in brauchbahren Standt zu stellen, woran auch von der Statt Tag und Nacht gearbeithet wird, wiewohlen an dem Holzwerckh und nötigen Requisiten ein grosser Mangl vorhanden ist. Wobey die Franzosen ein Magazin von ungefehr 6000 Ctr. Mell hinterlassen miessen; au glatt und rauher Fourage aber fast gar nichts."



Marder und Fasan. Aus Voccis „Der Fasan in Bayern". (Zu S. 616.)

Unter den Drangsalen des Krieges starb Kaiser Karl VII. am 20. Januar 1745 zu München. Der schwer geprüfte Fürst hatte nur ein Alter von 48 Jahren erreicht. Seinen Sohn und Nachfolger Max Joseph III. veranlaßte die trostlose Lage und das Elend seines Volkes mit Österreich Frieden zu schließen; am 22. April 1745 wurde der letztere auf dem Schlosse zu Füssen unterzeichnet. Der Kurfürst gab von dem Friedensschlusse dem Bürgermeister und Rate der Stadt Donauwörth durch nachfolgendes Schreiben Kenntnis:

„Von Gottes Gnaden Maximilian Joseph, in Ober- und Niedern-Bayern, auf der obern Pfalz Herzog, Pfalzgraf bey Rhein, deß heyl. Röm. Reichs Erz-Truchseß und Churfürst, dan in denen Landen des Rheins, Schwaben und Fränckh. Rechtens derzeit Vorsecher und Vicarius, Landgraff zu Leuchtenberg etc.

Unsern Grueß zuvor, Liebe Gethreue!

Nachdeme allbereiths zwischen Unnß und Sr. Königl. Majestät zu Hungarn etc. zu Erlöschung des obgeschwebten Kriegsfeuers ein würcklicher Friede geschlossen worden, alß wirdt Euch ein solches zu dem Endte hiermit eröffnet, damit ihr alsogleich in Angesicht diss verfüget, derentwegen Unseren gesambten Unterthanen zu deren Trost die Publication offentlich aufs Förderſambiste thuen zu lassen. Und wie nun bey so hergestelter widerumbigen Aussöhnung alle die von denen annoch in Unsern Landten zu Bayern und der obern Pfalz befündlichen Königl. Trouppen ausgeschribene und anbegehrte Contributiones, Brandschäzungen, Fourage-Liferungen und anders, wie sye immer Namen haben mögen, von Stund an obig geschlossner Pacification cessiret. Also auch habt ihr denen beriehrten Königl. Truppen an denen Contributions-Ausschreibungen auf deren etwan beschechente Anforderungen weder wenig noch vill ausvolgen oder verabreichen zu lassen und da auch dise allschon wider alles Vermuthen mitlß antrohenten Gualdthättigkheiten abbegehrt werden sollen, so habt Ihr ain und anderwegs zuruckzuhalten und es auf die Extremitet und Gualthättigkheiten würcklichen ankhommen zu lassen, wo Unnß ihr sothan bessern Fahls nicht nur allein diejenige, welche derley Executiones vornemen oder solche abordnen, sondern auch das Quantum des Abgenommenen ohne geringster Zeitverlust per aigene Pothen umbständig unterthänigst einzuberichten wisset. Dessen Wür Unnß gnädigst versehen. München, den 27. Apprill anno 1745. Ex Commissione Serenissimi."

Unter Trompetenschall verkündete nun am 16. Mai der Ratsprokurator Steinherr in den Straßen der Stadt den Abschluß des Friedens. Die ungarischen Truppen verließen am 26. desselben Monats die Stadt und traten unter dem Obrist von Waldegg ihren Marsch nach dem Rhein an. Bald nach ihrem Abzug erschien ein bayerisches Regiment zur Besatzung.

Wie schwer die Stadt während der drei Kriegsjahre gelitten hatte, geht aus einem vom Rate am 7. September desselben Jahres an den Kurfürsten abgegangenen Berichte hervor, worin ausgeführt wird, „daß . . . in denen vorpassirten verderblichen Kriegs- und zugleich eingerissenen Sterbszeiten bey alhiesiger Statt Donauwörth, wo der Krieg seinen Wohnsitz, dabey den Anfang wie auch Continuation und das Ende dermahlen solchergestalten gehabt und gemacht hat, daß nichts als lautter Kummer, Noth und Armueth, mithin das gänzliche Verderben der maisten Burger entsprossen, darbey sovill verursacht worden ist, daß mehr als 50 Bürgershäuser ohne Gewerb und Nahrung dermahlen unbewohnter und respect. öed vorhanden sein".

Da die verarmte Bürgerschaft nicht imstande war, die leer stehenden Häuser zu erwerben, so fand, wie aus den Ratsprotokollen dieser Zeit zu entnehmen ist, ein starker Zuzug von Fremden statt und damit eine Menge von Bürgeraufnahmen.

Von manchen Häusern war der Verkauf um den geringen Preis von 80 bis 150 fl. nur nach und nach möglich, so daß die darauf ruhenden Kapitalien nur zum geringen Teile gerettet werden konnten. Die Briefsprotokolle verzeichnen zahlreiche Darlehen aus den Stiftungen an Bürger in Beträgen von 5, 8, 10, 15, 18 fl. u. höher, die meistens zur Reparatur der schadhaften Wohnhäuser verwendet wurden. Der sonst wohlhabende Herrenschmied Strehle erhielt ein Darlehen von 6 fl. 2 kr. 5 Heller auf sein Haus versichert, wofür er einen Jahreszins von 18 kr. 1 Heller zu entrichten hatte. Das Briefsprotokoll des Jahres 1749 umfaßt 269 meist von solchen kleinen Darlehen angefüllte Folioblätter. Nur langsam besserten sich die Zustände, da die Stadt selbst mit großen Schulden belastet war, deren Verzinsung der Bürgerschaft schwer fiel.

Der Spuk in der Mühle.

Unterfränkische Sage. Illustriert von Rolf Winkler.

Mit Alp oder Alpdrücken bezeichnet man in der medizinischen Sprache das Gefühl des Erstickens während des Schlafes, das beim Erwachen sofort verschwindet und nur eine gewisse Abspannung hinterläßt. Es ist der niederste Grad des Somnabulismus und wird von den Kranken auf die verschiedenartigsten Traumbilder, wie Gespenster, verfolgende Tiere zurückgeführt. In Wirklichkeit beruht es auf nervöser jedoch physischer Veranlagung; sehr oft ist es durch eine zu reichliche oder schwer verdauliche Abendmahlzeit begründet. Dieser peinliche Zustand gibt der Sage reichen Stoff. Unsere Vorahnen suchten den Grund in einem den Menschen quälenden Nachtgespenst, das sich dem Schläfer auf die Brust setzte, ihn packe und würge und die Haare zerraufe; auch Pferde, die man morgens schweißbedeckt im Stalle fand, hatte der Alp geritten.

In den Hexenprozessen spielt das Alpdrücken eine große Rolle; die Hexe, welche es angeblich verübte, nannte man Drude. Viele Hunderte, ja Tausende büßten diesen Wahn mit ihrem Leben. Die

Sage nahm den Vorwurf mit besonderer Lebhaftigkeit auf und ersann die merkwürdigsten Geschichten.

Zu diesen zählt die Sage von der bösen Müllerin, von welcher Herrlein folgendes berichtet.

Auf einer Mühle im Spessart diente ein hübscher Bursche, namens Niklas. Er war treu und fleißig in seinem Geschäfte; die Sage betont das ausdrücklich — man weiß ja, daß die Müller oft schlechten Maßes halber vom Volke höchst mißtrauisch betrachtet wurden. Er war dabei unschuldig, fromm und gottesfürchtig. Seine hübsche Erscheinung hätte ihn zur Zierde des vornehmsten Hofes gemacht, und auch des Müllers Schwägerin, welche als reiche Witwe bei dem Bruder lebte, entbrannte für den jungen Burschen in heißer Zuneigung. Das arglistige Weib sann Tag und Nacht, wie sie den unschuldigen Burschen in den Netzen ihrer Verführung umgarnen könnte. Alle Schmeicheleien waren vergebens, Niklas blieb kalt wie ein Stein und ging als Sieger aus der Versuchung hervor. Da nahm das arglistige Weib ihre Zuflucht zu teuflischen Mitteln. Es kamen schlimme Tage für den armen Niklas; Tag und Nacht, auf Schritt und Tritt verfolgte ihn Geisterspuk. Bald grinsten ihm Molche und Schlangen aus allen Ecken entgegen, bald sah er sich im Kahn von giftigen Gewürm umzingelt, am ärgsten ging es ihm jedoch nachts, wenn er müde von der Arbeit ausruhen wollte. Da kam es bald als Bock, bald als Schwein, gemeinlich aber in Gestalt eines Rosses zur Kammer herein; warf sich ohne viele Umstände auf den armen Burschen und quälte und plagte ihn entsetzlich, oft bis zum andern Morgen. Es war kein Wunder, wenn Niklas in Schwermut verfiel und in kurzer Zeit so bleich und abgezehrt wie eine Leiche aussah. Da gab ihm Gott einen guten Rat. Nicht fern von der Mühle befand sich ein Klösterlein, dort wohnte ein frommer Mönch, welcher überall dafür bekannt war, daß er mit den Geistern umzugehen wisse. Dahin machte sich Niklas eines Tages auf den Weg, erzählte dem Pater sein Anliegen getreulich und bat ihn flehentlich, sein noch junges Leben zu retten. Der Mönch gab ihm den Rat, sobald sich der Geist wieder in Gestalt des Rosses bei ihm sehen lasse, sollte er einen Zaum bereit halten, alsogleich dem Rosse überwerfen, alsdann ungesäumt zum Schmiede des nächsten Dorfes reiten und das seltsame Rößlein beschlagen lassen. Das merkte sich Niklas wohl, legte sich ruhig zu Bett und den Zaum neben sich. Als nun das Roß wie gewöhnlich erschien, tat er so wie ihm der Mönch befohlen hatte. Das Roß ließ sich den Reiter gern gefallen und trug ihn in sausendem Galopp ins nächste Dorf zur Schmiede. Dem Meister Schmied kam es seltsam vor, noch um Mitternacht Arbeit zu bekommen, indessen waren die Hufe bald fertig und auch dem Rößlein trotz Bäumens und Sträubens fest aufgeschlagen. Und nun gings zurück im gleichen Galopp über Stock und Stein, daß die Funken stoben. Zu Hause brachte Niklas das Roß in den Stall, legte ihm zur Fürsorge etliche Ketten an und verriegelte die Tür aufs beste. Dann legte er sich nieder und schlief betend ein. Des anderen Morgens früh weckte die Bewohner der Mühle das herzzerreißende Klagegeschrei eines Weibes in dem Stalle. Da fand man des Müllers Schwägerin in Ketten gebunden, in ihrem Blute liegend, das aus Händen und Füßen quoll, schäumend vor Schmerz und Wut. Das böse Weib hatte ihre Strafe gefunden. Der Niklas aber ist von selber Stund wieder frisch und munter geworden.



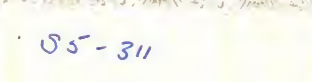
Kleine Mitteilungen.

Arbeitslöhne in alter Zeit. Als das Kapuzinerkloster zu Landshut im Jahre 1610 erbaut wurde, wurden folgende Löhne bezahlt: „Dem Maurermeister Pasquai sollen von jeder Craffter (so 5 Landshuter Werkschuh halten solle) Mauerwerkh für das Verwerfen: von 1 Stein dick 15 Kreuzer; für 1 1/2 Stein 22 Kreuzer, 2 Stein 28 Kreuzer, 2 1/2 Stein 35 Kreuzer und von 3 Stein dick 42 Kreuzer gegeben werden. Von den Zimmerleuten solle der Meister wechentlich 2 Gulden erhalten, der Geselle des Tages 13 Kreuzer; sollen arbeiten von der früh um 4 bis abends 7 Uhr."

Bayerisches oder württembergisches Bier. Bei der Anwesenheit König Ludwigs I. in Stuttgart stellte König Wilhelm ihm sein bestes Bier vor und fragte dann, wie es ihm schmecke. Ludwig besann sich einen Augenblick und erwiderte dann mit dem klassischen Hexameter: „Besser bei uns, wenn schlecht, als bei euch, wenn es gut ist." Also berichtet Prof. Dr. Sepp in seinem Ludwig Augustus.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Waltherstraße 10. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.

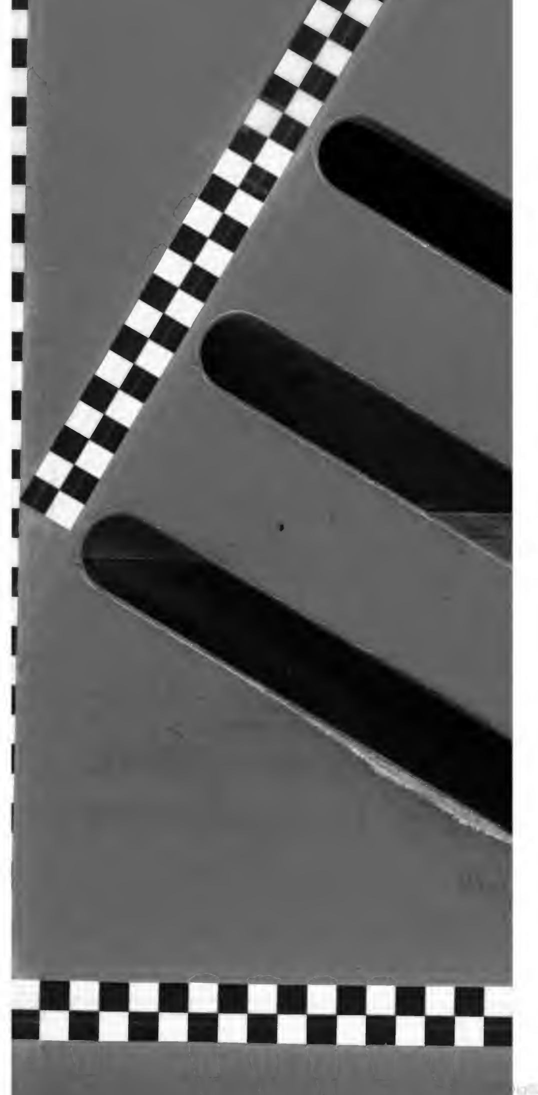



S5-311


UNIVERSITY OF CHICAGO
101 553 641


UNIVERSITY OF CHICAGO
101 553 641






UNIVERSITY OF CHICAGO
101 553 641


UNIVERSITY OF CHICAGO
101 583 641


UNIVERSITY OF CHICAGO
101 553 641